

MARKUS SCHIEGG

Act Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte

Intraindividuelle Variation
in Patientenbriefen (1850–1936)

1923

Und mit Hinblick für uns zur Anwesenheit 2 Ute
ist gar nicht mehr viel; 3 Stunden lang gut geschrieben ist.
Gesamtwortanzahl 120 Ute ist das viel. Bitte um
und nicht aus für den Brief sollten wir darüber
zufrieden sein. Ganz ganz auf einem Blatt mit
ganzem Satz ist geschrieben für jetzt mit unser
Jahre, und das ist ein sehr schöner und schöner
mit schöner so schöner schöner schöner schöner
hofft schöner. Und das schöner schöner schöner
also schöner schöner schöner schöner schöner
festhalten schöner schöner schöner schöner schöner
wird. Und schöner schöner schöner schöner schöner
hofft schöner schöner schöner schöner schöner

1. Eingetreten: 1923
Ausgetreten: 27. 8. 1925 in Tübingen

2. Eingetreten: 17. 11. 1925
Ausgetreten: 1. November 1928

3. Eingetreten: 10. Juli 1933
Ausgetreten: 17. 8. 1931

No. 2950

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



GERMANISTISCHE BIBLIOTHEK

Herausgegeben von
ROLF BERGMANN
und
CLAUDINE MOULIN

Band 75



MARKUS SCHIEGG

Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte

Intraindividuelle Variation
in Patientenbriefen (1850–1936)

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Unterstützung
des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst
(Elitenetzwerk Bayern)

Zugl.: Erlangen-Nürnberg, Friedrich-Alexander-Universität,
Habilitationsschrift, 2022

Umschlagbild
Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren,
Patientenakte Magdalena R. (kfb-2950)
(Vgl. dazu S. 54, Beispiel 33)

Universitätsverlag Winter GmbH
Dossenheimer Landstraße 13
D-69121 Heidelberg
www.winter-verlag.de

TEXT: © 2022 Markus Schiegg

GESAMTHERSTELLUNG: Universitätsverlag Winter GmbH, Heidelberg, 2022

ISBN (Hardback): 978-3-8253-4955-4

ISBN (PDF): 978-3-8253-8575-0

DOI: <https://doi.org/10.33675/2022-82538575>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer
Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen
4.0 International Lizenz.
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die
Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe)
wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere
Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Vorwort

Ein knappes Jahrzehnt nach der ‚Entdeckung‘ historischer Patientenbriefe im Archiv des Allgäuer Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren kann ich nun die zentralen Ergebnisse meiner Beschäftigung mit dieser vielfältigen, faszinierenden und oft auch bedrückenden, der Sprachwissenschaft jedenfalls bislang nahezu unbekanntem Textsorte vorlegen. Meine Arbeit an diesem Material haben zahlreiche Personen an unterschiedlichen Stationen begleitet und unterstützt.

Am Beginn steht das Bezirkskrankenhaus Kaufbeuren, dessen historische Quellen die Voraussetzung für diese Studie bilden. Die Befürwortung meiner Untersuchung und die unbürokratische Zugänglichmachung der ethisch sensiblen Patientenakten durch den ärztlichen Direktor PD Dr. Albert Putzhammer sind hoch anzurechnen. Meine dutzenden Archivbesuche über die Jahre hinweg erfuhren freundliche Unterstützung durch die Archivarinnen Dr. Petra Schweizer-Martinschek und Sandra Kohler. Die Existenz des Archivs selbst ist dem ehemaligen Verwaltungsleiter Erich Resch zu verdanken, dessen umfassendes Wissen zur Geschichte der Einrichtung mir sehr hilfreich war. Auf die Idee, überhaupt die Materialien dieses Archivs einzusehen, hat mich 2013 die Historikerin Dr. Maria Christina Müller-Hornuf gebracht.

Wissenschaftliche Unterstützung durfte meine Arbeit besonders von Prof. Dr. Nils Langer erfahren, der mich zu einem Feodor Lynen-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung an die University of Bristol einlud, wo ich zwei schöne und ertragreiche Jahre verbrachte (2014–16). Sehr profitieren konnte ich auch vom langjährigen Kontakt zu Prof. Dr. Stephan Elspaß, ohne dessen ‚Sprachgeschichte von unten‘ ich die hohe Relevanz der Patiententexte wohl gar nicht erkannt hätte. Prof. Dr. Mechthild Habermann danke ich nicht nur für ihre Unterstützung bei der Gründung meiner seit 2017 vom Elitenetzwerk Bayern großzügig geförderten Nachwuchsforschungsgruppe, sondern auch für ihre wissenschaftliche Begleitung meiner Arbeit und ihren großen persönlichen Einsatz für mein an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg angesiedeltes Forschungsprojekt, das dort ideale Bedingungen genießen kann.

Für die kontinuierliche Erweiterung des mittlerweile über viertausend Patiententexte umfassenden Korpus, Hilfe bei statistischen Auswertungen und Visualisierungen, inhaltliche Hinweise und Korrekturlesungen danke ich den Doktoranden meiner Arbeitsgruppe, Franziska Eber-Hammerl, Christina Eichhorn-Hartmeyer, Monika Foldenauer, Sabrina Freund, Katharina Gunkler-Frank und Julian Mader. Dazu trugen ebenfalls die studentischen Hilfskräfte bei: Amalia Fuchs, Carima Jekel, Stephanie Kamm, Corinna Köhler, Regina Meyer, Vera Schiller und Judith Willberg. Auch die Praktikantinnen Lydia Aldridge, Chiara Madonna und Martina Sferrago lieferten wertvolle Beiträge zum Projekt. Besonders verdienstvoll war Anna Pfäffles zeitintensive Unterstützung bei der Annotation von Nähe- und Distanzmerkmalen in den Patientenbriefen und der Optimierung der

Analyseprozesse. Weitere Korrekturlesungen verdankt die Arbeit Maximilian Schreiegg und Dr. Anke Sczesny.

Nicht einzeln genannt werden können die zahlreichen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Kontakte, die das Historical Sociolinguistics Network angestoßen hat. Dessen Konferenzen und Sommerschulen boten nicht nur eine willkommene Abwechslung vom Alltagsbetrieb, sondern ermöglichten meinen Studien auch Anschlüsse an die internationale Forschung. Die Jahreskonferenz von 2021, *Intra-Writer Variation in Historical Sociolinguistics*, richteten wir in Erlangen direkt zum Thema der Nachwuchsforschungsgruppe aus, was dieser Arbeit noch finale Impulse geben konnte. Daneben prägten auch meine weitere wissenschaftliche Heimat in der althochdeutschen Glossenforschung und insbesondere die Zusammenarbeit mit Dr. Oliver Ernst und Prof. Dr. Andreas Nievergelt diese Untersuchung.

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2021/22 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg als Habilitationsschrift angenommen und für die Drucklegung geringfügig überarbeitet. Ich danke meinen Fachmentoren Prof. Dr. Mechthild Habermann, Prof. Dr. Silke Jansen und Prof. Dr. Stephan Elspaß für die wissenschaftliche Unterstützung dieses Projekts und ihre hilfreichen Gutachten, von deren Anregungen diese Studie deutlich profitieren konnte. Ebenso nützlich waren die konstruktiven Hinweise der externen Gutachten von Prof. Dr. Jürg Fleischer und Prof. Dr. Nils Langer.

Für die Aufnahme der Arbeit in die Germanistische Bibliothek danke ich Prof. Dr. Rolf Bergmann und Prof. Dr. Claudine Moulin sowie dem Winter-Verlag, besonders Sarah Bohn, für die professionelle Betreuung bei der Veröffentlichung der Arbeit. Diese konnte dank der Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst (Elitenetzwerk Bayern) und der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg gleichzeitig in Print und als Open Access-Version erscheinen, sodass sie auch frei zugänglich auf der Verlagshomepage verfügbar ist.

Erlangen, im Juni 2022

Markus Schiegg

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Motivation	1
1.2	Ziele	2
1.3	Vorgehensweise	4
2	Forschungsrahmen, Desiderate und methodologische Überlegungen	7
2.1	Intraindividuelle Variation	7
2.2	Historische Soziolinguistik	16
2.3	Briefe als Quellen historischer Nähe- und Distanzsprachlichkeit	28
2.4	Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert und im Anstaltskontext	34
2.5	Einflüsse von Erkrankungen auf Schrift und Sprache	61
2.6	Ethische Bewertung der Untersuchung von Patiententexten	70
3	Datengrundlage: Historische Patiententexte	77
3.1	Historische psychiatrische Diskursdomänen	77
3.1.1	Stellung der Diskursdomänen in der Forschung	79
3.1.2	Die drei Diskursdomänen in der Forschung zu Kaufbeuren-Irsee	81
3.2	Archivierung und Erschließung von Patiententexten	87
3.2.1	Stand der Dinge in den Archiven	88
3.2.2	Erschließung von Patiententexten aus Kaufbeuren-Irsee	92
3.2.3	Aufbau von Patientenakten	116
3.3	Historische Patiententexte	122
3.3.1	Religiosität als Element von Patiententexten	124
3.3.2	Patientenbriefe: Briefe von und an Patienten	127
3.3.3	Lebensgeschichten	138
3.3.4	Schriftproben	151
3.3.5	Indirekte Zeugnisse: Patientenstimmen in ärztlichen Texten	176
4	Methodologie	189
4.1	Erfassung sprachlicher Flexibilität zwischen Briefen	189
4.1.1	Operationalisierung von Nähe und Distanz	189
4.1.2	Anpassung an nahe- und distanzsprachliche Patientenbriefe	199
4.1.2.1	Konzeptionelle Profile im Nähe-Distanz-Raum	199
4.1.2.2	Berücksichtigung sprachlicher Ebenen	203
4.1.2.3	Der Faktor Regionalität	208
4.1.2.4	Der Faktor Intentionalität	214
4.1.2.5	Einführung einer Gewichtung nach Merkmalsgröße	217
4.1.2.6	Einführung makrostruktureller Kategorien	220

4.1.3	Überarbeitetes Modell für Nähe-Distanz-Analysen	231
4.1.4	Anwendung des Modells in der Praxis	250
4.2	Schreiberauswahl für die Nähe-Distanz-Analysen	255
4.3	Methoden für Detailanalysen zur intraindividuellen Variation	261
4.3.1	Intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten	261
4.3.2	Diachrone Veränderungen im individuellen Sprachgebrauch	270
5	Validierung des Nähe-Distanz-Modells	273
5.1	Relevanz und Vorgehensweisen der linguistischen Validierung	273
5.2	Datengrundlage: Die Briefe des Tagelöhners Martin B.	275
5.2.1	Martin B.: Kontexte und Schreibaktivität	276
5.2.2	Schreiberhände und Textgenesen	283
5.3	Variablenanalyse	292
5.3.1	Auswahl und Definition graphematischer Variablen	293
5.3.2	Ergebnisse der Variablenanalyse	300
5.4	Nähe-Distanz-Analyse bei Martin B. im Vergleich	305
5.4.1	Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analyse	305
5.4.2	Vergleich mit der Variablenanalyse	309
5.4.3	Vergleich mit den nicht-autographen Briefen	312
5.5	Zwischenbewertung	318
6	Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analysen: Variation zwischen Einzeltexten	321
6.1	Schreiberübergreifende Ergebnisse	321
6.1.1	Schreiberprofile im Nähe-Distanz-Raum	321
6.1.1.1	Darstellung der Profile	321
6.1.1.2	Typisierung der Profile	325
6.1.2	Diastratik: Der Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf	328
6.1.3	Diaphasik: Briefftypen im Nähe-Distanz-Raum	331
6.1.4	Diatopik: Regionalität	335
6.1.4.1	Regionalität im Nähe-Distanz-Raum	335
6.1.4.2	Regionalität und Diastratik bzw. Diaphasik	337
6.2	Intraindividuelle Variation: Konzeptionelle Profile im Detail	340
6.2.1	Näheschreiber	340
6.2.1.1	Tagelöhner Martin B. (kfb-1621) mit Ehefrau	341
6.2.1.2	Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844)	344
6.2.1.3	Bierbrauersfrau Katharina W. (kfb-35)	348
6.2.2	Nähe-Distanz-Schreiber	351
6.2.2.1	Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950)	351
6.2.2.2	Bauerstochter Maria Cleopha G. (kfb-2827)	355
6.2.2.3	Dienstmagd Maria E. (kfb-2817)	360
6.2.2.4	Schuhmachermeister Cosmas R. (kfb-2108)	367
6.2.2.5	Lehrling Hans A. (kfb-80)	371

6.2.2.6	Zugeherin Caritas S. (kfb-1276)	375
6.2.2.7	Familie P.: Kutscher Vitus (kfb-1901), Maurer/Musiker Andreas (kfb-1728) sowie Bruder und Vater	378
6.2.2.8	Zimmergeselle Johannes G. (kfb-1623)	388
6.2.2.9	Mahlknecht Georg S. (kfb-1763)	392
6.2.2.10	Schäfflerstochter Karolina H. (kfb-846) mit Schwester .	398
6.2.2.11	Privatiersfrau Louise M. (kfb-427)	403
6.2.2.12	Zimmermannstochter Anna H. (kfb-120) mit Mutter . .	408
6.2.2.13	Ingenieursgattin Mathilde W. (kfb-2871)	416
6.2.2.14	Privatiere Anna S. (kfb-2325)	422
6.2.3	Distanzschreiber	426
6.2.3.1	Buchhalter Georg B. (kfb-966)	426
6.2.3.2	Kunstmaler Albert R. M. (kfb-3796)	432
6.2.3.3	Accessist Friedrich von M. (kfb-102) mit Freundin . . .	436
6.2.3.4	Kreis-Kassa-Kontrolleur Ignaz L. (kfb-1145)	444
6.3	Zwischenbewertung und Desiderate	450
7	Intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten	453
7.1	Sprachliche Kreativität: Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch .	453
7.2	Zunahme von Appellen im Textverlauf	472
7.3	Abnahme von Konzentration im Textverlauf	482
8	Diachrone Veränderungen im individuellen Sprachgebrauch	495
8.1	Individuell bedingte diachrone Veränderungen	495
8.1.1	Sprachliche Veränderungen gegen Lebensende	496
8.1.2	Sprachliche Veränderungen in anderen Lebensphasen	503
8.2	Gesellschaftlich bedingte diachrone Veränderungen	508
8.2.1	Einfluss von außen: Orthographische Normierung	508
8.2.2	Einfluss von innen: Wandel in der psychiatrischen Lexik	518
9	Zusammenfassung und Perspektiven	529
9.1	Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse	529
9.2	Fortschritte, Erkenntnisgewinn und Perspektiven für die Forschung	542
A	Übersichten zu Patiententexten	547
B	Verzeichnisse und Register	557
B.1	Abbildungsverzeichnis	557
B.2	Tabellenverzeichnis	559
B.3	Abkürzungsverzeichnis	561
B.4	Literaturverzeichnis	562
B.5	Archivquellen: Patientenaktenregister	604

1 Einleitung

1.1 Motivation

Variation ist eine zentrale Eigenschaft natürlicher Sprachen. Jede Person ist in der Lage, im Rahmen ihrer sprachlichen Möglichkeiten flexibel zu agieren, den individuellen Sprachgebrauch also an unterschiedliche Situationen und Adressaten anzupassen und dabei auch mit dem gezielten Einsatz sprachlicher Mittel die jeweiligen Kontexte selbst mitzugestalten (vgl. Macha 1991). Derartige Erkenntnisse zu intraindividuellem Variation sind wesentlicher Bestandteil moderner sozio- und variationslinguistischer Arbeiten, wurden bislang allerdings kaum systematisch und in umfassenderer Form in die Sprachgeschichte übertragen. Wir wissen also nicht, wie flexibel historische Schreiberinnen und Schreiber in ihren Texten waren, innerhalb welcher sprachlichen Möglichkeitsräume sie sich bewegten und wie sich unterschiedliche Schreibroutinen diesbezüglich auswirkten.

Hier setzt die vorliegende Arbeit an. Ihr geht ein außergewöhnlicher Archivfund voran, der sich als Glücksfall für eine Untersuchung zur intraindividuellen Variation in der jüngeren Sprachgeschichte erwiesen hat und gleichzeitig noch einige weitere Perspektiven eröffnet: historische Texte, insbesondere Briefe, von Patientinnen und Patienten psychiatrischer Anstalten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sowie ihrer Angehörigen, zum großen Teil von Personen mit einfacher Schulbildung und schriftfernen Berufen.

Das Besondere an diesen Quellen ist dreierlei: Zunächst bildet deren ungewöhnliche Herkunft von – nach damaligen Kriterien – psychisch erkrankten Personen keineswegs eine Einschränkung, sondern erlaubt vielmehr eine Erweiterung des Untersuchungsgegenstands um gesellschaftlich marginalisierte Personen, deren Stimmen bislang in keiner sprachwissenschaftlichen Arbeit gehört wurden. Darunter finden sich Texte von Personen der untersten sozialen Schichten wie Tagelöhner, Fabrikarbeiter und ehemalige Gefängnisinsassen, und auch von zahlreichen Frauen, deren Überlieferungsquellen meist rar sind (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 26). Zudem ist der schiere Umfang des Materials als außergewöhnlich zu bewerten, indem in einzelnen Archiven oftmals mehrere tausend dieser Texte überliefert sind; insbesondere bei Langzeitpatienten finden sich teils dutzende Briefe von Einzelschreibern und daneben Lebensgeschichten, Schriftproben und weitere Textsorten, was vielfältige Forschungsperspektiven zur intraindividuellen Variation eröffnet. Schließlich sind die Texte, zumindest die aus deutschsprachigen Anstalten, immer in die Krankenakten der jeweiligen Patienten eingebettet. Diese berichten nicht nur über die vermutete Entstehung der Erkrankung und die Entwicklung des Gesundheitszustandes, sondern informieren meist auch ausführlich über die sozialen Hintergründe der Personen. Dabei gehen sie auf deren Biographie, familiäre und sozioökonomische Verhältnisse sowie oft auch auf den Bildungsgrad ein.

Einschränkungen, die ansonsten in der Regel bei der sprachwissenschaftlichen Arbeit mit historischen Quellen vorliegen und zu Labovs bekannter Aussage von „making best

use of bad data“ (Labov 1994: 11) geführt haben, sind hier also größtenteils aufgehoben. Dies bietet vielversprechende Voraussetzungen für eine Studie im Bereich der historischen Soziolinguistik und für einen individuenzentrierten Ansatz, der von den reichhaltigen kontextuellen Informationen nur profitieren kann. Dennoch besitzen die Daten auch ihre eigenen Herausforderungen, denen sich die vorliegende Arbeit stellen muss. Hier ist die ethische Brisanz dieser Quellen zu nennen, deren Verwendung ursprünglich nicht für Außenstehende vorgesehen war und die sich prinzipiell noch immer im Rahmen der ärztlichen Schweigepflicht befinden. Sie verbieten damit jeden voyeuristischen Blick. Zudem führt ihre weitgehende Unbekanntheit in der Sprachwissenschaft und die bislang nur exemplarische Beschäftigung mit Patiententexten in der Geschichtswissenschaft in Kombination mit den enormen Überlieferungsmengen zu einer völligen Unübersichtlichkeit des vorhandenen Quellenmaterials. Zur Überlieferungslage dieser Textsorten existiert keinerlei Überblick und deren Zugänglichkeit für die Forschung ist, auch wegen der ethischen Problematik, oftmals mit Hindernissen verbunden.

1.2 Ziele

Das Vorhaben, intraindividuelle Variation in historischen Patiententexten aufzudecken, lässt sich in vier aufeinander aufbauende Teilziele untergliedern:

1. *Philologisches Ziel*: Da es sich bei diesen Texten um bislang kaum beachtete Daten handelt, muss den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen eine Quellenkritik vorangehen, welche die historischen Entstehungsbedingungen und die heutige Archivierung der Quellen vorstellt. Darauf aufbauend wird eine eigene Erschließung dieser Texte durchgeführt.¹ Ebenfalls erforderlich ist eine Klassifikation der typischen von den Patienten verwendeten Textsorten in ihren spezifischen Entstehungskontexten, die teilweise eng an die Interessen der zeitgenössischen Ärzte geknüpft sind, denen nicht nur die Aufbewahrung und Kommentierung, sondern manchmal auch Impulse zur Entstehung dieser Texte zuzuschreiben sind. Eine sorgfältige Rekontextualisierung dieser Überlieferungsformen ist Voraussetzung dafür, den Quellenwert der Patiententexte für die Sprachwissenschaft im Allgemeinen sowie für die Erkenntnisinteressen dieser Untersuchung im Speziellen beurteilen zu können. Ebenso ist sie Grundlage für eine informierte Auswahl und Bewertung des Analysematerials aus der Vielfalt der überlieferten Daten. Durch die philologische Beschäftigung mit neuartigen Quellenfunden leistet die Arbeit einen Beitrag zur

¹ Die Arbeit an historischen Patiententexten wurde durch Forschungsmittel der Universität Augsburg (2013), ein Feodor Lynen-Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung an den Universitäten Bristol und Augsburg (2014–17) und durch das Elitenetzwerk Bayern im Rahmen der Nachwuchsforschungsgruppe *Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte* (2017–23) an der FAU Erlangen-Nürnberg gefördert.

mittlerweile verstärkt geforderten „Re-Philologisierung‘ der Sprachgeschichtsforschung“ (Fleischer 2014: 368).²

2. *Methodologisches Ziel:* In der Historischen Soziolinguistik bildet intraindividuelle Variation bislang ein Forschungsdesiderat. Die spärlichen Datengrundlagen und das damit einhergehende mangelnde Forschungsinteresse haben dazu geführt, dass es kaum umfangreichere Untersuchungen in diesem Bereich gibt. Somit hat die vorliegende Arbeit auch bei der Entwicklung von Methoden Grundlagenarbeit zu leisten, um intraindividuelle Variation in historischen Texten systematisch zu erfassen. Dabei sollen auch Methoden entwickelt werden, um bislang nur theoretisch postulierte Zusammenhänge zwischen den Varietätendimensionen und dem Nähe-Distanz-Kontinuum empirisch zu überprüfen. Die angestrebte Vorgehensweise soll durch quantitative Analysen Generalisierungen ermöglichen, aber dabei immer offen bleiben für qualitative Beobachtungen zum individuellen sprachlichen Handeln der Einzelschreiber.
3. *Variationslinguistisches Ziel:* Die entwickelten Methoden sollen auf die Texte mehrerer Schreiberinnen und Schreiber angewandt werden, um Formen und Funktionen sprachlicher Flexibilität bei diesen zu erfassen. Ziel dabei ist es zunächst, rein auf den sprachlichen Daten und Analysen basierend eine Differenzierung der Schreiber in mehrere Typen durchzuführen und zu überprüfen, ob diese mit außersprachlichen Faktoren korrelieren. Dies soll nicht nur rechnerisch erfolgen, sondern auch mittels Visualisierungen, welche die jeweiligen sprachlichen Möglichkeitsräume der Einzelschreiber sichtbar und vergleichbar machen. Intraindividuelle Variation soll dabei auf mehreren sprachlichen Ebenen, sowohl zwischen unterschiedlichen als auch innerhalb von Texten, sowohl synchron als auch diachron, betrachtet werden.
4. *Sprachhistorisches Ziel:* Mit den historischen Patiententexten macht diese Untersuchung die Sprachgeschichtsforschung auf Textsorten aufmerksam, die auch in Arbeiten zum Forschungsansatz einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ (Elspaß 2005a) bislang nicht bekannt waren. Die neu erschlossenen Texte bilden nicht nur einen quantitativen Gewinn an zusätzlichen Quellen unroutinierter Schreiberinnen und Schreiber, sondern gleichzeitig auch einen Zugriff auf die Schriftlichkeit von Personen sozialer Gruppen, die bislang völlig marginalisiert waren, nicht nur in der damaligen Gesellschaft, sondern auch in der sprachhistorischen Forschung. Der

² Vgl. auch Salmons (2018: 390) persönliche Sicht: „Early in my career I heard philology being derided, among other reasons, for being a ‚Hilfswissenschaft‘ [...]. But philology has now become a hip area of research, thanks in part to fresh connections to and anchoring in various subfields of linguistics, from historical phonology to historical sociolinguistics [...]. At the same time, philology helps us secure a more solid empirical foundation for historical linguistic research.“ Auch Moulin (2020: 337) beobachtet eine „Rückkehr des Forschungsdiskurses zu den Quellen und deren Materialität“. Vgl. Oesterreicher (2014) zur Geschichte der Philologie und ihrer Verbindung zur Sprachwissenschaft.

Einbezug von Patiententexten in eine wissenschaftliche Arbeit erlaubt damit die Etablierung einer ‚inkluisiven‘ Sprachgeschichte. Die untersuchten Patienten und ihre Angehörigen bilden gleichzeitig auch einen breiten Querschnitt der damaligen Bevölkerung ab, vom Dienstmädchen und Tagelöhner hin zum höheren Beamten und Adelligen. Der Ausgangspunkt vom Individuum soll dabei sprachliche Möglichkeitsräume historischer Schreiberinnen und Schreiber in den Fokus rücken und mit dem Konzept der ‚Flexiblen Schreiber in der Sprachgeschichte‘ die germanistische Sprachgeschichtsforschung stärker als bisher mit der Variations- und Soziolinguistik verknüpfen.

1.3 Vorgehensweise

Aus den skizzierten Zielen ergibt sich folgender Aufbau der Untersuchung:

- *Kapitel 2* erarbeitet an den Forschungsrahmen der intraindividuellen Variation und der Historischen Soziolinguistik die Desiderate und die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisinteressen, die an das Untersuchungsmaterial herangetragen werden sollen und können. Dabei erfolgen bereits methodologische Grundlegungen zur Frage, wie das besondere Potential von Briefen zur Analyse intraindividuelle Variation im Rahmen konzeptioneller Nähe und Distanz nach Koch & Oesterreicher (1985) nutzbar gemacht werden kann. Voraussetzung für das Vorhandensein dieser Texte ist der Bildungsaufschwung des 19. Jahrhunderts, dessen historische Kontexte in Bayern dargestellt werden. Auch die Rolle der Schriftlichkeit und Möglichkeiten der Weiterbildung im Anstaltskontext werden anhand historischer Quellen und metasprachlicher Äußerungen von Patienten zusammengestellt. Grenzen der Arbeit, insbesondere hinsichtlich patholinguistischer Fragestellungen, kommen ebenso zur Sprache wie die ethische Bewertung einer Untersuchung von Patiententexten.
- *Kapitel 3* bildet das philologische Fundament der Arbeit. Es bettet zunächst die Patiententexte in den Kontext der historischen psychiatrischen Diskursdomänen ein, stellt die archivalische Überlieferung von Patiententexten vor und präsentiert die Ergebnisse der eigenen Erschließungsarbeit im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren im Allgäu, das sich hinsichtlich der Überlieferung von Patiententexten als besonders ergiebig erwiesen hat. Somit werden überwiegend, aber nicht nur, Texte von dort für die Untersuchungen der vorliegenden Arbeit herangezogen. Ein Großteil der überlieferten Quellen lässt sich typischen Textsorten zuordnen, die hinsichtlich ihrer Entstehungskontexte, Funktionen und zentralen Merkmale vorgestellt werden: Briefe, Lebensgeschichten, Schriftproben und indirekte Zeugnisse in Form wiedergegebener Patientenstimmen in ärztlichen Texten. Im Fokus steht hierbei die sprachwissenschaftliche Relevanz der einzelnen Textsorten insbesondere hinsichtlich Fragen zur intraindividuellen Variation.

- *Kapitel 4* entwickelt Methoden zur Untersuchung unterschiedlicher Formen von intraindividuelle Variation in den Patiententexten. Dabei orientiert sich die Arbeit an den Möglichkeiten und Grenzen, die das überlieferte Material vorzeichnet. Somit wird hier das besondere Potential und die große Überlieferungsmenge von Briefen nutzbar gemacht, deren relativ feste Struktur eine Vergleichbarkeit untereinander vereinfacht und dabei auch systematische Subdifferenzierungen insbesondere hinsichtlich unterschiedlicher Adressatentypen erlaubt. Zur Operationalisierung werden in Anlehnung an Ágel & Hennig (2006) etwa hundert historische Merkmale der Nähe und Distanz auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen ermittelt. Deren spezifische Frequenz führt bei jedem analysierten Brief zu einem Nähe- und Distanzwert, woraus dann das konzeptionelle Profil der einzelnen Schreiber bestimmt werden kann. Zur Untersuchung ausgewählt werden 191 Briefe von 28 Schreiberinnen und Schreibern, überwiegend Patientinnen und Patienten, aber auch einige ihrer Angehörigen. Neben Methoden zur Analyse von Variation zwischen den einzelnen Texten werden in diesem Kapitel auch Vorgehensweisen zur Analyse intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten und in der Diachronie vorgestellt.
- Bevor die empirische Untersuchung an mehreren Schreibern durchgeführt wird, validiert *Kapitel 5* das zuvor entwickelte Modell zur Analyse von Nähe- und Distanzsprachlichkeit mittels einer Methodentriangulation. An einem exemplarischen Schreiber mit recht umfangreicher Überlieferung und komplexen Formen der Textgenese werden die Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analyse mit den Resultaten einer methodisch anders gelagerten, quantitativen Variablenanalyse mit graphematischen Variablen abgeglichen.
- *Kapitel 6* stellt die Ergebnisse zur intraindividuellen Variation zwischen Einzeltexten vor, die auf den Nähe-Distanz-Analysen basieren. Diese werden zunächst quantitativ und schreiberübergreifend präsentiert, indem die aus den Nähe- und Distanzwerten erstellten Schreiberprofile im Nähe-Distanz-Raum verortet werden. Auf der Basis ihrer Positionierung in diesem Raum erfolgt eine Typisierung in Näheschreiber, Nähe-Distanz-Schreiber und Distanzschreiber. Dabei werden Zusammenhänge von Nähe und Distanz mit den drei Varietätendimensionen Diastratik, Diaphasik und Diatopik untersucht, die *Varietätenkette* (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595) wird also empirisch überprüft. Anschließend wird jedes Schreiberprofil im Detail vorgestellt. Unter Rückgriff auf die individuellen Kontexte der Schreiber, vor allem deren Schreibbiographien und Erkrankungen, werden die Struktur der jeweiligen Schreiberprofile und die Verteilung der Nähe- und Distanzmerkmale in den verschiedenen Briefen qualitativ und vergleichend erörtert.
- *Kapitel 7* fokussiert auf die Ebene des Einzeltextes und führt bei ausgewählten, bereits zuvor behandelten Schreibern Detailanalysen zur intraindividuellen Variation innerhalb von Briefen durch. Im Konkreten geht es dabei um Ausdrucksformen sprachlicher Kreativität in Form von Codeswitching und poetischem Sprachge-

brauch, um die Zunahme von Appellen und schließlich die Abnahme von Konzentration im Textverlauf.

- *Kapitel 8* präsentiert die Ergebnisse zur diachronen intraindividuellen Variation. Diese kann einerseits individuell (psychisch und/oder somatisch) bedingt sein, indem Alter, Krankheit und andere Stimmungslagen die Textproduktion beeinflussen. Andererseits kann sich hier auch gesellschaftlich bedingter Sprachwandel widerspiegeln. Dies wird an einem Beispiel der orthographischen Normierung und einer Substitution in der psychiatrischen Lexik analysiert.
- *Kapitel 9* fasst die Ergebnisse der Arbeit zusammen.
- *Anhang A* stellt die Ergebnisse eigener Erhebungen und Publikationen zu historischen Patiententexten zusammen; *Anhang B* liefert Verzeichnisse und Register.

Hinweise zur Zitierweise, zu Hervorhebungen und zum Sprachgebrauch:

- Kurze Zitate aus den Primärquellen stehen im laufenden Text in doppelten Anführungszeichen. Längere Texte und Textstellen aus den Primärquellen sind eingerückt und durchnummeriert. Die Transkription erfolgt buchstaben- und zeichengetreu. Zeilenumbrüche werden nur bei längeren Abschnitten nachgeahmt. Bei undatierten Quellen wird auf Grund äußerer Faktoren (z. B. die Zeit des Anstaltsaufenthalts) eine zeitliche Eingrenzung vorgenommen, der ein *ca.* vorangestellt wird.
- Unterstreichungen und Schriftartenwechsel der Primärquellen werden wiedergegeben. Kurrentschrift erscheint in Normalschrift, lateinische Schrift in Kursivdruck. Fettdruck zeigt Hervorhebungen von mir an.
- Aus Patientenakten wird zitiert, indem der Patientename (Vorname und auf den ersten Buchstaben gekürzter Nachname; vgl. dazu Kap. 2.6), das Kürzel der ehemaligen psychiatrischen Anstalt (z. B. kfb = Kaufbeuren-Irsee; vgl. Anhang B.3) und die Aktennummer angegeben werden. Bei Berufs- oder Standesbezeichnungen der Patienten erfolgt keine Modernisierung, sondern der Quellenbegriff wird verwendet (z. B. Accessist Friedrich von M.). Das Patientenaktenregister in Anhang B.5 liefert Details zur Archivierung der jeweiligen Akten und erlaubt einen Überblick zu allen in der Arbeit zitierten Patientenakten.
- Hervorhebungen und objektsprachliche Beispiele werden durch Kursivdruck gekennzeichnet. Handelt es sich bei den Beispielen um direkte Zitate aus den Primärquellen, so gelten die ersten beiden Punkte. Einfache Anführungszeichen umschließen Bedeutungsangaben, Kategorien von Modellen und innere Zitate.
- Aus platzökonomischen Gründen verwende ich bei Personenbezeichnungen meist das generische Maskulinum und meine dabei Personen jeglichen Geschlechts. Schreiberinnen sind in den Analysen zahlenmäßig überrepräsentiert.

2 Forschungsrahmen, Desiderate und methodologische Überlegungen

2.1 Intraindividuelle Variation

Der individuenzentrierte Ansatz der vorliegenden Arbeit stellt intraindividuelle Variation ins Zentrum des Untersuchungsinteresses. Die linguistischen Konzepte zur intraindividuellen Variation sind jedoch recht heterogen, sodass zunächst die relevanten Voraussetzungen und das diesbezügliche Begriffsverständnis geklärt werden müssen, bevor daraus methodologische Überlegungen abgeleitet werden können. Hierfür stellt Abschnitt (a) unterschiedliche Formen intraindividuelle Variation vor, woraufhin Abschnitt (b) Bezüge der Soziolinguistik und Abschnitt (c) Verbindungen der Dialektologie zur intraindividuellen Variation herausarbeitet. Methodologisch relevant ist das in Abschnitt (d) thematisierte Bewusstsein für die Historizität intraindividuelle Variation und die in Abschnitt (e) diskutierte Unterscheidung von interindividueller Variation, was Voraussetzung ist für Abschnitt (f), die Untersuchung intraindividuelle Variation im Zeitverlauf.

(a) Formen intraindividuelle Variation

Die physiologischen Gegebenheiten der Sprachproduktion führen dazu, dass keine Äußerung vollständig identisch mit einer anderen ist.¹ Somit hat intraindividuelle Variation als universelles sprachliches Phänomen zu gelten. Sprachliche Variation nimmt je nach linguistischer Theoriebildung einen unterschiedlichen theoretischen Status ein, von einem akzidentellen und zu abstrahierenden Faktor im Kontext der strukturalistischen Linguistik bis hin zum Zentrum und Ausgangspunkt in der Sozio- und Variationslinguistik. Gerade in der Soziolinguistik ist jedoch eine deutliche Theorieabstinenz zu konstatieren (vgl. Maitz 2010: 8), die auch zur Folge hat, dass trotz der in den letzten Jahrzehnten zunehmenden Zahl an empirischen Untersuchungen zur intraindividuellen Variation keine soziolinguistisch fundierte, konsistente Theorie in diesem Bereich existiert. Dies spiegelt sich in terminologischen Ungenauigkeiten und Überschneidungen etwa bei den Konzepten *Register*, *Stil*, *diaphasische Variation*, *Repertoire*, *Möglichkeitsraum* etc. (vgl. im Detail Hernández-Campoy 2016: 33–36). Dabei wird intraindividuelle Variation in der Soziolinguistik oftmals mit funktionalisierter, stilistischer Variation gleichgesetzt (vgl. Schilling 2013: 327). Als Folge dessen wird, so bereits Häcki Buhofer (1998: 66), „funktionslose Variation [...] von der linguistischen Forschung wenig beachtet bzw. wohl in vielen Fällen im Laufe der Analyse funktionalisiert“.

¹ Vgl. dazu Hermann Pauls (1898: 51) Erklärung von Lautwandel mittels des Bildes eines Schützen, der nie exakt denselben Punkt des Ziels trifft. Abstraktion von den sich variierenden Sprachäußerungen ist dabei Voraussetzung für das Verständnis zwischen Sprecher und Hörer bzw. auch zwischen Schreiber und Leser.

Eine über die soziolinguistischen Verwendungsweisen hinausgehende Systematisierung der heterogenen Theorieansätze zur intraindividuellen Variation (IAV) erstellen Ulbrich & Werth (2021). Hierbei unterscheiden sie drei Domänen, *non-conditioned IAV*, *conditioned IAV* und *functionalised IAV*, die dynamisch zu verstehen sind und miteinander interagieren. Im Zeitverlauf können einzelne Phänomene auch ihre Zugehörigkeit zu einer der Domänen wechseln.²

Freie bzw. *non-conditioned IAV* betrifft sprachliche Variation, die unter maximal ähnlichen Bedingungen zutage tritt, also weder auf außersprachliche Faktoren wie den situativen Kontext noch auf innersprachliche Faktoren wie Kookkurrenzrestriktionen zurückgeführt werden kann. Diese Art der Variation wird in der Forschung teilweise weniger beachtet (vgl. König 2010: 497) bzw. sogar als Chimäre bezeichnet, deren Existenz lediglich auf die unvollständige Suche nach möglichen Einflussfaktoren zurückzuführen ist (vgl. Preston 1996: 25). Dem gegenüber stehen Ergebnisse der Zweitspracherwerbsforschung, die der „free variation“ (vgl. Ellis 1999) bzw. „non-systematic variability“ (vgl. Ellis 1985) einen hohen Stellenwert zuweisen (vgl. Bülow & Pfenninger 2021: 2). Es erscheint wichtig festzuhalten, dass es von einer Ablehnung freier Variation nicht weit zur Annahme der Homogenität und Diskretheit einer Varietät ist, was aus theoretischer und empirischer Sicht weder in der Dialektologie (vgl. Bülow, Scheutz & Wallner 2019: 99) noch in der Soziolinguistik (vgl. Maitz 2010: 4) vertretbar ist.

Formale bzw. *conditioned IAV* umfasst die vom linguistischen Kontext bedingte Selektion von Varianten und wird deswegen teilweise als „linguistic variation“ (Hernández-Campoy 2016: 30) bezeichnet. Die Distribution von Allophonen bzw. Allomorphen kann dabei ausschließlich sprachintern bedingt sein, aber auch von zusätzlichen sprachexternen Faktoren beeinflusst werden.³ Ein solches Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren muss bei den sprachlichen Analysen berücksichtigt werden.

Unter funktionaler bzw. *functionalised IAV* kann man schließlich in Anlehnung an die variationslinguistische Forschung den Einfluss extralinguistischer Faktoren auf den Sprachgebrauch verstehen.⁴ Darunter fallen typische Faktoren stilistischer Variation wie Aufmerksamkeit bei der Sprachproduktion, Adressat und Thema (vgl. Bell 1984: 146). Diese Art von Variation steht im Zentrum soziolinguistischer Studien zur intraindividuellen Variation, mit der sich die Soziolinguistik seit ihren Anfängen beschäftigt hat

² Vgl. in der deutschen Sprachgeschichte beispielsweise die Funktionalisierung des ursprünglich vom phonetischen Kontext konditionierten Umlauts zu einem Pluralanzeiger. Daneben existieren nach Ulbrich & Werth (2021: 18) auch sogenannte *mandatory forms*, also Sprachformen, die keine Variation erlauben. Diese befinden sich allerdings auf abstrakteren Ebenen (z. B. phonologische Beschränkungen des Wortakzents).

³ Vgl. dazu die Studie von Morrison (2005), der sowohl kontextuelle als auch adressatenbedingte Faktoren für die Selektion phonetischer Varianten bei einem frankophonen Sprecher des Englischen ausmacht. Vgl. das Bsp. auf S. 22, Fn. 46.

⁴ Ulbrich & Werth (2021: 20) fassen *functionalised IAV* weiter und betrachten darunter auch sprachinterne Variation, insofern sie die semantische oder pragmatische Ebene betrifft.

und die heute als „a key ingredient of variationist sociolinguistic research“ (Hernández-Campoy 2016: 31) gilt. Wegen der soziolinguistischen Ausrichtung dieser Arbeit werden im Folgenden drei zentrale Ansätze zur intraindividuellen Variation aus dieser Disziplin in ihrer historischen Entwicklung knapp vorgestellt und evaluiert.⁵

(b) Soziolinguistische Ansätze zur intraindividuellen Variation

In den frühen Studien im Kontext von Labovs quantitativen Ansätzen galten Individuen meist lediglich als Repräsentanten einer Sprachgemeinschaft, deren Sprachgebrauch durch extralinguistische Kategorien wie soziale Schicht, Alter oder Geschlecht strukturiert wird (vgl. Labov 1966).⁶ Sprachliche Variation wird hier somit als „structured heterogeneity“ (Weinreich, Labov & Herzog 1968: 99) betrachtet. In diesem Zusammenhang entstand das Konzept der *Attention to Speech*. Dieser Ansatz basiert auf einem Axiom Labovs (1972c: 112): „there are no single-style speakers“. Sein darauf aufbauendes *principle of attention* besagt, dass stilistische Variation auf einer Skala in Abhängigkeit von der Aufmerksamkeit bei der Sprachproduktion angeordnet werden kann. Diese Vorstellung hat aufgrund ihrer mechanistischen Auffassung von der menschlichen Sprachtätigkeit zurecht Kritik erfahren (z. B. Bell 1984: 150). Der Faktor Aufmerksamkeit kann aber unter bestimmten Rahmenbedingungen durchaus intraindividuelle Variation erklären, wenn auch die Rolle des Individuums zu statisch erscheint.

Ebenfalls überwiegend als Reaktion des Individuums auf äußere Gegebenheiten kann der zweite zentrale soziolinguistische Ansatz zur Erklärung intraindividuelle Variation verstanden werden: Bells *Audience Design Theory*, die auf die sozialpsychologische *Communication Accommodation Theory* (vgl. Giles 1973) zurückgeht. Dieser Ansatz erklärt intraindividuelle Variation des Sprechers als Anpassung an den Adressaten sowie teilweise auch an dritte, nicht direkt adressierte Personen.⁷ Auch Variation in Abhängigkeit von Thema und situativem Kontext ist den damit assoziierten Adressaten untergeordnet (vgl. Bell 1984: 181). Kritisiert wurde an der *Accommodation Theory* unter anderem, dass „weiterhin globale sozialpsychologische Faktoren“ (Selting & Hinnenkamp 1989: 3) für Stilveränderungen verantwortlich gemacht werden. Dennoch ist der Faktor Adressat vergleichsweise gut zu operationalisieren und zu quantifizieren (vgl. Bell 2001: 166) und schließt nicht von vornherein initiative Handlungen des Sprechers aus.⁸

⁵ Vgl. ausführliche Darstellungen bei Schilling (2013) und Hernández-Campoy (2016).

⁶ Vgl. in der frühen germanistischen Soziolinguistik: „Der Faktor ‚Individuum‘, verstanden als individualpsychologische Variable, die Verhalten und damit sprachliches Verhalten beeinflusst, muß in einer soziolinguistischen Untersuchung unberücksichtigt bleiben“ (Steinig 1976: 115).

⁷ Bell (1984: 159) unterscheidet den *addressee* von folgenden nicht direkt adressierten Personen: dem *auditor* (bekannt und ratifiziert), dem *overhearer* (bekannt und nicht ratifiziert) und dem *eavesdropper* (unbekannt und nicht ratifiziert). Auch an vollständig abwesende Sprecher kann eine sprachliche Anpassung erfolgen, was Bell (1984: 186) als *Referee Design* bezeichnet.

⁸ Bell (1984: 184) wehrt sich dagegen, Sprecher als „passive automata“ zu charakterisieren und bezieht auch „initiative style shifts“ in seine Argumentation ein. Diese seien allerdings auf

Die *Speaker Design Theory* bildet den jüngsten soziolinguistischen Ansatz zur intraindividuellen Variation und ist Bestandteil der sogenannten dritten Welle der Soziolinguistik (vgl. Eckert 2012). Sie ist sozialkonstruktivistisch ausgerichtet und setzt ihren Fokus auf den aktiven Part von Sprechern, die multiple Identitäten konstruieren und die Sprechsituation durch kreative Stilisierungen selbst gestalten können (vgl. Coupland 2007). Auch wenn das Konzept der *Stilisierung* schon älter ist und in der Germanistik im Rahmen einer interpretativen Soziolinguistik (vgl. Selting & Hinnenkamp 1989)⁹ produktiv gemacht wurde (vgl. Mattheier 1990: 7), so sind es insbesondere die anglistischen Studien in der Folge von Eckert & Rickford (2001), die in der Soziolinguistik Beachtung fanden. Diese Studien gewinnen ihre Ergebnisse jedoch meist mit qualitativ-interpretativen Verfahren in sehr spezifischen Kontexten¹⁰, sodass es ihnen teilweise an Möglichkeiten objektiver Validierung und Generalisierung mangelt (vgl. Hernández-Campoy 2016: 182). Dabei erhält in diesen Arbeiten die Konventionalität von Sprache und das Eingebettetsein der Sprecher in größere soziale Strukturen, die diese beeinflussen, ein recht geringes Gewicht; auch die Innovativität dieser Ansätze wird gerne überschätzt.¹¹ Dennoch kann die *Speaker Design Theory* wichtige Impulse dafür liefern, Sprecher und Schreiber als sprachliche Akteure zu begreifen und dabei deren Fähigkeit zu kreativer Sprachproduktion und sprachlicher Identitätskonstruktion als zentrale Bestandteile linguistischer Studien zu betrachten.

Es bleibt festzuhalten, dass sich die drei zentralen soziolinguistischen Ansätze zur intraindividuellen Variation aus mehreren Perspektiven diesem Phänomen annähern. Die Positionen basieren auf unterschiedlichen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Traditionen und sind dadurch oft nur schwer miteinander vereinbar.¹² Eine übergreifende sprachtheoretische Fundierung bleibt, wie oben erwähnt, bislang ein Desiderat. Daher lohnt es sich, einen Blick auf das Verständnis von intraindividuelle Variation in der Nachbardisziplin der Dialektologie zu werfen, bei der diesbezüglich eine ähnliche historische Entwicklung wie in der Soziolinguistik zu beobachten ist.¹³

Grund des normativen Drucks seltener, können aber von Sprechern eingesetzt werden, um ihre Beziehung zum Adressaten neu zu definieren.

⁹ Vgl. Selting & Hinnenkamp (1989: 9): „„Stilisierung“ meint die Repräsentation, Induzierung, Inszenierung etc. sozial typisierter und interpretierter Sinnfiguren in der Interaktion“.

¹⁰ Die bei Eckert (2000) im Kontext einer nordamerikanischen High School entwickelten sozialen Kategorien wie *jocks* und *burnouts*, *burned-out burnouts* und *regular burnouts*, lassen sich beispielsweise kaum auf andere Kontexte übertragen. Drager (2015) differenziert in ihrer, ebenfalls an die *Dritte Welle* der Soziolinguistik angeschlossenen Arbeit, wiederum im Kontext einer nordamerikanischen High School, sogar 14 Gruppen von Schülerinnen.

¹¹ Vgl. Eckert (2012: 97): „In the move from the first to the third wave of variation studies, the entire view of the relation between language and society has been reversed.“

¹² Vgl. die Kategorisierung der unterschiedlichen Strömungen bei Hernández-Campoy & Cutillas-Espinosa (2012), die eine diachrone Entwicklung von deterministisch-systemorientierten zu konstruktivistisch-sprecherorientierten Ansätzen nachzeichnen.

¹³ Vgl. P. Auer (2015b) zur Geschichte der germanistischen Soziolinguistik und deren Verbindungen zur Dialektologie.

(c) Intraindividuelle Variation in der Dialektologie und Dialektsoziologie

In der traditionellen Dialektologie gelten Individuen meist als Störfaktoren, die „eine objektive Wiedergabe der zu elizitierenden Grundmundart gefährden könnten“ (Macha 1986: 301).¹⁴ Als geeignete Informanten für möglichst authentischen dialektalen Sprachgebrauch dienten in unterschiedlichen dialektologischen Projekten NORMs, *nonmobile*, *older*, *rural males* (vgl. Chambers & Trudgill 1998: 29). Hintergrund dafür ist – ebenso wie in der frühen Soziolinguistik – die Vorstellung, dass Sprache „diskret auf unterschiedliche Sozialformationen verteilt“ sei und „mit diesen mühelos korreliert werden“ (Macha 1986: 302) könne. Es wird somit angenommen, dass der Einzelsprecher durch seine Einbettung in eine Sozialgruppe in seinem Sprachgebrauch determiniert ist (vgl. Macha 1991: 3). Eventuelle Ausreißer werden dabei durch eine ausreichend große Zahl an Daten statistisch eliminiert (vgl. Löffler 2016: 150).¹⁵

Ab den 1980er-Jahren kann man in der germanistischen Dialektologie eine Wende beobachten, im Kontext derer das „Postulat eines stärker individuenzentrierten Ansatzes“ (Macha 1986: 302) bzw. einer „Sprecherdialektologie“ (Löffler 1986: 239) geäußert wurde. Dies basierte auf der Erkenntnis, dass in scheinbar homogenen Gruppen „sehr verschiedene Sprachformen, Sprachgebräuche und Sprachwertvorstellungen zu beobachten sind“ (Macha 1986: 302). Darauf aufbauend integrieren aktuellere dialektgeographische Projekte, etwa der *Norddeutsche Sprachatlas* (vgl. Elmentaler & Rosenberg 2015), das handelnde Individuum, soziale und situative Parameter sowie auch perzeptionslinguistische Aspekte fest in das Untersuchungsdesign.

In seiner dialektsoziologisch ausgerichteten Monographie *Der flexible Sprecher* vertritt Macha (1991: 5) einen integrativen, die unterschiedlichen Positionen¹⁶ vermittelnden Ansatz, „denn die Wahlfreiheit eines Sprechers ist ebensowenig grenzenlos, wie seine Determinierung allumfassend ist“ (Macha 1991: 5). Damit befinden sich Individuen u. a. hinsichtlich ihrer Sprachwahlen „in einem Spannungsfeld, dessen Extrema durch die

¹⁴ Dass dies nicht auf alle Arbeiten generalisiert werden kann, illustriert Macha (1986: 304) an einer Ortsgrammatik des 19. Jahrhunderts aus dem Kanton Glarus: „Hinsichtlich der Methode kam es mir dann darauf an [...] zu zeigen, dass auch das Studium der lebenden Sprache [...] ausgehen muss vom Individuum; dass solche Sprachindividuen nach allen Seiten hin der genauesten Prüfung zu unterwerfen sind, wenn nicht wesentliche Sprachthatsachen übersehen werden sollen [...]“ (Winteler 1876: VII).

¹⁵ Ebenso kann es passieren, dass „sogar die unterschiedlichen Merkmale distinkter, aber intrasituativ wechselnd verwendeter Varietäten zu einer Gesamtvariation mit weniger aussagekräftigen Häufigkeitsverhältnissen“ (Möller 2006: 102) summiert werden.

¹⁶ Gilles, Scharloth & Ziegler (2010: 2) kontrastieren ein „Paradigma der Varietätenlinguistik und seiner Akzentuierung der Frage nach der Systematizität der Variation“ mit einem „Paradigma der Sozialstilistik und seiner Akzentuierung der Frage der sozio-kommunikativen Bedeutsamkeit der Variation“. Dies scheint jedoch zu kurz zu greifen, insbesondere da die (internationale) Varietätenlinguistik auch zu dieser Zeit bereits einen dynamischeren Begriff von Variation verfolgte. Gilles (2003: 195) plädiert für eine „Methodenmischung aus beiden Beschreibungsverfahren“.

Pole ‚Konventionalität‘ und ‚Freiheit‘ bestimmt sind“ (Macha 1991: 6). Als Ergebnis seiner Untersuchung betont er die Notwendigkeit, „für jeden einzelnen Sprecher prinzipiell einen ‚Möglichkeitsraum‘ anzusetzen, der ihm die Optionen zwischen verschiedenen sprachlichen Varianten eröffnet“ (Macha 1991: 217).¹⁷ Der individuenzentrierte Ansatz von Macha (1991) dient der vorliegenden Arbeit als Grundlage für das Konzept der *Flexiblen Schreiber in der Sprachgeschichte*. Die Rede von Schreibern statt Sprechern ist der medialen Schriftlichkeit geschuldet. Daneben verzichte ich auf den Artikel *der*, um die Vielfalt der einzelnen Schreiberinnen und Schreiber hervorzuheben, die unabhängig von ihrem Geschlecht und den damaligen Vorstellungen von *normal* und *deviant* untersucht werden sollen (vgl. Kap. 2.6). Generell ist bei den Möglichkeitsräumen zu beachten, dass Sprecher höherer sozialer Schichten nicht unbedingt einen größeren Möglichkeitsraum als Sprecher niedrigerer Schichten besitzen. Denn auch letztere können Zugang zu mehreren unterschiedlichen sprachlichen Registern haben (vgl. Finegan & Biber 2001: 265) und sind vielleicht weniger durch sprachliche Konventionen und Normen beeinflusst.

(d) Historizität intraindividuelle Variation

Sprachliche Möglichkeitsräume müssen sowohl in historischen als auch in individuellen biographischen Kontexten situiert werden. So betont Macha (1991: 6) einerseits die „Historizität von Sprechermodellen“¹⁸, andererseits charakterisiert er den „sprachliche[n] Lebensweg mit seinen Implikationen für Einstellungen und Verhaltensdispositionen“ als „den entscheidenden Prägstock für aktuelles Sprachhandeln“ (Macha 1991: 217). Als methodische Konsequenz für linguistische Untersuchungen von Möglichkeitsräumen ist somit zunächst eine Rekonstruktion der historischen Schreibkontexte Voraussetzung. Dies umfasst die zeitlich und auch geographisch spezifische Strukturierung der Varietätenräume¹⁹ sowie die konkreten Orte, in denen das zu analysierende Sprachhandeln stattfindet. Dieses ist an Einzelpersonen gebunden, deren individuelle sprachliche Biographien im nächsten Schritt untersucht werden müssen. Sprachliche Biographien erlauben dabei nach Bieberstedt (2017: 49) zwei Zugänge, einerseits als *sprachliche Lebensläufe*, d. h. als „objektive, empirisch nachvollziehbare Lebensverläufe [...] und gleichzeitig als soziale Tatsachen“, andererseits als *Sprachbiographien*, d. h. als „deren subjektive Verarbeitung durch das Sprecherindividuum und damit als kognitive und zugleich narrative Konstrukte“. Die-

¹⁷ Vgl. bereits bei Gumperz (1964) das Konzept des sprachlichen Repertoires als kommunikativer Ressource. Auch Auer (1986: 98) spricht von einer individuellen Variationsbreite im Dialekt-Standard-Spektrum. Vgl. einen Forschungsüberblick bei Lanwer (2015: 19). Vgl. Christen (2015) zu Raumkonzepten in der Dialektologie.

¹⁸ Machas (1991: 6) Annahme, dass in vormodernen Epochen bei einigen Bevölkerungskreisen der „sprachliche Spielraum relativ klein zu denken“ sei, erscheint jedoch zu pauschal. So weist etwa Graser (2011: 37) in seiner Untersuchung frühneuhochdeutscher Quellen darauf hin, dass „auch weniger gebildete Schreiber [...] über mehrere Register verfügt haben“ dürften.

¹⁹ Nach Oesterreicher (2001: 1564) umfasst ein Varietätenraum „die Gesamtheit der in der Architektur einer historischen Einzelsprache gegebenen unterschiedlichen Sprachformen“.

se Vorgehensweise soll in der vorliegenden Arbeit durch Heranziehung unterschiedlicher, parallel entstandener Quellen, sowohl offizieller Art als auch von den Patienten selbst, Berücksichtigung finden (vgl. Kap. 2.2).

Der induktive Zugang und die „primäre Orientierung auf das Individuum“ müssen jedoch „keine Atomisierung der Erkenntnisperspektiven“ (Macha 1991: 17) zur Folge haben. So verfolgt Macha (1991: 18) das Ziel, „[p]ersonenübergreifende Aussagen im Blick auf Sprachstrukturen, Sprachgebrauch und Sprachbewußtsein“ herauszuarbeiten, was er „mittels einer ‚Methode der doppelten Fokussierung‘“ durchführt. Dabei trägt er „sowohl der spezifischen Eigenart der Gewährspersonen als auch den ‚überpersönlichen‘ Aspekten“ Rechnung.²⁰ Bell (1984: 153) beobachtet in diesem Kontext, dass sich Sprachgemeinschaften durch ähnliche Ausprägungen intraindividuelle Variation ihrer Einzelmitglieder definieren. Dies ist zentral für das Konzept der *Communities of Practice*, deren Mitglieder soziale Praktiken teilen und dabei auf ein gemeinsames Repertoire an (sprachlichen) Handlungsmöglichkeiten zurückgreifen (vgl. Jucker & Kopaczyk 2013).²¹

Betrachtet man den oberdeutschen Varietätenraum, aus dem die untersuchten Schreiber der vorliegenden Arbeit stammen, so ist hier von einem Kontinuum von Varietäten zwischen Dialekten, Regiolekten und der (süddeutschen) Standardsprache auszugehen. Auch diese Struktur des Varietätenraums ist einer historischen Entwicklung unterworfen und war etwa im 19. Jahrhundert in Richtung Dialektalität noch deutlich ausdifferenzierter als heute (vgl. Elspaß 2008a). Sprecher bedienen sich je nach Möglichkeitsraum und Situation der Varietäten dieses Kontinuums und können dabei auch innerhalb ihrer Äußerungen diesbezüglich flexibel agieren. Auer (1986) unterscheidet mehrere Variationsstypen episodischer Standard-Dialekt-Variation, wobei er den allmählichen Übergang als *Code-Shifting*, den abrupten als *Code-Switching* bezeichnet. Daneben existiert auch die *Code-Fluktuation*, die im Gegensatz zu den beiden anderen Phänomenen „nicht lokal interpretierbar und folglich auch nicht im und für den Fortgang der Konversation (diskurs-)funktional“ (Auer 1986: 119) ist. Vielmehr handelt es sich um eine Art *Grundvariation* natürlicher Sprachen, die „Hinweise auf die Herkunft des Sprechers und auf seine Stellung innerhalb des Sprecherkontinuums der Sprechgemeinschaft“ (Auer 1986: 119) erlaubt.

²⁰ Als Ergebnis erhält Macha (1991) in seiner Untersuchung drei Sprechertypen: den genuin dialektalen Sprecher, den Wanderer zwischen zwei Welten und den genuin nicht-dialektalen Sprecher. Vgl. auch Lausberg (1993) für eine induktiv angelegte Studie im Bereich der Sprecherdialektologie. Auch er unterscheidet drei Sprechertypen (Code-Switcher, Code-Mixer und Dialektsprecher), wobei er die „sprachlichen Aktionsräume der Sprecher bzw. Sprechertypen“ (Lausberg 1993: 227) mit sozialbiographischen Daten in Bezug setzt. Vgl. darauf aufbauend und weiterführend auch Salewski (1998) und Lenz (2003).

²¹ Vgl. den Register-Begriff von Biber & Finegan (1994: 337): „the patterns of register variation are basic and the patterns of social dialect variation result from differential access among social groups to the communicative situations and activities that promote register variation“.

(e) Intra- versus interindividuelle Variation

Studien in der Folge von Labov konnten zeigen, dass die Variationsbreite intraindividuel-
 ler Variation generell geringer als die sozialer Variation ist (vgl. Bell 1984: 152). Auf die
 gesamte Sprachgemeinschaft bezogen ist davon auszugehen, dass individuelle sprachliche
 Repertoires stets kleiner sind als die ihrer jeweiligen Sprachgemeinschaft (vgl. Biber &
 Conrad 2009: 24). Nach Labov (vgl. 2001: 86) kann man folgern, dass Individuen ihre
 Parameter stilistischer Variation aus Beobachtungen sozialer Unterschiede beim Sprach-
 gebrauch herleiten. Generell gilt laut Labov (2001: 86) auch eine Symmetrie zwischen
 sozialer und stilistischer Variation, da zu deren Differenzierung die gleichen soziolin-
 guistischen Variablen herangezogen werden. Dies erschwert deren Unterscheidung, was
 Labov (1972b: 240) mit dem Bild illustriert, dass es schwierig sei „to distinguish, for
 example, a casual salesman from a careful pipefitter“.²²

Auch sprachtheoretisch deckt sich intraindividuelle Variation nicht mit interindividu-
 eller Variation, da erstere nur im Zeitverlauf beobachtet werden kann; gemäß de Sauss-
 ures Linearitätsprinzip ist nur ein zeitliches Nacheinander von Sprachzeichen möglich
 (vgl. Ulbrich & Werth 2021: 11). Dadurch ist eine direkte, synchrone Vergleichbarkeit
 zweier Äußerungskontexte nicht möglich. Dies macht es nötig, individuelle Diachronien
 mit unterschiedlichsten Einflussfaktoren auf das Sprachhandeln fest in das Konzept der
 intraindividuellen Variation zu integrieren.²³ Konkret heißt dies, dass zwei Texte eines
 Schreibers nie unter identischen Rahmenbedingungen entstehen und selbst innerhalb ei-
 nes Textes während des Schreibprozesses situative Veränderungen auftreten können, die
 auf die Sprachproduktion Einfluss haben (vgl. Kap. 4.3.c).

(f) Intraindividuelle Variation im Zeitverlauf

Mehrere soziolinguistische Konzepte befassen sich mit dem Phänomen der intraindivi-
 duellen Variation im Zeitverlauf. Für die Stabilität des Sprachrepertoires im Erwach-
 senenalter steht Labovs (1966) *apparent-time construct*. Dieses basiert auf der *critical*
period hypothesis (vgl. Lenneberg 1967), also der Annahme, dass sprachliche Strukturen
 im frühen Erwachsenenalter fixiert werden und sich kaum noch ändern. Es konnte in der
 Soziolinguistik in zahlreichen Studien nutzbar gemacht werden (vgl. Bailey et al. 1991),
 indem mit synchronen Querschnitten durch eine Sprachgemeinschaft beim Vergleich des
 Sprachgebrauchs unterschiedlicher Altersgruppen Rückschlüsse auf die Diachronie ge-
 zogen wurden. Dagegen spricht die biologische Struktur des Gehirns, das sich ständig
 an neue Erfahrungen anpassen kann und somit seine Plastizität beibehält (vgl. Bialystok
 & Kroll 2018). Auch Labov (1966: 200) gibt *real-time studies* den Vorzug: „the ideal

²² Vgl. Labov (1969: 19): „each group models its formal style on the speech behavior of those
 groups one or two steps above it in the social scale“.

²³ Vgl. dazu auch die Ausführungen von Bülow, Scheutz & Wallner (2019) aus der Perspektive der
Complex Dynamic Systems Theory, die Sprache als nicht-ergodisches System begreift.

method for the study of change is diachronic: the description of a series of cross sections in real time.“ In sogenannten *panel studies* finden zeitversetzte Untersuchungen an identischen Individuen statt.²⁴ Dabei müssen *age-grading*, *generational change* und *communal change* berücksichtigt werden (vgl. Labov 1994: 83).²⁵ Bei *age-grading* handelt es sich um individuelle Veränderungen bei stabilem Sprachgebrauch in der Sprachgemeinschaft, etwa beim Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt. Unter *generational change* kann man allmähliche, meist generationsbedingte Veränderungen in der Sprachgemeinschaft verstehen, die von älteren Generationen weniger aufgegriffen werden; *communal change* dagegen ist (nahezu) gleichzeitiger Sprachwandel in der kompletten Sprachgemeinschaft (vgl. Labov 1994: 84). Zur natürlichen Alterung des Individuums und Effekten von *age-grading* können auch Krankheiten kommen. Dieser Faktor wurde bislang nicht in die soziolinguistische Perspektive integriert und wird, da er im Kontext historischer Patiententexte eine besondere Relevanz besitzt, gesondert thematisiert (vgl. Kap. 2.5).

Die Arbeit mit intraindividuelle Variation erfordert somit grundlegende theoretische und methodologische Vorüberlegungen. Die Gewinnung geeigneter Daten stellt dabei eine entscheidende Hürde dar. So sind *real-time studies* aus forschungspraktischen Gründen nur selten möglich.²⁶ In älteren dialektologischen Studien mit dem Ziel der Elizitation des Basisdialekts wurde zudem intraindividuelle Variation soweit möglich ausgeklammert, sodass die damals erhobenen Daten sich weniger zur Heranziehung für derartige Fragestellungen eignen.²⁷ In Korpora erscheint intraindividuelle Variation mehr oder weniger zufällig und ist auch von der Korpusgröße abhängig. Auch historische Textkorpora wurden bisher hinsichtlich anderer Erkenntnisinteressen erstellt, etwa diatopische

²⁴ Vgl. dazu Wagner & Buchstaller (2018). Daneben existieren auch *trend studies*: Replikationen älterer Studien mit einer neuen, direkt vergleichbaren Population (vgl. Labov 1994: 84). Sankoff (2005: 1003) fasst beide unter dem Begriff *longitudinal studies* zusammen.

²⁵ Die Modelle wurden teilweise adaptiert und erweitert, etwa um *lifespan change* bei Sankoff (2005: 2011) und *retrograde change* bei Wagner & Sankoff (2011); bei Letzterem nehmen ältere Sprecher ihren Sprachwandel zurück, indem sie sich an konservativeren Formen orientieren.

²⁶ Vgl. die pessimistische Sicht von Chambers & Trudgill (1998: 149): „Too many other factors affect the sample group, such as unwillingness to participate a second time, emigration not only from the survey area but possibly even from the country so that some members cannot be located, death, and so on. A perfect replication is usually ruled out in practice.“ Teilweise glücken aber *real time panel studies* trotzdem, wie die erneute Untersuchung von 12 Informanten nach 13 Jahren bei Bülow, Scheutz & Wallner (2019) zeigt. Vgl. auch die phonetischen Untersuchungen zur Sprache der Queen (1952–2002; *communal change*) (vgl. Harrington 2007) und Sir David Attenboroughs (1956–2006; *retrograde change*) (vgl. MacKenzie 2017); vgl. weitere Literaturhinweise bei Sankoff (2018).

²⁷ Vgl. aber die Studie von Nickel (2021), die in den Daten eines Projekts der traditionellen Dialektologie, des *Bayerischen Sprachatlas*, Evidenzen für intraindividuelle Variation in der Nominalmorphologie aufdeckt. Vgl. ähnlich Auer (2021).

und diachrone Ausgewogenheit²⁸, sodass sie sich kaum für eine Untersuchung intraindividuelle Variation eignen. Generell dürften mehrere, über einen längeren Zeitraum entstandene Texte unroutinierter Schreiber auch nur in seltenen Fällen überliefert sein. Diesbezüglich eine Ausnahme bildet das im Kontext der vorliegenden Arbeit erstellte Korpus historischer Patiententexte (CoPaDocs), das überwiegend vor dem Hintergrund der Erkenntnisinteressen zur intraindividuellen Variation entstand und dabei auch noch auf eine besonders reichhaltige, kontextuell gut zu erschließende Überlieferungslage zurückgreifen kann. So konnten beim Aufbau dieses Korpus überwiegend Schreiber berücksichtigt werden, von denen Texte an mehrere unterschiedliche Adressaten vorliegen. Für Studien in Anlehnung an die *Audience Design Theory* erscheint dieses Korpus folglich gut geeignet, ebenso wie bei manchen Schreibern auch individuelle diachrone Untersuchungen, also *real-time panel studies*, möglich sein dürften. Wie diese Konzepte methodisch in die vorliegende Arbeit integriert werden, thematisiert Kap. 4.3.2. Insgesamt ist eine solche Untersuchung besonders im Rahmen der Historischen Soziolinguistik sinnvoll.

2.2 Historische Soziolinguistik

Um die Konzepte der Historischen Soziolinguistik nutzbar zu machen, muss Abschnitt (a) zunächst ihre grundlegenden Prinzipien vorstellen. Die Herausforderungen beim Umgang mit historischen Daten diskutiert Abschnitt (b). Anschließend thematisieren Abschnitt (c), welche Rolle intraindividuelle Variation in jüngeren Studien im Bereich der Historischen Soziolinguistik gespielt hat, und Abschnitt (d), wie das Konzept der *Sprachgeschichte von unten* hier einbezogen werden kann. Dabei werden auch bisherige Vorgehensweisen, Ergebnisse und Desiderate bei der Arbeit mit historischen Patientenbriefen hinsichtlich intraindividuelle Variation vorgestellt.

(a) Grundlegende Prinzipien und der Umgang mit Daten

Die Historische Soziolinguistik untersucht den Sprachgebrauch historischer Schreiberinnen und Schreiber unterschiedlicher Schichten und Bildungsgrade in seinen sozialen Kontexten.²⁹ Bereits in ihrer Frühzeit in den 1980er-Jahren setzte sie sich davon ab, lediglich eine „historisch gewendete Soziolinguistik“ (Gessinger 1982: 140) zu sein, der es nur um die bloße Anwendung der synchron-soziolinguistischen Theorien und Methoden geht (vgl. Auer, Peersman et al. 2015: 5). Zu Recht kann man wie schon Romaine (1982: 122)

²⁸ Bei historischen Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts (vgl. Elspaß 2005a) wurden beispielsweise bislang die späteren Briefe von Einzelschreibern ausgeblendet (vgl. S. 23, Fn. 49).

²⁹ Zur sozialen Schichtung und Bildungsgraden des 19. Jahrhunderts vgl. Kap. 2.4. Zur Entstehungsgeschichte, den Zielen und Methoden der Historischen Soziolinguistik vgl. die Überblicksdarstellungen bei Auer, Peersman et al. (2015), Joseph (2012), Nevalainen & Raumolin-Brunberg (2017), Pickl & Elspaß (2019), Russi (2016) und Säily et al. (2017). Vgl. das Handbuch zur Historischen Soziolinguistik (Hernández-Campoy & Conde-Silvestre 2012).

verlangen, dass nur eine Soziolinguistik, die auch in der Lage ist, historische Daten in ihre Modelle zu integrieren, den Anspruch haben darf, generalisierende Aussagen über Sprache zu treffen.³⁰ Eine Anwendung von Modellen der modernen Soziolinguistik auf historische Sprachzustände wird durch das sogenannte *uniformitarian principle* gerechtfertigt, das Labov (1994: 20–24) für die gegenwartssprachliche Soziolinguistik nutzbar macht und von Romaine (1988: 1454) für die Historische Soziolinguistik vorgeschlagen wurde³¹, das aber auch die Gefahr von Anachronismen birgt (vgl. Bergs 2012).³² Grundlegende Konzepte wie das *apparent-time construct* lassen sich damit ebenfalls auf historische Daten anwenden (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 85). Methodisch verbindet alle Forschungsrichtungen der Soziolinguistik die empirische Arbeit mit linguistischen Daten und Korpora, wobei es aber gerade die Art der Daten ist, die den zentralen Unterschied ausmacht.

So kann die gegenwartssprachlich ausgerichtete Soziolinguistik den Sprachgebrauch durch Elizitation kontrolliert erheben und ihre Versuchskonstellationen und Methoden genau an den Forschungszielen ausrichten. Die historische Soziolinguistik dagegen muss ihre Fragestellungen von den überlieferten Daten abhängig machen, die zuerst einmal auffindig gemacht, systematisch erhoben und mit philologischer Grundlagenarbeit wie diplomatischen Transkriptionen und Editionen zugänglich gemacht werden müssen. Unsauber aufbereitete Daten verfälschen dabei jede Form historischer und linguistischer Arbeit und sind auch bei bisherigen geschichtswissenschaftlichen Studien zu Patientenbriefen eher die Regel als die Ausnahme (vgl. die Fußnoten in Anhang A.b). Der zeitliche und soziokulturelle Abstand zu historischen Textzeugnissen erfordert darüber hinaus immer auch einen hermeneutischen Prozess der *Rekontextualisierung*, also das Bemühen, sich dem „originären kommunikativen Geschehen“ (Oesterreicher 1998: 23) anzunähern und die durch diesen Abstand sowie auch durch rein schriftbasierte Überlieferung resultierenden „Verluste“ möglichst ein Stück weit ‚rückgängig‘ zu machen und die Texte wieder auf ihre ursprünglichen diskursiven Einbettungen zurückzubeziehen“ (Oesterreicher 1998: 24). In diesem Kontext sprechen Janda & Joseph (2003: 37) vom Prinzip des *informational maximalism*³³, das von der Historischen Soziolinguistik als zweifacher Appell aufgegriffen wurde. Einerseits soll der Zugriff auf historische Kontexte multidisziplinär erfolgen

³⁰ Vgl. das Konzept der *Viabilität*: „Jede linguistische Beschreibung (bzw. Erklärung) muss mit der Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte des zu beschreibenden (bzw. zu erklärenden) Phänomens konform sein“ (Ágel 2001: 319).

³¹ Vgl. Romaine (1988: 1454): „The linguistic forces which operate today and are observable around us are not unlike those which have operated in the past. This principle is of course basic to purely linguistic reconstruction as well, but sociolinguistically speaking, it means that there is no reason for believing that language did not vary in the same patterned ways in the past as it has been observed today.“

³² Vgl. Walkden (2019) zur Vielschichtigkeit des *uniformitarian principle*.

³³ Vgl. Janda & Joseph (2003: 37): „the utilization of all reasonable means to extend our knowledge of what might have been going on in the past, even though it is not directly observable“.

und auch Expertise aus Bereichen wie der Paläographie, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse nutzbar machen³⁴, andererseits sollen unterschiedliche, parallel entstandene Datenquellen herangezogen werden, die sowohl offizieller als auch privater Natur sein können (vgl. Säily et al. 2017: 4).³⁵

Besonders relevant erscheint dies bei bislang weniger oder überhaupt nicht erschlossenen Daten wie historischen Patiententexten, die noch keine Rolle in der Sprachwissenschaft gespielt haben. Folglich müssen deren Entstehungskontexte, deren archivalische Überlieferung und Erschließung sowie auch die unterschiedlichen Textsorten, in die sie sich subdifferenzieren lassen, in der vorliegenden Arbeit auf Grund ihres soziolinguistischen Anspruchs und vor dem Hintergrund des *informational maximalism* in angemessener Breite untersucht werden (vgl. Kap. 3). Diese Domäne des Schreibens in psychiatrischen Anstalten muss dabei sowohl in den allgemeineren Kontext des Schreibens und Lesens im 19. und frühen 20. Jahrhundert eingebettet (vgl. Kap. 2.4) als auch immer vor dem Hintergrund individueller Schreiberbiographien betrachtet werden.

(b) Herausforderungen der überlieferten historischen Daten

Das Gelingen von Untersuchungen im Bereich der Historischen Soziolinguistik hängt also auch vom Umfang und der Qualität der überlieferten Informationen zum historischen Kontext und den individuellen Schreibern ab. Wie bereits in der Einleitung thematisiert, ist die Rede von „bad data“ (Labov 1994: 11) nicht immer vertretbar. Besonders bei Patiententexten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wissen wir einiges zum Schreibkontext und können aus den überlieferten Patientenakten meist recht ausführliche Informationen über die einzelnen Schreiber rekonstruieren. Dies ist bei historischen Texten der allgemeinen Bevölkerung keineswegs selbstverständlich.³⁶

Eine Herausforderung der Historischen Soziolinguistik besteht generell in der asymmetrischen Überlieferungslage historischer Quellen, die in den Archiven vor allem von höherstehenden Persönlichkeiten im Kontext ‚bedeutender‘ historischer Ereignisse lagern. Dazu kommt, dass die ‚einfache‘ Bevölkerung oft auch keine Anlässe hatte, Texte zu produzieren, die dann hätten aufbewahrt werden können. Angeregt vom breit rezipierten Konzept einer *Sprachgeschichte von unten* (Elspaß 2005a) wurden in den letzten Jahrzehnten dennoch „erstaunliche Mengen an Textmaterial aus der Hand von ‚einfachen Menschen““ (Pickl & Elspaß 2019: 6), oftmals nach Hinweisen von Historikern, für die Sprachwissenschaft entdeckt. Die Überlieferungslage scheint besser zu sein als noch vor

³⁴ Vgl. Holmes & Meyerhoff (2003: 16): „We will make greater progress if we seek to accommodate insights from a variety of sources, rather than dismissing, in a blinkered and unreflecting manner, results from currently unfashionable paradigms.“

³⁵ Vgl. dazu auch Nevalainen (2015b: 263f.).

³⁶ Vgl. A. Auer (2015a: 153): „When we are dealing with pauper letters, it is difficult or next to impossible in most cases to find out background information about the letter writer, and one therefore has to rely on information given in the letter itself.“

einigen Jahren vermutet und auch an ungewöhnlichen Orten wie eben psychiatrischen Anstalten schlummern noch ungeahnte Mengen unbearbeiteten Materials.

Eine generelle Schwierigkeit, mit der sich sprachwissenschaftliche Untersuchungen an historischem Material auseinandersetzen haben, ist die Frage der Autor- und Verfasserschaft der Texte. Bei seiner Studie zu historischen Bittbriefen (*pauper letters*) stellt Fairman (2000: 64) fest: „we can't always be sure whether the people whose names appear at the end of these letters were the actual writers“.³⁷ Dieses Problem ist besonders bei solchen Texten anzutreffen, bei denen ein hoher Grad an Formalität und Schriftsprachlichkeit von Relevanz für deren Erfolg war. Bei Privatkorrespondenz wie Auswandererbriefen (vgl. Elspaß 2005a: 38) und Soldatenbriefen (vgl. Neumann 2019: 64) wurde auf fremde Hilfe meist verzichtet. Bei Patientenbriefen ist dieser Faktor allerdings durchaus zu berücksichtigen, da Form und Inhalt der offiziellen Briefe über die Entlassung eines Patienten aus der Anstalt entscheiden konnten. Dessen waren sich einige Schreiber bewusst, sodass sie nachweislich auf Unterstützung durch Mitpatienten und sogar des Pflegepersonals zurückgriffen (vgl. eine Beispielanalyse in Kap. 5.2.2). Bei Briefen von Angehörigen ist diese Praxis generell häufiger anzutreffen, da die Verfügbarkeit professioneller Lohnschreiber oder schreiberfahrener Bekannter außerhalb der Anstalten natürlich größer war. Eine Methode zur Beurteilung der Autorschaft historischer Texte liefert das sogenannte *Leiden Identification Procedure* (vgl. Nobels & van der Wal 2012). Entgegen dem Verfahren bei Rutten & van der Wal (2014: 15), die Texten mit unsicherer Autorschaft einen *unclear status* zuweisen, werden in der vorliegenden Arbeit Patiententexte ohne Indizien auf fremde Autorschaft als Autographen behandelt, da dies der Regelfall zu sein scheint. Nicht-Autographen sind bei Patientenbriefen am besten daran zu erkennen, dass mehrere Schreiberhände bei den Texten mitgewirkt haben und es dadurch paläographische Differenzen gibt, etwa zwischen autographischer Unterschrift und dem restlichen Text oder bei wechselnden Schreiberhänden in unterschiedlichen Briefen. Manchmal finden sich auch in der Krankengeschichte Hinweise auf fremde Unterstützung beim Abfassen von Texten. Ebenso dürften nicht-autographische Briefe in der Regel auch einen höheren Grad an Schriftsprachlichkeit aufweisen, was bei den sprachlichen Analysen überprüft werden soll, in die auch nicht-autographische Briefe einbezogen werden.

Ein Vorteil der Historischen Soziolinguistik gegenüber der gegenwartssprachlich-synchronen Soziolinguistik besteht schließlich darin, dass das Beobachterparadoxon, mit dem sich alle Elizitationen gegenwartssprachlicher Daten auseinandersetzen müssen, hier kein Problem darstellt (vgl. Elspaß 2015: 389). Bezüglich der Patiententexte muss hier angemerkt werden, dass den Patienten zwar teilweise ebenfalls bewusst war, dass ihre Texte vom Anstaltspersonal gelesen und gegebenenfalls einbehalten wurden (vgl. Kap. 3.3.2.d). Aber die dabei möglicherweise stattfindenden sprachlichen und inhaltlichen Anpassungen sind Teil des zu rekonstruierenden historischen Geschehens und werden nicht vom wissenschaftlichen Zugriff von außen her beeinflusst.

³⁷ Vgl. zu englischen *pauper letters* auch Sokoll (2001) und das Forschungsprojekt *The Language of the Labouring Poor in Late Modern England* an der Universität Lausanne (2020–24).

(c) Intraindividuelle Variation in der Historischen Soziolinguistik

Innerhalb der Historischen Soziolinguistik beobachten Pickl & Elspaß (2019: 4) eine historische Entwicklung von Ansätzen und Herangehensweisen. Während frühere Arbeiten ähnlich wie die gegenwartssprachlich-synchrone Soziolinguistik zunächst Sprachvariation in Abhängigkeit sozialer Parameter untersuchten, werden mittlerweile auch stilistische Gesichtspunkte und verstärkt auch intraindividuelle Variation miteinbezogen (vgl. Kap. 2.1). Für eine Kombination beider Perspektiven setzt sich Nevalainen (2015b) mit dem Konzept einer *layered simultaneity* ein, das für einen multidisziplinären Ansatz der Historischen Soziolinguistik eintritt, der Sprachvariation und -wandel gleichzeitig aus der Mikro-, Meso- und Makroperspektive untersucht, also sich für das sprachliche Handeln von Individuen, sozialen Netzwerken und Sprachgemeinschaften interessiert (vgl. Säily et al. 2017: 3). Untersuchungen zur intraindividuellen Variation im Bereich der Historischen Soziolinguistik blieben jedoch lange eine Nische und interindividueller Variation wurde der Vorzug gegeben.³⁸ In jüngerer Zeit belegt jedoch eine zunehmende Zahl an Studien die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes.³⁹

Nicht direkt unter dem Vorzeichen der intraindividuellen Variation stehen Arbeiten zu *Codeswitching* (vgl. Kap. 4.3.1). Kaum ein anderes sprachliches Phänomen liefert jedoch so klare Evidenz dafür, dass Schreiber in der Lage sind, meist funktional zwischen unterschiedlichen Varietäten bzw. Sprachen zu wechseln. Seit den 1990er-Jahren lassen sich in der Anglistik einige Untersuchungen zu historischem Codeswitching beobachten, wobei dabei meist literarische Texte, verfasst von gebildeten und routinierten männlichen Schreibern im Vordergrund standen.⁴⁰ Ähnlich wurden auch in der germanistischen historischen Codeswitching-Forschung, in der die Zahl an Arbeiten in jüngerer Zeit zunimmt⁴¹, zunächst gebildete Persönlichkeiten und meist der Wechsel zwischen dem Deutschen und Lateinischen untersucht⁴², in den letzten Jahren stehen aber vermehrt auch unroutinierte Schreiber und Codeswitching zwischen unterschiedlichen Varietäten

³⁸ Vgl. dazu Hernández-Campoy & García-Vidal (2018a: 412): „Historical Sociolinguistics has begun to apply the tenets and findings of present-day variationist research to the interpretation of linguistic material from the past, but unfortunately without granting intra-speaker variation the same explanatory relevance as that conferred upon inter-speaker variation. Given the ubiquity of diaphasic variation in language production, the analysis of linguistic patterns across styles is fortunately coming to be acknowledged as crucial for both the linguistic description of languages and for the development of crosslinguistic theories of use and change.“

³⁹ Der im Anschluss an die Jahreskonferenz des Historical Sociolinguistics Network an der FAU Erlangen-Nürnberg (2021: *Intra-Writer Variation in Historical Sociolinguistics*) herausgegebene Sammelband (vgl. Schiegg & Huber in Bearbeitung) kann hier nicht mehr berücksichtigt werden. Darin finden sich etwa 20 Einzelstudien zum Thema der Konferenz.

⁴⁰ Vgl. den Forschungsüberblick bei Schendl & Wright (2011) und Schendl (2012).

⁴¹ Vgl. dazu den Sammelband von Glaser, Prinz & Ptashnyk (2021).

⁴² Dazu existieren Arbeiten zur frühmittelalterlichen (vgl. Glaser 2016), spätmittelalterlichen (vgl. Kämmerer 2006) und frühneuzeitlichen Periode (vgl. McLelland 2004).

des Deutschen im Fokus. Hierzu anzuführen sind die Untersuchungen von Langer (2013: 88–91) und Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer (2020) zu Codeswitching zwischen Hoch- und Niederdeutsch im 19. und frühen 20. Jahrhundert sowie die von Jacob-Owens (2017: 89–91) zu Codeswitching zwischen Hochdeutsch, Englisch und der nordfriesischen Varietät Öömrang. Wie die Arbeit mit historischen Patiententexten gezeigt hat, scheint Codeswitching in Texten unroutinierter Schreiber häufiger überliefert zu sein, als noch bis vor kurzem angenommen (vgl. Schiegg 2015a).⁴³ So zeigt eine Studie zu autobiographischen Patiententexten (vgl. Schiegg 2016a), dass von den 22 untersuchten süddeutschen Schreibern die Hälfte Codeswitching zwischen den Varietäten des Deutschen verschriften (vgl. Schiegg & Foldenauer 2021). Dass einfache Schreiber teilweise auch bilinguales Codeswitching betreiben und dabei ebenfalls zwischen Kurrentschrift und lateinischer Schrift wechseln, analysieren Schiegg & Sowada (2019) unter dem Begriff *Script Switching*.

Intraindividuelle Variation jenseits von Codeswitching wurde in historischen Texten ebenfalls überwiegend in der anglistischen Historischen Soziolinguistik und meist an höherstehenden, englischsprachigen Persönlichkeiten untersucht.⁴⁴ Dabei wurde deutlich, dass sich die Modelle der modernen Soziolinguistik gut auf historische Daten anwenden lassen; etwa kann die Studie zu den *Paston Letters* von Hernández-Campoy & García-Vidal (2018b) mit dem Ziel „Putting Audience Design to the test of time“ als ebenso geglückt bewertet werden wie deren Anwendung der *Speaker Design Theory* auf „Persona management and identity projection in English Medieval society“ (Hernández-Campoy & García-Vidal 2018a). Die detaillierten Beobachtungen an intraindividuelle Variation ermöglichen dabei „a wider and more accurate picture of speakers’ sociolinguistic behaviour in earlier periods“ (Hernández-Campoy & García-Vidal 2018b: 386). Besonders tiefgreifend sind die Ergebnisse von Studien im Rahmen des *Corpus of Early English Correspondence* in Helsinki, in denen es gelang, grundlegende Hypothesen zu intraindividuelle Variation an historischen Briefen zu überprüfen, beispielsweise Bells (1984: 160) Annahme, dass soziale Variation umfassender ist als stilistische Variation (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 191). Der Fokus auf individuellen *lifespan change* konnte sprachlich progressive von konservativen Schreibern des 16. Jahrhunderts unterscheiden und damit Aussagen zum Ausgangspunkt und Ablauf von Sprachwandel treffen (vgl. Nevalainen 2015a: 143). Die typische S-Kurve, die Sprachwandelphänomene üblicherweise aufweisen, konnte hierbei bei den meisten der betrachteten Individuen nachgewiesen werden, was bei den untersuchten Daten für eine hohe Evidenz von *communal change* spricht (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 205). Im Kontext von individuellem

⁴³ Vgl. Langer & Havinga (2015: 28): „In nineteenth-century informal writing, code-switching appears to be very rare on the whole“.

⁴⁴ Vgl. die Studien zu Sir Thomas More (Raumolin-Brunberg 1991), Sir Walter Raleigh, Philip Gawdy, John Chamberlain (Raumolin-Brunberg 2009), Thomas Twining (Nurmi & Pahta 2010), Nathaniel Bacon (Palander-Collin & Nevala 2011), Robert Lowth (Tieken-Boon van Ostade 2011), Queen Elizabeth I. (Evans 2013) und Samuel Pepys (Nevalainen 2015a).

lifespan change wurde auch vereinzelt auf den Einfluss von Alter und Krankheit auf den Sprachgebrauch eingegangen (vgl. Gerstenberg & Voeste 2015).

Auch in historischen Migrationskontexten wurden individuelle sprachliche Akkommodations- und Wandelprozesse untersucht. Litty (2019) analysiert beispielsweise 45 Briefe eines deutschsprachigen Auswanderers (1. Generation, Bauer) an seine Familie in Wisconsin während seiner Zeit als Soldat im American Civil War. In einem Zeitverlauf von nur 8 Monaten kann sie bei ihm einen „trend toward more English used over time“ (Litty 2019: 22)⁴⁵ nachweisen, wobei bei Einzellexemen auch funktional nicht erklärbare Variation hinsichtlich Schriftart, Orthographie und Flexion vorliegt.⁴⁶ Stolberg (2019) verfolgt diesen Prozess über drei Generationen hinweg anhand von Tagebüchern einer Deutsch-Kanadischen Auswandererfamilie (1867–1909; 2. bis 4. Generation) und kann nicht nur Sprachwandel zwischen den Generationen, sondern auch bei Individuen (*real-time change*) nachweisen. Auch Knüsli (2019) untersucht ein Tagebuch eines Schweizer Handwerkers und Auswanderers nach New Glarus, das allerdings nur Einträge über einen Zeitraum von vier Monaten des Jahres 1845 umfasst. Der Schreiber variiert auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen, oft auch bei identischen Lexemen (z. B. *-rath-* vs. *-rat-*), sodass die Autorin diese nicht funktional erklärt, sondern vielmehr die „range and frequency of variants“ (Knüsli 2019: 9) darstellt und damit von freier Variation ausgeht.

Außerhalb der Germanistik existieren einige weitere Untersuchungen zu historischer, intraindividuellem Variation bei Migration, wovon nur zwei wegen ihrer weitreichenderen Erkenntnisse erwähnt werden sollen. Individuell unterschiedliche Prozesse und Grade an linguistischer Akkommodation ans Australische Englisch weist van Hattum (2018) in ihrer Untersuchung zu Präteritum/Perfekt-Alternationen in Briefen irischer Emigranten (1. Generation) des 19. Jahrhunderts in Australien nach. Dies deckt sich mit der Beobachtung bei Nevalainen & Raumolin-Brunberg (2017: 205), dass Idiolekte unterschiedlich auf den Sprachwandel in einer Sprachgemeinschaft reagieren können. Dies kann von sozialen Faktoren abhängen, wie Siebers (2019) beim Vergleich der sprachlichen Akkommodation zweier Auswanderer (1834–46; 1. Generation) in Liberia belegt.⁴⁷

⁴⁵ Vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg (2017: 242) zum beschleunigten Sprachwandel in Kriegskontexten am Beispiel des *English Civil War*.

⁴⁶ Die Variation ist nicht völlig frei, sondern ist sprachlich bedingt; vgl. das Beispiel *Regement / Regementer* (Deutsch / Kurrentschrift) versus *Regiment / Regiments* (Englisch / lateinische Schrift) (vgl. Litty 2019: 27).

⁴⁷ Dabei handelt es sich um Briefe von Vater und Tochter, ehemalige Sklaven einer Plantage in Virginia, an die Familie der Plantagenbesitzer. Der Vater erfuhr in Liberia als Mitglied von einflussreichen sozialen Netzwerken einen sozialen Aufstieg und änderte seine Sprache besonders auf lexikalischer Ebene in Richtung Formalität, während die Tochter als Hausfrau keinen Zugang zu derartigen Netzwerken hatte und ihr Sprachgebrauch deshalb auch konstant blieb. Die Mitgliedschaft in bestimmten sozialen Netzwerken spielt also eine zentrale Rolle für individuelle sprachliche Veränderungen (vgl. Bergs 2005: 35).

(d) Sprachgeschichte von unten und die Historische Soziolinguistik

Ein Desiderat bisheriger historischer Studien zur intraindividuellen Variation bildet der Einbezug von Texten unroutinierter Schreiber, die lange von der Sprachgeschichtsschreibung ausgeblendet wurden. Gerade die Texte von Personen, die eine kürzere schulische Ausbildung erfahren haben, eröffnen Einblicke in historische Mündlichkeit, wie es die von Standardisierungs- und Normierungsprozessen überformten schriftsprachlichen Erzeugnisse routinierter Schreiber kaum je erlauben (vgl. Kap. 2.4). Dies ist die Perspektive einer *Sprachgeschichte von unten* (vgl. Elspaß 2005a), die in den letzten Jahren verstärkt eingenommen wurde und auch außerhalb der Germanistik deutliche Erweiterungen der bisherigen Erkenntnisse zu historischer Sprachvariation und Sprachwandel hervorgebracht hat.⁴⁸ Hier ergibt sich die interessante Fragestellung, inwiefern auch ‚einfache‘ Schreiberinnen und Schreiber die Fähigkeit besaßen, in ihrem schriftlichen Sprachgebrauch zu variieren und diesen etwa unterschiedlichen Adressaten von Briefen anzupassen. Um dies sinnvoll untersuchen zu können, sollte jedoch das Konzept der *Sprachgeschichte von unten* erweitert werden. Deren Ausgangspunkt ist üblicherweise das „sozio-kommunikative[...] Fundament der konzeptionellen Mündlichkeit“ (Elspaß 2005a: 472). Dabei handelt es sich um Sprachformen, die zwar in der Schriftlichkeit überliefert sind, sich aber durch eine besondere Nähe zur gesprochenen Sprache auszeichnen; diese finden sich vor allem in Privatbriefen und Tagebüchern (vgl. Kap. 2.3). Für Fragestellungen zur intraindividuellen Variation und der Varietätenkompetenz der Schreiber stellt eine Untersuchung lediglich privater Schriftlichkeit jedoch eine unnötige Verengung dar. Im Gegenteil sollte ein möglichst breites Spektrum an Texten mit unterschiedlichen Graden an Formalität, also auch offizielle Briefe, in denen sich die Schreiber um konzeptionelle Schriftlichkeit bemühen, für die Analysen herangezogen werden.

Die bisherige Einschränkung der Perspektive war vor allem der Überlieferungslage geschuldet. Nur selten sind von historischen, unroutinierten Einzelschreibern sowohl private als auch offizielle Dokumente bekannt, die eine vergleichende Untersuchung zum jeweiligen Varietätengebrauch möglich machen würden. Die in großer Menge überlieferten Auswandererbriefe des 19. Jahrhunderts etwa würden sich zwar durchaus für Untersuchungen zur intraindividuellen Variation über einen längeren Zeitraum hinweg anbieten (vgl. Lattey & Tracy 2001)⁴⁹, die Adressaten der Briefe sind aber durchwegs privater Natur, sodass das Varietätenspektrum in Richtung Distanzsprachlichkeit bei diesen Schreibern nicht mehr rekonstruierbar ist. Ähnliches gilt für Soldatenbriefe, die symme-

⁴⁸ Vgl. die Nutzbarmachung dieses Konzepts in der niederländischen Sprachgeschichtsschreibung u. a. durch Rutten & van der Wal (2014), Nobels (2013) und Puttaert, Van de Voorde & Vosters (2019). Vgl. auch Elspaß et al. (2007).

⁴⁹ Elspaß (2005a: 71) verfolgt allerdings das Ziel, Aussagen über die deutsche Alltagssprache des 19. Jahrhunderts zu treffen, wofür sich Briefe während oder kurz nach der Auswanderung am besten eignen. Bei den späteren Briefen beeinflusst immer stärker Sprachkontakt den Sprachgebrauch der Einzelschreiber, was eine eigenständige Untersuchung wert wäre.

trische kommunikative Beziehungen zwischen Verwandten und Bekannten abbilden (vgl. Neumann 2019). Lediglich asymmetrische Kommunikation liegt bei Bittbriefen vor, die aus dem deutschsprachigen Raum von Bergarbeitern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts überliefert sind (vgl. Klenk 1997; Hünecke 2012). Quellen unroutinierter Schreiberinnen und Schreiber vor dem 19. Jahrhundert sind generell recht selten und kaum je in größerem Umfang von individuellen Schreiberinnen und Schreibern erhalten⁵⁰, sodass eine größer angelegte Untersuchung zur intraindividuellen Variation hier nach den momentanen Kenntnissen der Überlieferungslage wenig aussichtsreich erscheint. Die Entdeckung des Materials aus psychiatrischen Anstalten, das gleichzeitig private und offizielle Schriftlichkeit von ‚einfachen Leuten‘ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts enthält, ermöglicht dagegen erstmals eine umfangreichere germanistische Studie im Bereich der Historischen Soziolinguistik zur intraindividuellen Variation.

Kleinere Arbeiten zu anderem Datenmaterial, aber auch an den Patiententexten selbst, geben bereits Hinweise auf Erfolgsaussichten einer solchen Studie. Zu erwähnen ist diesbezüglich Auers (2015a) qualitative Untersuchung sechs englischer Briefe des 19. Jahrhunderts von drei Schreiberinnen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Sie vergleicht dabei jeweils einen privaten mit einem offiziellen Brief und beobachtet unterschiedliches Ausmaß intraindividuelle Variation. Die Schreiberin der untersten sozialen Schicht (*pauper letter*) besitzt diesbezüglich „clearly less room to manoeuvre“ (Auer 2015a: 154), ist aber dennoch in der Lage, adressatenabhängig unterschiedliche soziale Identitäten zu erschaffen, was sowohl an registerspezifischer Terminologie als auch der Adressierung und Formelhaftigkeit festgemacht werden kann. Dass es sich auch lohnt, mehrere Briefe an nur einen Adressaten näher in den Blick zu nehmen, belegt die Untersuchung von Havinga (2021) zu drei Briefen eines österreichischen Dienstmädchens aus dem Jahr 1845 an ihre Schwester. Deren zwischen dem zweiten und dritten Brief stattgefundenen sozialer Aufstieg in Form einer neuen Stellung bei einer adeligen Dienstherrin macht sich in der höheren Formalität ihres letzten Briefes auf mehreren sprachlichen Ebenen bemerkbar. Damit verleiht die Schreiberin ihrer veränderten Identität Ausdruck, was die Autorin mit der *Speaker Design Theory* interpretiert. Sie deckt aber auch innerhalb der Einzelbriefe Variation auf. Außergewöhnlich dabei ist der Einflussfaktor der Müdigkeit, den die Schreiberin bei einem Brief metasprachlich thematisiert und aus der sowohl eine „Schlechte Schrift“ (Havinga 2021: 337) resultiert, als auch eine Zunahme von Reflexen der Mündlichkeit wie Apokopen und Perfektgebrauch gegen Briefende. Dies kann in Ver-

⁵⁰ Vgl. die im Augsburger Stadtarchiv überlieferten frühneuzeitlichen Quellen ‚vom unteren Rand der Schriftlichkeit‘ (Graser 2011). Ob hier auch mehrere Texte von Einzelschreibern vorliegen, müsste noch genauer untersucht werden. Von der Sprachwissenschaft bislang unbeachtet sind die im medizinischen Kontext entstandenen Supplikationsschriften von Armen des 18. Jahrhunderts (vgl. Vanja 2013). Dabei handelt es sich aber wiederum um asymmetrische Kommunikation von ‚unten‘ nach ‚oben‘. Vgl. Havinga & Lindner-Bornemann (2022) zum Sprachgebrauch und weiteren Quellen des 18. Jahrhunderts.

bindung gebracht werden mit *Attention to Speech*, die hier im Schreibprozess abnimmt.⁵¹ Unter Rückgriff auf die Kategorisierung von Ulbrich & Werth (2021) (vgl. Kap. 2.1) arbeitet die Autorin auch Belege für *conditioned IAV* und *non-conditioned IAV* heraus und zeigt damit, wie fruchtbar die Anwendung sowohl moderner soziolinguistischer Konzepte als auch darüber hinausgehender Systematisierungen für die Analyse historischer intraindividuelle Variation einer weniger routinierten Schreiberin sein kann.

Dies konnte auch in kleineren Studien zu Patientenbriefen gezeigt werden. Dabei wurde intraindividuelle Variation nicht nur, wie in Abschnitt (c) beschrieben, in Code-switching-Kontexten beobachtet, sondern auch in vielfältigen weiteren Formen und Funktionen. So weist die an Machas (1991) Konzept des *Flexiblen Sprechers* angelehnte Untersuchung von Schiegg (2015a) deutliche adressatenbedingte Unterschiede in Briefen mehrerer Schreiber und auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen nach, daneben auch Formen sprachlicher Selbstpositionierung und metalinguistische Kommentare zur Varietätenwahl.⁵² Auch innerhalb von Briefen erscheint thematisch bedingte Variation, wobei etwa beim Schneider Pius G. (kfb-936) im Kontext von Beschimpfungen Reflexe des Gesprochensprachlichen beobachtet werden (Apo- und Synkopen), bei biblischen Anspielungen und Zitaten dagegen altertümliche Flexionsendungen. Ebenso gibt es Belege für freie Variation, beispielsweise in einem Brief der Ingenieursgattin Mathilde W. (kfb-2871) (vgl. Kap. 6.2.2.13) an die Anstaltsdirektion (15.01.1903), in dem sie beim negierten Modalitätsverb *brauchen* die Verbpartikel *zu* in kurzem Abstand einmal setzt und einmal weglässt.⁵³ Wie bei den anderen Schreibern lässt sich auch bei ihr kein System bei der Verwendung der Partikel erkennen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert generell bereits recht häufig weggelassen wird (vgl. Elspaß 2005b: 85). Neben Hinweisen auf sprachliche Veränderungen bei drei der untersuchten Schreiber im fortgeschrittenen Lebensalter (vgl. Kap. 2.5) und einen Zusammenhang regional- und nächstsprachlicher Merkmale (vgl. Kap. 4.1.2.3) hält die Studie als Ergebnis fest, dass der „Sprachgebrauch von Einzelpersonen trotz sehr ähnlicher sozialer Herkunft und vergleichbaren Berufen deutliche Divergenzen aufweisen kann. Nur die Berücksichtigung der jeweils individuellen Sprachbiographie kann schließlich die tatsächliche Sprachfähigkeit der einzelnen Schreiber erklären“ (Schiegg 2015a: 196f.).

Adressatenbedingt wurde in Pfeiffer & Schiegg (2020) die intraindividuelle Variation im Gebrauch formelhafter Sprache des Tagelöhners Martin B. (kfb-1621) erklärt, der bei der Verwendung gleicher Formeln auf graphematischer, lautlicher und lexikalischer

⁵¹ Vgl. auch König (1989: 19) zum Faktor der Ermüdung bei linguistischen Interviews. Dazu komme die anfängliche Befangenheit der Informanten.

⁵² Vgl. Georg W.s (kfb-1720) Aussage in seinem recht nächstsprachlichen Brief an seine Cousine: „J könt schoa an gescheide Brif schreibe aber i mag it“ (24.07.1886).

⁵³ Vgl. „brauchte er mich beim L. [Nachname gekürzt] nicht zu Ueberfallen mit derselben daß er Revenüen ausbezahlt griegt vom L. [Nachname gekürzt] die er vehrzeit mit diesen und dieser in diesen. Deßhalb hätte er meinen Vater nicht Ueberfallen brauchen in Kaiserslautern“ (vgl. Schiegg 2015a: 185).

Ebene variiert. Diese Fähigkeit unroutinierter Schreiber zu Variation und Modifikation formelhafter Sprache ist beachtlich (vgl. Pfeiffer 2018: 51).

Neben Codeswitching liegt bei den von Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer (2020) untersuchten Briefen des Schlossers Heinrich H. (gut-4882) aus Bielefeld auch freie Variation vor. Dieser verschriftet immer wieder Reflexe der in Norddeutschland auftretenden *g*-Spirantisierung als <ch>. Variation tritt an zufälligen Stellen, teilweise in identischen Kontexten auf⁵⁴, ist also nicht lokal interpretierbar; sie sagt aber etwas über die regionale Herkunft des Schreibers und auch seine Schreibfähigkeit aus, sodass dies mit Auer (1986) als *Code-Fluktuation* charakterisiert werden kann. Sein Bemühen um Einhaltung der Normen wird auch in einigen Hyperkorrekturen deutlich, in denen er ein <g> anstelle des Reibelautes verschriftet (z. B. „verzigte“).⁵⁵

Freie Variation wurde ebenfalls bei Schiegg & Sowada (2019) in der Fremdwortorthographie des Schneiders Pius G. (kfb-936) thematisiert. So schreibt er in einem Brief an die Krone Bayerns (12.12.1892) das französische Fremdwort „*Brusque*“ ohne Anpassungen ans Deutsche, während er in einem ebenfalls offiziellen Brief an Prinz Ludwig (25.09.1894) „brüsk“ als integrierte Entlehnung verschriftet. Wie in den Belegen bei Litty (2019) (vgl. S. 22, Fn. 46) erscheint das nicht integrierte Lexem in lateinischer Schrift, das integrierte in Kurrentschrift. Ähnliches zeigt sich, wiederum mit Schriftartenwechsel beim Einzelllexem, auch innerhalb eines Textes. In seiner Lebensgeschichte vom 06.04.1883 variiert er innerhalb weniger Zeilen zwischen „*Brooklyn*“ und „Bruklyen“ (S. 13); Letzteres passt er also ans deutsche Graphem-Phonem-System (<u> statt <oo> als Repräsentant von /u/) und an eine deutsch wirkende Morphologie (-en-Endung) an. Hier ist die Variation aber nicht völlig frei, sondern wird von der sprachlichen Umgebung beeinflusst, indem die Originalschreibweise im Kontext einer Adressangabe erfolgt („*Brooklyn* Marnolia Street 126“), während die integrierte Schreibweise im Textverlauf („u. suchte einen Freund in Bruklyen auf“) zu beobachten ist. Dies könnte man nach Ulbrich & Werth (2021) somit ebenfalls als *conditioned IAV* klassifizieren (vgl. Kap. 2.1).

Stärker auf die Diatopik geht Schiegg (2019b) mit dem Konzept der *Varietätenschichtungen* ein, das von Überlagerungen unterschiedlicher Varietäten wie Dialekt- und Regiolekttypen im Raum ausgeht (vgl. Pickl 2013: 69). Die Studie kann am Beispiel von Schreibern aus Augsburg, dem Übergangsbereich des schwäbischen und bairischen Dialektraums, zeigen, dass sich diese Schichtungen auch in intraindividuellem Variation manifestieren können, also Einzelschreiber ein Nebeneinander mehrerer Dialekttypen

⁵⁴ Beispielsweise variiert er zwischen <g> und <ch> in der Anrede zweier Briefe an seine Mutter „innigsgeliebte“ (10.09.1922) vs. „innichsgeliebte“ (29.12.1922) (vgl. Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer 2020: 48).

⁵⁵ Vgl. Langer & Havinga (2015: 27) zur Relevanz von Hyperkorrekturen für die Rekonstruktion historischer Mündlichkeit.

in ihren Idiolekten aufweisen können.⁵⁶ Neben *Code-Fluktuationen* wurde auch wieder funktionalisierte Variation beobachtet, die bezüglich des Adressaten (*audience design*) und als Darstellung von Identität sowie in poetischer Funktion (*speaker design*) erklärt werden konnte. Die qualitativen Analysen zeigten bei einzelnen Briefen ebenfalls, dass der Briefbeginn dort von höherer Konventionalität und größerem Bemühen um Schriftsprachlichkeit geprägt ist als der Rest des Textes.⁵⁷ Dies wurde in Anlehnung an Labovs Konzept der *Attention to Speech* als *Attention to Writing* bezeichnet und als ein Bemühen um Einhaltung schriftsprachlicher Konventionen definiert, welches allerdings im Textverlauf abnehmen kann (vgl. Schiegg 2019b: 186).

Schiegg (2018) untersucht schließlich anhand zweier graphematischer Variablen, inwiefern sich alle drei zentralen soziolinguistischen Modelle intraindividuelle Variation auf elf Briefe eines Schreibers, des Tagelöhners Martin B. (kfb-1621), anwenden lassen. Besonders deutlich sind die quantitativen Ergebnisse für *audience design*, was belegt, dass dieser Schreiber zumindest auf graphematischer Ebene adressatenabhängig variieren kann. Ebenso finden sich metasprachliche Äußerungen, Reime und poetisch-religiöse Passagen, die auf ein vergleichsweise großes Sprachbewusstsein und damit *speaker design* hindeuten. *Attention to writing* zeigt sich wiederum darin, dass bei den untersuchten Variablen die als nächstsprachlich klassifizierten Varianten am Briefbeginn tendenziell vermieden werden. Dies wurde bisher nicht quantitativ überprüft, was aber in der vorliegenden Arbeit erfolgt (vgl. Kap. 7). Außerdem zeigen sich wiederum sprachliche Veränderungen am Lebensende des Schreibers (vgl. Kap. 2.5).

Die genannten kleineren Studien bieten deutliche Evidenz dafür, dass unterschiedliche Formen und Funktionen intraindividuelle Variation in historischen Texten weniger routinierter Schreiber beobachtet werden können. Bislang existiert aber kein übergeordnetes Modell zur Analyse dieser Art von Variation, das über sprachliche Spezifika von Einzelschreibern hinausgeht. Besonders bezüglich des *audience design* erscheint dies nach den bisherigen Beobachtungen vielversprechend, und auch das vorhandene Korpus historischer Patiententexte bietet sich dafür an, da es vor allem aus Schreibern zusammengestellt wurde, die ihre Briefe an mehrere unterschiedliche Adressaten verfasst haben. Eine geeignete Grundlage hierfür bietet das auf Koch & Oesterreicher (1985) zurückgehende Modell der Nähe- und Distanzsprachlichkeit, das im folgenden Kapitel zusammen mit Vorüberle-

⁵⁶ Dies wurde vor allem bei Josef B. (kfb-1356) in der Derivationsmorphologie beim Nebeneinander schwäbischer (Sg. *-le*, Pl. *-la*), bairischer (Sg. *-l*) und auch schriftsprachlicher (Sg. *-lein*) Varianten beim Diminutivsuffix deutlich (vgl. Schiegg 2019b: 180).

⁵⁷ Interessant ist in diesem Kontext der Fall einer Selbstkorrektur: So erscheint bei Xaver P. (kfb-2115) Variation zwischen und <w>, wobei Letzteres Reflex der typisch bairischen Spirantisierung von /b/ zum Bilabial ist (vgl. SBS Bd. 7.1: Karte 1). Die Variation ist bei diesem Schreiber in der Regel frei mit höherer Frequenz der schriftsprachlichen Variante. Lediglich am Briefbeginn erfolgt eine Selbstkorrektur eines <w> zu einem ; diese Korrektur ist Beleg für ein Bemühen des Schreibers um Schriftsprachlichkeit, findet aber an späteren Stellen des Briefs nicht mehr statt (vgl. Schiegg 2019b: 178).

gungen zu einer Operationalisierung vorgestellt wird und auf dessen Basis Kap. 4.1 eine Methodologie zur Erfassung sprachlicher Flexibilität zwischen unterschiedlichen Briefen entwickelt. Um dem Anspruch der Historischen Soziolinguistik gerecht zu werden, soll es diese erlauben, eine große Bandbreite von Briefen zu analysieren und dabei auch routiniertere Schreiber mit einzubeziehen. Zunächst geht es im Folgenden aber um typische Charakteristika von Briefen weniger routinierter Schreiber.

2.3 Briefe als Quellen historischer Nähe- und Distanzsprachlichkeit

(a) Briefe zwischen Individualität und tradierten Strukturen

Untersuchungen im Bereich der Historischen Soziolinguistik und Sprachgeschichte von unten ziehen als Datengrundlage häufig Briefe heran.⁵⁸ Briefe weniger routinierter Schreiber entstanden vor allem in Trennungssituationen, in denen diese das Bedürfnis hatten, zur Feder zu greifen, um mit ihren Angehörigen in Kontakt zu bleiben. Typische Kontexte dafür waren Auswanderung, Krieg, Wanderschaft von Handwerksgesellen und Aufenthalte in Gefängnissen oder Krankenhäusern. Briefe dienten dabei als eine Art „Ersatz für das Gespräch in Ausnahmeszeiten der Trennung“ (Götz, Löffler & Speckle 1993: 78). Insbesondere Privatbriefe bieten mit ihrem hohen Grad an persönlicher Involviertheit ein großes Potential zur Rekonstruktion historischer Mündlichkeit⁵⁹ und Alltagssprache und damit Sprachformen, die in den formelleren, gedruckten Texten nicht zu Tage treten.⁶⁰ Briefe erlauben ebenfalls ausreichend Raum für individuelles Sprachhandeln, sodass intraindividuelle Variation hier gut zur Geltung kommen kann (vgl. Hernández-Campoy & Conde-Silvestre 2015: 17).

Briefe sind allerdings nie ein Abbild gesprochener Sprache, sondern bilden tradierte Textsorten, die sowohl bezüglich der verwendeten Varietäten als auch ihrer internen Strukturen ein hohes Maß an Konventionalität aufweisen. Wie stark ein Einzelschreiber dies berücksichtigt, ist jedoch sehr individuell. Besonders Privatbriefe weniger routinierter Schreiber lassen auch Raum für Einflüsse von Alltags- und Gesprochensprachlichem, sodass dort typischerweise ein „Neben- und Miteinander von spontan-sprechsprachlich und konventionell-schriftsprachlichen Elementen“ (Elspaß 2005a: 25) zu beobachten ist. Sobald Schreiber den Stift ansetzen, begeben sie sich nach Auer, Schreier & Watts (2015a: 287) in eine Art „performance mode“, bei dem sie aus einem Repertoire an Sprachformen die für ihren Adressaten geeignet erscheinenden einsetzen. Die tradierten Strukturen kön-

⁵⁸ Vgl. die dezidiert auf Briefkorrespondenz ausgerichteten sprachhistorischen Sammelbände von Dossena & Fitzmaurice (2006), Nevalainen & Tanskanen (2007), Dossena & Ticken-Boon van Ostade (2008), Dossena & Del Lungo Camiciotti (2012), Auer, Schreier & Watts (2015b) und Hickey (2019). Vgl. auch die Literaturübersicht bei Elspaß (2012: 162).

⁵⁹ Vgl. Zeman (2013) zum Konzept der historischen Mündlichkeit.

⁶⁰ Vgl. Romaine (1998: 18): „personal letters are among the most involved and therefore oral of written genres“.

nen sie bei offiziellen Briefen dabei unterstützen, die oftmals herausfordernde Aufgabe des Briefeschreibens auszuführen. Deutlich wird dies daran, dass besonders die weniger erfahrenen Schreiber auf formelhafte Sprache zurückgreifen, die diese bei der Bewältigung kommunikativer Aufgaben in der Schriftlichkeit unterstützt (vgl. Elspaß 2005a: 192; Rutten & van der Wal 2012).⁶¹

Diese für Briefe typische „Spannung zwischen der Bindung an ein vorgegebenes Formular einerseits und individueller Freiheit andererseits“ (Reiffenstein 2009: 48) sollte auch in methodologischen Überlegungen zur Untersuchung historischer Briefe eine Rolle spielen. So erleichtern die sich wiederholenden und in Variationen auftretenden Strukturen quantitative Analysemethoden und ermöglichen dadurch eine Objektivierbarkeit der Ergebnisse. Andere in Patientenakten überlieferte Textsorten wie die Lebensgeschichten der Patienten (vgl. Kap. 3.3.3) sind deutlich freier in ihrer Gestaltung und würden eine Vergleichbarkeit erschweren, sodass der Fokus auf Patientenbriefe beim Ziel einer Quantifizierung sinnvoll erscheint. Dabei muss jedoch das Individuelle von Briefen sichtbar bleiben, das nur in qualitativen, nahe an den individuellen Schreibkontexten und den Texten ausgerichteten Verfahren adäquat erfasst werden kann. Am zielführendsten erscheint für die Analyse von Briefen im Rahmen der Historischen Soziolinguistik damit eine Kombination quantitativer und qualitativer Untersuchungsmethoden. Die quantitativen Analysen sollen dabei die zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit nach der sprachlichen Flexibilität der historischen Schreiber zum Ausgangspunkt haben. Diese zeigte sich in bisherigen Studien überwiegend hinsichtlich der Adressaten von Briefen (vgl. Kap. 2.2), indem solche an offizielle Adressaten meist eine formellere Gestaltung aufweisen als an private. Der Möglichkeitsraum der Schreiber tritt also besonders auf der Achse privat – offiziell hervor, die dieser Arbeit als Grundlage der Modellbildung dienen soll.⁶² Hierfür eignet sich insbesondere das Modell des Nähe- und Distanzsprechens.

(b) Nähe- und Distanzsprachlichkeit nach Koch & Oesterreicher (1985)

Das von Koch & Oesterreicher (1985) entwickelte und vielfach rezipierte⁶³ Modell der *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz* geht auf die Arbeiten von Söll (1974) zurück und erweitert die mediale Charakterisierung einer sprachlichen Äußerung (phonisch vs.

⁶¹ Vgl. Puttaert (2016) zur sprachlichen Hybridität von Briefen ‚einfacher Schreiber‘ anhand flämischer *pauper letters*. Jene seien „capable of drawing on multiple linguistic repertoires when writing, notwithstanding their maybe sometimes limited levels of literacy“ (Puttaert 2016: 231).

⁶² Auch für Barton & Hall (2000: 3) ist dies zentral zur Klassifikation von Briefen: „Often people identified a distinct divide between two sorts of letters, personal letters and official letters, and this is the most common distinction in typologies of different sub-genres of letters.“ Diese beiden Gruppen von Briefen sind aber keineswegs homogen, sondern erlauben Subdifferenzierungen vor allem hinsichtlich unterschiedlicher Grade an Vertrautheit zwischen Schreiber und Adressat (vgl. Palander-Collin, Nevala & Nurmi 2009: 12).

⁶³ Vgl. Gruber, Grübl & Scharinger (2021), Selig (2017) und Feilke & Hennig (2016) zur Entstehungsgeschichte und Rezeption des Modells.

graphisch) um eine konzeptionelle Ebene, die sich in Form eines Kontinuums zwischen den Polen der konzeptionellen Nähe und Distanz aufspannt. Verschiedene Kommunikationsbedingungen wie der Grad der Vertrautheit der Kommunikationspartner, deren emotionale Beteiligung, Dialogizität, Spontaneität, raum-zeitliche Nähe und kommunikative Kooperation (vgl. Koch & Oesterreicher 2007: 351) beeinflussen dabei die Versprachlichungsstrategien der Sprecher/Schreiber, die zu einer eher konzeptionell mündlichen (nähesprachlichen) oder eher konzeptionell schriftlichen (distanzsprachlichen) Äußerung führen. Diese manifestieren sich etwa in verschiedenen Graden der Informationsdichte, Integration und Komplexität (vgl. Koch & Oesterreicher 1985: 23). Veranschaulicht wird dies in Form eines Parallelogramms (vgl. Abb. 1), dessen obere Hälfte das graphische und untere Hälfte das phonische Medium repräsentiert. Diese Darstellung soll typische Affinitäten zwischen phonischem Medium und konzeptioneller Mündlichkeit sowie graphischem Medium und konzeptioneller Schriftlichkeit repräsentieren. Auf der Horizontale ist das Kontinuum zwischen Nähe und Distanz aufgespannt, auf der prototypische Äußerungsformen (*a* bis *i*⁶⁴) „tentativ angesetzt“ (Koch & Oesterreicher 1994: 587) werden.

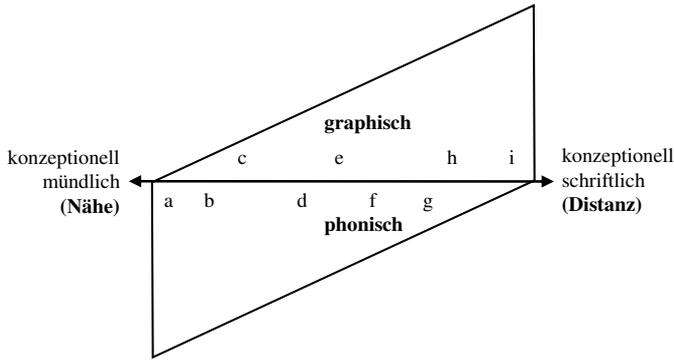


Abb. 1: Das Nähe-Distanz-Modell von Koch & Oesterreicher (1994: 588)

Das Nähe-Distanz-Kontinuum charakterisieren Koch & Oesterreicher (2007: 354) als „anthropologische Konstante“, welche „universalpragmatisch begründet ist und das ‚Rückgrat‘ des ganzen Varietätenraums [...] darstellt“ (Koch & Oesterreicher 2007: 362). Es lässt sich auch in mehrsprachigen Kontexten nachweisen, in denen nicht-ausgebaute Sprachen beteiligt sind, etwa im frühmittelalterlichen Kommunikationsraum, in dem das Lateinische Distanzfunktionen einnimmt, während nähesprachliche Bereiche durch Volkssprachen wie das Althochdeutsche besetzt werden (vgl. Schiegg 2015b: 15–28).

Der Varietätenraum differenziert sich in den historischen Einzelsprachen in unterschiedlichen Dimensionen aus. Die Existenz einer Standardvarietät bildet dabei im Sinne

⁶⁴ Koch & Oesterreicher (1994: 588) listen auf: a = familiäres Gespräch, b = Telefongespräch, c = Privatbrief, d = Vorstellungsgespräch, e = Zeitungsinterview, f = Predigt, g = wissenschaftlicher Vortrag, h = Leitartikel, i = Gesetzestext.

einer Referenzvarietät die Voraussetzung für die Konstituierung eines einzelsprachlichen Diasystems (vgl. Oesterreicher & Koch 2016: 44). Auf der Basis von Coseriu (1980) unterscheiden Koch & Oesterreicher (1994: 594) zwischen drei Varietätendimensionen: Diatopik, Diastratik und Diaphasik. Diese weisen jeweils eine interne Skalierung auf (niedrig – hoch bzw. stark – schwach), deren Abstufungen in einer gerichteten Beziehung zueinander stehen und auch am konzeptionellen Kontinuum hängen (vgl. Abb. 2). Diese gerichteten Affinitäten bezeichnen Koch & Oesterreicher (1994: 595) als *Varietätenkette*, bei der etwa diatopisch stark markierte Elemente in Beziehung stehen zu diastratisch niedrig markierten Elementen, die dann auch diaphasisch niedrig markiert sein können. Folglich werden, so Koch & Oesterreicher (1994: 595), „Dialekte in der Regel signifikant häufiger von Unterschichtensprechern, aber durchaus auch als informelles ‚Register‘ gebildeter, sozial höherstehender Sprecher verwendet“. Die Beziehung zum konzeptionellen Kontinuum wiederum stellen die Autoren dadurch her, dass der enge Kommunikationsradius von Dialekten „im Widerspruch zu der für konzeptionelle Schriftlichkeit definitorischen maximalen Reichweite“ (Koch & Oesterreicher 1994: 595) stehe. Der Standard bzw. die präskriptive Norm zeichne sich dabei, so Krefeld (2011: 102), durch einen „Markierungsverlust“ aus, der sich primär in der diatopischen Dimension zeige, in Folge der hohen Stabilität des Standards („Konservativismus“) aber „grundsätzlich alle Dimensionen betrifft“.

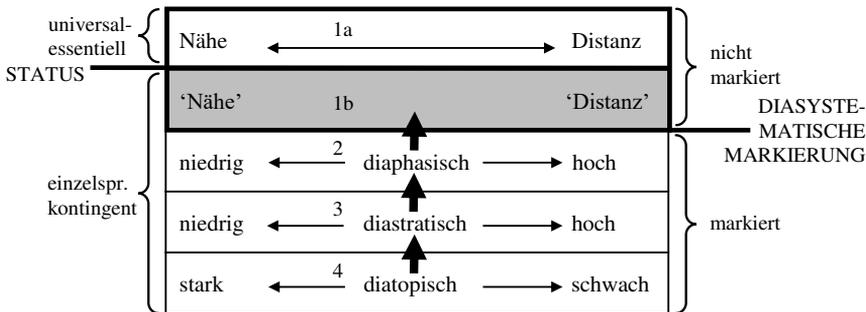


Abb. 2: Dimensionen der Sprachvariation nach Koch & Oesterreicher (1994: 595)

Insgesamt bildet das Modell einen kommunikationstheoretischen Erklärungsrahmen, der, so Krefeld (2018: 13), „nicht von vornherein von der quantitativen Operationalisierung her konzipiert und verbalisiert“ wurde. So wird weder der Zusammenhang zwischen Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien noch die exakte Einordnung von Texten in das Kontinuum modelliert. Vielmehr werden Prototypen von Kommunikationsformen vorgestellt und deren konzeptionelle Profile anhand typischer Kombinationen von Parameterwerten der verschiedenen Dimensionen charakterisiert.⁶⁵

⁶⁵ Vgl. etwa in Oesterreicher & Koch (2016: 30) die Schaubilder zu den konzeptionellen Profilen des Privatbriefs, des Vorstellungsgesprächs und der Predigt. Ágel & Hennig (2006: 33) kritisieren, dass es unerklärte „Unterschiede zwischen den Verortungen der Diskursarten in Koch &

Die fehlende methodische Konkretisierung hänge, so Grübl, Gruber & Scharinger (2021: 21f.), insbesondere auch mit der „kreativitätsbasierten Offenheit der konzeptionellen Gestaltung“ zusammen, die sich einer „allgemeingültigen, mechanistischen Determination des sprachlichen Profils von Einzeldiskursen durch bestimmte außersprachliche Parameterstellungen“ widersetze.⁶⁶

Auch die Varietätenkette wird weitgehend intuitiv postuliert und nur exemplarisch illustriert, aber nicht an einem größeren Sprachkorpus nachgewiesen. Besonders die Frage, ob diatopisch stark markierte Formen mit nächsprachlichen Formen korrelieren, wurde in der Forschung diskutiert und soll hier erstmals an einem größeren Korpus überprüft werden (vgl. Kap. 4.1.2.3). Generell ist eine Operationalisierung des Nähe-Distanz-Modells Grundlage für eine empirische Untersuchung, wie sie in der vorliegenden Arbeit angestrebt wird. Hierfür müssen aber noch einige Voraussetzungen geklärt werden.

(c) Voraussetzungen für eine Operationalisierung des Nähe-Distanz-Modells

Die bisherigen Ausführungen münden in drei Voraussetzungen, die an eine Operationalisierung des Nähe-Distanz-Modells angelegt werden sollen und im Folgenden festgehalten werden, bevor sie Kap. 4.1.1 spezifiziert: (1) die Historizität und Individualität sprachlicher Merkmale der Nähe und Distanz, (2) die synchrone Variabilität einzelner Exemplare einer Textsorte und (3) die Medialitätsbindung schriftlicher Textualität.

Ad (1): Während das Nähe-Distanz-Modell universalpragmatisch fundiert ist, sind die sprachlichen Merkmale der Nähe und Distanz in historischen Einzelsprachen zu finden und werden jeweils in der individuellen sprachlichen Äußerung konkretisiert. Zunächst ist damit jede Anordnung von Textsorten im Nähe-Distanz-Kontinuum historisch kontingent, eine ahistorische Texttypologie ist abzulehnen. Wie stark die historische Diskontinuität einzelner Merkmale ist und ob es auch universale Nähemerkmale gibt, die dann allerdings stets historisch-einzelsprachlich materialisiert werden, müssen empirische Untersuchungen darlegen (vgl. Hennig 2009: 36). Darüber hinaus sind bei der Arbeit mit einzelnen Texten, so Oesterreicher & Koch (2016: 30), „*historisch-hermeneutische Erwägungen*“ essentiell; diese beziehen sich „vor allem auf Vorentscheide bei der Gewichtung verschiedener Dimensionen der Kommunikationsbedingungen und bei der Bewertung der festgestellten Parameterwerte sowie der Gewichtung der ausgewählten sprachlichen Phänomene“.

Oesterreicher (1985) und Koch & Oesterreicher (1994) gibt“, was das Ganze „etwas spekulativ“ mache. Feste Verortungen waren jedoch auch nie das Ziel der Autoren, da sie der Historizität von Diskurstraditionen widersprechen.

⁶⁶ Vgl. dazu auch die von Selig (2017: 136) vorgeschlagene „Deutung der Parameter als Aspekte einer aktiv von den Interaktionspartnern in der Kommunikation geleisteten Situationsdefinition“. Diese Sichtweise „entspricht den sprach- und handlungstheoretischen Grundlagen des Modells und vertieft den am Universale der Kreativität ausgerichteten Ansatz.“

Ad (2): Daraus folgt, dass einzelne Exemplare einer Textsorte auch synchron eine hohe konzeptionelle Variabilität aufweisen. Textsorten bilden „einen medial definierten Raum, in dem größte konzeptionelle Varianz in unterschiedlichen Text- und Diskurstraditionen möglich ist“ (Oesterreicher & Koch 2016: 32). Diese Varianz wurde häufig übersehen und muss auch in der Sprachgeschichtsforschung stärker berücksichtigt werden.⁶⁷ Das heißt im Umkehrschluss, dass der Fokus auf konkrete sprachliche Merkmale und eine Operationalisierung des Nähe-Distanz-Modells zur Anwendung auf Einzeltexte essentiell ist, um Pauschalisierungen zu vermeiden.

Ad (3): Das Medium selbst gilt im Modell als unabhängig von der Konzeption, was in dessen Rezeption mehrfach kritisiert wurde.⁶⁸ Allerdings beobachtet auch Oesterreicher (1998: 25), dass die mediale Schriftlichkeit automatisch die *Deformation* eines Sprachzeugnisses in einem distanzsprachlichen Sinne bewirkt; jene habe, etwa in der Textsorte Chat, gewissermaßen eine „bremsende‘ Wirkung“ (Koch & Oesterreicher 2007: 359). Sprachhistorisch begünstigt Schriftlichkeit innere Ausbauprozesse vor allem auf syntaktischer Ebene (vgl. Koch 2010: 166); dabei können sich in der Schriftlichkeit, so Tophinke (2016: 314), „Darstellungstechniken entwickeln, die die empraktischen Bindungen an Produktions- und Verwendungskontexte stärker lösen, die Inhalte stärker schematisch und verdichtet präsentieren“. Dazu zählen nicht nur grammatische Strukturen, sondern auch semiotische Aspekte der Textorganisation im zweidimensionalen Raum. Die spezifischen Darstellungstechniken der Schriftlichkeit müssen folglich in ihrer jeweiligen historischen Verankerung bewertet werden. Bei der Briefkommunikation im 19. Jahrhundert existierten detaillierte Richtlinien zur Gestaltung offizieller Briefe, die in der weit verbreiteten Briefstellerliteratur beschrieben und festgelegt wurden (vgl. Schiegg 2020a). Relevant ist hier auch die Berücksichtigung materieller Aspekte wie die äußere Einrichtung eines Briefs sowie die Text- und Schriftgestalt.

⁶⁷ Vgl. Denkler & Elspaß (2007: 80): „Implizit ist die bisherige Sprachgeschichtsforschung bisher davon ausgegangen, dass die Heterogenität historischer Sprach(zu)stände durch eine Berücksichtigung verschiedener überlieferter Textsorten hinreichend abgebildet werden kann. Allerdings ist Nahesprachlichkeit nicht allein an bestimmte Text- und Diskurssorten gebunden. Genauer: Zwei Exemplare *derselben* Textsorte müssen nicht denselben Grad an Nahesprachlichkeit aufweisen.“

⁶⁸ Koch & Oesterreicher (1985: 18) berufen sich dabei auf das Konzept der „medium transferability“ (Lyons 1981: 11), also der prinzipiellen Übertragbarkeit aller Eigenschaften einer sprachlichen Äußerung in beide Medien, was zu einer medialitätsneutralen Modellierung führt, die aber nur auf der universellen Ebene anzusetzen ist (vgl. Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 44). Kritischere Stimmen zum Medienbegriff der Autoren finden sich bei Dürscheid (2016), Dürscheid (2021) und Schneider (2016).

2.4 Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert und im Anstaltskontext

Dem Bildungsaufschwung in den deutschen Ländern des 19. Jahrhunderts ist es zu verdanken, dass überhaupt Texte der allgemeinen Bevölkerung aus dieser Zeit existieren. Abschnitt (a) skizziert die damaligen Rahmenbedingungen der Schulpflicht, des tatsächlichen Schulbesuchs und des Schreibunterrichts. Der Fokus liegt dabei auf Bayern, da auch die Schreiber der herangezogenen Texte aus der psychiatrischen Anstalt Kaufbeuren-Irsee allesamt von dort stammen. Anschließend diskutiert Abschnitt (b), inwiefern es generell und auch für die vorliegende Arbeit sinnvoll ist, die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts in Schichten einzuteilen und welche Rolle dabei die schulische Bildung und Schreibbiographien spielen können. Schließlich erörtert Abschnitt (c) mit Blick auf Kaufbeuren-Irsee, welche Möglichkeiten psychiatrische Anstalten den Patienten für die Weiterentwicklung ihrer Lese- und Schreibfähigkeiten boten und wie sie diese nutzten.

(a) Alphabetisierung und Schreibunterricht in Bayern im 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert spielt eine zentrale Rolle für die deutsche Sprachgeschichte, da die Einführung und zunehmende Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht zu einer Massenalphabetisierung führte, wodurch nun erstmals ein Großteil der Bevölkerung in die Lage versetzt wurde, selbst Texte zu verfassen. Das Schulwesen entwickelte sich in dieser Zeit in den deutschen Staaten jedoch zeitlich, regional und konfessionell unterschiedlich sowohl hinsichtlich der Einführung der Schulpflicht und Schulformen als auch der vermittelten Inhalte, sodass ein Überblick zur tatsächlichen Schulsituation dieser Zeit kaum möglich erscheint (vgl. Löffler 2000: 1974); bei generellen Aussagen zum Stand der Alphabetisierung im 19. Jahrhundert ist „größte Zurückhaltung“ (Ludwig 1998: 160) geboten.⁶⁹ So sagen auch die Jahreszahlen zur Einführung der Schulpflicht nicht unbedingt etwas über den tatsächlichen Schulbesuch zu dieser Zeit aus, sodass von Polenz (2013: 48) schätzt, dass um 1800 höchstens 50 % der schulpflichtigen Kinder auch regelmäßig am Unterricht teilnahmen.⁷⁰

Für Bayern besonders relevant ist eine staatliche Verordnung zur Unterrichtspflicht von 1802, die für alle Kinder, Jungen und Mädchen, im Alter von 6 bis 12 Jahren den Schulbesuch vorschrieb, der allerdings auch durch Privatunterricht erfolgen konnte (vgl. Liedtke 1993: 52).⁷¹ Diese sogenannte *Werktagsschulpflicht* wurde 1803 durch eine *Sonn-*

⁶⁹ Unter Rückgriff auf sozial- und mediengeschichtliche Forschungsliteratur gehen von Polenz (1999: 51) und von Polenz (2013: 48) davon aus, dass der Anteil der nicht alphabetisierten erwachsenen Bevölkerung von zwei Drittel bis drei Viertel am Ende des 18. Jahrhunderts auf etwa ein Drittel in der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückging und auf etwa 1 % um 1900. Vgl. Elspaß (2005a: 101f.) für weitere Einschätzungen.

⁷⁰ In Preußen stieg der Anteil der Schulbesucher von etwa 60 % im Jahr 1816 auf 82 % im Jahr 1846 (vgl. Herrlitz, Hopf & Titze 1998: 52). Vgl. im Detail Kuhleemann (1992: 107f.).

⁷¹ Bereits 1659 gab es für Altbayern durch Kurfürst Ferdinand Maria eine Anordnung der Schulpflicht, die von dessen Nachfolgern immer wieder erneuert wurde, sich aber bis zur Verordnung

und *Feiertagsschulpflicht* für 12- bis 18-Jährige ergänzt. Während in städtischen Gegenden über das ganze Jahr Schulpflicht bestand, wurde auf dem Land der Unterricht vom 1. Mai bis zur Ernte auf vier Stunden (je zwei Stunden für die jüngeren und für die älteren Schüler) reduziert, weil sowohl Schüler bei ihren Eltern als auch Lehrer im Nebenerwerb arbeiten mussten (vgl. Liedtke 1993: 58). Dies beschreibt auch der 1831 geborene Mahlknecht Georg S. (kfb-1763) aus Höchstädt an der Donau bei der Erinnerung an seinen eigenen Schulbesuch:

- (1) In die ~~Schule~~ Schule kan ich selten höchstens im Winter. Damals war es nicht so streng wie jetzt, da hat mañ blos gesagt ich muß arbeiten dañ hat mañ Monate lang gar nicht nach mir gefragt. *Mahlknecht Georg S. (kfb-1763), Lebensgeschichte, 1891*

Die Notwendigkeit zur Mithilfe im elterlichen Betrieb stellte neben dem erhobenen Schulgeld und einem generellen Misstrauen der Schule gegenüber den Hauptgrund des Widerstands der Bevölkerung gegen die Schulpflicht dar, bei deren Umsetzung es zu Beginn auch praktische Schwierigkeiten gab, wie den Mangel an Schulgebäuden und qualifizierten Lehrern (vgl. Liedtke 1993: 58).

Im Vergleich zu Preußen (vgl. Fn. 70) erstaunlich hoch sind die Zahlen in den bei Sonnenberger (1984: 53) zusammengestellten amtlichen Statistiken zum Schulbesuch, die auf der verpflichtenden tabellarischen Erfassung der Schulversäumnisse beruhen. Demnach besuchten in Oberbayern 1803/04, den Jahren direkt nach der Einführung der Schulpflicht, zwar erst 60–70 % der Kinder regelmäßig den Unterricht, 1816 hatte sich der Wert aber schon auf 89 % erhöht und erreichte 1826 schon 98 %. Ab 1850 sei die Schulpflicht damit „vollständig erfüllt worden“ (Sonnenberger 1984: 53). Liedtke (1993: 58–60) kritisiert allerdings die mangelnde Verlässlichkeit der Zahlen, die unter anderem wegen zahlreicher lokaler Ausnahmeregelungen, wegen unvollständiger Listenführung, wegen der freien Auslegung des Begriffs Schulversäumnis – teilweise wurden Absenzen nur wochenweise erfasst – und wegen Widerständen der Lehrer gegen die staatlichen Verordnungen besonders in katholischen Regionen und auf dem Land kaum der Realität entsprachen. Anders seien 1869 geäußerte Klagen über mangelnden Schulbesuch und dessen Effektivität kaum zu erklären. Als verlässlichere Quellen betrachtet Liedtke (1993: 61) Prüfungen über den allgemeinen Bildungsstand der Wehrpflichtigen, bei denen noch zwischen 1860–68 bei fast 10 % der konskribierten Wehrpflichtigen Bayerns – mit beachtlicher Streuung in den einzelnen Kreisen⁷² – eine mangelhafte Schulbildung festgestellt wurde, während die Analphabetenrate bei der Rekrutenprüfung 1892/93 nur noch bei

von 1802 immer in geteilter Zuständigkeit von Kirche und Staat befand und deren Durchsetzung besonders auf dem Land Probleme bereitete. Erst 1919 wurde eine Schulpflicht im engeren Sinne, also der Besuch einer öffentlichen Schule, vorgeschrieben (vgl. Liedtke 1993: 52f.).

⁷² Schwaben: 5,3 %, Mittelfranken: 5,4 %, Unterfranken: 6,6 %, Oberfranken: 7,3 %, Oberbayern: 8,6 %, Oberpfalz: 13,6 %, Niederbayern: 18,5 % (vgl. Liedtke 1993: 61).

0,03 % lag.⁷³ Die Tatsache, dass 32 % der Erdarbeiter der Nürnberg-Fürther-Eisenbahn 1835 statt der eigenen Unterschrift noch Kreuze setzten, spreche demnach ebenfalls für einen niedrigeren Schulbesuch als ihn die offiziellen Statistiken vermitteln.⁷⁴

Unberücksichtigt bleibt dabei jedoch die Frage nach der tatsächlichen Auswirkung des Schulbesuchs auf die Alphabetisierung. So bezeichnet Ludwig (1998: 159) das Ziel des Schreibunterrichts der Volksschulen, „daß jedes Individuum auch die elementarsten schriftsprachlichen Normen beherrscht“, als ein „Ideal vieler Pädagogen“, das in der Wirklichkeit oft nicht erreicht wurde, sondern der Schreibunterricht bestand lediglich aus Buchstabenmalen. Sein auf Preußen fokussierter Beitrag kommt zum Schluss, dass es selbst in städtischen Volksschulen im frühen 19. Jahrhundert „keineswegs selbstverständlich [war], daß überhaupt Unterricht im Schreiben erteilt wurde“ (Ludwig 1998: 160). Vielmehr bestand das Ziel des Volksschulunterrichts, besonders in der Restaurationszeit und im Kontext der Stiehlschen Regulative von 1854, in der Sozialdisziplinierung der Schüler und einer Erziehung zu Disziplin, Ordnung und Gehorsamkeit (vgl. von Polenz 1999: 52).⁷⁵ Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in Preußen zur Aufwertung des Schreibens, indem nun zunehmend auch grammatische, lexikalische und stilistische Übungen durchgeführt wurden; die eigenständige Textproduktion gehörte dort jedoch nur „zum Repertoire guter Volksschulen“ (Ludwig 1998: 157).

Der verpflichtende Sonn- und Feiertagsunterricht in Bayern sollte nicht nur das in den Werktagsschulen Gelernte üben und festigen, sondern auch erweitern. Für den Schreibunterricht bedeutete dies, dass es hier nicht nur um Schön- und Rechtschreiben ging, sondern sich die Feiertagsschule bereits 1803 „schwerpunktmäßig mit dem ‚selbst Aufsätze machen‘ [...] der Schüler“ (König 1993: 373) beschäftigte. Dabei wurde auch das Verfassen von Briefen geübt, was gemäß einem *Hand- und Methoden-Buch für Volks-Schullehrer im Königreiche Baiern* (Bacher 1814: 92) zunächst in der Nachbildung kleiner Briefe nach Diktat, dann der Beantwortung von Briefen, der gemeinsamen Verbesserung fehlerhafter Briefe an der Tafel und schließlich der selbständigen Ausarbeitung von offiziellen Texten wie Schuldscheinen, Quittungen und Anzeigen bestand. Neben der sprachlich-stilistischen Korrektheit sollten die Lehrer dabei darauf achten, dass sich die Schüler „an gewisse eingeführte Formen des Musters halten“ (Bacher 1814: 101). Die „relativ große didaktisch-inhaltliche Flexibilität“ (König 1993: 285) begünstigte die Anpassung der Feiertagsschulen an die lokalen Gegebenheiten, was zu religiös geprägten Lerninhalten auf dem Lande und eher an beruflicher Praxis orientiertem Unterricht in den Städten führte,

⁷³ Vgl. Kuhlemann (1992: 129) zu den entsprechenden Zahlen für Preußen, die sich 1869/70 mit großen regionalen Unterschieden und einer durchschnittlichen Analphabetenquote von 8 % in einem ähnlichen Rahmen bewegten.

⁷⁴ Vgl. Elspaß (2005a: 86–88) zum Kriterium der Signierfähigkeit. Vgl. Maas (2003) allgemein zur Alphabetisierungsforschung.

⁷⁵ Vgl. Herrlitz, Hopf & Titze (1998: 62f.) zu den Stiehlschen Regulativen, einer auf „Bildungsbegrenzung“ und „Lernverbote“ für Volksschüler abzielenden Verordnung.

sodass die Feiertagsschulen dort 1864 von den allgemeinen und gewerblichen Fortbildungsschulen abgelöst wurden.

Der für bayerische Volksschulen relevante Lehrplan von 1804 bildete zusammen mit seiner revidierten Fassung von 1811 bis zum Jahr 1926 die „einzig zentralen juristischen Vorgaben zu den Unterrichtsinhalten der bayerischen Volksschule“ (Liedtke 1993: 69). Eine wichtige Stellung nahm dort der Bereich Sprache ein, der „Sprechen, Lesen, Schreiben (mit Schönschreiben), Sprachlehre, Rechtschreiblehre“ (Liedtke 1993: 70) umfasste und mit wachsendem Anspruch in allen Klassen unterrichtet wurde. Die offiziellen Instruktionen sahen jedoch auch vor, dass „wegen der unterschiedlichen unterrichtlichen Bedingungen in Stadt und Land usw. jeweils regional oder lokal zu entscheiden war, in welchem Umfang die lehrplanmäßigen Vorgaben realisiert werden konnten“ (Liedtke 1993: 72). Ähnlich wie die Stiehlschen Regulative in Preußen war auch in Bayern von 1857 bis 1866 ein restriktives Lehrerbildungsnormativ in Kraft, das eine religiös-patriotische Erziehung sowie eine starke Beschränkung der Lehrerbildung und des Unterrichtsstoffs durchsetzte (vgl. Liedtke 1993: 46). Der 1847 geborene Patient Pius G. (kfb-936) erinnert sich an seinen Lehrer, im Nebenerwerb Schreiner, in einem Dorf bei Dillingen an der Donau während dieser Zeit:

- (2) Denn wir sind zusammen, beim Schreiner B. [Nachname gekürzt], der unser Lehrer war in die Schule gegangen. Er hat uns auch das Sprüchlein gelernt, Sei lieber Recht fromm, und ein bisschen Dumm, Als hoch gelehrt, und nichts werth.

Schneider Pius G. (kfb-936), Brief an Gemeindeverwaltung, 03.02.1890

Trotz der Reformierung und qualitativen Aufwertung der Lehrerbildung im Zuge der Liberalisierung der bayerischen Politik der 1860er-Jahre konnte sich kein einheitliches Schulgesetz durchsetzen, sodass das Schulwesen weiterhin auf dem Verordnungsweg geregelt wurde und im Bereich der Lehrpläne deutliche regionale Unterschiede bestehen blieben (vgl. Liedtke 1993: 51), die sich in der alltäglichen Schulpraxis widerspiegelten.

Einen persönlichen Einblick in das Schulwesen Bayerisch-Schwabens bietet das Bewerbungsschreiben⁷⁶ von Georg Bauer, approbierter Bader⁷⁷ und praktizierend im Allgäuer Dorf Wilpoldsried bei Kempten, für die Stelle als Oberwärter in der neu zu eröffnenden Heil- und Pflgeanstalt Kaufbeuren. Zu Beginn des Schreibens skizziert er den „Grundzug meines heißesten Verlangens in eine Stadt zu kommen“:

- (3) Als Familienvater /: katholischer Confeßion 35 Jahre alt /: mit 4 Kinder und Frau liegt mir die Erfüllung der ersten und heiligsten Pflicht ob [...] meine Kinder in eine gute Volksschule einführen zu können, da ja eine gute Schulbildung die Grundlage der einstigen Lebensführung und Exsistenz ist und bleibt; was aber nach meiner nur zu gründlichen Überzeugung auf dem

⁷⁶ Den Hinweis auf diesen Text verdanke ich Erich Resch. Dieser ist in der Personalakte Georg Bauers (Nr. 5193, Jahr 1874) im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren überliefert.

⁷⁷ Bei einem *Bader* handelt es sich um eine Person, die „einfache ärztliche Tätigkeiten, wie Schröpfen oder Aderlass, verrichtet“ (Ebner 2015: 68).

Lande weder gesucht noch gefunden wird, indem die Kinder des Landmann meistentheil nur für die Ökonomie und baldigster Hülfeleistung der Eltern gezogen werden, rechnet man hiezu noch das Bewußtsein des Bauers – ich habe Vermögen! so kommt der Werth einer guten Schulbildung wenig in Betracht. –

Daher Sommerzeit nur 2 Stunden täglich Unterricht und dieß bei strenger Arbeit oft unterbrochen; im Winter aber dann durch allzugroße Schüllerzahl nicht möglich dem allein dastehenden Lehrer (da besonders viel nach zu holen ist) daß zu leisten – was eine Volksschule in der Stadt biethet den Kindern welche gerne lernen mögen –.

Oberwärter Georg Bauer, Bewerbungsschreiben, 18.07.1874

Bauers Schilderung zeigt eindrücklich den schlechten Zustand der ländlichen Schulen und die Abneigung der Landbevölkerung gegenüber diesen noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Seine Befürchtung, dass ihn „das Schicksal dazu verdammt – ein Dorfbader zu bleiben“, erfüllt sich nicht, da er die gewünschte Anstellung erhält. Aus einem Eintrag von 1894 in dessen Personalakte geht außerdem hervor, dass seine Tochter Georgine Kenntnisse in Stenographie und dem Italienischen besaß, also tatsächlich die Gelegenheit erhalten hatte, eine höhere Schule zu besuchen.⁷⁸ Zwar war Mädchen im 19. Jahrhundert der Weg zur Hochschulreife noch verwehrt, aber dennoch existierten jenseits der Volksschule höhere Mädchenschulen unter privater bzw. kirchlicher Trägerschaft (vgl. Liedtke 1993: 112–117).⁷⁹

An höherer Schulbildung konnte im Bayern des 19. Jahrhunderts nur ein kleiner Teil der männlichen Bevölkerung teilhaben. Der Anteil der Lateinschüler⁸⁰ und Gymnasiasten betrug 1869/70 im Durchschnitt nur 1,2 % pro Jahrgang der männlichen Bevölkerung (vgl. Liedtke 1993: 47), sodass diese als „Schule der Geistlichkeit und des höheren Bürgertums“ (Liedtke 1993: 88) galten. Das Gymnasium galt als „Eingangstor zur Karriere der höheren Staatsbeamten wie aller an ein Universitätsstudium geknüpften Berufswege“ (Liedtke 1993: 97). Bei guten Leistungen konnte das hohe Schulgeld erlassen werden und im genannten Jahr gingen immerhin bei 14 % der Schüler die Eltern Berufen in der Landwirtschaft nach, was die prinzipielle Zugänglichkeit der Gymnasien für alle Stände belegt.⁸¹ Dass eine höhere Schulbildung aber oftmals am Geld scheiterte, belegen die

⁷⁸ Auf diese Weise kommunizierte die 26-Jährige heimlich mit einem Untersuchungsgefangenen, dem sie zur Flucht verhalf.

⁷⁹ Es ist denkbar, dass Georgine Bauer die Kaufbeurer höhere Töchterschule unter der Leitung von Franziskanerinnen besuchte. In derartigen Schulen wurde „der Lehrkanon der späteren neu-sprachlichen Gymnasien vorbereitet“ (Liedtke 1993: 117), sodass die alten Sprachen fehlten und neue Sprachen wie auch das Italienische unterrichtet wurden.

⁸⁰ Die ‚mittlere‘ Schulausbildung in den sogenannten Studienanstalten setzte sich zusammen aus vier Jahren Lateinschule und anschließenden vier Jahren Gymnasium (vgl. Liedtke 1993: 88).

⁸¹ Vgl. Liedtke (1993: 88) zu den Berufsfeldern der Eltern der bayerischen Gymnasiasten des Jahrgangs 1869/70: 21 % Industrie, 28 % Beamtschaft des Hofes und des Staates, 8 % Handel und Verkehr, 14 % Landwirtschaft. Ein strenges Auswahlverfahren sollte aber die Schulen vor der ‚mehrfachen Überfüllung ... mit ‚heterogenen Schülern‘“ (Liedtke 1993: 97) bewahren.

Ausführungen des Tagelöhners Urban S. (kfb-2936), 1872 geborener Schneiderssohn, und des Landwirts und Dienstknechts Jakob F. (kfb-3349), 1888 geborener Landwirtssohn:

- (4) In meinen 6ten Jahre kam ich in die Schule, wo~~n~~ ich mir schon viele Mühe gab[,]^[82] im Lernen. Und Herr Lehrer, sehr zufrieden war. Und ich während meiner 7jährigen Schuljahre[,] ich in jeder Klasse, den ersten Platz einnahm, und bei jeder Schulprüfung, die Note I bekam. Auch war ich, vom Dorfgeistlichen sehr geliebt, zumal weil ich ihm von meinen 8ten B z w. 8 1/2 Jahre ab am Altare diente, obwohl man mich kaum im Kirchengewande stehen sahen, den mit den Wachssen war bei mir nicht viel los, bis zu meinen 16ten Lebensjahre Der Geistliche sagte zu meinen Eltern[,] nichts andertes als ich mus ~~h~~ Geistlicher zu werden, auf seine Kosten, in das Seminar nach Eichstädt. Dies wurde mir leider nicht zu Teil. Den der Geistliche starb zu früh. Und meine Eltern waren sehr arm. Und zum Bettelstudent wollten Sie mich nicht machen.
- Tagelöhner Urban S. (kfb-2936), Lebensgeschichte, 1922*
- (5) Nun besuchte ich vom 1. Mai 1894 bis zum 30. April 1901 die Werktagsschule mit sehr gutem Erfolge, bei meinen Lehrern i~~m~~er sehr beliebt. Da nun bei meinen Eltern i~~m~~er die Not u. Armut zuhause Gast war, worunter mein gutes Mutterlein furchtbar zu leiden hatte, so mußte es nun ans Geldverdienen denken. Der Wunsch Vaters war jedoch es sollte jedes Kind ein Handwerk erlernen.

Landwirt und Dienstknecht Jakob F. (kfb-3349), Lebensgeschichte, ca. 1907–35

Trotz der Gegenbewegung des Neuhumanismus gab es immer auch Bestrebungen, ‚realistischere‘ Bildungswege zu etablieren, was bei Realgymnasien jedoch u. a. wegen der eingeschränkten Hochschulreife erst ab der Schulordnung von 1864 begrenzt erfolgreich war⁸³ und schließlich Mitte des 20. Jahrhunderts zu deren Aufschwung führen sollte. Daneben wurden 1816 Höhere Bürgerschulen für bürgerliche Kaufleute eröffnet und 1833 in Gewerbeschulen als ein „Angebot realistischer-technischer Bildung“ (Liedtke 1993: 98) umgewandelt, die sich 1864 „aus einer bloßen beruflichen zu einer weitgehend auch allgemeinbildend höheren Schule“ (Liedtke 1993: 111) weiterentwickelten und dabei auch Unterricht in deutscher und französischer Sprache in die Stundenpläne aufnahmen.⁸⁴ Im Jahr 1877 erfolgte deren Umwandlung in Realschulen.

Mit der Einsetzung der Schulpflicht entstand auch die Notwendigkeit, sich um die schulische Versorgung psychisch und körperlich beeinträchtigter Kinder zu kümmern. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs die Sensibilität für die Unterrichtung dieser Kinder, sodass unterschiedliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erweitert und neu gegründet wurden: Taubstummenschulen, Blindenschulen, Anstalten für Geistigbehinderte (sogenannte ‚Kretinenanstalten‘), Waisen- und Findelhäuser sowie Einrichtungen für verwehr-

⁸² Die Kommas in eckigen Klammern wurden nachträglich vom Schreiber mit Bleistift eingefügt. Vgl. dazu S. 145, Fn. 145.

⁸³ Im Schuljahr 1869/70 besuchten 2817 Schüler ein humanistisches Gymnasium (vgl. Liedtke 1993: 88), aber nur 357 ein Realgymnasium (vgl. Liedtke 1993: 99).

⁸⁴ Vgl. S. 426, Fn. 109 zur Gewerbs- und Handelsschule Kempten, die der Patient Georg B. (kfb-966) zu dieser Zeit besuchte (vgl. Kap. 6.2.3.1).

loste Kinder (vgl. Liedtke 1993: 120).⁸⁵ In letztere „konnten Kinder eingewiesen werden, deren Eltern ihrer Aufsichtspflicht nicht nachkamen, gefährdete und erziehungsschwierige Kinder, Jugendliche, die wegen Landstreicherei oder Bettelei auffällig geworden waren [...] oder straffällig gewordene Jugendliche“ (Liedtke 1993: 125).⁸⁶

(b) Soziale Kategorisierungen von Schreibern des 19. Jahrhunderts

Die soziale Schicht eines Sprechers bildet in traditionellen soziolinguistischen Studien eine der wichtigsten Variablen (vgl. Labov 1966).⁸⁷ Auch die Historische Soziolinguistik muss sich mit der Frage der sozialen Strukturierung historischer Gesellschaften auseinandersetzen, insbesondere auch dann, wenn sie den Ansatz einer Sprachgeschichte von unten verfolgt und sich damit für die Sprache ‚unterer‘ Bevölkerungsschichten interessiert (vgl. Kap. 2.2). Die Zuordnung eines Schreibern zu einer sozialen Gruppe stellt bei historischen Gesellschaften eine große Herausforderung dar, da hierfür einerseits die sozialen Kontexte einer räumlich und zeitlich entfernten und sich historisch wandelnden Gesellschaft erarbeitet werden müssen, andererseits auch der Detailgrad der sozialen Stratifizierung von den überlieferten Daten und den Erkenntnisinteressen der linguistischen Analysen abhängig gemacht werden muss (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 136). Wegen dieser Schwierigkeiten finden sich häufig Anachronismen und Pauschalisierungen (vgl. Bergs 2012: 84) auch in germanistischen Untersuchungen zum Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts, einer Zeit beachtlicher politischer und sozialer Veränderungen, die sich, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, auch im Bereich der Alphabetisierung und des Schulwesens manifestieren.

Die deutsche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wird üblicherweise in drei Schichten eingeteilt: eine Oberschicht, eine Mittelschicht und eine Unterschicht. Zu den ersten beiden Schichten kann man nach Kocka (2014: 116) den Adel, das Groß- oder Besitzbürgertum (Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers), das Bildungsbürgertum (Ärzte, Juristen, Gymnasiallehrer, Ingenieure etc.) und das Kleinbürgertum (Handwerker, Kleinhändler, Gastwirte etc.) zählen, die im deutschsprachigen Raum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen. Die „Mehrheit der Handwerker und Kleinhändler“ ist nach Haupt (1995: 95) jedoch wegen ihrer prekären Lage im Bereich der Unterschichten anzusiedeln. Zur Unterschicht gehören Kleinbauern, nicht-selbständige Handwerker, Dienstleute, einfache Soldaten⁸⁸, Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Oftmals ist eine Zuordnung aber problematisch, etwa bei Künstlern und kleinen Beamten (vgl. Elspaß 2005a: 74). Die starke Bevölkerungsentwicklung im 19. Jahrhundert führte auch in Bayern zu einer Überbevölkerung der Dörfer und Verarmung der ländlichen Unter-

⁸⁵ In Augsburg existierten derartige Einrichtungen bereits im 16. Jahrhundert (vgl. Safley 2010).

⁸⁶ Der Patient Hans A. (kfb-80) besuchte die Kinderanstalt Karlshöhe in Württemberg, in die er „wegen Lügens und Stehlens“ (Fuchs 1927: 588) gekommen war (vgl. Kap. 6.2.2.5).

⁸⁷ Vgl. Bergs (2012: 85) für einen Forschungsüberblick.

⁸⁸ Vgl. im Detail Neumann (2019: 9f.) zur sozialen Schichtung von Soldaten.

schichten, was Auswanderung und Abwanderung in die Städte zur Folge hatte, wo sich ein industrielles Proletariat, der sogenannte ‚Vierte Stand‘, herausbildete (vgl. Liedtke 1993: 13). Auch in den oberen Schichten hatte es Entwicklungen gegeben, indem die feudale Hofkultur gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre führende Position in Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft dem aufstrebenden Bürgertum abtreten musste (vgl. Cherubim 1983: 405–409).

Arbeiten im Bereich der jüngeren deutschen Sprachgeschichte untersuchen nur selten mehrere soziale Schichten gleichberechtigt nebeneinander. Die Studien ab den 1980er-Jahren fokussierten meist das Bürgertum und seine Sprache (vgl. z. B. Cherubim, Grosse & Mattheier 1998).⁸⁹ Mit dem aufkommenden Interesse an *Arbeitersprache* (zur Problematik siehe unten) in den 1990er-Jahren und der Sprachgeschichte von unten (vgl. Elspaß 2005a) verlagerte sich das Forschungsinteresse zu den unteren sozialen Schichten. Zur Sprache der Oberschichten gibt es dagegen recht wenige breiter angelegte sprachwissenschaftliche Untersuchungen, was wohl die teilweise widersprüchlichen Aussagen zu deren schriftlichen Sprachgebrauch zur Folge hat.

Zur Kennzeichnung der Gruppenzugehörigkeit war es für den Adel lange Zeit typisch, sich des Französischen als Oberschichtsprache zu bedienen (vgl. von Polenz 2013: 96), was zu einem „Desinteresse [...] an gesellschaftlichem Prestige durch eine kultivierte Landessprache“ (von Polenz 2013: 220) führte und wodurch die deutschsprachigen Briefe des Adels teilweise ein Niveau zeigten, das „deutlich unter dem zeitgenössischen Stand der deutschen Sprachkultivierung lag“ (von Polenz 2013: 221).⁹⁰ Grosse (1991: 207) geht sogar soweit zu behaupten, dass Briefe des Adels „in ihrer individuellen, unsicheren Orthographie den Arbeiterbriefen nicht fern[stehen]“. Untersucht man allerdings den Sprachgebrauch von Einzelschreibern wie dem baltisch-deutschen Adligen Eduard von Oettingen (vgl. Voeste 2015), so kann man durchaus bei einem Adligen des 19. Jahrhunderts auf hohe Sprachkompetenz und grammatische Komplexität auch in Privatbriefen stoßen. Ähnlich zeigt eine Untersuchung zu Makrostrukturen in österreichischen Adligenbriefen des 16. bis 18. Jahrhunderts eine oft strikte Orientierung der Schreiber an den formalen Kriterien zeitgenössischer Musterbriefsteller (vgl. Rössler 2007: 85).⁹¹ Auch Neumann (2019) beobachtet bei Offiziersbriefen deutliche Anlehnungen an Musterbriefe und eine stärker schriftsprachliche Konzeption als bei Briefen einfacher Soldaten. Eine Verwischung der Unterschiede in allgemeinen Verhaltensweisen, ebenso wie in Briefen Adelliger und des Bürgertums im 19. Jahrhundert, deutet sich in der Beobachtung bei Linke (2004: 268) an, die beschreibt, dass die ehemals adeligen „raumbezogenen Verhaltensnormen [...] zum Teil in bürgerliche Zusammenhänge übernommen“ werden. Die räumlichen Gestaltungsmuster mit großzügig dimensionierten Seitenrändern und Abständen zwischen Anrede und Briefbeginn werden durch Aufnahme in die Briefsteller

⁸⁹ Vgl. Mattheier (1998) zur früheren sprachhistorischen Forschung zum 19. Jahrhundert.

⁹⁰ Ähnliche Beobachtungen macht Fitzmaurice (2015) für englische Adelsbriefe im Umfeld des Londoner Kit-Cat Clubs aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

⁹¹ Vgl. auch Wiesinger (2004) zu österreichischen Adelsbriefen des 16. bis 18. Jahrhunderts.

zum allgemein zugänglichen schriftsprachlichen Repertoire (vgl. Kap. 4.1.2.6). Auch das Französische findet sich nun manchmal sogar in den Briefen der ‚einfachen‘ Schreiber, meist aber nur im Rahmen formelhafter Elemente oder einzelner Lexeme.

Das Bürgertum zeigte im 19. Jahrhundert ein hohes Bildungsstreben und setzte die Standardsprache als das „bevorzugte sozialemiotische Medium“ (Linke 2008: 58) ein.⁹² Die Ausbildung der Sprache galt aus der Perspektive der zeitgenössischen Anstaltslehrer als „die erste Bürgerpflicht“ (Linke 2008: 58) und auch die Briefkultur war den bildungsbürgerlichen Schichten ein zentrales Bildungs- und Ausdrucksmittel. Die sprachwissenschaftliche Forschung zur Sprache des Bürgertums verfolgte bisher vor allem eine kulturanalytisch-pragmatische Herangehensweise und untersuchte dabei bürgerliche Kommunikationsideale und -praktiken.⁹³ Systemlinguistische Untersuchungen an Briefen der bürgerlichen Mittelschicht sind dabei relativ selten und wurden zunächst von Reiffenstein (2009) zur Familie Mozart und Gelehrten in deren Umkreis durchgeführt. Sato (2015) und Sato (2019) untersuchen den Rektionswandel von Präpositionen u. a. bei den Beethovens, der Familie Mozart und bei Goethe aus Sicht der Nähe- und Distanzsprachlichkeit sowie intraindividuelle Variation. Da die „bürgerliche Kultur und bürgerliche Lebensformen“ im Laufe des 19. Jahrhunderts laut Cherubim (1983: 407) zu einem „Maßstab des Verhaltens wurde“, kam es zu einer, so Mattheier (1991: 49), „Entkonturierung des Bildungsbürgertums“⁹⁴ und damit einhergehend zu einer „Popularisierung des bildungsbürgerlichen Deutsch“ (von Polenz 1999: 3) bei Teilen des Adels, des Kleinbürgertums und in der frühen Arbeiterbewegung.

Besonders heterogen ist die Zusammensetzung der unteren Bevölkerungsschichten und deren schriftlicher Sprachgebrauch. So können aus den Berufsbezeichnungen Bauer, Handwerker und Arbeiter keineswegs typische Merkmale einer Zugehörigkeit zur Unterschicht abgeleitet werden wie niedriges Einkommen bzw. Armut oder Lohnabhängigkeit – man denke an Großbauern, Handwerksmeister und Vorarbeiter (vgl. Elspaß 2005a: 41). Dies zeigt sich auch im Selbstbewusstsein vermöglicher schwäbischer Bauern, das der Allgäuer Bader anspricht (vgl. S. 37, Bsp. 3), die das eigentlich dem Adelsstand zugeschriebene ‚Nicht-Nötig-Haben und Nicht-für-nötig-Halten‘ von Bildung vertreten (vgl. von Polenz 2013: 224). Vergleicht man nun den Sprachgebrauch mehrerer Schreiber einer Berufsgruppe, etwa Briefe von Bauern des 19. Jahrhunderts, so ist dabei „mit erheblichen schreibsprachlichen Unterschieden zu rechnen“ (Elspaß 2005a: 43). Auch Puttaert, Van de Voorde & Vosters (2019: 208) folgern aus ihren Beobachtungen zu flämischen Briefen des 19. Jahrhunderts, dass Variation zwischen Individuen oftmals ausgeprägter ist als auf soziale Schichten rekurrierende Charakterisierungen. Damit besitzen verallgemeinernde Sammelbezeichnungen wie ‚Arbeitersprache‘ oder ‚private Schriftlichkeit kleiner Leute‘

⁹² Vgl. Linke (1996) und Gessinger (1980) ausführlich zur Sprache des Bürgertums.

⁹³ Vgl. Neumann (2019: 35) für einen Forschungsüberblick.

⁹⁴ Dies zeigte sich auch im „Ausbau eines neuen Funktionsbereiches der Standardsprache“ (Mattheier 1991: 49). Diese verlor ihren Status als Sozialsymbol einer gesellschaftlichen Gruppe und wurde mit der Reichsgründung 1871 zum Symbol der deutschen Staatsnation.

die „Gefahr einer vereinfachenden Korrelierung von sozialer Schicht und Sprachverhalten und letztlich einer deterministischen Auffassung von Sprachgebrauch“ (Elspaß 2005a: 44). So basieren die Ergebnisse derartiger Studien oft auf spezifischen Kommunikationssituationen bestimmter regional und sozial eingeschränkter Schreibergruppen, aus denen dann abgeleitet wird, dass die Beobachtungen „für die ganze Unterschicht des 19. Jahrhunderts typisch“ (Klenk 1998: 337) seien.⁹⁵

Wegen der generellen Problematik und des fraglichen linguistischen Nutzens von Schichtzuweisungen für eine soziopragmatische Sprachbeschreibung (vgl. Elspaß 2005a: 41) wurde in mehreren Arbeiten zur jüngeren Sprachgeschichte vorgeschlagen, die klassische Variable ‚soziale Klasse/Schicht‘ der gegenwartssprachlichen Soziolinguistik durch ‚Alphabetisierungs- und Bildungsgrad‘ zu ersetzen (vgl. Elspaß 2005a: 45).⁹⁶ Der Fokus wird dabei stärker auf die individuelle Schreibfähigkeit gelegt, die sich auf einem „Kontinuum mit transitorischen Fertigungsstufen“ (Elspaß 2005a: 46) ansiedelt. Als besonders relevant zur Einordnung eines Schreibers auf diesem Kontinuum betrachtet Elspaß (2005a: 46) den Bildungsgrad und die daraus ableitbare Schreibroutine, sodass er zwei Gruppen von Schreibenden unterscheidet: Personen mit Volksschulbildung (‚ungeübte‘ bzw. ‚unroutinierte‘ Schreibende) und Personen mit höherer Schulbildung (‚geübte‘ bzw. ‚routinierte‘ Schreibende). Die Schreibroutine ist dabei immer nur graduell erfassbar und prägt sich bei den Einzelpersonen individuell aus. Dies wird durch „Faktoren wie Intensität und Qualität des Unterrichts sowie eigene und familiäre Lese- und Schreibgewohnheiten bestimmt“ (Elspaß 2005a: 46).

Daneben spielt aber auch der Kontakt mit der Schriftlichkeit in der späteren beruflichen Praxis eine wichtige Rolle für die Weiterentwicklung der Schreibfähigkeit, die im Erwachsenenalter keineswegs stabil bleiben muss. So ist zu berücksichtigen, ob der berufliche Kontext einer Person eher ‚handarbeiterorientiert‘ oder ‚schrifterbeiterorientiert‘ ist (vgl. Vandenbussche 2002: 39). Auch weitere Einflüsse auf die Schreibroutine sind möglich. Etwa kann sich der Aufenthalt in einer psychiatrischen Anstalt durch weiteren Schulunterricht, Lektüretätigkeit und regelmäßige Schreibpraxis förderlich auf die Lese-

⁹⁵ Als Merkmal dieser ‚Arbeitersprache‘ gilt der sogenannte „Stilzusammenbruch“ (Mattheier 1986: 248), also der formelhafte, komplexere Briefstil am Beginn und der anschließende ‚Zusammenbruch‘ und Übergang in „geschriebene Sprechsprache“ (Mattheier 1986: 248). Neben der problematischen Sichtweise „allein durch die Brille der gebildeten, am Literarischen geschulten Schreibenden“ (Elspaß 2005a: 184f.) handelt es sich bei derartigen Beobachtungen laut von Polenz (1999: 462) eher um Resultate von „Schreibspracherfordernissen der Industriegesellschaft“, es liegt aber „kein bestimmter Soziolekt“ vor. Bereits Grosse (1991: 207) charakterisiert die Bezeichnung ‚Arbeitersprache‘ als „untaugliche[n] Kollektivterminus; denn eine einheitliche Sprachform oder gruppenspezifische Stilhaltung des Arbeiters gibt es nicht.“ Vgl. Mihm (1998) für eine viel umfassendere Sicht auf die Sprache von Arbeitern des 19. Jahrhunderts.

⁹⁶ Diese Vorgehensweise geht auf das *Brügge-Projekt* zurück, welches ebenfalls das Konzept der ‚Arbeitersprache‘ kritisiert (vgl. Vandenbussche 1999b) und besonders auf die soziologische Problematik von Schichtzuweisungen im Kontext der tiefgreifenden sozialen Veränderungen im Laufe des 19. Jahrhunderts verweist (vgl. Vandenbussche 1999a: 57).

und Schreibkompetenz eines Individuums auswirken. Neben den schulischen Voraussetzungen sollten also individuelle Schreibbiographien eine wichtige Rolle zur Beurteilung der schriftsprachlichen Kompetenz und Routiniertheit eines Schreibers spielen. Ein individuenzentrierter Ansatz, wie ihn die vorliegende Arbeit verfolgt, bietet hierfür einen geeigneten Ausgangspunkt.

(c) Soziale Schichten und Bildung in der psychiatrischen Anstalt Kaufbeuren-Irsee

Die Patienten von Kaufbeuren-Irsee wurden in drei Verpflegungsklassen untergebracht, die aber nicht immer mit deren Schichtzugehörigkeit übereinstimmten. Die Zuteilung zu einer Verpflegungsklasse erfolgte nach der Höhe des Verpflegungsgeldes, das ein Patient oder dessen Familie aufbringen konnte und mochte. Für die unteren Bevölkerungsschichten stellte bereits die dritte, niedrigste Verpflegungsklasse eine große finanzielle Belastung dar, die oftmals von den Gemeinden im Rahmen der Armenfürsorge übernommen werden musste.⁹⁷ Aber auch die Familien von Patienten höherer sozialer Schichten konnten oder wollten sich teilweise nicht die höheren Verpflegungskosten leisten, sodass man auch einen Bankiers- und Kaufmannssohn (Heinrich U., kfb-940, vgl. Dobler 2020: 91), einen Kunstmaler (Albert R. M., kfb-3796, vgl. Kap. 6.2.3.2) und eine Ingenieursgattin (Mathilde W., kfb-2871, vgl. Kap. 6.2.2.13) in der niedrigsten Verpflegungsklasse antreffen konnte. Dies führte dann oft zu Unzufriedenheit bei den betroffenen Patienten, einerseits wegen der fehlenden Annehmlichkeiten, die sie aus ihrem früheren Leben kannten und bei den höheren Verpflegungsklassen beobachteten, andererseits wegen der sozialen Degradierung und des erzwungenen Kontakts mit Patienten niedrigerer sozialer Schichten.

Die höheren Klassen genossen Vorzüge in der Unterbringung, Verpflegung und Betreuung. So hatten die Kranken der 1. Klasse Anspruch auf ein Einzelzimmer oder eine kleine Wohnung, in der zweiten Klasse teilten sich zwei bis vier Patienten ein Zimmer, die dritte Klasse war in größeren Schlafsälen untergebracht. Auch die Aufenthaltsräume der drei Verpflegungsklassen waren getrennt (vgl. Dobler 2020: 43) und unterschieden sich in ihrer Ausstattung, sodass im 1876 eröffneten Kaufbeurer Gebäude etwa nur in den oberen beiden Klassen die Wände „mit Tapeten versehen“ (Resch 2001: 248) waren und ein „Klavier, bei den Herren Billard etc.“ (Resch 2001: 252) zur Verfügung standen. Die Grundlage für die Verpflegung bildete „das von kgl. Regierung erlassene Kostregulativ, aus welchem die Reichhaltigkeit, Abwechslung und der Nährwerth der Speisen, auch in der III. Kl. ersehen werden kann“ (Resch 2001: 257). Regelmäßige Obstruktionen waren dabei nur den oberen beiden Verpflegungsklassen vorbehalten, was bei Patienten der dritten Klasse oft zu Unzufriedenheit führte (vgl. Schiegg 2019a: 251). Schließlich

⁹⁷ Die Verpflegungskosten für die dritte Verpflegungsklasse betrug 1876/77 für Angehörige des Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg pro Tag 1 Mark und 10 Pfennige (vgl. Satzung Kaufbeuren-Irsee 1876: 820), was dem damaligen Gehalt eines männlichen Diensthofen entsprach (vgl. Müller 2019: 61). Die erste Klasse kostete 4 Mark, die zweite 2 Mark und 20 Pfennige. Für Nicht-Kreisangehörige galten erhöhte Verpflegungssätze.

finden sich Belege dafür, dass Patienten erster Klasse einen eigenen Wärter erhielten und mit diesem private „Spaziergänge mit Wirtshausbesuchen bis hin zu mehrtägigen Reisen unternehmen“ (Dobler 2020: 103) konnten (vgl. Kap. 6.2.3.3). Von gemeinsamen Spaziergängen berichtet auch der Fabrikbesitzerssohn Karl R. (kfb-659):

- (6) Nur noch einiges angenehme kann Ihnen verehrter Herr *Direktor* der *K.K.f. Anstalt* mittheilen nämlich meine täglichen Spaziergänge die mit meinen guten Mit-Patienten alltäglich mache und sehe, Freude ich habe wenn wir über die die schönsten Felder und Aecker hingehe und sehen.- die Gänge stärken mich auch allemal für meine neuen Kräfte sowohl im körperlichen als als noch im geistigen auch.

Fabrikbesitzerssohn Karl R. (kfb-659), Brief an Direktor, 27.07.1863

Bei der medizinischen Behandlung scheint es jedoch zumindest in der Frühzeit der Einrichtung unter Dr. Hagen⁹⁸ keine Unterschiede zwischen den Verpflegungsklassen gegeben zu haben. So wurden auch beim Erste-Klasse-Patienten Xaver M. (kfb-363) Disziplinierungen mit der ‚Douche‘, mit Einsperren in Gitterzimmern und im Tobhaus sowie mit Nahrungsentzug angewandt, ebenso wie er auch für eine handwerkliche Arbeit, das Holzsägen, vorgesehen wurde (vgl. Dobler 2020: 102f.).⁹⁹ Die medizinische Gleichbehandlung aller Kranken war in der Anstaltssatzung festgelegt.¹⁰⁰

Neben der körperlichen Arbeit, welche die Patienten sowohl zu ihrer Beschäftigung als auch zur wirtschaftlichen Unterstützung der Anstalt zu verrichten hatten, erhielten alle Patienten Zugang zu einem breiten Bildungsangebot. So wurde 1853 ein Anstaltslehrer eingestellt, der „in allen Abteilungen je eine Stunde Elementarunterricht (Schreiben, Lesen, Rechnen, Geographie und Naturgeschichte) erteilte sowie auf Anordnung des Leiters der Anstalt auch Einzelunterricht“ (Dobler 2020: 60). Ebenso wurde Turnunterricht angeboten und man beschäftigte die Patienten, so Dr. Hagen im ersten Jahresbericht von 1849–51, u. a. „durch Sprachstudien, Übersetzungen, Abschreiben, Rechnen, Malen“ (zitiert nach Dobler 2020: 53). Die Aufgaben des Lehrers werden in den späteren Anstaltssatzungen genauer festgelegt. Diese bestanden neben dem Unterricht auch in „der Erstattung behrender und unterhaltender Vorträge und Vorlesungen, in möglichst allseitiger Pflege der Musik, in der Verwaltung der Krankenbibliothek und der Sorge für angemessene

⁹⁸ Für die spätere Behandlung höhergestellter Patienten fehlen bislang Untersuchungen. Die Zahl dieser scheint im Laufe der Zeit auch abzunehmen, wohl weil sich wegen der zunehmenden Überfüllung der Ruf der Anstalt verschlechterte (vgl. Müller 2019: 76). Adelige Briefschreiber wurden bei der Aktendurchsicht überwiegend in den 1850/60er-Jahren beobachtet: Friedrich von M. (kfb-102; vgl. Kap. 6.2.3.3), August von S. (kfb-341), Moritz von E. (kfb-416), Augusta von H. (kfb-451), Wilhelmine von L. (kfb-519), Sabine von E. (kfb-1053), Carl Graf von B. (kfb-2452) und Franz von H. (kfb-2553).

⁹⁹ Auch Friedrich von M. (kfb-102) musste 1856 ins Gitterzimmer und wurde zum Holzspalten eingesetzt (vgl. Kap. 6.2.3.3). Vgl. zu Disziplinierungen Kap. 3.1.2.b.

¹⁰⁰ Vgl. Satzung Irsee (1850: 73): „Die Kranken aus den verschiedenen Verpflegungsklassen haben gleichen Antheil an allen vorhandenen Mitteln zur Bewirkung ihrer Heilung, und auf alle soll der Fleiß und die Aufmerksamkeit der Aerzte in gleichem Maaße gerichtet sein.“

Benützung derselben“ (Satzung Kaufbeuren-Irsee 1876: 814). Diese Vorträge sollten laut Hausordnung der Anstalt von 1877 einmal wöchentlich stattfinden, nach Geschlechtern und Verpflegungsklassen getrennt. „Periodisch sind auch Concerte, Theater und Bälle und sonstige Feste zur Erheiterung der Kranken abzuhalten, wozu auch Familien des Ortes eingeladen werden können“ (zitiert nach Dobler 2020: 48). Noch stärker ins Detail geht Dr. Hagens Jahresbericht (1849–51), der die turnusmäßigen Feste aufzählt, darunter „Fastnacht mit Maskarade“, das „Jahresfest der Anstalts-Eröffnung“ [1. September] und die „Christbescherung“. Dabei ist die Musik „[e]ines der wesentlichsten Unterhaltungsmittel“, wobei neben dem Klavierspiel auch ein „kleines Orchester von Streich- und Blasinstrumenten [...], welches zum Tanze spielte“ genannt wird (zitiert nach Dobler 2020: 59). Zwei Anstaltsgeistliche, ein katholischer und ein evangelischer, boten regelmäßige Gottesdienste an und unterstützten den Lehrer beim Unterricht (vgl. Dobler 2020: 48). Anhand überlieferter Quittungsbücher rekonstruiert Dobler (2020: 60f.) die Zugänge zur Bibliothek, die 1869 aus mehreren Abonnements von Tageszeitungen (u. a. *Neue Augsburger Zeitung*, *Augsburger Abendzeitung*, *Allgemeine Zeitung*, *Münchner Neuesten Nachrichten*, *Bayerische Landeszeitung*), Zeitschriften (u. a. *Gartenlaube*, *Illustrierte Zeitung*, *Fliegende Blätter*) und Volksbüchern (u. a. *Andersens Märchen*) bestanden.

Wie die Patienten den Unterricht wahrnahmen und die angebotenen Lektüremöglichkeiten nutzten, geht sowohl aus deren Briefen als auch aus den Beobachtungen der Ärzte in den Krankengeschichten hervor und kann wichtige Indizien zur Rekonstruktion der sprachlichen Biographien liefern. Anhand exemplarischer Zitate aus Patientenbriefen werden im Folgenden Eindrücke aus dem Schulunterricht und zum Selbststudium wiedergegeben sowie die Relevanz von Zeitungen für die Patienten rekonstruiert.

Vor der Etablierung des Schulunterrichts durch Einstellung eines Lehrers (1853) führten die Anstaltspfarrer Konversationsübungen mit den Patienten durch.

- (7) Herr Pfarrer Schönwetter¹⁰¹ besucht uns recht fleißig & hält Kirch in Schloß wobey er auch manchmal in Garten sogar zu uns kömft wo mir in Uebungen uns auch schoñend Unterhalten
Witwe Maria W. (kfb-355), Brief an Mutter, 01.01.1852

Dass am Schulunterricht auch Erwachsene teilnahmen, belegt ein Brief des Zimmermanns Johann A. (kfb-1822), der als 29- bzw. 30-Jähriger¹⁰² mit der dort vorherrschenden Strenge und Ordnung aber gut zurecht kommt.

- (8) Liber Vater Es ist sehr streng in Anstalt Man muß sich ordenlich auführen So schlecht geht es gar mir nicht wie die Leut geglaubt haben Ich geh in die Kirche und in die Schule Ich kan gut Lesen und Schreiben Rechnen
Zimmermann Johann A. (kfb-1822), Brief an Vater, 02.11.1888

¹⁰¹ Bei Dr. Schönwetter handelt es sich um einen protestantischen Geistlichen aus Kaufbeuren (vgl. Hagen 1859: 156), der sich wohl speziell um die protestantischen Patienten wie die Witwe Maria W. (kfb-355) kümmerte.

¹⁰² Das Geburtsdatum des Patienten ist nicht feststellbar; bei seiner Aufnahme am 11.08.1885 war er 26 Jahre alt.

Rosette R. (kfb-174), Ehefrau eines Kaufmanns und Patientin der zweiten Verpflegungsklasse, ist zufrieden mit dem Unterricht, weniger aber mit den Turnübungen.

- (9) In der deutschen Sprache habe ich mir in hiesiger Erziehungs Anstalt so viel Kenntnisse erworben, daß ich diese Sprache vollkommen verstehen, sprechen und schreiben gelernt habe. Du wirst mir deßhalb den Wunsch baldiger Entlassung von hier nicht übel deuten, und mir die Bitte gewehren wollen, daß ich die gymnastischen Uebungen aufgeben darf, indem sie meiner Gesundheit schaden, und diese Cur meinem Körper und Geist von nachtheiliger Wirkung ist, namentlich meinem Herzen wehe thut! – Dagegen erlaube mir die Fortsetzung der französischen, englischen und italjenischen Sprache, Musik, den häuslichen Arbeiten und der feinern Kochkunst. *Kaufmannsehegattin Rosette R. (kfb-174), Brief an Vater, 30.12.1861*

Einige Patienten nutzten die Zeit in der Anstalt um sich in Fremdsprachen fortzubilden, so auch der Gast- und Landwirt Ludwig F. (kfb-2087).

- (10) Habe mein Hiersein benützt zur weiteren Fortbildung in den Sprachen, deren ich jetzt mehrere spreche Ungarisch Italienisch Tschechisch Slovackisch Polnisch Russisch. *Gast- und Landwirt Ludwig F. (kfb-2087), Brief an Frau W., 23.05.1929*

Die Patienten erfreuten sich auch an der Bibliothek; die Krankengeschichte des Kreis-Kassa-Kontrolleurs Ignaz L. (kfb-1145; vgl. Kap. 6.2.3.4) berichtet: „Seine meiste Beschäftigung ist Lesen, sowohl der Zeitungen als auch der Werke aus der Anstalts-Bibliothek“ (03.03.1867). Dabei vermissten sie ihre eigenen Bücher und baten häufig um deren Zusendung, sodass vermögendere Patienten teilweise eine eigene Bibliothek in Form einer „Bücherkiste“ besaßen (Accessist Friedrich von M., kfb-102, Brief vom 26.05.1857; vgl. Kap. 6.2.3.3).

- (11) Wie köm̄t es man hat hier so viele und so schöne Bücher und doch fühle ich oft ein solches Sehnen nach den Büchern meiner Jugend und Kinderzeit daß ich oft weine *Zimmermannstochter Anna H. (kfb-120), Brief an Mutter, Dezember 1857*

Die wenig pflegliche Behandlung der Bücher durch die Patienten geht aus einem uneinsichtigen Rechtfertigungsschreiben des Buchhalters Josef B. (kfb-1269) hervor.

- (12) Ich habe aus dem iñer aufliegenden Liederbüchl, welches ich öfters zur Hand nehme u. welches zu Jedermanns Benutzung in 4 Stimen fast iñer auf dem *Clavier* liegt 2 Blätter herausgenömen, da ich befürchtete solche könnten, da sie nur noch am Faden hingen, zu Schanden gehen. [...] Aus dem neuen Testament nahm ich auch einmal ein Blatt heraus. Außerdem ist mir aber bekannt daß die meisten Bücher ~~zur der Anstalt~~ welche man den Patienten ~~zur~~ *Lectüre* gibt zerrissen sind. Lehrer *Wagner* scheint also im bösen Gewissen zu handeln wenn er den Patienten ~~oder~~ überhaupt den Leuten solche Bücher zeigt u. dazu bemerkt „der B. [Nachname gekürzt] zerreißt die Bücher“.

Buchhalter Josef B. (kfb-1269), „Zu den Acten“, 19.06.1873

Manchmal beschrifteten die Patienten auch die herausgerissenen Seiten, die dann in die Patientenakten eingelegt wurden, etwa bei Carl S. (kfb-1495) einige Seiten aus den *Fliegenden Blättern* (vgl. S. 49, Abb. 3). Interessant hierbei ist, dass ein Arzt das Elaborat mit blauem Farbstift auf „Juli 1894“ datierte, das Magazin aber aus dem Jahr 1888 stammt, sodass die Patienten wohl auch Zugriff auf ältere Ausgaben hatten.

Einen höheren Stellenwert als Bücher und Zeitschriften nahmen bei vielen Patienten die Tageszeitungen ein.¹⁰³ Manchen dienten diese als einzige Informationsquelle über Geschehnisse in ihrer Heimat; in ihren Briefen berichten sie über alltägliche Nachrichten wie Bürgermeisterwahlen (vgl. S. 361, Fn. 38), Wetterereignisse (vgl. S. 383, Fn. 60) oder eine Hochzeit (Bsp. 13). Teilweise erfuhren die Patienten aber auf diese Weise auch vom Tod ihrer Angehörigen, was Bestürzung hervorrief:

- (13) Daß die Appollonia geheirathet hat, habe ich durch die Zeitung erfahren
Schneider Kaspar A. (kfb-1659), Brief an Freund, 27.04.1892
- (14) daß hab ich auch in der Zeitung gelesen daß unser lieber Valentin Bruder verun Glück ist auf den See u Nie man hättmir geschreiben weder Sie noch viel weniger die Geschwister
Rotgerberstochter Lucie B. (kfb-1634), Brief an Vormund, 17.02.1891
- (15) die Mutter ist entschlafen,– am 15. Dez. 1890. Daß wurde mir biß jetzt noch nicht gesagt, sondern ich habe es aus der Zeitung gelesen da kañst du dir denken daß es hier nicht mit rechten Dingen zugeht
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Bruder und Schwägerin, 19.08.1894

Auch politische Ereignisse erfuhren Patienten aus Zeitungen.¹⁰⁴ Johanna R. (kfb-343) zeigt besonderes Interesse an der Berichterstattung über ein Attentat, das sie in Beziehung zu ihrer eigenen Situation und dem Wesen der Anstaltspsychiatrie setzt:

- (16) Von dem Attentat auf den König von Preußen wirst auch Du gelesen haben. Es berührte mich um so schmerzlicher, da man mich eines ähnlichen Verbrechens fähig hielt; aber an meinem Abscheu, als ich davon hörte, fühlte ich, welch ungeheuerer Kluft zwischen einem unbesonnen Wort und der That liegt. In der Augsburger Abend-Zeitung, vom Soñntag den 21 Juli 1861 Seite 1750, spricht sich bei London ein englisches Blatt, genañt „der Globe“ auf eine sehr unwürdige Weise über diesen Vorfall aus, und gab dem König von Preußen den Rath dieses Verbrechen mit Irrenhaus und Peitschenhieben zu bestrafen [...] Es ist eine unglückselige Idee Personen in Irrenhäuser zu stecken, die nicht geisteskrank sind, und von Niemand dafür gehalten werden.
Professorstochter Johanna R. (kfb-343), Brief an Freundin, 27.08.1861

Daneben diente ihr die Zeitung auch als Quelle der Unterhaltung und schließlich als Toilettenpapier.

¹⁰³ Vgl. Hosokawa (2014) zur Entwicklung der Zeitung zu einem Massenmedium im 19. Jahrhundert aus soziopragmatischer Sicht. Vgl. Niehaus (2016: 19–32) zur Zeitungssprache und deren arealer Variation.

¹⁰⁴ Vgl. Schiegg & Sowada (2019: 781) für Pius G.s (kfb-936) Bezug auf politische Entwicklungen in Frankreich, von denen er in der Zeitung erfahren hat.

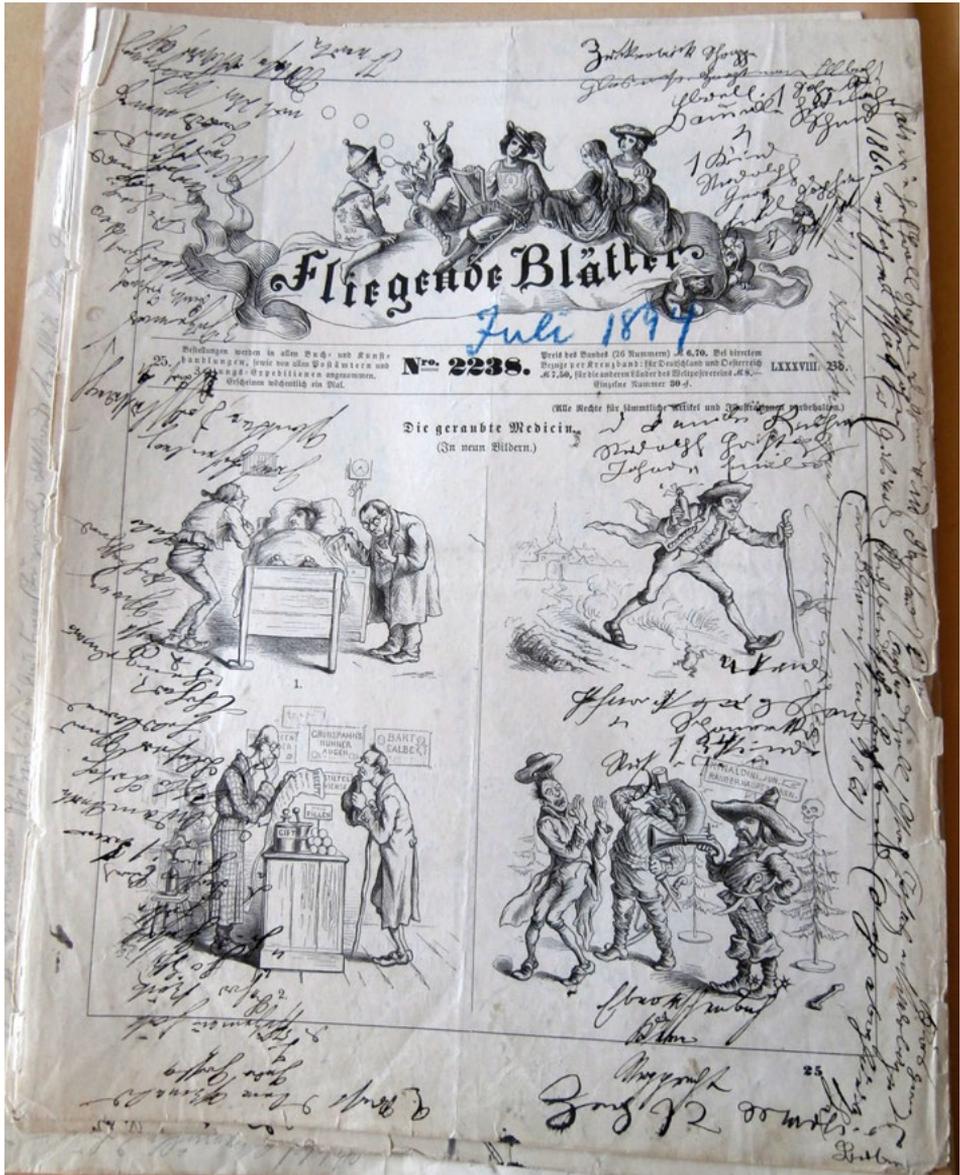


Abb. 3: Ausschnitt aus den *Fliegenden Blättern* in der Akte von Carl S. (kfb-1495), Jahrgang 1888, Bd. 88, Nr. 2238, S. 217; Digitalisat: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/fb88/0221>

- (17) Zeitungen lese ich fast gar nie. Schicke mir ein Paquet Zeitungen wo etwas besonders Interessantes und Belustigendes darīnsteht, die ich dañ nach Durchlesung als Abtritt-Papier benützen kann. *Professorstochter Johanna R. (kfb-343), Brief an Freundin, ca. 1860–71*
- (18) Ich würde mich auch für die *Augsburger Abendzeitung* interessiren. Ueberhaupt muß ich Sie ersuchen mir alte Zeitungen zu schicken, da ich kein Abtrittpapier habe.
Buchhalter Josef B. (kfb-1269), Brief an Eltern, 10.10.1876

Erstaunlich ist bei Bsp. (18), dass die genannte Zeitung von der Anstalt zwar abonniert war (vgl. Dobler 2020: 61), aber den Patienten wohl nicht immer zur Verfügung stand, wie auch das folgende Beispiel vom gleichen Schreiber zeigt.¹⁰⁵

- (19) Meine Beschäftigung in der Anstalt ist meistens Gebet. Eine Zeitung liegt nicht auf; da die Leute kein Interesse dafür an den Tag legen.
Buchhalter Josef B. (kfb-1269), Brief an Eltern, 07.11.1876

Die Bitten um Zusendung von Zeitungen lassen sich somit durch teilweises Fehlen dieser, durch den Wunsch nach privaten Exemplaren und durch Interesse an nicht abonnierten Zeitungen erklären, wie es wohl beim *Praktischen Wegweiser* der Fall war:

- (20) Eine große Freude würdest Du mir bereiten weiß Du mir eine Zeitung (Praktisch Wegw.) zu. Neujahr bestellen würdest.
Sattlergehilfe Benedikt B. (kfb-3907), Brief an Bruder, 26.12.1905

Die Zeitungslektüre regte bei einigen Patienten auch eigene Schreib- und Zeichenprozesse an. Manche schrieben daraus Gedichte ab, etwa Josef B. (kfb-1269) im Brief an seine Eltern (09.12.1876) eingeleitet mit „Folgendes aus der Allg. Zeitung:“, andere zeichneten Bilder ab (Georg B., kfb-966, vgl. Kap. 6.2.3.1). Weitere Patienten antworteten auf Stellenanzeigen, so die Ingenieursgattin Mathilde W. (kfb-2871; vgl. Kap. 6.2.2.13) im August 1909 auf zwei Anzeigen in der *Neuen Augsburger Zeitung* als Köchin und Haushälterin. Beim verheirateten Maurer Joseph S. (kfb-3842) findet sich schließlich die Antwort auf ein Heiratsinserat in den *Münchener Neuesten Nachrichten*, in dem er der „Geerte[n] Dame“ Lebenslauf, Scheidungsabsichten und Vermögensverhältnisse kund tat (10.08.1937).

Schließlich schrieben einzelne Patienten auch an die Redaktionen von Zeitungen mit der Bitte um Abdruck, so Jakob S. (kfb-908) an einen Redakteur der *Augsburger Postzeitung* mit der Absicht, sein erfahrenes Unrecht öffentlich zu machen.

- (21) Dürfte ich freundlichst bitten etwas in die Zeitung zu trücken auf mein Namen, oder in einer Versammlung vorzulesen *Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Redakteur, 01.06.1893*

¹⁰⁵ Beide Belege sind aus dem Eröffnungsjahr der Kaufbeurer Anstalt (1876), in dem vielleicht noch kein doppeltes Abonnement für die beiden Standorte Irsee und Kaufbeuren existierte.

Manche Patienten wiesen der Zeitungslektüre einen besonderen Stellenwert für ihre Bildung zu. Besonders deutlich macht dies der Mahlknacht Georg S. (kfb-1763; vgl. Kap. 6.2.2.9). So ermöglichte ihm paradoxerweise erst die Anstaltsunterbringung durch die dort vorhandenen Zeitungen einen freien Blick auf die Welt, wie er 1913 als über 80-Jähriger resümiert. Beispielsweise erfuhr er dort von Rechtsbegriffen wie Notwehr.

(22) Ich habe in meinem Leben nie eine Zeitung gelesen u. sonst nichts, so war mir die Welt ganz unbekant. Erst seid ich eingesperrt bin, hab ich etwas gelesen, wodurch ich die Überzeugung gewoñen habe, daß die ganze Menschheit hilfsbedürftig ist, u. niemand für die rechte Hilfe sorgt.
Mahlknacht Georg S. (kfb-1763), Brief an Bischöfe, Februar 1913

(23) Da ich im̄er in Arbeit war u. keine Zeitung gelesen, so wußte ich nicht, daß man einen nicht straft, wen einer zur Notwehr gezwungen wird, so häte man auch mich nicht strafen köñen, weñ ich auch wirklich jemand verletzt häte.
Mahlknacht Georg S. (kfb-1763), Erinnerungen, ca. 1900

Georg S. stammte aus Höchstädt a. d. Donau und abonnierte seine regionale Heimatzeitung, den *Donauboten*¹⁰⁶, von der er alle Ausgaben sammelte:

(24) Da die Bestellung des Donauboten nicht früher gemacht wurde, so bitte ich, und hoffe, daß Sie mir die Nuñern vom Neujahr an, alle schiken, auch das Unterhaltungsblatt, da ich vom vorigen Jahr alle aufbewahrt habe, so soll keine Nuñer dazwischen fehlen.
Mahlknacht Georg S. (kfb-1763), Brief an Redakteur, 11.01.1905

Da man dem Redakteur „Mittheilungen machen soll“, schildert Georg S. auf den restlichen vier Seiten des Briefs seine Wünsche und informiert über aktuelle Geschehnisse in der Anstalt. Mit der Menge an Informationen in der Zeitung ist er unzufrieden, denn er „möchte auch etwas mehrer erfahren, besonders von Höchstädt“. Dabei nennt er „die standesamtlichen Beurkundigungen, vom Armenrat“; man solle „vom Bezirk wenigstens hervorragende Personen bekañt machen wer gestorben ist“:

(25) In der Kemptener Zeitung steht daß der Johañ Guggenberger in Rieblingen gestorben ist. Da der Guggenberger Landrat ist, u. geboren von Höchstädt so soll es doch eher in Donauboten stehen.
Mahlknacht Georg S. (kfb-1763), Brief an Redakteur, 11.01.1905

Ein weiterer, auf „1913–14“ datierter Brief an „Geehrter Redakteur“ ist diesbezüglich noch detaillierter. Georg S. erklärt seine „Unzufriedenheit“ mit der Zeitung, denn „Weñ einer etwas wiñen will, was er auch wiñen soll, muß er sich eine andere Zeutung anschafen.“ Der Patient kritisiert besonders „die Roman, wo blos etwas ganz abgeschmacktes langweiliges dabei ist, was einem zuwieder ist zum lesen, weñ man auch gar keine Arbeit hat.“ Stattdessen wünscht er sich Informationen vom Landtag und Schwurgericht, über

¹⁰⁶ Dabei handelt es sich um die von 1865 bis 1936 in Dillingen a. d. Donau erschienene Tageszeitung *Donaubote: zugleich Amts- und Anzeigeblatt für das königliche Bezirksamt Dillingen und die königlichen Landgerichte Dillingen, Lauingen und Höchstädt*.

die Vermögensverhältnisse der Gemeinden, aktuelle Preise für Vieh und Obst sowie eine übersichtlichere Gestaltung des Eisenbahn-Fahrplans. Schließlich kritisiert er das Preis-Leistungs-Verhältnis im Vergleich zur umfangreicheren Augsburger Zeitung. Seine Kritik bringt er äußerst detailliert und selbstbewusst, insgesamt aber wohlwollend hervor:

- (26) Ich will Sie nicht beleidigen, sondern bloß aneifern, daß Sie auch selbst sorgen zu Ihrem Nutzen, und selbstverständlich zu meiner Zufriedenheit.

Mahlknecht Georg S. (kfb-1763), Brief an Redakteur, 1913–14

Zeitungen dienten Georg S. (kfb-1763) somit weniger zur Unterhaltung, sondern vielmehr als Quelle der Information. Obwohl er sich seit 1892 ununterbrochen in der psychiatrischen Anstalt aufhielt, zeigte er noch über 20 Jahre später großes Interesse an Neuigkeiten aus seiner Heimat. Dass er eigene Exemplare sammelte, mehrere Zeitungen vergleichen konnte und detaillierte Kritik übte, belegt, wie intensiv er seine Zeitungslektüre betrieb. Dies schlug sich auch auf seinen schriftlichen Sprachgebrauch nieder, indem er diesen an gleichzeitig ablaufende orthographische Neuerungen anpasste (vgl. Kap. 8.2.1).

Zur Rekonstruktion sprachlicher Biographien soll somit nicht nur die Schulbildung eines Schreibers eine Rolle spielen, sondern auch dessen Lektüre- und Schreibfähigkeit in der psychiatrischen Anstalt, die durch die dortige Schule, vielfältige Angebote der Bibliothek, private Bücher und Zeitungen und natürlich auch durch das Briefeschreiben selbst gefördert wurden. Hinweise auf die Sprecherbiographie in der Zeit zwischen Schule und Anstaltsaufenthalt sollen bei den Einzelschreiberanalysen soweit möglich ebenfalls berücksichtigt werden. So resultieren etwa die ungewöhnlichen Englischkenntnisse des Schneiders Pius G. (kfb-936) aus seiner kurzen Zeit in Amerika (vgl. Schiegg & Sowada 2019: 778); ihre rudimentären Französischkenntnisse erwarb das Dienstmädchen Maria E. (kfb-2817) bei der Begleitung ihrer Dienstherrschaft nach Paris (vgl. S. 367, Fn. 46).

(d) Schreiben in der psychiatrischen Anstalt Kaufbeuren-Irsee

Die konkreten Schreibkontexte der Patientenbriefe innerhalb der Anstalten lassen sich kaum noch rekonstruieren. Vermutlich wurde sowohl von Arzt- als auch von Patienten-seite dem Ergebnis des Schreibprozesses eine höhere Relevanz als den Kontexten des Schreibens zugewiesen, die für die Beteiligten so alltäglich waren, dass darüber nicht ausführlicher berichtet wurde. Unklar bleibt somit, ob Patienten, die keine eigenen Zimmer besaßen, eher in den Gesellschaftsräumen an Tischen oder in den Schlafsälen im Bett geschrieben haben. Letzteres ist bei heimlichen Briefen wahrscheinlich, welche die Briefzensur umgehen sollten (vgl. Kap. 3.3.2.d), Ersteres bei sehr umfangreichen, großformatigen und sorgfältig ausgearbeiteten Schriftstücken.

Um dennoch Einblicke in das Schreiben innerhalb einer psychiatrischen Anstalt zu erhalten, werden im Folgenden Ausschnitte aus Patientenbriefen zusammengestellt, die einerseits konkrete Orte des Schreibens nennen, andererseits metasprachlich den Schreibprozess und die Form der Texte selbst thematisieren. Ihren Schreibort innerhalb der Anstalt nennen die Patienten dann, wenn dieser aus irgendeinem Grund erwähnenswert ist,

etwa wenn er die schlechte Befindlichkeit des Schreibers hervorhebt. Dies gilt vor allem für Texte, die während einer disziplinarischen Unterbringung im *Gitterzimmer* bzw. in der (*Tob*)*Zelle* (vgl. Kap. 3.1.2.b und S. 532, Fn. 1) verfasst wurden:

- (27) Ich befinde mich nämlich schon seit 12 Tagen im Gitterzimmer neben der Wohnung des Herrn Oberwärters August Roedel, in welches ich nur aus dem Grunde kam, weil ich im Billard u. Speisesaal, wo wir uns unter Tags immer auf halten, nicht genug arbeitete in Folge der immerwährenden Störung.

Landarztsohn Friedrich B. (kfb-2323), Brief an Onkel, 03.03.1852

- (28) Seit 4 Monaten vegetire ich in einer Töbzzelle, & verbringe die Nächte meistens schlaflos

Fabrikantentochter Bertha B. (kfb-28), Brief an Mutter, 04.05.1877

Dass Patienten sowohl in Aufenthaltsräumen (*Salon, Blödsaal*) als auch im *Bett* schrieben, geht aus den folgenden Stellen hervor:

- (29) Seit gestern Nachmittags 3 Uhr wurde ich wieder Tollkrank und wurde in folge deßen von den Herren im 3.t. Stockwerk getrennt, damit ein allenfalsiges Unglück vermiedet werden sollte & sitze nun im *Parterre* in einem *Salon un peu près* wie in *Augsburg*. *Vis a vis* von meinem Verließ sind die Sauställe

Wirtschaftspächter Ferdinand S. (kfb-816), Brief an Ehefrau, 27.03.1870

- (30) Geschrieben im Blödsaal Pius G. [Nachname gekürzt]

Schneider Pius G. (kfb-936), Lebensgeschichte Fragment, 05.11.1883

- (31) Ich schrieb dir auf dem Bett viel Ich die ganze Nacht kein Stunde geschlafen wegen meinem Fusleiden

Nagelschmiedswitwe Katharina B. (kfb-2214), Brief an Kinder, ca. 04.04.1911–20

- (32) Jetzt ist der 25^{ter} Mai und ich kam erst, dreimal in den Garten! Seit 13^{ter} Oktober binn ich hier, ohne je hinausgekommen zu sein. Nun liege ich 8 Wochen im Bett – beckoñne Brustkathar, Maul und Klauenseuche

Ingenieursgattin Mathilde W. (kfb-2871), Brief an Direktor, 25.05.1920

Im *Garten* ist ebenfalls Schreiben denkbar, auch wenn bislang für Kaufbeuren-Irsee dafür kein Beleg gefunden wurde.¹⁰⁷ Das Schreiben im Bett¹⁰⁸ führte insbesondere beim Umgang mit Tinte zu Problemen, bei Magdalena R. (kfb-2950; vgl. Kap. 6.2.2.1) zu mehreren Tintenflecken, woraufhin sie mit Bleistift weiterschrieb (siehe auch die Abbildung auf dem Umschlag dieses Buchs):

¹⁰⁷ Emma I. (gie-35) schrieb von der Gießener Anstalt an ihre Mutter: „Hier sitze ich eben im Garten“ (30.07.1912).

¹⁰⁸ Vgl. Gustav L. (lip-1914) in der Provinzial-Heilanstalt Lengerich im Brief an Eltern und Geschwister: „Zuerst, – entschuldigt diese Schmiererei, – sitzend im Bett, hat wohl noch keiner einen Kalygraphen gemacht!“ (14.09.1911).

- (33) Entschuldigungs Herr Hofrat daß ich einen ^{Sau}Klecks • hineingemacht habe ~~ich hab müssen~~ hier • hat mañ einen Klecks gemetzget u. da hab ich müssen den Beistrich heben. Und dañ hab ich keine Tinte damit ich das Bett net verschmier so seid mir nicht böse daß ich mit Bleistift schreibe.

Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950), Brief an Medizinalrat, Mai 1936

Briefe weniger routinierter Schreiber beinhalten oftmals metasprachliche Äußerungen zum Schreiben. Diese sind teilweise situationsbedingt; in Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts kommentieren die Schreiber etwa häufig die Wahl ihrer Schriftart, da für sie der Wechsel von der Kurrentschrift zur lateinischen Schrift unterschiedliche praktische Gründe hatte (vgl. Elspaß 2005a: 150). Daneben finden sich auch generelle Aussagen zur Schrift und dem Schreiben, die aufschlussreiche Einblicke geben können in die Selbsteinschätzung dieser Schreiber und die für sie relevanten Aspekte bei der Textproduktion. Im Folgenden werden einige dieser metasprachlichen Kommentare aus Patientenbriefen zusammengestellt, wobei diese hinsichtlich der angegebenen Ursachen für die Mängel in ihren Texten sortiert werden.¹⁰⁹

Für eine psychiatrische Anstalt situationsbedingt sind die Krankheit, der generelle psychische Zustand und auch das Alter einiger Patienten, die diese beim Schreiben einschränken:

- (34) nur ich sitze hier mit hohlen Augen & mattem Sinn, die Glieder sind wie abgeschlagen, meine Nerven zucken, so daß ich kaum die Feder führen kann.

Fabrikantentochter Bertha B. (kfb-28), Brief an Mutter, 05.04.1877

- (35) verzeihen Seiner Gnaden wegen der schlechten schrift die schwäche foltert mich entsetzlich

Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844), Brief an König, ca. 29.06.1886–97

- (36) Verzeih mir meine schlechte Schriefft Ich Seh niht mehr gut das ville Weinen hat meine Augen Bedeudent geschadet.

Armenhäußlerin Anna S. (kfb-1365), Brief an Nichte, 15.07.1906

- (37) Glücklicher, Weise, bin ich nun schon soweit, um Euch ein unzusammenhängendes Brieflein zu schreiben, ich denke auch, ein altes gutes Mütterlein ist nicht so anspruchsvoll u. verlangt auch nicht alles so formvoll!

Landwirt Jakob F. (kfb-3349), Brief an Bekannte, 26.06.1924

- (38) Es bittet daher unterthänigst um Entschuldigung meines etwas unregelmäßigen Schreiben, indem meine Gedanken gar so zerstreuet sind [...] *exusirt mein unegales Handschrift*

Dienstmagd Hanna A. (kfb-1205), Brief an Oheim und Base, ca. 1863–64

- (39) verzeiht mein Schlechten Schreiben hab in aufregung geschrieben

Zimmermädchen Maria E. (kfb-2817), Brief an Bürgermeister, 19.02.1922

¹⁰⁹ Weitere metasprachliche Äußerungen speziell zur Briefzensur vgl. Kap. 3.3.2.d und zur Verfälschung der Schreiber am Ende des Briefs vgl. Kap. 4.3.1.c.

- (40) Verzehens Herr Oberst-Waisenvater daß ich nur nur mit Blei geschriften zu haben weil ich bei meinem hohen Alter¹¹⁰ mit Feder ganz Zitrig bin das Papir nur besudeln würde
Schlosser Xaver G. (kfb-1630), Brief an Amtsrichter, 26.12.1902

Ebenso bewirkten die spezielle Situation der Briefzensur (vgl. Kap. 3.3.2.d) und damit verbundene Versuche des Briefschmuggels in Eile verfasste Schreiben. Den folgenden beiden Briefen misslang die Absendung allerdings:

- (41) In aller Eile muß ich Dir leider nur mit Bleistift einiges Mitteilen. [...] u eben weil ers [Oberarzt] mir das Antworten Dir nicht Erlaubt hatte so gab mir darauf schnell meine gute Frl. Mari Lieb Pflegerin Papier zum Schreiben in Eile deñ den Mari selber hatte heute auch Ausgang u besorgt d. Brief wo ich ganz sicher bin das ich nicht verraten werde deñ mir zwei sind stets eins in allem *Näherin Josephine S. (kfb-2287), Brief an Geliebten, 30.05.1909*
- (42) Nochmahls Verzeihung für Styl Blatt und Schriefft es ist Contrebande mit Gefahr
Zollschutzwachengattin Augusta von H. (kfb-451), Brief an Vater, 15.05.1856

Auch ihre mangelnde Schulbildung bzw. den fehlenden Besuch einer höheren Schule geben die Schreiber oft als Ursache für ihre Einschränkungen beim Schreiben an:

- (43) Ich bitte Sie sind Sie mir wegen der shlehten Schrift nicht böse denn es hat nicht anders sein können denn es hat mich Niemand da zu gelernt in meinen Jugend jahren den ich bin aufgewachsen wie ein Hund ohne Herr
Tagelöhner Martin B. (kfb-1621), Brief an Schwager, 24.09.1901
- (44) mit dringender Bitte beendet dieses Schreiben mit der Bemerkung das ^{mehr} nicht möglich – eher weniger in Schulkeñtnißen zu leisten vermag
Fabrikmagazinersfrau Elisabetha W. (kfb-730), Brief an Bruder, August 1861
- (45) Bitte da ich kein briefschreiber noch höhere schule genoßen habe die fehler nach richtiger setzung nicht in Übel zu nehmen, oder zu verachten.
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Armenpflugschaft Augsburg, 23.01.1892
- (46) Ja freilich hab ich nicht studirt drun kañ ich fehler nicht *Corigiren*.
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Magistrat Augsburg, 09.08.1893
- (47) Verzeihen sie bitte meine Otegnafischen Fehler denn ich habe in dee Schule nicht viel gelernt. aber meine Biblischen Kentnisse sint sehr grohs¹¹¹
Klempner Friedrich W. S. (ham-20087), Brief an Gesundheitsbehörde, ca. 1935–49

Ebenso sind die äußeren Rahmenbedingungen des Schreibens nicht immer optimal, was einerseits den Mitpatienten und der Umgebung zugeschrieben wird:

- (48) Ein einfaltigs duñes Kind hat mich gestossen das Tintenglas umgefallen, auf mein Brief bogen
Söldnerstochter Anna R. (kfb-2245), Brief an Mutter und Geschwister, 27.04.1910

¹¹⁰ Der Schreiber ist 73 Jahre alt und stirbt 1905 in der Anstalt.

¹¹¹ Vgl. an den Hamburger Senat: „Verzeihen Sie bütte meine Otographischen Fehler.“ (23.02.1937).

- (49) Nicht so viele Zeit Ruh ist mir gegönt daß ich einen ordentlichen Brif zu sammen setzen kann *Privatiere Creszenz F. (kfb-1307), Brief an Bruder und Mann, ca. 01.05.1885–88*
- (50) ich bin gewohnt beim Schreiben u. lesen jeden andern Eindruck los zu sein, u. nicht von Zimernkolegen im̄er mit Dünamit u Sozialistischen Angelegenheiten geplagt zu sein.
Goldarbeiter Richard S. (kfb-2085), Brief an Anstalt, ca. 1886–95
- (51) Verzeihen Sie diese Schrift, ich schreibe schier im Dunkeln.
Kontoristin Katharina V. (kfb-6369), Brief an Münchener Arzt (Abschrift), 31.05.1931

Andererseits wird häufig das schlechte Schreibwerkzeug (Feder, Tinte, Bleistift und Papier), auf dessen Auswahl die Patienten kaum Einfluss hatten, als Ursache für die Mängel genannt:

- (52) den Kranken gibt man Schlechten Feder
Maurersfrau Felicitas A. (kfb-1275), Brief an Oberarzt, ca. 1886–91
- (53) Die Feder ist schlecht & der Schreiber schlecht gestimmt!
Kaufmann Gustav H. (kfb-529), Brief an Freund, 21.06.1852
- (54) Motto Wañ die Schreiberin nichts kañ g. sie der Feder die Schuld –
Dienstmagd Hanna A. (kfb-1205), Brief an Eltern, ca. 1863–64
- (55) und nochmahls hochwehrte Gemahlin diese von ihren Mañ nicht übel, daß ich bißchen flühtig und Sschnell geschrieben, daß in Jrssee! machen besonders mit Stahlfeder
Schuhmachermeister Cosmas R. (kfb-2108), Brief an Ehefrau, 21.04.1882
- (56) Feder und Tinte tauchten nichts
Mathematik-Professor Hugo A. (kfb-2406), Brief an Ehefrau, 13.09.1862
- (57) Da mir Tinte und Feder verboten ist, so mußte ich mich des Bleistifts bedienen.
Accessist Friedrich von M. (kfb-102), Brief an Verwalter, 21.08.1856
- (58) hasts jetzt Verstanden, der Bleistift hatt keinen Spitz mehr daß siehst an d. schlechten Schrift.
Näherin Josephine S. (kfb-2287), Brief an Geliebten, ca. 1906–10
- (59) Entschuldige! wegen des ordinären Papiers, da ich zur Zeit kein anderes hatte!!!
Priester Lorenz H. (kfb-1465), Brief an Freund, 23.05.1874
- (60) *Excusèz-vous que je vous scribe à papier simple!!!*
Priester Lorenz H. (kfb-1465), Brief an Freund, 19.05.1874
- (61) *! Excusez: in Ermanglung eines ganzen Bogens :/*
Priester Lorenz H. (kfb-1465), Brief an Direktion, 24.06.1875

Das Schreiben mit Stahlfeder (vgl. Bsp. 55) löste den Gänsekiel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland ab, nachdem diese dort ab 1856 fabrikmäßig hergestellt wurde und bald auch für alle Schichten erschwinglich war; in Großbritannien waren Stahlfedern bereits um 1830 in Gebrauch (vgl. Elspaß 2005a: 147). Schreibgeschichtlich

umso beachtlicher ist der Beleg von Therese L. (kfb-1540), Ehefrau eines kgl. Grenzübercontroleurs aus Schärding bei Passau, von der folgender Brief aus der Zeit vor ihrem Anstaltsaufenthalt (1852–56) überliefert ist und der eine gewisse Verbreitung bei höheren Schichten¹¹² bereits um 1851 nahelegt:

- (62) Meine Schrift wirst Du recht schlecht finden der Buchhalter des Vaters schreibt einer gewissen Vorliebe wegen, stets mit Stahlfedern vielleicht um den Briefen, die er zu schreiben hat ein steifes Ansehen zu geben aber ich machte eine sehr schlechte Schrift damit, mir wären die Federn einer Gans schon lieber.

Grenzübercontoleurs-Frau Therese L. (kfb-1540), Brief an Ehemann, 31.12.1851

Oftmals weisen die Schreiber nur auf ihre schlechte Schrift hin bzw. entschuldigen sich dafür, ohne wie in allen vorigen Beispielen eine Begründung dafür zu geben. Dies soll wohl ihr Bewusstsein für einen Normverstoß verdeutlichen und damit eine Abwertung ihres Briefes vermeiden:

- (63) Bitte nicht in den Papierkorb zu werfen Sie wiesen schon wie ich meine wenn es auch Gesudelt ist; es hatt doch hoffentlich einen vernünftigen Sinn. [...] Ich will haben, daß es meine Handschrift ist, so minderwertig als sie ist

Former Johann W. (kfb-1354), Notizen: „Eine Ernste Sache?!“, ca. 1914–16

- (64) daß ich Sie bitte Hochwehrteste Die paar mit meiner hodlilgen Schrift nicht zu verachten

Schuhmachermeister Cosmas R. (kfb-2108), Brief an Ehefrau, 21.04.1882

- (65) Jetz will Ich mein schlechtes schreiben schlüssen mit = vielen Grüßen

Nagelschmiedswitwe Katharina B. (kfb-2214), Brief an Kinder, 04.09.1912

- (66) NB. Daß meine Schrift so schlecht und verschieden ist hat einen Grund den Du später handgreiflich einsehen wirst.

Forstgehilfe Karl H. (kfb-2530), Brief an Tante, 09.08.1884

- (67) schönschrift bring ich vieleicht speter.

Dienstmagd Therese W. (kfb-2091), Brief an Bürgermeister, 12.09.1894

Bereits in den vorigen Beispielen, aber noch mehr in den folgenden wirken die Schreiber recht selbstsicher gegenüber den Mängeln ihrer Briefe:

- (68) I könt schoa an gscheide Brif schreibe aber i mag it^[113]

Ökonomenssohn Georg W. (kfb-1720), Brief an Cousine, 24.07.1886

- (69) Du wirst sagen das ist ein abschäuliches Geschmier, du hast recht; auch ich will aber nicht besser schreiben, zu Hause geht es dann schon wieder aus einem andern Thon.

Kaufmann Gustav H. (kfb-529), Brief an Schwester, 06.08.1854

¹¹² Die Schreiberin erwähnt im zitierten Brief neben einem Buchhalter auch Hauspersonal und einen Theater-Sperrwitz.

¹¹³ Vgl. Schiegg (2015a: 175f.) für eine detaillierte Behandlung dieser metalinguistischen Äußerung im Kontext einer Codeswitching-Passage.

(70) Ich habe mich einwenig verschrieben dewegen hat man das ausreichen auch gelernt
Zimmergeselle Johannes G. (kfb-1623), Brief an Bekannte, 03.09.1874

(71) lesens halt den Brief zweimal durch daß sie Ihn recht verstehn
Witwe Maria W. (kfb-355), Brief an Mutter, 30.12.1851

Wegen der großen Individualität der beschriebenen Inhalte bilden die meisten dieser metasprachlichen Kommentare spontane Äußerungen der Schreiber, mit denen sie ihre Schreibsituation und ihre Texte kommentieren. Allerdings wurden vereinzelt auch Reime eingesetzt, die sich in mehreren Briefen unterschiedlicher Schreiber in Variationen wiederholen:

(72) gesriben in Eile in Nähtlchr weile in Dungle Licht ich Vergieß Deinrer im Gebet nicht
Wäscherin Karolina B. (kfb-1621-A), Brief an Ehemann, 24.01.1892

(73) ~~Gut~~ Schlecht ists geschrieben ~~schlecht~~ Gut ists gemeint die Hand hat gezittert das Aug geweint.
Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950), Brief an Verwandte, Juli 1936

(74) Geschrieben in Eilen In einsamer Weile! Das Aug hat geweint, Die Hand hat gezitert, Gut u wahr ist gemeint.
Näherin Josephine S. (kfb-2287), Brief an Ordens-Mutter und -schwestern, 1906

(75) Geschrieben in Eile, Verzeiht die Schlechte Schrift
Näherin Josephine S. (kfb-2287), Brief an Großeltern, 1906

Die obigen Beispiele zeigen, dass zwei metasprachliche Wendungen in den Briefen von Karolina B. (kfb-1621-A; vgl. Kap. 6.2.1.1) und Magdalena R. (kfb-2950; vgl. Kap. 6.2.2.1) in Teilen auch bei Josephine S. (kfb-2287) auftreten, allerdings in gekürzter und abgeänderter Form. Etwa erscheint statt *nächtlicher Weile* (Bsp. 72) dort *einsamer Weile* (74) und das Adjektiv *gut* (73) ist zu *gut und wahr* (74) erweitert. Insgesamt scheint der Spruch bei Josefine S. (kfb-2287) in Bsp. (74) jedoch durcheinander geraten zu sein und bricht in Bsp. (75) sogar schon nach drei Wörtern ab, woraufhin er durch eine weitere Wendung (*Verzeiht die schlechte Schrift*) ergänzt wird. Die zitierten Wendungen erinnern an Poesiealbumsprüche, was vermutlich auch deren Ursprung ist.¹¹⁴ Die drei Schreiberinnen greifen somit auch bei metasprachlichen Äußerungen auf bekannte Formeln zurück, die sie bei der Textproduktion unterstützen (vgl. Elspaß 2005a: 192). Dabei führen sie individuelle Modifikationen durch (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020).

Auch bei den anderen metasprachlichen Äußerungen wiederholen sich gewisse Muster, anhand derer Einsichten in zweierlei Bereiche erlangt werden können, einerseits die unterschiedlichen Faktoren, die das Schreiben der Patienten einschränken, andererseits

¹¹⁴ In einer Untersuchung zur Textsorte Poesiealbum wird einer der beiden Sprüche in mehreren Variationen ebenfalls aufgeführt: „Hab ich schlecht geschrieben, aber gut gemeint, Die Hand hat gezittert, das Herz hat geweint“ (Rossin 1985: 459) (vgl. auch S. 231, S. 238). Das Textkorpus der Studie besteht aus Eintragungen aus den Jahren 1969 bis 1977, wobei die überlieferten Sprüche zu großen Teilen in die Zeit zwischen 1780 und 1930 zurückzuführen sind.

auch die Wahrnehmung und Bewertung von Mängeln im Schreiben selbst. Der erste Aspekt wurde bereits bei der Anordnung der in diesem Abschnitt aufgeführten Beispiele berücksichtigt. Einschränkende Faktoren bilden also der körperliche oder geistige Zustand des Schreibers selbst (Bsp. 34–40), die Briefzensur (41, 42), mangelnde Schulbildung (43–47), ungünstige äußere Rahmenbedingungen wie Mitpatienten und Umgebung (48–51), insbesondere auch das Schreibwerkzeug (52–62), aber auch mangelnde Sorgfalt (68–71) und Eile (41, 72, 74, 75).

Keine Begründung wird dagegen in den Bsp. (63–67) genannt, welche die wahrgenommenen Mängel direkt benennen: So sei die Schrift *gesudelt* und *minderwertig* (63), *hudelig* (64), *schlecht* (65, 66) und *verschieden* (66) und gewiss keine *Schönschrift* (67). Alle Belege beziehen sich hier somit auf die Schrift und das Schreiben. Dies ist auch bei den meisten anderen der aufgeführten Beispiele der Fall, in denen Schrift und Schreiben als *schlecht* (35, 36, 39, 43, 58, 62), *ungeregelt* und *unegal*¹¹⁵ (38), *zittrig* (40), *flüchtig* und *schnell* (55) und schließlich als *abscheuliches Geschmier* (69) charakterisiert werden.

Diese wichtige Rolle, welche die Qualität der Schrift für Schreiber aus unteren und mittleren Schichten spielt, beobachtet auch Elspaß (2005a: 151) in metasprachlichen Äußerungen zur Schrift in Auswandererbriefen. Erklärt werden kann dies mit dem hohen Stellenwert von Schönschreibübungen im Volksschulunterricht (vgl. Ludwig 1998: 151), die den Maßstab zur Beurteilung der Qualität von Texten setzten. Orthographische und grammatische Fehler werden dagegen in den von Elspaß (2005a: 151) untersuchten Briefen des 19. Jahrhunderts nicht genannt. Der in Bsp. 47 zitierte Schreiber aus Hamburg, der Klemptner Friedrich W. S. (ham-20087), bezieht sich in zwei seiner Briefe jedoch explizit auf seine „Otegnafischen Fehler“ bzw. „Otograffischen Fehler“, wobei diese Briefe ab den 1930er-Jahren entstanden sind.¹¹⁶ Dies ist deutlich nach der Zweiten Orthographischen Konferenz (1901), in der auch eine orthographische Normierung stattgefunden hat, die sich wohl auch auf das metasprachliche Bewusstsein einfacher Schreiber ausgewirkt hat (vgl. Kap. 8.2.1). Dass natürlich auch höhere gesellschaftliche Schichten der Schrift eine hohe Bedeutung zuwiesen, belegen die obigen Beispiele einer Grenzübercontroleursfrau (62) und eines Kaufmanns (69).

Letzterer geht allerdings nicht nur auf sein „abschäuliches Geschmier“ ein, sondern auch auf den „Thon“ des Briefes, der in späteren Schriften wieder ein anderer sein soll. Auch die adelige Zollschtutzwachengattin Augusta von H. (kfb-451) bittet um Verzeihung für ihren „Styl“ (42). Somit legen die höhergestellten Schreiber hier auch Wert auf stilistische Normen ihrer Briefe, denen sie ihrer Einschätzung nach nicht gerecht werden können. Mangelnde Kohärenz in ihren Texten beklagen Schreiber unterschiedlicher

¹¹⁵ Für *unegal* findet sich zwar kein Lemma im DWB, aber beispielsweise im Südhessischen Wörterbuch, das es mit ‚uneben‘ bzw. ‚ungleichmäßig‘ erklärt (vgl. Mulch 2010: Bd. 6, Sp. 86).

¹¹⁶ Auch der Hamburger Handlungsgehilfe Walter S. (ham-15401) bezieht sich in seiner Lebensgeschichte (07.12.1924) auf Orthographie und Grammatik: „in der Öffentliche Volksschule aus der 4. Kl. das kommt daher weil ich schlecht rechnen konnte auch Grammatick, Ortografie, Lesen, Rilligieon, auch anderes noch.“

Schichten, so etwa der Landwirt Jakob F. (kfb-3349), der nur ein „unzusammenhängendes Brieflein“ schreiben kann, in dem „nicht alles so formvoll“ (37) sei. Ebenso ist die Privatierin Creszenz F. (kfb-1307) unzufrieden damit, dass sie keinen „ordentlichen Brif zusammen setzen kann“ (49). Für den Ökonomensohn Georg W. (kfb-1720) ist dagegen der „gscheide Brif“ (68) nur eine Option, auf die er im Moment keine Lust hat, ebenso wie die Witwe Maria W. (kfb-355) ihrer Mutter die Aufgabe überträgt, den Brief zweimal zu lesen, um ihn „recht verstehn“ (71) zu können. Der Former¹¹⁷ Johann W. (kfb-1354) hofft, trotz der defizitären Handschrift „einen vernünftigen Sinn“ (63) produziert zu haben, damit seine Notizen dem Papierkorb entgehen.

Dieses große Interesse an vernünftigen, sinnvollen Texten kann wiederum als situationsspezifisch charakterisiert werden. Den Patienten war es nämlich oftmals bewusst, dass anhand ihrer Briefe ihr geistiger Zustand bewertet wurde, wovon eine Entlassung abhängig gemacht werden konnte. Der Tagelöhner Martin B. (kfb-1621) verdeutlicht dies in einer metasprachlichen Äußerung, laut der seine Genesung an der Sinnhaftigkeit seines Schreibens erkannt werden sollte:¹¹⁸

(76) man sollte es doch einsehen, daß es mir nicht mehr im Kopf fehlt, dem Schreiben nach sollt man es kennen, daß Ich kein Unsinn wie früher Ich es geschrieben hatte

Tagelöhner Martin B. (kfb-1621), Brief an Bürgermeister, 19.03.1903

Trotz der großen Distanz zu den Schreibkontexten in historischen psychiatrischen Anstalten erlaubt eine systematische Auswertung metasprachlicher Äußerungen folglich vielfältige Anknüpfungspunkte an historische Gegebenheiten wie den damaligen Schulunterricht, den tatsächlichen Schulbesuch sowie technische Entwicklungen wie die Stahlfeder. Gleichzeitig werden Einblicke in die konkreten Schreiborte und vor allem auch Bewertungen des Schreibens und der eigenen Texte durch die Patienten selbst möglich. Dabei spielen immer wieder die Erkrankungen der Schreiber bzw. ihre erhoffte Genesung eine Rolle. Inwiefern Erkrankungen in bisherigen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen berücksichtigt wurden und welchen Stellenwert diese in der vorliegenden Arbeit einnehmen sollen, behandelt das folgende Kapitel.

¹¹⁷ Bei einem Former handelt es sich um einen Arbeiter in einer Gießerei.

¹¹⁸ Den entsprechenden Brief hatte er zuvor einem schreiberfähigeren Mitpatienten diktieren lassen und das Diktat im Anschluss abgeschrieben, um die Qualität des Briefs auch dadurch noch zu verbessern; vgl. Kap. 5.2 zur Edition des Briefs und weiteren Details.

2.5 Einflüsse von Erkrankungen auf Schrift und Sprache

Erkrankungen können Einflüsse auf das Sprechen und Schreiben haben und wirken sich auch auf Texte von Patienten psychiatrischer Anstalten aus. Abschnitt (a) thematisiert die Disziplin der Patholinguistik und deren Anwendung im klinischen Alltag. Danach stellt Abschnitt (b) Einzelstudien vor, die sich mit Texten von historischen erkrankten Personen befassen, wobei linguistische Analysen in den Bereich zwischen retrospektiven Diagnosen und Paläopathologie gestellt werden. Abschnitt (c) beschäftigt sich mit der patholinguistischen Untersuchung historischer Patientenbriefe, die generell multidisziplinär erfolgen müsste. Allerdings kann der Faktor Krankheit auch in variationslinguistischen Analysen eine Rolle spielen, insofern keine anachronistischen Übertragungen auf moderne Krankheitsbegriffe erfolgen. Abschließend diskutiert Abschnitt (d) Beispiele für Patientenbriefe, die sich der variationslinguistischen Analyse jedoch entziehen, indem sie durch fehlende Kohärenz ihren textuellen Status verlieren.

(a) Patholinguistik und klinische Anwendung

Die Ende der 1970er-Jahre entstandene Patholinguistik „richtet ihr Augenmerk auf den gestörten Sprachvollzug individueller Sprecher“ (Peuser 2000: 11), worunter sämtliche Störungen der Erwachsenen- und Kindersprache und auch das Gebiet der altersbedingten Sprachveränderungen gefasst werden (vgl. Peuser 2000: 12). Mittlerweile ist die Patholinguistik im Bereich der klinischen Linguistik etabliert und es existieren standardisierte Verfahren, etwa der *Aachener Aphasietest*, der „linguistisch strukturierte Diagnose und Therapie von Aphasien auf ein sicheres Fundament“ (Peuser 2000: 14) stellt. Von der Etablierung der Patholinguistik im Bereich der angewandten Linguistik zeugen einige Handbücher zu Sprach- und Kommunikationsstörungen.¹¹⁹ Diese beschäftigten sich in der Regel mit unterschiedlichen Aspekten gestörter gesprochener Sprache. Meist untergeordnet sind Untersuchungen zu geschriebener Sprache, wobei in jüngerer Zeit auch dazu verstärkt Studien entstehen (vgl. Hillis 2015).

In der modernen klinischen Praxis besitzen Handschriften eine diagnostische Funktion, sodass mit Hilfe von Schreib- und Zeichentests Rückschlüsse auf das Vorhandensein und den Fortschritt degenerativer Gehirnerkrankungen gezogen werden. Dabei erstellen Patienten nicht nur Handschriftenproben, sondern auch geometrische Figuren, was die Vergleichbarkeit der Ergebnisse verbessert (vgl. Wang et al. 2008: 264). Auf dieser Basis können auch unterschiedliche Krankheiten wie Parkinson und Essential Tremor differenziert werden, die jeweils charakteristische Einflüsse auf die Form des Geschriebenen bzw. Gezeichneten haben (vgl. Alty, Cosgrove et al. 2017).¹²⁰ Auch für die forensische

¹¹⁹ Vgl. z. B. Blanken et al. (1993), Damico, Müller & Ball (2010), Cummings (2013), Bahr & Silliman (2015) und Hillis (2015).

¹²⁰ Vgl. detaillierter und mit weiteren Literaturangaben zu Schreib- und Zeichenaufgaben im klinischen Kontext Schiegg & Thorpe (2017: 34–36).

Linguistik sind krankheitsbedingte Veränderungen der Handschrift von Relevanz, etwa zur Einschätzung möglicher Fälschungen von Testamenten (vgl. Walton 1997).

(b) Historische Patholinguistik als Teil der Paläopathologie?

Im Geschriebenen lassen sich auch Brücken zu sprachlichen Pathologien in historischen Texten schlagen. So gelang es in interdisziplinärer Zusammenarbeit von Neurologie und Geschichtswissenschaft (vgl. Thorpe & Alty 2015), Erkenntnisse zur Erkrankung eines Mönchs der *Worcester Cathedral Priory* des 13. Jahrhunderts, der Forschung schon länger bekannt als *Tremulous Hand of Worcester*, zu gewinnen. Anhand eines Vergleichs von dessen Handschrift mit modernen, medizinischen Daten klassifizierten die Autorinnen auf Grund charakteristischer Symptome seine Erkrankung als Essential Tremor. Ähnliche, kleinere Arbeiten zu erkrankten Schreibern existieren zu unterschiedlichen Epochen und Schreibkontexten. Ebenfalls im Rahmen der genannten Forschungskooperation erfolgte von Thorpe, Melson & Alty (2016) die Untersuchung des mittelalterlichen Schreibers Bernard Blancard (13./14. Jh.), dessen Texte in seinem 46-jährigen Schreibzeitraum zunehmend Hinweise auf die Bewegungsstörung der Dystonie zeigen.¹²¹ Herkenrath (1987) und Petersohn (1996) argumentieren wegen typischer Fehler und Korrekturen in Texten zweier weiterer mittelalterlicher Schreiber des 12./13. Jahrhunderts für die Schreibschwäche der Legasthenie. Paläographische Hinweise auf eine Erkrankung beschreibt Thorpe (2015) in den sogenannten *Stonor Letters* des 15. Jahrhunderts.

Je jünger die untersuchten Texte und je bekannter deren Autoren, desto besser lassen sich diese in die jeweiligen historischen Kontexte einbetten. So korrelieren Williams et al. (2003) den Rückgang sprachlicher Komplexität in 57 Briefen von King James VI/I (16./17. Jahrhundert) mit historischen Berichten seiner Krankheit. Essential Tremor finden Louis & Kavanagh (2005) bei John Adams (1735–1826), einem der Unterzeichner der amerikanischen Declaration of Independence, und Louis (2007) beim Autor Silas Weir Mitchell (1829–1914). Kempster & Alty (2008) und Thorpe, Alty & Kempster (2020) beschäftigen sich mit der voranschreitenden neurologische Störung des Kunstkritikers John Ruskin (1819–1900). Demenz untersucht Lancashire (2015) bei unterschiedlichen Romanautoren des 19. und 20. Jahrhunderts. Beachtlich sind diesbezüglich auch die Ergebnisse von Garrard et al. (2005), die im letzten Roman (1995) der Autorin Iris Murdoch (1919–1999) hinsichtlich der lexikalischen Diversität frühe Hinweise auf deren Alzheimer-Erkrankung finden, die mit späteren klinischen Tests und Autopsiebefunden abgeglichen werden. Darauf bauen mehrere Studien auf, etwa Wankerl, Nöth & Evert (2016) auf der Basis von N-grammen, welche die Ergebnisse zu Auswirkungen von Murdochs Erkrankung auf ihren Sprachgebrauch in höherem Detailgrad bestätigten. Derartige direkte Verbindungen linguistischer Analysen mit klinischen Befunden sind bei historischen Daten jedoch kaum möglich.

¹²¹ Vgl. Newby et al. (2017) zu weiteren Hinweisen auf Dystonie in historischen Quellen.

Damit begeben sich Arbeiten zu historischen Erkrankungen in den Bereich der retrospektiven Diagnosen, wenden also in ihren jeweiligen Fallstudien aktuelle diagnostische Konzepte und Terminologien auf historisch Überliefertes an (vgl. Leven 2004: 369). Dieses Verfahren ist in der Medizingeschichte umstritten, da jede retrospektive Diagnose ontologische, epistemologische und ethische Probleme mit sich bringt (vgl. im Detail Muramoto 2014): So können sich Krankheiten selbst verändern oder in unterschiedlichen historischen Kontexten auch unterschiedlich erfahren werden. Deren Beschreibung und Diagnose ist immer an das medizinische Wissen der Zeit gebunden. Heutige Diagnosen können dabei nur anachronistisch sein und sollten, wenn überhaupt, nur als zusätzlicher interpretativer Ansatz zu anderen Quellen dienen. Ebenso liegen hier nie direkte Arzt-Patienten-Beziehungen vor, sondern Ferndiagnosen basierend auf überlieferten zeit- und kulturbedingten Artefakten, die immer nur einen Teil der jeweiligen Person repräsentieren und schnell als medizinische Daten fehlinterpretiert werden können (vgl. Leven 2004: 382). Retrospektive Diagnosen sind auch ethisch problematisch, da eine historische Person nachträglich Zuordnungen zu bestimmten Erkrankungen erhält. Damit kann sich das Bild dieser Person verändern, was auch gesellschaftliche Folgen haben kann (vgl. Muramoto 2014).¹²²

Das Heranziehen kultureller Artefakte wie medizinischer, historiographischer und religiöser Texte zur Erklärung historischer Erkrankungen birgt somit eine Vielzahl an Problemen. Eine Kombination mit Analysen biologischer Überreste und damit archäologischen Verfahren der Paläopathologie¹²³ könnte die Perspektive dagegen deutlich erweitern, ist aber nur in seltenen Idealfällen möglich (vgl. Leven 2004: 372). Sprachwissenschaftliche Analysen könnten jedoch retrospektive Diagnose und Paläopathologie verbinden. So argumentieren Thorpe, Alty & Kempster (2020: 34) dafür, dass historische Handschriften den Raum zwischen kulturellem Produkt und materiellem Substrat einnehmen, indem sie einerseits an historische Kontexte gebunden sind und inhaltlich immer den soziokulturellen Kontext ihrer Zeit widerspiegeln, andererseits aber auch materielle Ausdrucksformen des menschlichen Gehirns und Körpers bilden (vgl. Green 2014: 52). Die Analyse von Handschriften kann damit als zusätzlicher Informationskanal auf der Textoberfläche dienen, der bei der rein inhaltlichen Untersuchung historischer Dokumente verborgen bleibt. Dies lässt sich auf andere sprachliche Ebenen erweitern, die ebenfalls unabhängig von den Inhalten der Texte analysiert werden können. Voraussetzung hierfür sind jedoch multidisziplinäre Herangehensweisen, die linguistische mit medizinischen Kompetenzen vereinen.

¹²² Vgl. Foxhall (2014) zu den Folgen von Hildegard von Bingsens Zuweisung einer Migräne-Erkrankung im frühen 20. Jahrhundert. Vgl. Schmidt, Wilhelmy & Gross (2020: 15) zu einer ähnlichen Problematik bei der Annahme einer Erkrankung Hitlers.

¹²³ Die Paläopathologie nimmt etwa DNA-Proben an menschlichen Überresten, um eine bestimmte Erkrankung nachzuweisen. Dies erfolgte beispielsweise an ägyptischen Mumien oder zum Nachweis mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Pestepidemien (vgl. Foxhall 2014: 357).

(c) Patholinguistische Untersuchungen an historischen Patiententexten

Patholinguistische Untersuchungen an historischen Patientenbriefen erscheinen damit grundsätzlich vielversprechend. Das große Interesse der Ärzte in der Frühzeit der Psychiatrie an den Ausdrucksformen der Patienten (vgl. Ankele 2012) führte zu einigen Publikationen von Schriftproben und pathologischen Patientenbriefen (vgl. Kap. 3.3.4), die trotz ihrer Zeitbedingtheit auch heutige derartige Untersuchungen unterstützen könnten. Allerdings müssen diese Analysen in Zusammenarbeit mit Medizinern bzw. Neurologen erfolgen und können kein Nebenprodukt der vorliegenden Arbeit bilden. Da bei Texten von Psychiatriepatienten anzunehmen ist, dass Erkrankungen oftmals Auswirkungen auf den Sprachgebrauch haben, sollen damalige Diagnosen ernst genommen und bei den Analysen berücksichtigt werden. Dabei werden diese aber in ihren historischen Kontexten und Begrifflichkeiten belassen; der Versuch einer Übertragung in moderne Klassifikationssysteme kann ohne sorgfältige Aufarbeitung der Entstehungskontexte und Zuhilfenahme medizinischer Expertise nur unzureichend geschehen. Patiententexte sind generell noch zu wenig erforscht und besonders der Sprachwissenschaft zu neuartig, als dass sinnvolle patholinguistische Analysen ohne Weiteres möglich erscheinen. Deren kontextuelle Aufarbeitung, die in der vorliegenden Arbeit hinsichtlich ihrer Entstehungsbedingungen und unterschiedlichen Textsorten erfolgt (vgl. Kap. 3), ist Voraussetzung für solche Analysen, sodass die Arbeit Grundlagen schafft für spätere patholinguistische Studien.

Bisherige Untersuchungen zu historischen Patientenbriefen konnten bei ausgewählten Patienten Einflüsse von Erkrankungen auf den Sprachgebrauch nachweisen, ohne dabei Übertragungen auf moderne Krankheitsbezeichnungen vornehmen zu müssen. So wurde bei Schiegg & Freund (2019) die Häufigkeit von Emotionswörtern in Texten von zehn historischen Patienten aus Kaufbeuren-Irsee mit der Diagnose *Melancholie* mit Texten von elf anders diagnostizierter Patienten verglichen (insgesamt ca. 27 000 Wörter). Diese Erkrankung wurde von der damaligen Forschung¹²⁴ recht einheitlich beschrieben und ist in den historischen Patientenakten damit auch gut auffindbar, sodass die Korpusbildung problemlos erfolgen konnte. Als Ergebnis zeigte sich, dass Texte von Melancholikern fast durchgehend eine höhere Frequenz von Emotionswörtern aufweisen als die der Kontrollgruppe. Diese psychische Erkrankung beeinflusst also die Wortwahl im Bereich des Emotionswortschatzes. Im Rückschluss ist dies auch ein Hinweis darauf, dass die damalige Diagnose der Melancholie recht einheitlich erfolgte und eine Gruppenbildung anhand des Sprachgebrauchs möglich ist. Ob es sich dabei, wie anzunehmen ist, um die heutzutage

¹²⁴ Unter Melancholie versteht man um die Jahrhundertwende „ausschliesslich solche Depressionszustände, bei welchen die *Gemüthsverstimmung* das *constante* und *wesentliche* Moment bildet, aus welchem alle anderen Symptome (Neigung zum Suicid, Nahrungsverweigerung, Selbstanklagen u. s. w.) als *Folge* entspringen“ (Sommer 1901: 311).

nach der Klassifizierung ICD-10 als *Depression*¹²⁵ bezeichnete Erkrankung handelt, ist für das Ergebnis der Studie aber sekundär, da diese rein historisch argumentiert und dabei den Einfluss einer (historischen) Erkrankung auf den Sprachgebrauch analysiert. Der sprachliche Möglichkeitsraum der Schreiber wird durch die Erkrankung der Melancholie jedoch nicht kleiner; vielmehr scheint es, dass diese durch die von ihrer Krankheit hervorgerufenen Emotionen zu Ausdrucksformen auf lexikalisch-semantischer Ebene gelangen, wie sie andere Schreiber weniger verbalisieren. Eine „Ärmlichkeit des Inhaltes [ihrer] Rede“ (Liebmann & Edel 1903: 7), wie sie die zeitgenössische Forschung Melancholikern unterstellt, kann bei Schiegg & Freund (2019) somit nicht bestätigt werden.

Der Aufsatz von Schiegg & Thorpe (2017) fokussiert auf die Ebene der Handschriftlichkeit, diskutiert zunächst methodologische Schwierigkeiten der Analyse historischer Handschriften und arbeitet dann die Kontexte heraus, in denen auch in der historischen psychiatrischen Anstalt Kaufbeuren-Irsee Handschriftenanalysen durchgeführt wurden. Besonders bei der Anamnese erfolgten dort Schriftproben, die belegen, dass einige Ärzte der Schrift der Patienten eine hohe Symptomfunktion für psychische Erkrankungen zuwiesen.¹²⁶ Auch Patientenbriefe standen unter Beobachtung der Ärzte, die teilweise deren Schrift und Entstehungsprozess kommentieren. Als Beispiel konnte u. a. der einzige Brief von Benedikt K. (kfb-1676) vom März 1907 herangezogen werden (vgl. Abb. 4). Er wurde mit der Erkrankung *dementia senilis* diagnostiziert und sein Brief bildete laut Anmerkung des Irseer Assistenzarztes Dr. Ehrenfeld¹²⁷ am unteren Textrand das „Product zweistündiger Anstrengung“. Seine Schrift zeigt unregelmäßige Tremorbewegungen, die aus seiner Erkrankung resultieren und besonders deutlich an den Schlaufen von Buchstaben mit Ober- und Unterlängen erkennbar sind. Dennoch ist der Text sowohl von der äußeren Form als auch vom Inhalt her klar als Brief identifizierbar (vgl. eine detaillierte Analyse bei Schiegg & Thorpe 2017: 44–46).

Einflüsse von Erkrankungen auf Schrift und Sprache von Patienten sind besonders deutlich bei individuellen diachronen Veränderungen zu erkennen. Diese zeigen sich oft am sich verschlechternden Schriftbild (größere Unregelmäßigkeiten, Zittern, Kleckse etc.), aber teilweise auch gleichzeitig an sprachlichen Charakteristika, was oft einhergeht mit Verschlechterungen im Gesundheitszustand der Patienten. Dies wurde in drei weiteren Aufsätzen an mehreren Beispielen illustriert: Schiegg (2015a), Schiegg (2015c) und Schiegg (2018). Auf genauere Erläuterungen soll an dieser Stelle verzichtet werden, da die Ergebnisse der Aufsätze zusammen mit Befunden aus der vorliegenden Arbeit zu Sprachwandel gegen Lebensende in Kap. 8.1.1 zusammengeführt werden.

¹²⁵ Vgl. Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (2019): ICD-10-WHO Version 2019. Kap. 5: Psychische und Verhaltensstörungen (F00–F99): Affektive Störungen (F30–F39).

¹²⁶ Schriftproben werden in Kap. 3.3.4 detailliert untersucht.

¹²⁷ Der Name des Arztes geht aus der Anmerkung nicht hervor, sondern wurde durch paläographische Vergleiche mit anderen ärztlichen Texten und anstaltsgeschichtlichen Archivalien ermittelt.

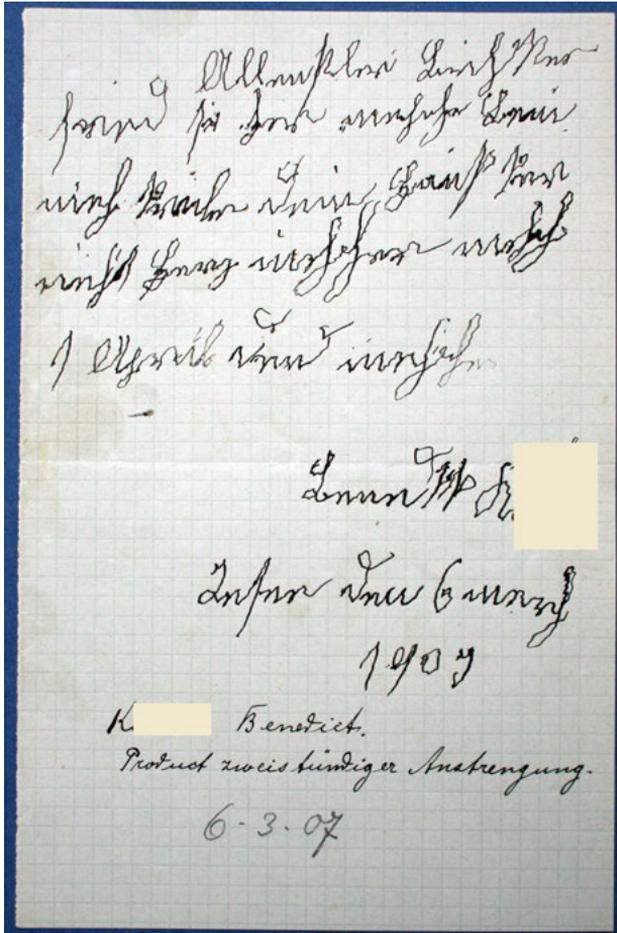


Abb. 4: Brief eines Schreibers mit *dementia senilis*, Benedikt K. (kfb-1676)

Insgesamt ergibt sich, dass bei Erkrankungen den Schreibern der Gebrauch der Schriftsprache zunehmend erschwert wird, was für den schriftlichen Möglichkeitsraum bedeutet, dass sich dieser verkleinert und die Auswahl an unterschiedlichen Varianten durch Erkrankungen am Lebensende eingeschränkt wird. Dass der Möglichkeitsraum bei Erkrankungen jedoch auch größer werden kann, belegt die zuvor erwähnte Untersuchung von Schiegg & Freund (2019) zum Einfluss von Melancholie auf die lexikalisch-semantische Ebene, die hier zu einer höheren Diversität des Emotionswortschatzes führt.

In den Patientenakten finden sich immer wieder Schriftzeugnisse wie der Brief von Benedikt K. (kfb-1676) (vgl. Abb. 4), die zwar typische Elemente von Briefen aufweisen, aber inhaltlich und sprachlich die Grenzen des mit variationslinguistischen Methoden Analysierbaren sprengen. Drei Beispiele illustrieren im Folgenden derartige textuelle Entgrenzungen, wobei Kohärenz als Grundbedingung für Textualität betrachtet wird. Kohä-

renz wird dabei nach Adamzik (2004: 58) als „regulatives Konzept“ von Textproduktion und -rezeption“ verstanden, das „sowohl sprachliche und inhaltliche als auch funktionale und sogar situative Aspekte umfasst“.

(d) Textuelle Entgrenzungen bei historischen Patientenbriefen

Die 1853 geborene Kleidermacherin Victoria H. (kfb-2848) war von 1883 bis zu ihrer Überführung ins Elisabethenstift Lauingen im Jahr 1924 mit der Diagnose *halluzinatorische Verwirrtheit* in Kaufbeuren und Irsee. Einer ihrer drei überlieferten Texte bildet ein dreiseitiges, undatiertes Fragment, in dem sie zuerst beklagt, nicht zu Hause sein zu können und Joseph nicht geheiratet zu haben; auf der ersten Seite unten beginnt sie, Namen aneinanderzureihen („Joseph Karl Maxammilianus Joseph Viktor Maxammilianus Joseph Karl [...]“); auf Seite 2 führt sie die Aneinanderreihung fort, wobei einzelne Vornamen („Maxammilianus“, „Viktoria“, „Karl“) und ihr Nachname mindestens eine Zeile lang und bis zu 51-mal („Karl“) wiederholt werden; ebenso „Bier“ (21-mal) und „Wasser“ (2-mal). Seite 3 (vgl. Abb. 5) beginnt mit drei Zeilen „Andreas“, dann dreimal ihr Vor- und Nachname, dann ein durchgestrichenes „An“ (wohl der Beginn von „Andreas“) und statt dessen Einzelbuchstaben, die ins Alphabet übergehen: „A e E A e E A e E A e E E E E E E F F F F F F F F F F F F G G G [...]“. Die Reihe und damit auch ihr Text enden abrupt mit einem „R“. Auch ihre anderen Texte zeigen unverständliche Passagen, wobei die ungewöhnliche Gestaltung des vorliegenden Textes vielleicht auch als eine Art Zeitvertreib erfolgte bzw. Ausdruck ihrer Verzweiflung war. Ihr Vorwurf auf der ersten Briefseite könnte damit auch eine metasprachliche Komponente haben: „Das i dahaim sein will wollt Ihr nicht hören und so kañ ich nicht zum Anfang noch zum End koñen“.

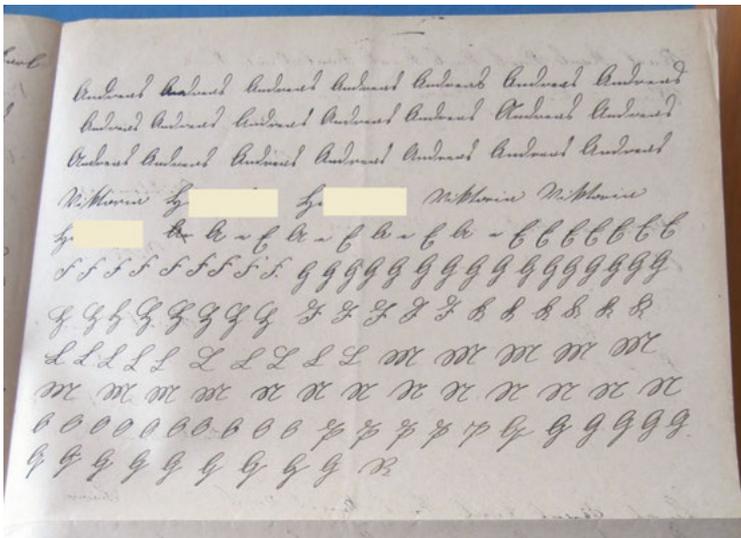


Abb. 5: Briefausschnitt von Viktoria H. (kfb-2848)

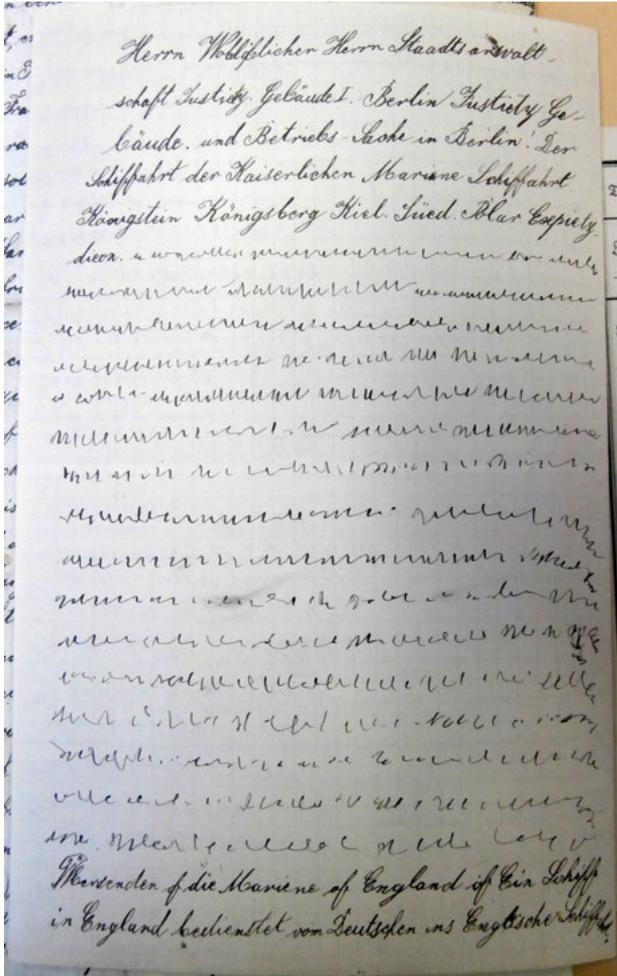


Abb. 6: Briefausschnitt von Albert F. (kfb-2032)

Der 1882 geborene Fabrikarbeiter Albert F. (kfb-2032) aus Lindau war laut seiner Krankengeschichte *schwachsinnig, unzurechnungsfähig* und *gemeingefährlich* und litt an *Sinnestäuschungen*. Von 1905 bis zu seinem Tod im Jahr 1914 wurde er daher in Kaufbeuren-Irsee untergebracht. Seine Texte werden in der Krankengeschichte beschrieben als „sonderbare[...] Schreibereien, deren Inhalt der Hauptsache neugebildete, aus allen Sprachen zusammengewürfelte Worte sind“ (16.09.1906). Abb. 6 zeigt Seite 4 eines offiziellen Briefs von 23.04.1907, der unauffällig mit Datum, Anrede und Namenstagswünschen beginnt, dann folgen aber unverständliche religiöse Ausführungen und Erläuterungen zu Schifffahrten. Der Text geht auf Seite 2 in Wellenbewegungen über, die am Beginn von Seite 4 kurz von lesbarem Text – aneinandergereihte Substantive – abgelöst werden, bevor der Text wieder eine Wellenform annimmt; am Ende wechselt er wieder in

lateinische Schrift. Hinter den Zeichen lassen sich keine Buchstaben erkennen, allerdings werden sie am Zeilenende teilweise enger und sind nach unten in den Textrand weitergeführt, als handle es sich tatsächlich um Wörter, die am Zeilenende keinen Platz mehr haben; auf Seite 2 (nicht abgebildet) ist auch eine interlineare Einfügung zu erkennen. Der Schreiber scheint also hinter diesen Formen einen Sinn zu sehen, der sich aber weder den damaligen Ärzten noch einem heutigen Leser erschließt. Vielleicht war gerade diese Form der Privatheit der Zweck dieser ‚sonderbaren‘ Erzeugnisse.



Abb. 7: Briefausschnitte von Felicitas P. (kfb-1899)

Die 1843 geborene Köchin Felicitas P. (kfb-1899) aus Sonthofen wurde 1884 mit der Diagnose *Paralyse* in Kaufbeuren-Irsee aufgenommen, wo sie 1889 verstarb. Laut ihrer Krankengeschichte vom 19.08.1884 „schreit und lärmt“ die Patientin „viel bei Tag und Nacht [...]. Dazwischen wieder für einige Stunden lang ruhiger, besonders wenn sie sich beschäftigen kann, oder wenn sie Briefe schreibt, was sie gerne thut.“ Ein paar dieser Briefe sind in ihrer Akte überliefert, einen davon schrieb sie drei Tage vor dem zitierten Eintrag der Krankengeschichte (vgl. Abb. 7). Durch die Adressangabe rechts oben („Kaufbeuren Heilen-Anstal“) ist der Text als Brief identifizierbar; ebenfalls ist ein Adressat mit „Euer Gnaden der Kaiser“ rechts auf Seite 1 zu erahnen. Datiert wurde das Schriftstück auf den „16. Aug. 1884“ durch einen Bleistiftzusatz von Dr. Julius rechts oben. Die Wörter der Schreiberin sind jedoch oftmals kaum lesbar und verstehbar, und durch mangelnde Kohärenz ist kein Sinn erkennbar. Dazu ist der Brief durchsetzt von zahlreichen Zeichnungen, die vor allem menschliche Figuren darstellen, deren Gesich-

ter durch Kombination von Front- und Seitenansicht an den erst später aufkommenden Kubismus erinnern; daneben finden sich Hände, Füße, Blumen und weitere undefinierbare Gegenstände. Ein möglicher Zusammenhang mit dem Text ist nicht zu erkennen. Laut Krankengeschichte scheint die Patientin die Anfertigung dieses Dokuments jedoch beruhigt zu haben, sodass dessen Sinn wohl jenseits des Textuellen zu finden ist.

Diese drei Beispiele illustrieren, dass sich Patientenbriefe teilweise sprachlichen Untersuchungen entziehen können, indem sie die Textform auflösen. Dies kann durch Verlust von Kohärenz bei Aneinanderreihung gleichartiger Wörter geschehen, durch Aufgabe von Buchstabenformen oder durch ein nicht mehr aufzulösendes Ineinander von Bild und Text. Weiterführende Analysen an diesen drei Fällen müssten die individuelle Erkrankung dieser Patienten in deren Entstehung und Verlauf berücksichtigen und die Ausführungen in den historischen ärztlichen Gutachten und Krankengeschichten mit einbeziehen. Da all dies überliefert ist und die drei Beispiele nur einen kleinen Ausschnitt aus hundert derartiger Texte darstellen, bilden Patientenbriefe ein ideales Untersuchungsfeld für Einflüsse von Erkrankungen auf historische Schrift und Sprache.

Analysen von Nähe- und Distanzsprachlichkeit anhand grammatischer Merkmale, wie sie in der vorliegenden Arbeit angestrebt werden (vgl. Kap. 2.3), sind hierbei jedoch kaum noch möglich, denn der Mangel an Kohärenz erschwert die Erfassung von Sinn und grammatischen Strukturen. Der Zugang zu derartigen Texten muss ein patholinguistischer sein, den diese Arbeit jedoch nicht leisten kann. Mit variationslinguistischen Methoden sind derartige Schriftzeugnisse nicht mehr zu erfassen und müssen daher aus den folgenden Betrachtungen ausgeschlossen werden. Eine Voraussetzung bei der Auswahl der zu untersuchenden Schreiber ist es damit, dass von diesen Texte vorliegen, die ein gewisses Mindestmaß an Kohärenz und grammatischen Strukturen besitzen (zur Schreiberauswahl vgl. Kap. 4.2). Bei einem Großteil der überlieferten Patiententexte ist dies ohnehin der Fall. Einflüsse von Erkrankungen auf den Sprachgebrauch bleiben jedoch weiterhin von Relevanz für die Arbeit und sind besonders bei Langzeitpatienten ein aufschlussreicher Untersuchungsbereich.

2.6 Ethische Bewertung der Untersuchung von Patiententexten

Die Arbeit mit Texten historischer Psychiatriepatienten besitzt eine besondere ethische Relevanz. Zur Klärung der Voraussetzungen diskutiert Abschnitt (a) zunächst die historisch variable Grenze zwischen ‚normal‘ und ‚deviant‘. Anschließend stellt Abschnitt (b) historische Patiententexte in den Kontext der ärztlichen Schweigepflicht. Abschnitt (c) erörtert archivrechtliche Grundlagen. Abschnitt (d) betrachtet die Forschungspraxis mit vergleichbaren Datenbeständen. Schließlich erläutert Abschnitt (e) die Vorgehensweise der vorliegenden Arbeit mit historischen Patientendaten.

(a) Die historisch variable Grenze zwischen ‚normal‘ und ‚deviant‘

„Früher [...] bezeichnete man Leute als excentrisch, die wir heute geisteskrank nennen“ – Dieses zeitgenössische Zitat aus Franz Tuczecks Vorlesung im Wintersemester 1895/96, damaliger Direktor der Landesheilanstalt Marburg¹²⁸, verweist auf die historisch variable Grenze zwischen ‚deviant‘ und ‚normal‘. Besonders deutlich erkennt man dies in historischen Krankenakten an einigen Diagnosen und Erklärungsversuchen für die Entstehung von Krankheiten. So ist etwa in den Akten um 1900 immer wieder von ‚Querulantenwahnsinn‘ zu lesen, eine Diagnose, die „allein mit einem devianten Sozialverhalten begründet“ (Nolte 2006: 398) wurde und wohl eher „Einblicke in den gesellschaftlichen Umgang mit sozialen Konflikten“ (Nolte 2006: 408) gibt als in die psychische Verfassung der Patienten. Auch in den für das Korpus dieser Arbeit herangezogenen Quellen finden sich Erklärungsmuster für Krankheiten, die aus einem unerwünschten Verhalten der betreffenden Personen abgeleitet sind. Dabei wird beispielsweise ersichtlich, dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts „die ätiologischen Momente zu dem [...] psychischen Leiden“ der Spezeriehändlerstochter Anna K. (kfb-2585) von einem Arzt des Augsburger Krankenhauses unter anderem „in der ungemessenen [sic] Lektüre von Romanen und dadurch Unterlaßen nützlicher Beschäftigungen“ sowie „ihrer mehrfachen Liebschaften“ (Krankengeschichte, S. 7f., 06.04.1853) gesehen wurden. Bei der Kaufmannsehegattin Rosette R. (kfb-174) gab es in Irsee laut Assistenzarzt Dr. Julius „keinen Zweifel an eingetretener ‚Verrücktheit‘ und hochgradiger *Hysterie*“, wobei ihre „Anlage zu Geistesstörung u. Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes [...] zunächst als Ursachen bezeichnet“ (Krankengeschichte¹²⁹, S. 3, 08.11.1861) werden sollten.

Auch im frühen 20. Jahrhundert fanden sich noch derartige Erklärungsmuster, wie es Nolte (2003: 209) eindrücklich am Beispiel des Dienstmädchens Grete K. zeigt. Deren ‚hysterischer Depressionszustand‘ wurde auf die Lektüre eines ‚Schundromanes‘ zurückgeführt, so dass sie 1912 in die Landesheilanstalt Marburg zwangseingewiesen wurde.¹³⁰ Besonders diese damalige ‚Modekrankheit‘ der Hysterie illustriert, dass einige Diagnosen als sozial konstruiert bewertet werden sollten, was – ohne natürlich die Relevanz somatischer Prozesse zu leugnen – medizinhistorische Arbeiten immer wieder hervorheben, da „das Erleben und Handeln eines Individuum niemals direkt, sondern stets vermittelt durch kulturelle Empfindungsweisen, Körperbilder, Vokabularien, Metaphern und Erklärungsmodelle“ (Lachmund & Stollberg 1995: 10) erfolgt. Die Bildhaftigkeit

¹²⁸ Zitiert nach Nolte (2003: 105): Kassel, Landeswohlfahrtsverband Hessen, LWV-Archiv, Best. 16, Nr. 718, Klinische Vorlesungen Wintersemester 1895/96.

¹²⁹ Ärzte nennen sich in den Krankengeschichten bis in die 1930er-Jahre nicht namentlich. Die Zuordnung zu Dr. Franz X. Julius, 1860–1876 Assistenzarzt der Kreisirrenanstalt Irsee und 1876–1903 leitender Oberarzt dort, erfolgte durch vergleichende Untersuchungen ärztlicher Handschriften und anstaltsgeschichtlicher Archivalien sowie Publikationen.

¹³⁰ Dass dies auch Rückhalt in der damaligen Psychiatrie hatte, belegt der Vortrag des Berliner Neurologen Hermann Oppenheim, *Nervenkrankheit und Lektüre* (1909). Vgl. dazu ausführlich Nolte (2003: 209–239).

und die meist sehr detaillierten Beschreibungen von Äußerlichkeiten und Handlungen der Patienten in den damaligen Krankengeschichten sowie auch der Wunsch, möglichst viele Ausdrucksformen der Patienten – darunter vor allem Briefe, aber auch Schriftproben und Zeichnungen – in den Akten zu sammeln, sind Zeugnis für das oftmals vergebliche Ringen der frühen Psychiatrie des 19. Jahrhunderts darum, in das Innere der Patienten zu gelangen. Das „Fehlen eines einheitlichen, allgemein nachvollziehbaren und vermittelbaren Klassifikationssystems psychischer Krankheitsformen“ (Ankele 2012: 92) noch um die Jahrhundertwende hatte fehlende Diagnosen, unterschiedliche Diagnosen mehrerer Ärzte sowie auch Fehldiagnosen¹³¹ und vage Umschreibungen bzw. pauschale, teilweise noch ins Religiöse weisende Krankheitszuschreibungen¹³² bei zum damaligen Zeitpunkt nicht näher identifizierbaren bzw. noch unerforschten psychischen Krankheiten zur Folge.

Methodologisch ist es somit für diese sprachwissenschaftlich orientierte Untersuchung sinnvoll, die damaligen Patienten nicht primär als ‚krank‘ und deren Texte nicht per se als pathologisch, sondern ebenfalls als repräsentative sprachliche Quellen des 19. Jahrhunderts zu betrachten, die für sozio- und variationslinguistische, sprachhistorische und dialektologische Fragestellungen von generellem Interesse herangezogen werden können. Nimmt man nämlich das Konzept einer Sprachgeschichte von unten ernst und versteht diese auch als eine ‚inklusive‘ Sprachgeschichte, so dürfen nicht von vornherein Texte von Schreiberinnen und Schreibern ausgeklammert werden, die unter den jeweils geltenden Normenvorstellungen als ‚deviant‘ klassifiziert wurden. Beispielsweise spielen auch Hexenverhörprotokolle eine wichtige Rolle in der jüngeren Sprachgeschichtsforschung (vgl. Macha et al. 2008) und wurden nicht wegen damaliger Normabweichungen als in irgendeiner Weise eingeschränkte Sprachzeugnisse betrachtet. Patiententexte, in denen sich die Krankheiten ihrer Verfasser bemerkbar machen, bieten oftmals noch zusätzliches Erkenntnispotential, das nicht nur aus sprachpathologischer Perspektive re-

¹³¹ Siehe zu einer Fehldiagnose den Fall von Katharina F. (kfb-1362), bei der wegen Störungen ihrer Schrift 1911 ein schon früher geäußertes „Verdacht des Vorhandenseins von Paralyse“ verstärkt wurde und der Oberarzt von Irsee, Dr. Zierl, noch 1916 von einer „[ä]usserst langsam und schleppend verlaufende[n] Paralyse“ ausging. Als Folge der Besserung ihres Gesundheitszustandes wurde sie 1919 in Privatpflege entlassen; 1920 korrigiert der Arzt seine frühere Diagnose und spricht nun von „Schwermut, mit tiefer Depression des Gemüts“.

¹³² Die 18-jährige Schuhmacherstochter Theresia D. (kfb-509) wird beispielsweise bei ihrer Aufnahme in Irsee 1866 vom dortigen Assistenzarzt Dr. Julius als „geistesgestört“ beschrieben; während des Aufenthalts zeigte sie ab 1869 einen „Zustand von Widerspenstigkeit“, „verblödete“ zunehmend und starb 1872, nachdem ihr „[h]oher Schwachsinn“ (Briefskizze Dr. Julius an den Vater der Patientin, Januar 1870) attestiert wurde. Ins Religiöse weisen die im 19. Jahrhundert häufig anzutreffenden Diagnosen von *Sekundärer Seelenstörung* – Martin B. (kfb-1621) wurde noch 1894 vom Kaufbeurer Assistenzarzt Dr. Köhler damit diagnostiziert – bzw. etwas seltener auch *Seelenkrankheit*, beispielsweise bei Elisabeth K. (kfb-1005) im Jahr 1857. Diese ungenauen Diagnosen erhalten später dann verstärkt spezifizierende Beifügungen wie etwa bei Crescenz H. (kfb-844), die der Kaufbeurer Assistenzarzt Dr. Zierl 1892 folgendermaßen diagnostizierte: „Sekundäre Seelenstörung (hysterische Verrücktheit)“.

levant sein kann. Hier erscheinen teilweise auch sprachliche Register und Varianten, die diese Schreiber in gesünderen Zuständen vielleicht nicht zu Papier gebracht hätten (vgl. Schiegg & Freund 2019).

(b) Historische Patiententexte und die ärztliche Schweigepflicht

Fichtner (1997: 116) argumentiert dafür, dass man sich bei der Arbeit mit schriftlichen Aufzeichnungen über historische Patienten „in den Geltungsbereich der ärztlichen Schweigepflicht“¹³³ begibt, die insbesondere im moralischen Sinne gilt und vom historisch Arbeitenden eigenverantwortlich wahrgenommen werden muss. Damit könne die Schweigepflicht nicht delegiert werden auf die historischen Ärzte oder die Dokumente aufbewahrende Institutionen, die den Nutzern lediglich die Rahmenbedingungen der Arbeit mit den Dokumenten in Form von Selbstverpflichtungserklärungen vorgeben können. Mit der Archivierung und Benutzung von Patientenunterlagen sei nämlich laut Schäfer (1997: 12f.) das Patientengeheimnis durchbrochen. Dies müsse aber nicht heißen, dass es verletzt wird, wenn das allgemeine bzw. auch das wissenschaftliche Interesse Einschränkungen des Rechts auf informationelle Selbstbestimmung rechtfertigt.

Ebenso geht Fichtner (1997) auf die Problematik der Nennung von Patientennamen ein. Diese könne zweierlei negative Folgen haben. Einerseits kann die Lektüre jüngerer historischer Patientenunterlagen mit Namensnennung erkrankte Personen davor abschrecken, eine ärztliche Behandlung wahrzunehmen, wenn sie eine spätere Veröffentlichung ihres Schicksals zu fürchten haben. Andererseits können auch Ärzte die Überlieferung ihrer Unterlagen kritisch sehen und nach dem Prinzip „Datenschutz durch Datenvernichtung“ (Fichtner 1997: 117) verfahren. Im Rahmen der Diskussion um Namensnennung der Opfer der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘ wurde oftmals dagegen argumentiert, weil „Familienmitglieder mancher der ermordeten Patienten auch heutzutage nicht mit der Erkrankung ihrer Vorfahren konfrontiert und daraus abgeleitet vielleicht stigmatisiert werden möchten“, so Mederer im Münchener Gedenkbuch, der sich aber für „die Forderung, die Namen der Opfer zu nennen und die Menschen damit auch ein Stück weit dem Vergessen zu entreißen“ (von Cranach, Eberle et al. 2018: 11) ausspricht. Dies geschieht auch bei der Arbeit mit historischen Patiententexten, unabhängig von der Nennung der Namen (vgl. dazu Abschnitt d).

(c) Archivrechtliche Rahmenbedingungen

Archivrechtliche Rahmenbedingungen bringen die ethischen Grundsätze in eine juristische Form, die anhand archivalischer Benutzungsrichtlinien an die konkrete Situation der einzelnen Archive als Aufbewahrungsorte von Patientenunterlagen angepasst wird. Den Rahmen geben das Bundesarchivgesetz (§11 Schutzfristen) und, insofern es um die

¹³³ Vgl. Parzeller, Wenk & Rothschild (2005) zur ärztlichen Schweigepflicht aus rechtlicher und von Engelhardt (2019) aus historischer sowie ethischer Sicht.

in der vorliegenden Arbeit untersuchten Akten aus Kaufbeuren-Irsee geht, das Bayerische Archivgesetz vor (Art. 10 Benützung der staatlichen Archive).¹³⁴ Demnach muss Archivgut generell mindestens 30 Jahre alt sein, bevor es eingesehen werden darf. Personenbezogenes Archivgut darf erst 10 Jahre nach dem Tod des Betroffenen (bzw. 90 Jahre nach dessen Geburt, wenn Todestag nicht feststellbar) benutzt werden und bei besonderen Geheimhaltungsfristen frühestens 60 Jahre nach seiner Entstehung. Letzterer Fall liegt bei Patientenunterlagen vor.

Das Archivrecht selbst und dessen Auslegung können sich wandeln; insbesondere die Frage nach der Anonymisierung von Personennamen steht in jüngerer Zeit zur Debatte und ist auch für die vorliegende Arbeit von Relevanz, sodass diese Praxis in ihrer historischen Entwicklung im Folgenden skizziert wird.

(d) Patientennamen in Veröffentlichungen

In den Kaufbeurer und Irseer Patientenakten des 19. Jahrhunderts findet man manchmal eingelegte Ausschnitte aus lokalen Zeitungen, die über den jeweiligen Patienten betreffende Ereignisse informieren. Dabei wird stets der Klurname des Patienten angegeben, dazu dessen Herkunft, Beruf und Krankheit. Auch wenn die ärztliche Schweigepflicht bereits im Eid des Hippokrates formuliert wurde, wurde sie erst 1871 ins Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs übernommen (vgl. von Engelhardt 2019: 53).¹³⁵ Fichtner (1997: 113) beobachtet zudem einen Unterschied bei der Anonymisierung von Patientennamen in veröffentlichten Fallgeschichten des 19. Jahrhunderts, die überwiegend bei „vornehmen (lesenden!) Patienten“ erfolgte.

Teilweise werden Patientennamen in Publikationen verschlüsselt. Der bekannteste Fall liegt wohl bei Sigmund Freuds Patientin Bertha Pappenheim vor, die er in seinen Veröffentlichungen Anna O. nannte. Indem hier die Anfangsbuchstaben um eine Position verschoben wurden und auch ansonsten derartige Verschlüsselungen nicht zufällig erfolgen, kritisiert Fichtner (1997: 118) diese, da sie „wie andere psychische Vorgänge einer Determinierung“ unterliegen. In jüngeren Arbeiten mit Patientenunterlagen werden Namen teilweise abgekürzt, teilweise pseudonymisiert, teilweise auch vollständig genannt.

So wurde das Problem der Namensnennung ehemaliger Psychatriepatienten bei der Erstellung von Gedenkbüchern für die ‚Euthanasie‘-Opfer relevant und diskutiert. Beim Münchener Gedenkbuch wurde schließlich festgehalten: „Die Nennung von Namen von

¹³⁴ Vgl. Schäfer (1997: 19f.) zum Verhältnis von Bundes- und Landesrecht bezüglich Patientenunterlagen. Er zitiert noch das Bundesarchivgesetz aus dem Jahr 1988 mit längeren Schutzfristen als in der aktuell gültigen Fassung von 2017.

¹³⁵ Dass sich auch nach 1871 noch Patientennamen in Zeitungsberichten etwa über den Selbstmord von Patienten finden, liegt wohl daran, dass erst 1948 mit der Genfer Deklaration der World Medical Association die Schweigepflicht über den Tod hinaus festgelegt wurde (vgl. von Engelhardt 2019: 54). Das Vorgehen in Frankreich war strikter, wo ein Arzt 1885 zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, der nach dem Tod eines Patienten dessen Diagnose bekannt gegeben hatte (vgl. Fangerau 2006: 384).

NS-,Euthanasie'-Opfern, ihrer Lebensdaten sowie der letzten Anstalt vor der Deportation sind (archiv-)rechtlich unbedenklich“ (Nachama & Neumärker 2017: 16). Die Namensnennung und die Veröffentlichung von Lebensdaten verletze das Persönlichkeitsrecht nicht, vielmehr lasse sich aus dem postmortalen Achtungsanspruch der Verstorbenen ein Anrecht auf Namensnennung ableiten (vgl. Körting 2017: 30). Die Krankengeschichte beinhalte allerdings teilweise herabwürdigende Sprache; Diagnosen weisen möglicherweise auf vererbliche Krankheiten hin, was das Persönlichkeitsrecht der Opfer und schutzwürdige Belange der Angehörigen verletzen könne. Deshalb werden hier meist die Namen zensiert. Diesem Vorgehen folgen das Münchener Gedenkbuch (vgl. von Cranach, Eberle et al. 2018) und auch das Gedenkbuch zu den 21 aus Kaufbeuren stammenden Opfern der ‚Euthanasie‘ (vgl. von Cranach, Schweizer-Martinschek & Weber 2020). Diese Praxis vertritt auch die Publikation des von Pater Carl Wolff verfassten *Irseer Totenbuchs*, eines chronologischen Totenregisters von 1849 bis 1950, veröffentlicht als Faksimile-Druck und erschlossen durch ein alphabetisches Register mit Klarnamen der Patienten (vgl. Heuvelmann 2015). Auch die Zusammenstellung der Irseer ‚Euthanasie‘-Opfer bei Schulze (2021: 178–222) erfolgt mit Klarnamen.

(e) Vorgehensweise in der vorliegenden Arbeit

Zwar geht die vorliegende Arbeit von Individuen aus und bemüht sich im Sinne des ‚informational maximalism‘ um detaillierte Rekonstruktionen der Einzelschicksale (vgl. Kap. 2.2), eine Nennung von Nachnamen bringt allerdings einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung, die nicht namenkundlich orientiert ist, kaum zusätzlichen Erkenntnisgewinn. Wissenschaftliche Nachprüfbarkeit zur eindeutigen Identifikation einer untersuchten Person ist durch Angabe der Aktennummer möglich, wobei wegen der in Kaufbeuren-Irsee lange vorhandenen doppelten Aktenführung (vgl. Kap. 3.2.2) auch ein Teil des Namens angegeben werden muss: der Vorname und erste Buchstabe des Nachnamens.

Diese Arbeit verzichtet auf Pseudonyme bzw. Verschlüsselungen, da diese nicht nur „eine Einschränkung eines gewichtigen Grundprinzips historischer Arbeit, der Forderung nach Nachprüfbarkeit“ (Fichtner 1997: 120), bedeuten, sondern damit auch eine Verzerrung historischer Tatsachen einhergehen kann. Vornamen transportieren zeitspezifische Informationen zu einer Person und können Hinweise zur sozialen Schicht und Konfession liefern. Auch die Nennung der Herkunft von Schreibern ist von Relevanz für die Einschätzung einer Person, beispielsweise für soziologische Stadt-Land-Unterschiede, ebenso wie für die Charakterisierung von Dialekten und Regiolekten. Stammt eine Person allerdings aus einem sehr kleinen Dorf, so wird zur Vermeidung einer Identifizierung in der Regel der Name eines größeren Ortes in der Nachbarschaft angegeben.

Patientenakten erlauben immer nur eine eingeschränkte, medizinische Perspektive auf einen bestimmten Lebensabschnitt einer Person.¹³⁶ Daher wäre es sinnvoll, zusätzliche

¹³⁶ Vgl. Schulze & Janssen (2015: 352): „Allen Einträgen gemein ist der offizielle Blickwinkel, bestimmt durch die bürokratischen Bedingungen der Behörde oder diagnostisch-therapeutischen

Quellen zur Rekonstruktion einer Biographie heranzuziehen (vgl. Schulze & Janssen 2015: 352), was sich in der Praxis besonders bei den ‚kleinen Leuten‘ als unmöglich herausstellt; teilweise sind bei den hier untersuchten Patienten jedoch Informationen in Zeitungen oder auch Schulberichten zu finden. Derartige Quellen sind frei zugänglich und geben die vollständigen Namen der Patienten an – ohne diese wären sie nicht auffindbar. Zur wissenschaftlichen Nachprüfbarkeit müssen diese Quellen exakt zitiert werden, wodurch bei einer Konsultation auch der Name mancher Patienten offengelegt werden kann. Der Weg dorthin ist allerdings vergleichbar mit einer Einsichtnahme in die entsprechenden Patientenakten im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, die bei wissenschaftlichem Interesse ebenfalls möglich ist. Im Kapitel zu Schriftproben (vgl. Kap. 3.3.4) werden mit Erlaubnis des ärztlichen Leiters des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, PD Dr. Albert Putzhammer, vollständige Patientennamen verwendet. Namen bilden essentielle Bestandteile dieser meist sehr kurzen Texte, die durch Streichung oft kaum noch genügend Analysematerial zur Verfügung stellen würden. Wegen des recht hohen Alters der Schriftproben und der bereits erfolgten Offenlegung deutlich jüngerer Namen (vgl. Abschnitt d) erscheint die Vorgehensweise aber vertretbar.

Insgesamt handelt es sich hier jedoch um Schriftstücke, die von den Verfassern nicht zur Veröffentlichung vorgesehen waren und oftmals sehr privater und intimer Natur sind. Neben den rechtlichen Rahmenbedingungen müssen derartige Quellen folglich mit dem ihnen gebührenden Respekt behandelt werden (vgl. Elspaß 2012: 165). Dazu gehört die sorgfältige Historisierung der Entstehungskontexte, bei der die ärztlichen Behandlungsmethoden und Charakterisierungen der Patienten vor dem Hintergrund ihrer Entstehungszeit betrachtet werden. Die in der vorliegenden Arbeit behandelten Individuen sollen als Stellvertreter für zahlreiche historische Patienten gelten, denen die Stimme durch die Praxis der Briefzensur verwehrt wurde. Ähnliches schreiben Davis & Kidd (2013: 6) zu historischen Patienten aus Wakefield in Großbritannien: „The voices of these people deserve to be heard“. Es erscheint geboten, diese Personen nicht mehr zu marginalisieren, sondern deren Texte als wichtige Quellen für die Sprachwissenschaft ernst zu nehmen.

Möglichkeiten der Anstalt und der Zeit. Der Zugang zu dem Individuum, das hinter dem Text steht, wird durch diese Darstellung naturgemäß erschwert.“

3 Datengrundlage: Historische Patiententexte

Dieses Kapitel präsentiert die Datengrundlage der Arbeit und bildet damit ihr philologisches Fundament. Kap. 3.1 diskutiert die Stellung historischer Patiententexte im Kontext des psychiatrischen Diskurses, woraufhin Kap. 3.2 die archivalische Überlieferung dieser Texte sowie die Ergebnisse eigener Erschließungsarbeiten vorstellt. Schließlich erörtert Kap. 3.3 die Entstehungsbedingungen und sprachwissenschaftliche Relevanz der häufigsten Typen historischer Patiententexte: Patientenbriefe, Lebensgeschichten, Schriftproben und indirekte Zeugnisse in ärztlichen Texten.

3.1 Historische psychiatrische Diskursdomänen

Historische Patiententexte sind durch ihre Aufbewahrung in psychiatrischen Krankenakten im Verbund mit unterschiedlichen weiteren Textsorten des Anstaltskontextes wie Krankengeschichten, ärztlichen Gutachten und weiterem Verwaltungsschriftgut überliefert. Diese Texte sind auch inhaltlich miteinander verwoben und bilden zusammen mit weiteren psychiatrischen Textsorten einen komplexen, sich historisch wandelnden psychiatrischen Diskurs.¹ Im Folgenden werden drei Domänen dieses Diskurses im Kontext einer historischen psychiatrischen Anstalt voneinander unterschieden: (a) veröffentlichtes psychiatrisches Schriftgut, (b) anstaltsinternes psychiatrisches Schriftgut und (c) Patiententexte (vgl. Abb. 8).

Die drei Domänen unterscheiden sich einerseits durch ihren Grad an Öffentlichkeit. Das veröffentlichte psychiatrische Schriftgut (a) umfasst nur einen kleinen und sorgfältig ausgewählten Teil dieses Diskurses, während (b) und (c) unveröffentlicht geblieben und in großem Umfang in den Archiven überliefert sind. Andererseits unterscheiden sich die Verfasser der einzelnen Domänen: Ärzte, Verwaltungen und Ämter bei (a) und (b) auf der einen Seite, Patientinnen und Patienten sowie deren Angehörige bei (c) auf der anderen. Dabei bedingen sich die drei Domänen gegenseitig, wobei Texte in eine andere Domäne übergehen können. So entstehen Teile der Patiententexte erst auf Veranlassung der Ärzte, vor allem Schriftproben, oftmals auch Lebensgeschichten, und werden dann in Krankenakten integriert. Dies kann rein materiell durch Einlegen oder Einkleben erfolgen, aber auch inhaltlich, indem sich Ärzte in ihren Berichten auf die Texte beziehen und

¹ Diskurs wird nach Busse & Teubert (1994: 14) verwendet: „Unter Diskursen verstehen wir im forschungspraktischen Sinn virtuelle Textkorpora, deren Zusammensetzung durch im weitesten Sinne inhaltliche (bzw. semantische) Kriterien bestimmt wird.“ Demnach gehören zu einem Diskurs alle Texte, die sich „mit einem als Forschungsgegenstand gewählten Gegenstand, Thema, Wissenskomplex oder Konzept befassen, untereinander semantische Beziehungen aufweisen und/oder in einem gemeinsamen Aussage-, Kommunikations-, Funktions- oder Zweckzusammenhang stehen“.

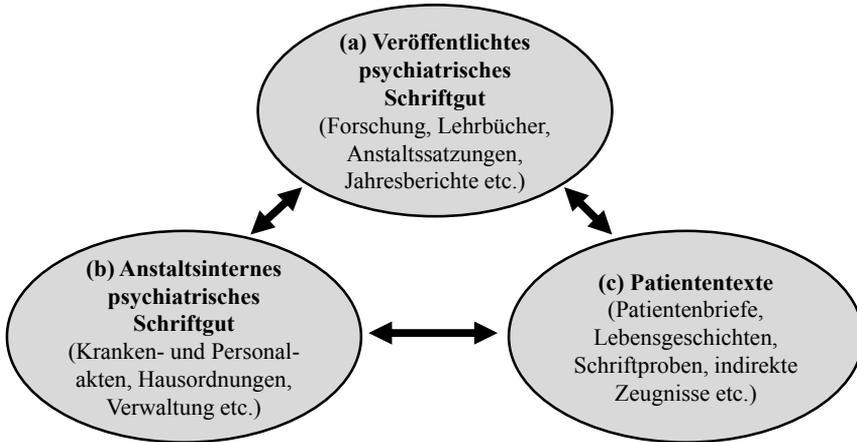


Abb. 8: Historische Diskursdomänen psychiatrischer Anstalten

darin Krankheitssymptome erkennen. Patiententexte können Teil von Veröffentlichungen werden, wenn Ärzte diese in ihre Forschung und Lehrbücher einbeziehen. Umgekehrt nimmt das veröffentlichte, offizielle Schriftgut wiederum Einfluss auf die Aufbewahrung von Patiententexten in den Krankenakten, indem es etwa in Form von Anstaltssatzungen Regularien für die Briefzensur festlegt. Zudem sind diese Domänen in weitere historische Kontexte wie den psychiatrischen Fachdiskurs oder den medialen Diskurs eingebettet (vgl. Müller 2019).

Diese historische Dimension des psychiatrischen Diskurses und die damit einhergehende Spezifik der einzelnen Diskursdomänen in einzelnen Einrichtungen sollten im Hintergrund einer Untersuchung stehen, die im Kontext der allmählichen Etablierung der Psychiatrie als Institution und als akademische Disziplin im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgeführt wird (vgl. Schuster 2010: 119). Die einseitige Fokussierung auf psychiatrisches Schriftgut und die Vernachlässigung der Patiententexte führten allerdings zu einem Ungleichgewicht in der bisherigen Forschung. In Kap. 3.1.1 werden knapp die Erkenntnisinteressen der historischen und sprachwissenschaftlichen Forschung an psychiatrischen Texten umrissen. Am Beispiel der psychiatrischen Einrichtung in Kaufbeuren-Irsee, deren Texte die Grundlage für die vorliegende Arbeit bilden, wird anschließend in Kap. 3.1.2 diskutiert, welche unterschiedlichen Perspektiven die Texte der einzelnen Domänen auf den Anstaltskontext erlauben und welche Herausforderungen dabei Patiententexte stellen.

3.1.1 Stellung der Diskursdomänen in der Forschung

Among the most rapidly growing, controversy-ridden, and attention-attracting areas of history over the past generation has been the history of psychiatry.

(Porter & Micale 1994: 3)

In ihrer Einleitung zu *Discovering the History of Psychiatry* erörtern die Autoren, dass es bislang nicht möglich gewesen sei, eine „enduring, comprehensive, authoritative history of psychiatry“ (Porter & Micale 1994: 6) zu schreiben; man müsse viel eher von ‚histories‘ mit unterschiedlichen historischen Wurzeln, Zielen und Perspektiven sprechen. Ähnliches konstatieren auch Fangerau & Kessler (2017: 111) für die Krankengeschichte: „Unterschiedliche Zielsetzungen ihrer Erzählung bringen verschiedenste Perspektiven und Narrative mit sich.“ Generell stehen sich zwei Positionen gegenüber, geradlinige Fortschrittsgeschichten auf der einen und antipsychiatrische Sichtweisen auf der anderen Seite, wobei Letztere in manchen Ländern sogar zur Abschaffung des Anstaltswesens, etwa 1978 in Italien, geführt haben (vgl. Foot 2015). Jüngere Darstellungen nehmen oftmals eine Zwischenposition ein, so Schott & Tölles *Psychatriegeschichte*, die eine „hermeneutische Zielsetzung“ (2006: 18) verfolgt und intendiert, „historische Gegebenheiten durch aktuelle Fragestellungen“ neu zu bewerten.

Einen wichtigen Anstoß für einen Perspektivwechsel in der jüngeren Medizingeschichte lieferte Roy Porters programmatischer Aufsatz „The Patient’s View. Doing Medical History from Below“ (1985). In diesem plädiert er für eine Abwendung von der traditionell ärztesfixierten, auf Fortschritte und Entdeckungen fokussierten Psychiatriegeschichtsschreibung und eine Hinwendung zu den Leidenden und deren Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster. Besondere Aufmerksamkeit richtet eine solche *Medical History from Below* dabei auf Selbstzeugnisse der Kranken, also die Diskursdomäne der Patiententexte.² Ernst (1999) bewertet diesen Vorstoß als den Beginn einer kulturhistorischen Wende in der Patientengeschichte, die sich, so Wolff (1998: 312), an die zeitgleich in der Geschichtsforschung ablaufenden Entwicklungen anschließen lässt, also an die Wende von der Herrschafts- und Ideengeschichte hin zur Alltags- und Mikrogeschichte.

Als Folge dessen beschäftigen sich medizinhistorische Arbeiten in den letzten Jahrzehnten immer häufiger auch mit Patiententexten, vor allem den Briefen von Patienten und deren Angehörigen (vgl. im Detail Kap. 3.3.2). Daneben existiere aber immer noch eine „ubiquitous Foucauldian legacy“ (Bacopoulos-Viau & Fauvel 2016: 3). Diese gehe davon aus, dass aufgrund der in den damaligen Anstalten herrschenden Machtstrukturen und der erzwungenen Passivität der Patienten Egodokumente dieser Personen „exceptional rarities“ (2016: 3) bilden.³ Selbst wenn man auf Einzelfunde stößt, könnten diese nicht

² Dass Selbstzeugnisse von Patienten „für eine ‚history from below‘ von unschätzbarem Wert“ seien, merkt allerdings bereits Blasius (1980: 113) an. Vgl. Ruisinger (2008: 9–19) für eine Zusammenstellung weiterer Literatur, allerdings mit Fokus auf Konsiliarkorrespondenz.

³ Radkau (1997: 83) führt noch einige weitere Beispiele für die Missachtung der Patientenperspektive an und folgert: „Stets bleiben die Patienten bloße Objekte des Geschehens!“

in die Geschichtsschreibung einbezogen werden, da sie einem „different ‚discursive universe“ (2016: 3) angehörten. Dies entspricht keineswegs der Realität, denn Patiententexte sind natürlich Bestandteil des psychiatrischen Diskurses und Thesen zur Passivität der Patienten können nur aus einer Ignoranz der Überlieferungslage resultieren.⁴

Nicht nur Patiententexte, sondern auch das unveröffentlichte, anstaltsinterne Schriftgut (vgl. S. 78, Abb. 8) erhielt bislang nur unzureichende Aufmerksamkeit. Der Zugang zu diesem ist oftmals erschwert und die schiere Masse an überliefertem Material schreckt teilweise wohl die weniger philologisch ausgerichtete Forschung vor der intensiveren Beschäftigung mit den traditionell eher unbeliebten Patientenakten ab (vgl. Kap. 3.2.1). Dabei betont Rotzoll (2020: 148), dass die „auf den ersten Blick spröde Quellengattung psychiatrischer Krankengeschichten und die zu einem größeren Teil von Verwaltungslogik geprägten Anstaltsberichte [...] geeignet sind, Geschichten jenseits bekannter Narrative zu erzählen.“ Insbesondere Krankengeschichten bewertet sie als „ein gutes Korrektiv professioneller Fortschrittsrhetorik“ (Rotzoll 2020: 149), wie sie die Veröffentlichungen der Ärzte vermitteln. So geht aus den Krankengeschichten die alltägliche Behandlungspraxis hervor, die nicht unbedingt mit den psychiatrischen Idealen der jeweiligen Zeit übereinstimmen muss (vgl. Kap. 3.1.2). Daneben können sich bei der Beschäftigung mit dem überlieferten Material auch die in antipsychiatrischen Werken reproduzierten Klischees auflösen, etwa das von Foucault geprägte „Narrativ der großen Einschließung“ (Rotzoll 2020: 148), das die therapeutischen Erfolge in der Frühzeit der Psychiatrie verkennet. Auch die für die vorliegende Arbeit relevante Frage zur Rolle des Schreibens und der Schrift der Patienten für die damaligen Ärzte wird meist nur klischeehaft und ohne Berücksichtigung konkreter Praktiken in psychiatrischen Einrichtungen behandelt. Dies zeigt sich in der wiederholten Bezugnahme der Forschung auf besonders anschauliche Kuriosa wie die wohl nie zum Einsatz gekommene Schriftwaage Emil Kraepelins an Stelle von Analysen tatsächlich in den Anstalten durchgeführter Schriftproben (vgl. Kap. 3.3.4). Folglich ist Radkau (1997: 84) zuzustimmen: „Patientenakten sind dazu geeignet, nicht nur übertrieben positive, sondern auch allzu negative Klischees über den Medizinalbetrieb zu korrigieren.“

Sprachwissenschaftliche Forschung zu den drei skizzierten psychiatrischen Diskursdomänen ist äußerst rar. Während die gegenwartssprachliche Patholinguistik mittlerweile

⁴ Erstaunlicherweise werden derartige Einschätzungen in der Medizingeschichte teilweise immer noch vertreten. Brückner et al. (2019: 362) schreiben in ihrem Forschungsüberblick zur Geschichte der Psychiatrie ‚von unten‘ – obwohl sie auch meine Arbeiten zitieren – von einer „Seltenheit“ von Selbstzeugnissen und deren „fehlenden Archivierungschancen“; ebenso seien diese „in größeren Beständen schwierig aufzufinden“ (Brückner et al. 2019: 374). Selbst Dobler (2020: 81) kommt in seiner materialnahen, aber nur auf wenigen Akten beruhenden Untersuchung zu einer verzerrten Einschätzung: Patientenbriefe seien in Kaufbeuren-Irsee „nur in Ausnahmefällen in den Patientenakten archiviert“. Dies übernimmt Schulze (2021: 27), wobei sich seine spätere Einschätzung auf die NS-Zeit bezieht, aus der sich in Kaufbeuren-Irsee wohl tatsächlich „nur in Ausnahmefällen Ego-Dokumente erhalten haben“ (vgl. Schulze 2021: 38).

eine etablierte Disziplin ist (vgl. Kap. 2.5), gibt es kaum sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu historischen Texten aus dem psychiatrischen Kontext. Eine Ausnahme bildet die Monographie von Schuster (2010) über die *Sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939)*. Aus der Perspektive der Fachsprachenforschung und in Verbindung mit institutionsgeschichtlichen Entwicklungen zeichnet die Autorin die Konstituierung einer Fachsprache der Psychiatrie nach. Indem sie die Vernetzung unterschiedlicher Texttraditionen aus den Bereichen zentraler Schriften der Psychiatriegeschichte, spezialisierter Zeitschriften, Lehrbücher und Krankenakten aus drei unterschiedlichen psychiatrischen Anstalten analysiert, stützt sie sich auf die beiden Diskursdomänen des offiziellen psychiatrischen Schriftguts, sowohl veröffentlicht als auch anstaltsintern (vgl. S. 78, Abb. 8). Patiententexte sind nicht Gegenstand ihrer Untersuchung, auch wenn eine Analyse der Reflexion fachsprachlicher Elemente, etwa im Bereich psychiatrischer Lexik, in Texten medizinischer Laien durchaus lohnenswert wäre. Dieses Thema schneidet ein kurzer sprachwissenschaftlicher Aufsatz zu historischen Patiententexten an, der auf die „laienmedizinischen Aussagen“ (Riecke 2008: 51) in diesen hinweist.

Bestandteil geschichts- und sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sollten folglich alle drei psychiatrischen Diskursdomänen sein. Deren enge Überlappung führt dazu, dass sie sich gegenseitig beeinflussen und daher die Weglassung einzelner Bereiche zu eingeschränkten Perspektiven und auch Fehlschlüssen führen kann. Der folgende Abschnitt zeigt am Beispiel der Frühzeit der Einrichtung von Kaufbeuren-Irsee, welche Rolle bislang die drei Diskursdomänen in der Forschung gespielt haben und welche Zugänge sie zur damaligen psychiatrischen Realität erlauben.

3.1.2 Die drei Diskursdomänen in der Forschung zu Kaufbeuren-Irsee

(a) Veröffentlichtes psychiatrisches Schriftgut

In allgemeinen Psychiatriegeschichten findet die psychiatrische Anstalt Kaufbeuren-Irsee bezüglich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, also der für diese Arbeit relevanten Zeitspanne von der beginnenden Institutionalisierung der Psychiatrie bis vor die Zeit des Nationalsozialismus, kaum Erwähnung. Als zweite institutionelle psychiatrische Einrichtung Bayerns, eröffnet zunächst für 80 Patienten in einer ehemaligen Benediktinerabtei im Jahr 1849 (vgl. Dobler 2013: 77), stand Irsee im Schatten Erlangens, wo nicht nur drei Jahre zuvor die erste bayerische ‚Kreisirrenanstalt‘ gegründet worden war, sondern von wo auch ehemalige Assistenzärzte zu Irseer Anstaltsleitern berufen wurden: so der erste ärztliche Direktor Friedrich Wilhelm Hagen und auch sein Nachfolger Johann Michael Kiderle, der die Einrichtung von 1859 bis 1890 leitete.⁵ Generell kann die Situation der Psychiatrie in Bayern von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an als fortschrittlich bezeichnet werden, da durch zahlreiche Neugründungen in den 1860er-Jahren eine dichte

⁵ Vgl. Dobler (2020: 28–34) für biographische Informationen zu den beiden Direktoren.

Versorgungsstruktur an psychiatrischen Einrichtungen herrschte und die psychiatrische Forschung an den Universitäten bereits früh einen hohen Stellenwert innehatte (vgl. Burgmair & Weber 2008: 166).⁶

Die Rahmenbedingungen der Irseer Anstalt regelte die von der Königlichen Regierung von Bayern und Schwaben veröffentlichte Satzung. Im Abschnitt zur „Behandlung der Verpflegten in der Anstalt“ (Satzung Irsee 1850: 73) wird die Einrichtung als sehr modern dargestellt. Die „möglichst sorgfältige, menschenfreundliche Behandlung der Kranken“ gilt als „die erste Pflicht aller Beamten und Officianten der Anstalt“. „Jede körperliche oder geistige Mißhandlung ist auf’s Strengste untersagt“, da die „Schonung und Heilighaltung der Würde der Menschennatur und ihrer Grundgesetze“ als zentral erachtet wird.⁷ Besuche von Angehörigen sind dabei immer „an das sachkundige Urtheil und die Vorschriften des dirigierenden Arztes gebunden“ (Satzung Irsee 1850: 73), der als ‚väterliches Haupt‘ der Anstalt gelten konnte (vgl. Dobler 2013: 75).

Für die Einhaltung der Vorgaben in der Satzung legt der ärztliche Direktor in Jahresberichten bei der Regierung Rechenschaft ab. Hagen vertritt darin auch einen wissenschaftlichen Anspruch. Er publiziert Zusammenfassungen seiner Berichte, um damit „einen wissenschaftlichen Beitrag zur Psychiatrie“ (Hagen 1853: 1) zu leisten, so einleitend zu seinen Ausführungen über die Jahre 1849 bis 1852. Dort gibt er detailliert Auskunft über die eingesetzten Behandlungsmethoden und wägt deren Vor- und Nachteile ab. So möchte er körperliche Zwangsmittel wie die Zwangsjacke zwar vermeiden, sieht sich aber mit einer „unerbittliche[n] Logik der Thatsachen“ (Hagen 1853: 60) konfrontiert, sodass im Schnitt zwei oder drei der etwa 120 Patienten diese erdulden mussten.

Insgesamt galt Hagen „bislang dank seiner zahlreichen Publikationen als Koryphäe und als großer ‚humaner‘ Reformier“ (Dobler 2020: 16), der sich für die öffentliche Unterstützung der Unterbringung ärmerer Patienten insbesondere vom Lande einbrachte, denn diese „verkümmern zu Hause“ (Hagen 1849: 568) als „unheilbar, oft bis zum Thier erniedrigt“ (Hagen 1849: 573) (vgl. S. 358, Fn. 35). Auch wehrte er sich gegen eine Abwertung und Wegsperrung chronisch Kranker (vgl. Hagen 1851: 687). Neben zahlreichen positiven Würdigungen dieses Arztes finden sich aber auch zeitgenössische kritische Stimmen. So merkt sein Erlanger Schüler Gustav Specht in einer biographischen Würdigung Hagens an, dass dieser „schon zu Lebzeiten bei der zeitgenössischen Psychiatrie für überlebt gegolten“ (Specht 1906: 167) habe (vgl. Dobler 2020: 116).

⁶ In der medizinischen Fakultät in München war bereits 1861 die Psychiatrie ein ärztlicher Prüfungsgegenstand, in den anderen deutschen Ländern war dies erst 1904 verpflichtend (vgl. Burgmair & Weber 2008: 167). München wurde ein „international anerkannter Wissenschaftsstandort der Psychiatrie“ (Burgmair & Weber 2008: 192), auf dessen institutionelle Voraussetzungen noch Emil Kraepelin aufbaute. Dieser führte in seinem einflussreichen Lehrbuch ein wichtiges Diagnoseschema psychischer Erkrankungen ein (vgl. Kraepelin 1883).

⁷ Dies verweist auf die Bayerische Verfassung von 1818, die im modernen Geist der Aufklärung stand und den Bürgern Grundrechte wie die Gleichheit vor dem Gesetz und Redefreiheit einräumte (vgl. Treml 2006: 43, 138).

Generell ist bei der Domäne des veröffentlichten psychiatrischen Schriftguts auch im 19. Jahrhundert zu beobachten, dass in diesen „offiziellen Verlautbarungen naturgemäß die Tendenz besteht, unangenehme und schwierige Themen eher zu relativieren oder zu verschweigen“ (Dobler 2020: 15).⁸ Um ein „möglichst realistisches, ungeschöntes Bild der Verhältnisse zu bekommen“ (Dobler 2020: 15) sollten also insbesondere unveröffentlichte Quellen herangezogen werden.

(b) Anstaltsinternes psychiatrisches Schriftgut

Die große Masse des überlieferten anstaltsinternen psychiatrischen Schriftguts bilden historische Krankenakten, von denen im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren für die Zeit zwischen 1849 bis 1945 ca. 25 000 vorhanden sind (vgl. Schweizer-Martinschek 2018: 352).⁹ Dies ist auf das starke Wachstum der Einrichtung zurückzuführen, die bereits im Jahr 1865 mit über 220 Patienten um mehr als 50 % überbelegt war (vgl. Dobler 2013: 13), sodass im nahegelegenen Kaufbeuren im Jahr 1876 eine neue Hauptanstalt neben der Pflegeanstalt Irsee eröffnet wurde. Die modernen Entwicklungen aus Großbritannien hatten in dieser Zeit auch auf die Allgäuer Einrichtung Einfluss. So war der zweite Direktor, Dr. Kiderle, ein Anhänger des *no-restraint-system*, das er 1867 durchsetzte, indem er mechanische Mittel zur Fixierung der Kranken weitgehend abschaffte. Er setzte sich besonders für die *Arbeitstherapie* ein, welche die Patienten „vor einem gänzlichen Verfall“ (Resch 2001: 256) bewahren sollte. Sein Nachfolger, Dr. Ullrich, führte das *open-door-system* ein und bewirkte damit eine großzügige Bewegungsfreiheit der Patienten (vgl. Resch 2006: 243). Er erweiterte die Anstalt um offene Häuser und ein nahe gelegenes landwirtschaftliches Gut, das eine Selbstversorgung der Anstalt ermöglichte (vgl. Schmidt, Kuhlmann & von Cranach 2012: 266). Trotz Gründung einer zweiten großen psychiatrischen Einrichtung im Kreis Schwaben in Günzburg im Jahr 1915 musste Kaufbeuren-Irsee unter dem Direktor Dr. Alfred Prinzing zum Jahr 1929 auf ca. 930 Betten erweitert werden (vgl. Müller 2019: 82).¹⁰

⁸ Die Kaufbeurer Jahresberichte zur Zeit des Nationalsozialismus charakterisiert Steger (2005: 129) als „tentativ tendenziöse[...] Überlieferung“. Besonders eklatant war das Verschweigen der Kaufbeurer Euthanasie-Verbrechen in den Nachkriegsjahren. Erst ab den 1980er-Jahren wurde unter dem ärztlichen Direktor Michael von Cranach dieses dunkle Kapitel aufgearbeitet (vgl. von Cranach & Siemen 1999). Vgl. von Cranach (2011) für seinen persönlichen Bericht.

⁹ Für die Zeit von 1849 bis 1939 geht Müller (2019: 116) von „annähernd 17.000“ Akten aus.

¹⁰ Vgl. Müller (2019: 66–84) ausführlicher zur Anstaltsgeschichte mit detaillierten Literaturhinweisen. Ergänzt werden können noch Tröger (1979: 91–101) zur Geschichte schwäbischer Anstalten, Heuvelmann (2013) zu Quellen der NS-Krankenmorde, Dobler (2014) und Dobler (2016) zur Geschichte Irsees, Heuvelmann (2015) zum Irseer Toten-Register, Janssen (2016) zu den Anstaltsgräbern, Domes (2017) zu Irsee nach dem Zweiten Weltkrieg, Söhner (2017) zu ‚Ostarbeitern‘, Schulze (2019) zum Augsburger Strafprozess, Dobler (2020) zur Behandlungspraxis zwischen 1849 und 1876, von Cranach, Schweizer-Martinschek & Weber (2020) für das Kaufbeurer Gedenkbuch an die Euthanasie-Verbrechen, Schulze (2021) für Angehörigen- und

Krankenakten unterliegen der ärztlichen Schweigepflicht und sind erst nach Ablauf von Schutzfristen der Öffentlichkeit zugänglich (vgl. Kap. 2.6). Sie erlauben einen viel direkteren Einblick in das Denken und die Behandlungsmethoden der Ärzte als deren Rechenschaftsberichte und Publikationen und „spiegeln Medikalierungs-, Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse wider“ (Ude-Koeller 2007: 230). Während die psychiatriegeschichtliche Forschung Kaufbeurens über die Zeit des Nationalsozialismus – in jüngerer Zeit auch zum Ersten Weltkrieg (vgl. Malek 2018; Schweizer-Martinschek 2018) – seit den 1980er-Jahren einige Untersuchungen auf der Basis der Krankenakten durchgeführt hat (vgl. Fn. 10), bildete das 19. Jahrhundert lange ein Forschungsdesiderat. Erst Müller (2019) publizierte eine umfangreichere geschichtswissenschaftliche Arbeit anhand von 924 Akten aus der Zeit zwischen 1849 und 1939, in denen Ärzte die Wahnvorstellungen ihrer Patienten dokumentierten. Sie stellt dabei nicht nur den Einfluss sozialer Faktoren und die diachrone Entwicklung der Wahnvorstellungen dar, sondern verknüpft diese auch mit dem zeitgenössischen psychiatrischen Fachdiskurs sowie dem außerpsychiatrischen, medialen Diskurs in Zeitungsberichten. Auch Dobler (2020) stützt sich in seiner kleineren Studie zu Behandlungsmethoden in Irsee im 19. Jahrhundert überwiegend auf unveröffentlichte Quellen, darunter zehn Patientenakten, die er im Detail bespricht und mit der öffentlichen Darstellung abgleicht.

Dabei kann er interessante Diskrepanzen herausarbeiten. So gibt Hagen (1853: 62) an, die – aus seiner Sicht unvermeidbaren – mechanischen Zwangsmaßnahmen (vgl. Abschnitt a) „niemals als Strafe, niemals als s.[o] g.[enanntes] psychisches Beschränkungsmittel“ (Hagen 1853: 62) einzusetzen. Dagegen beobachtet Dobler (2020: 118), dass unterschiedliche „auch grausame Methoden“ der Behandlung „gezielt zur Disziplinierung“ eingesetzt wurden, darunter „Abduschen mit kaltem Wasser, die Isolierung in Gitterzimmern und im Tobhaus, diverse Zwangsmittel von Zwangsjacke über Zwangsstuhl bis zum Zwangsbett, oder die Einreibungen mit Brechweinsteinsalbe“. Erstere Methode, das Übergießen mit kaltem Wasser, kann er bei 5 der 7 untersuchten Patienten unter Hagen beobachten. Hagen setzte dies „häufig oder ausschließlich als Disziplinierungsmittel“ (Dobler 2020: 71) ein, wenn Patienten ‚eigensinnig‘ waren, wegen ‚Verunreinigung des Bades‘ oder auch ‚wegen Winseln u. Nichtsthun‘. Eine solche Strafmaßnahme wird laut Dobler (2020: 70) in den Jahresberichten jedoch nicht erwähnt. Arbeitsunwilligen Patienten drohte man mit Diät und auch Patienten der höheren Verpflegungsklassen blieben von Disziplinierungen nicht verschont. Die Behandlungsmethoden müssen allerdings im Zeitkontext betrachtet werden. Dobler (2020: 119) vergleicht die Irseer Praktiken mit den sogenannten ‚Musteranstalten‘ Illenau und Siegburg und kommt zum Schluss, dass ‚die Behandlung in Irsee sowohl unter Hagen als auch unter Kiderle als weit humaner‘ charakterisiert werden muss. Auch das zeitgenössische Psychiatrielehrbuch des ‚Reformpsychiaters‘ Wilhelm Griesinger (1861) propagierte konservative, schmerzhaftes Behandlungen, wie sie unter Kiderle in Irsee wohl nicht mehr zum Einsatz kamen. Generell zeigt sich am

Behördenkorrespondenz im Zuge der NS-Patientenmorde und Schweizer-Martinschek & von Cranach (2021) für die Befreiung der Anstalt deutlich nach Kriegsende am 2. Juli 1945.

Beispiel der in den Krankengeschichten geschilderten Behandlungsmethoden deutlich, wie die Heranziehung von anstaltsinternem Schriftgut unser Bild von den damaligen Einrichtungen schärfen und korrigieren kann.

(c) Patiententexte

Die Patientenperspektive wurde in der Psychiatriegeschichte lange ausgeklammert (vgl. Kap. 3.1.1). Dabei bilden Patienten die größte Personengruppe in einer psychiatrischen Einrichtung und nehmen in ihren zahlreich überlieferten Texten eine bedeutende Rolle im psychiatrischen Diskurs ein. Nolte (2003: 25) charakterisiert Patiententexte zurecht als „einzigartige Dokumente subjektiver Wahrnehmung von Krankheit, des Lebens in der Anstalt und der sozialen Beziehungen außerhalb der Anstalt“. Die 23-jährige Kleingütlerstochter Elisabetha S. (kfb-2748) schildert ihre Situation zur Frühzeit der Irseer Einrichtung folgendermaßen:

- (77) das Arznei Glas ist kaum leer so füllt mir Herr Docktor Engelmann die Bodelle^[11] schon wieder ein, doch alle Tag nur 3 bis 4 Eßlöffel voll, eingeschüttet wird sie mir nicht, als wie bei Euch zu Haus und so scharf ist Sie auch nicht, Patcienden gibt es viele, Dusch-Bäder gibt es auch, aber ich habe noch keines bekoömen u. hab mir auch noch keins verlangt und keine Schläge bekam ich auch noch nicht, die es bei Euch häufig giebt.

Kleingütlerstochter Elisabetha S. (kfb-2748), Brief an Mutter und Geschwister, 09.12.1854

Berichten Patienten von der Anstaltsbehandlung, so erfolgt dies immer aus ihrer Laienperspektive, mit Bezug auf bisherige Erfahrungen und eingebettet in Texte, deren Hauptfunktion meist jenseits bloßer Tatsachenberichte liegt. Dieser Fall liegt auch bei Elisabetha S. vor, die das vom Irseer Assistenzarzt erhaltene Medikament nicht beim Namen nennt, sondern vielmehr dessen Gefäß, Geschmack und die Art der Verabreichung beschreibt, nämlich nicht zwanghaft ‚eingeschüttet‘ wie sie es von zu Hause kennt. Ebenso erwähnt sie ‚Dusch-Bäder‘ als die typische Behandlungsmethode Dr. Hagens und hebt besonders das Fehlen von ‚Schlägen‘ hervor. Die Beschreibung ihrer Situation in der Anstalt dient ihr somit zur Herstellung eines Kontrastes zu ihrer Misshandlung zu Hause, was in folgenden Vorwurf mündet: „ihr habt mich nicht menschlich behandelt“.¹²

Während Elisabetha S. Schilderung unter Abgleich mit anderen zeitgenössischen Quellen noch als sehr realitätsnah eingeschätzt werden kann, führt die jeweilige Textfunktion bei anderen Schreibern auch zu stark wertenden Ausführungen. In Beschwerdebriefen stellen Patienten ihre Situation besonders negativ dar. So bezeichnet Jakob S. (kfb-908) sein Schreiben vom 09.11.1893 an die Augsburger Staatsanwaltschaft als „eine sehr wichtige Beschwårte über die Anstalt Kaufbeuren u. Irsee“ und diese Einrichtung als „Folterkammer des bayr. Sibiriens“. Daneben gibt es, wenn auch recht selten, positive

¹¹ Damit meint die Schreiberin wohl eine *Bouteille* (‚Flasche‘).

¹² Vgl. Burkhardt (2003: 156) zu weiteren Beispielen für Misshandlungen von Kranken im bäuerlich-ländlichen Kontext. Vgl. auch Dobler (2020: 84) für einen ähnlichen Fall.

Darstellungen, etwa von Anna M. (kfb-1092) in einem Brief nach Hause. Sie habe in Irsee ein „Leben [...] als wie bei Gott in Frankreich“ (06.08.1873), womit sie aber auf ihre Einsicht und die Besserung ihrer Gesundheitssituation anspielt, die zu einer baldigen Abholung führen soll.

Neben (1) der Textfunktion sind noch drei weitere Faktoren von Relevanz, die bei der inhaltlichen Beurteilung von Patientenbriefen eine Rolle spielen sollten: (2) Erkrankungen, (3) Schreibroutine und (4) die Zensurpraxis.

Ad (2), Erkrankungen: Kreszenz L.s (kfb-268) Schilderung ihrer Lage in der psychiatrischen Anstalt ist in einem Brief an ihren Vetter recht drastisch:

(78) Und hier habe ich seit dieser Zeit ein erschreckliches bedauerns werthes Leben von allen Seiten & werde ich von den Leuten verfolgt. die Krankenhaus-Polyzey will mich bloß Auskundschaften und & übertorheiten zu ihrem Nutzen. Vorwürfe u zu meinem Schaden Das Brod wird mir fast aus dem Halse heraus gerißten weiß das Schaff getraid gleich hundert-Gulden kosten würde so könnte es nicht wilder zu gehen. man gönt mir den hellen Tag nicht.

Dienstbotin Kreszenz L. (kfb-268), Brief an Vetter, ca. 1853–60

Die Dienstbotin wurde kurz vor ihrer Einweisung in die psychiatrische Anstalt 1853 von einem Arzt ihrer Heimatstadt Augsburg als „von einer fixen Idee beherrscht“ beschrieben, da sie „sich von bösen Menschen verfolgt glaubt“ und „[s]ogar magnetische und elektrische Einwirkungen [...] ihre vermeintlichen Feinde auf sie ausüben“ sollen. Sie litt damit unter typischen Wahnvorstellungen damaliger Patienten, nämlich der Fernwirkung (Magnetismus) und Technik (Elektrizität) (vgl. Müller 2019: 178). Ihren Verfolgungswahn spricht sie im zitierten Textabschnitt direkt an, indem sie sich ‚von allen Seiten‘ verfolgt und von der ‚Krankenhaus-Polyzey‘ ausgekundschaftet fühlt.¹³ Auch die darauf folgende Schilderung der Verpflegungssituation ist übertrieben, wobei die Schreiberin selbst mit dem Adverb ‚fast‘ ihre Aussage relativiert, als sei ihr klar, dass man ihre Ausführungen als unglaubwürdig wahrnehmen könnte. Der Brief hat eine klare Appellfunktion; die Schreiberin nutzt trotz deutlicher Einflüsse ihrer Krankheit das Stilmittel der Übertreibung, um ihren Vetter zu überzeugen, ihr „behilfflich seyn das ich zu meiner Freyheit wieder koñe“.

Ad (3), Schreibroutine: Die Inhalte von Patiententexten werden nicht nur durch Krankheiten, sondern auch durch mangelnde Schreibroutine beeinträchtigt, weshalb manche Patienten abseits formelhafter Elemente Schwierigkeiten haben, ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen zu verschriften. Eine Einschätzung hierzu ist aus zeitlicher Entfernung recht problematisch, sodass metasprachliche Aussagen zum Schreiben hilfreich zur Beurteilung von Schreibfähigkeiten sein können (vgl. Kap. 2.4). Da die Situation in unterschiedlichen Einrichtungen diesbezüglich vergleichbar sein dürfte, soll nun der sich in

¹³ In der ersten Anstaltssatzung ist ebenfalls die Rede von einer „Polizei der Anstalt“ (Satzung Irsee 1850: 67), was noch einen breiteren Begriff von *Polizei* als einer institutionellen Aufsicht impliziert (vgl. DWB Bd. 13, Sp. 1981).

der Erlanger psychiatrischen Anstalt befindliche Schuhmacher Johann L. A. (ans-63)¹⁴ zu Wort kommen. Er begründet die Kürze und fehlenden Inhalte seiner etwas unbeholfen wirkenden Lebensgeschichte (31.01.1885) mit zwei metalinguistischen Kommentaren, zunächst gegen Textende („Alles kan ich nicht sch So geschwint zusamen Fasen“) und als Zusatz am unteren Textrand („auser dem Könt ich Es Beser Ärzelen“). Dass ein solcher Fall auch im Kontext eines metalinguistischen Kommentars des Schneiders Pius G. (kfb-936) vorliegt, ist wegen seiner bereits beobachteten großen Schreibkompetenz (vgl. Schiegg & Sowada 2019) unwahrscheinlich: „komme selbst, weil ich mit Dir vieles zu reden hätte daß ich nicht schreiben kann“ (Brief an Josepha K., 18.01.1899). So bezieht sich ‚kann‘ hier eher nicht auf seine Schreibfähigkeiten, sondern auf die Briefzensur, deren Existenz ihm bewusst ist.¹⁵

Ad (4), Zensurpraxis: Die Kontrolle und Zurückhaltung von Korrespondenz der Patienten wurde in der veröffentlichten Anstaltssatzung festgeschrieben, sodass die Briefzensur keineswegs im Geheimen geschah. Oftmals wurde diese den Patienten auch bewusst, woraufhin sie ihre Briefe inhaltlich und sprachlich dahingehend anpassten, dass ihnen eine Absendung wahrscheinlicher wurde. Dies thematisiert im Detail Kap. 3.3.2.d.

Die Einblicke, die Patiententexte in das Innere psychiatrischer Institutionen erlauben, sind immer vor den Hintergründen der Textfunktionen, Krankheiten, Schreibroutine und Zensurpraxis zu bewerten. Sie sind Zeugnisse subjektiver Erfahrungswelten der Schreiber, erlauben aber oft auch den Blick auf Details aus dem Anstaltsalltag, die in offiziellen Dokumenten ausgeblendet werden.¹⁶ Die vorliegende, sprachwissenschaftlich orientierte Untersuchung kann jedoch den Grad an Realitätsbezug der Patiententexte, die im Laufe der Arbeit immer wieder zitiert werden, kaum beurteilen und nimmt deswegen Abstand von diesbezüglichen Einschätzungen.

3.2 Archivierung und Erschließung von Patiententexten

Voraussetzung für die Arbeit mit historischen Patiententexten ist die in Kap. 3.2.1 erfolgende Auseinandersetzung mit deren archivalischer Aufbewahrung und Erschließung. Da Letztere bisher noch nirgends systematisch durchgeführt wurde, muss der Untersuchung eine eigenständige Erschließung von Patiententexten vorangehen, die an den Zielen der Arbeit ausgerichtet ist. Vorgehensweise und Ergebnisse einer solchen Erschließung schildert Kap. 3.2.2 anhand von Patiententexten aus Kaufbeuren-Irsee, welche die Basis der vorliegenden Arbeit bilden. Kap. 3.2.3 liefert schließlich einen Überblick zum typischen Aufbau und Inhalt von Patientenakten. Ergebnisse von weiteren Archivbesuchen mit stichprobenartigen Erhebungen werden in Anhang A.b genannt.

¹⁴ Der Patient befand sich ab 1885 in der Erlanger Anstalt und wurde 1903 nach Ansbach verlegt.

¹⁵ Vgl. einen Brief vom 14.10.1883 an Herrn R.: „Schreibe mir gleich daß ich doch weis, ob Du den Brief erhalten, oder ob Sie ihn mir wieder unterschlagen.“

¹⁶ Vgl. Schiegg (2019a) zu einigen Beispielen für Erkenntnisse zum historischen Anstaltsleben in Kaufbeuren-Irsee anhand von Patientenbriefen.

3.2.1 Stand der Dinge in den Archiven

(a) Archivierung von Patientenakten

Im Zuge der Institutionalisierung der Psychiatrie ergab sich im 19. Jahrhundert eine „Massenverwaltung von Krankenakten“ (Schaffer 1997: 104). Trotz „erhebliche[r] Überlieferungsverluste“ (Fichtner 1991: 555) führte dies zum Vorhandensein großer Aktenbestände in den einzelnen Archiven, wo sie aber lange als eher unbeliebte Bestände galten:

Bis vor kurzem handelte es sich offenbar um eine nicht gerade beliebte Quellengattung: eine strukturlose Materialmasse, die viel Platz beansprucht, deren Wert für die Nachwelt zweifelhaft ist und deren Freigabe obendrein bei maliziösen Benutzern, die bestimmten Personen etwas am Zeuge flicken wollen und nur deshalb in Personenakten schnüffeln, dem Archivar Ärger aufzuhalsen droht. (Radkau 1997: 73f.)

Die Auffindbarkeit des überlieferten Materials wird erschwert durch die unübersichtliche Archivierungslage, die schlechte Erschließungslage und die generell „schwierige Zugänglichkeit der Daten“ (Ralser 2010: 178).¹⁷ Historische Patientenakten befinden sich teilweise noch in den Nachfolgeinstitutionen der damaligen Heil- und Pflegeanstalten. Dies ist auch bei den Akten aus Kaufbeuren-Irsee der Fall, die im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren aufbewahrt werden und bei wissenschaftlichem Interesse eingesehen werden können.¹⁸ Oftmals wurden die Patientenakten in Staatsarchive verbracht, etwa die Akten der Heil- und Pflegeanstalten Erlangen und Ansbach, die sich nun im Staatsarchiv Nürnberg, Außenstelle Lichtenau, befinden. Teilweise liegen die Akten auch in anderen Körperschaften des öffentlichen Rechts wie dem Archiv des Landeswohlfahrtsverbands Hessen in Kassel, wo u. a. die Akten aus den ehemaligen Heil- und Pflegeanstalten Gießen und Marburg aufbewahrt sind. Und schließlich archivieren auch Krankenhausträger einer

¹⁷ Vgl. Ralser (2010: 178): „Lange Zeit existierten entweder Archivsperrern, oder die historischen Krankenaktenbestände lagerten – meist unaufgearbeitet – in Abstellräumen von Kliniken und Anstalten. Auch heute sind für den größeren Teil der Bestände nicht öffentliche Archive, sondern die Krankenanstalten selbst zuständig, und das Einsichtsrecht, auch bezogen auf sehr alte Bestände, liegt weiterhin in der Entscheidungsmacht von Klinikverwaltungen, respektive ärztlichen Leitungsgremien. In vielen Fällen sind Teile der Krankenaktenbestände auch abhanden gekommen.“

¹⁸ Vergleichbar ist die Lage im Archiv des Bezirkskrankenhauses Mainkofen (Niederbayern), wo Franziska Eber-Hammerl eine kleinere Erhebung durchführte (vgl. Anhang A.b, Fn. 12). Ähnlich wie in Kaufbeuren-Irsee befinden sich etwa in jeder zehnten Akte Patiententexte. Bei der Durchsicht von ca. 120–150 Akten wurden in 12 Akten gut 100 Patiententexte, vor allem Patientenbriefe, erfasst. Die Zugänglichkeit zu diesem Archiv ist dadurch erschwert, dass es keine regelmäßigen Öffnungszeiten hat; dennoch wurde eine Einsicht durch den ärztlichen Direktor (Prof. Dr. Wolfgang Schreiber) und den Krankenhausdirektor (Gerhard Schneider) genehmigt und von der Archivarin Evelyn Zwinger unterstützt. Vgl. Fröhlich-Thierfelder (1999) zur Geschichte dieser 1911 eröffneten psychiatrischen Einrichtung.

Region, in Westfalen etwa der Landesverband Westfalen-Lippe und das dafür zuständige Archivamt für Westfalen in Münster, historische Patientenakten.

In den letzten Jahren wurden einige größere Archivbestände von den Kliniken in staatliche Einrichtungen verlagert. Beachtlich war 2008 der Umzug von rund 90 000 historischen Akten der ehemaligen Karl-Bonhoeffer Nervenklinik in Berlin-Reinickendorf aus den Jahren 1880 bis 1960 ins Landesarchiv Berlin.¹⁹ Ebenfalls erwähnenswert ist der Umzug von mehr als 11 500 Patientenakten des Ameos-Klinikums Neustadt von 1893 bis 1950 ins Landesarchiv Schleswig-Holstein 2012.²⁰ In Einrichtungen, denen das Bewusstsein für die Relevanz historischer Krankenakten fehlt, sind solche Überführungen in eine professionelle Archivierung sinnvoll. Besonders eindrücklich belegt dies die noch 2016/17 erfolgte Vernichtung von historischen Personal- und Verwaltungsakten in der Landesfrauenklinik Hannover. Trotz Interessensbekundung des Niedersächsischen Landesarchivs konnten dabei nur die Akten der Patientinnen gerettet und im Landesarchiv untergebracht werden (vgl. Hilbig 2017).

Sorgfältig abgewogen werden muss im Prozess der Überführung, welcher Anteil der überlieferten Patientenakten archiviert werden soll. Es besteht ein Konsens darüber, bis etwa ins Jahr 1950 alle vorhandenen Akten zu archivieren, was sowohl die historische Forschung (vgl. Radkau 1997: 99) als auch die Archivpraxis unterstützt.²¹ Schwierig sind Entscheidungen für die Zeit ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, da dann „Patientenakten einerseits immer uferloser anschwellen, andererseits für den Historiker immer unergiebig und unlesbarer werden“ (Radkau 1997: 97). Dies begründet Gräfe (1997: 126f.) damit, dass sich die „Aufzeichnungskultur erheblich verändert“ habe und sich dann „kaum noch Angaben zur persönlichen oder sozialen Situation der Betroffenen“ finden, sondern „[I]ediglich Untersuchungsergebnisse, Verordnungen und Therapiefortschritte“. Kriterien zu formulieren, welche Akten aufbewahrenswert sind, ist allerdings problematisch. Radkau (1997: 98) sieht einen besonders hohen Quellenwert dann, wenn Akten „authentische und aussagekräftige Zeugnisse von Patienten enthalten“. Er führt weiter aus: „Nur dann, wenn die von den Patienten berichteten Krankengeschichten mit einiger Sorgfalt und Ausführlichkeit aufgezeichnet und nicht durchgängig durch Fragen des Arztes vorstrukturiert und suggestiv beeinflusst sind, dürfte sich die Aufbewahrung größerer Aktenbestände lohnen“. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht wäre jedoch, um bei diesem Beispiel zu bleiben, eine quantitative Untersuchung der historischen Entwicklung von klinischen Gesprächstechniken lohnenswert. Ebenfalls betont Müller (2019: 115), dass „gerade historische Krankenakten als serielle Quellen die einzigartige Chance bieten, Krankheits- und Behandlungsverläufe über einen längeren Zeitraum [...] untersuchen zu können“.

¹⁹ Vgl. dazu: <https://www.augias.net/2008/07/23/anet6296/> (22.02.2022).

²⁰ Vgl. dazu einen Artikel vom 24.01.2012: <https://www.shz.de/106544> (22.02.2022).

²¹ Vgl. Mummmenthey (2000: 437) für Hamburg; vgl. Höötman, Kießling & Tiemann (1999: 28) für Münster.

Für die Arbeit mit den archivierten Patientenakten sind die zahlreichen in den letzten Jahren erfolgten Aktenüberführungen einerseits von Relevanz, da sich dadurch geänderte Archivsystematiken und -signaturen ergeben und bereits in der Forschung zitierte Akten derselben Bestände im Laufe der Zeit Standort und Signatur wechseln können. Zudem ändern sich beim Archivwechsel auch die Benutzungsbestimmungen, wobei sich der Zugang zu den Akten in staatlichen Archiven für die Öffentlichkeit generell einfacher gestaltet als in Klinikarchiven, allerdings auch die bürokratischen Hürden wie Begrenzungen der erlaubten Anzahl von Akteneinsichten pro Besuch und aufwändige Vorbestellungen der Akten teilweise höher sein können. Die archivalische Zugänglichkeit kann folglich die Auswahl des zu untersuchenden Materials erheblich beeinflussen.²² Auch die Möglichkeit, Digitalisate für den Privatgebrauch anzufertigen, variiert. Eine detaillierte Untersuchung von Patiententexten ist ohne Abbildungen dieser nicht möglich, da einerseits Transkriptionen mehrfach und möglichst von unterschiedlichen Personen geprüft werden sollten und andererseits wichtige Merkmale der Textoberfläche (Layout, Schrift etc.) bei einer Abschrift verloren gehen.

Erfreulicherweise setzt sich in den letzten Jahren eine immer größere Offenheit gegenüber Digitalisaten durch. Im Staatsarchiv Hamburg ist beispielsweise seit 2018 die eigenständige Digitalisierung von Archivalien möglich, deren archivgesetzliche Schutzfristen abgelaufen ist. Besonders benutzerfreundlich und zukunftsweisend ist ein seit 2014 laufendes, groß angelegtes Digitalisierungsprojekt der *Wellcome Library* in London, das systematisch Archivquellen aus ehemaligen britischen psychiatrischen Anstalten digitalisiert und online frei zur Verfügung stellt. Einen Bericht über den mittlerweile abgeschlossenen Digitalisierungsprozess von über 670 000 Seiten aus über 200 Jahren Anstaltsgeschichte des *York Retreat* liefert Mitcham (2018).²³

(b) Erschließungslage in den Archiven

Die enorme Menge an überlieferten Akten in Kombination mit der teilweisen Unbeliebtheit dieser Bestände führen dazu, dass Patientenakten in den Archiven in der Regel kaum erschlossen sind. Die Anzahl der überlieferten Patientenakten ist nur selten veröffentlicht, teilweise erfolgen Schätzungen in wissenschaftlichen Publikationen. Manchmal findet man in archivalischen Übersichten Hinweise auf die Überlieferungsmenge, etwa in der ‚Beständeübersicht des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Oldenburg‘

²² Im Staatsarchiv Hamburg etwa ist die Bestellmenge auf 10 Akten pro Aushebevorgang beschränkt, im Niedersächsischen Landesarchiv, Standort Oldenburg, auf 30 Akten. Eine eigenständige Durchsicht mehrerer tausend Akten, wie es das Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren für die vorliegende Arbeit erlaubt hat (vgl. Kap. 3.2.2), wäre in vielen Archiven wohl kaum möglich.

²³ Vgl. zur Motivation Mitcham (2018: 239): „Providing access to the archives in our care is a core part of our mission, and it was clear that this digitization project would expose The Retreat archive to a wider international audience of researchers, students, policymakers and practitioners.“ Vgl. Wannell (2007) zu Briefen aus dem York Retreat.

unter ‚Rep 635 Landeskrankenhaus bzw. Heil- und Pflegeanstalt Wehnen‘ die Zahl von 13 091 Patientenakten zwischen 1844 und 2004 (vgl. Steinwascher 2018: 274). Von Patientenbriefen ist in dieser detaillierten Übersicht mit bibliographischen Angaben allerdings nichts zu lesen, obwohl deren Existenz seit einiger Zeit der Forschung bekannt ist (vgl. Harms 2008). Aufgrund der meist großen Zahl an Patiententexten in den Akten sind diese kaum zu übersehen. Den Archivaren ist deren Existenz damit in der Regel bewusst, ohne dass Patientenbriefe jedoch in den Findmitteln der Archive verzeichnet sein müssen. An drei Beispielen wird dies im Folgenden illustriert: Staatsarchiv Nürnberg, Niedersächsisches Landesarchiv und Staatsarchiv Hamburg.

Im Staatsarchiv Nürnberg, Außenstelle Lichtenau, sind die Patientenakten der psychiatrischen Anstalten Erlangen und Ansbach aufbewahrt. Deren Erschließungslage wurde mir durch den Archivdirektor folgendermaßen mitgeteilt:²⁴ Von den Ansbacher Akten existiert bis auf ca. 500 Akten männlicher Patienten kein Verzeichnis, was zur Folge hat, dass vor der Durchsicht jedes Kartons von den Archivaren geprüft werden muss, ob sich darin auf Grund ihres niedrigen Alters für die Benutzung gesperrte Akten befinden bzw. einzelne Akten vorlegbar sind. Die Erlanger Akten sind teilweise frei zugänglich und laut E-Mail „zumindest rudimentär erschlossen“; Verzeichnisse können im Staatsarchiv eingesehen werden. Patientenbriefe sind in den Findmitteln nicht verzeichnet, aber „sind immer wieder in solchen Akten zu finden“. Diesem Hinweis folgend konnte im Archiv in stichprobenartigen Akteneinsichten eine große Zahl an Patiententexten sowohl aus Erlangen als auch Ansbach auffindig gemacht werden.²⁵ Da momentan keine eigenständige Digitalisierung, sondern nur die aufwändige Bestellung kostenpflichtiger Scans in mittelmäßiger Qualität möglich ist, bleibt die Arbeit mit diesem Material im Vergleich zu anderen Archiven deutlich erschwert und wird trotz der Ergiebigkeit der Quellen von mir vorerst nicht fortgesetzt.

Von der Zeitungsmeldung über die vernichteten Akten der Landesfrauenklinik Hannover aufmerksam gemacht (vgl. Abschnitt a), fragte ich dort nach Patientenbriefen in den geretteten Akten, worauf mir mitgeteilt wurde, dass solche „in diesem Bestand [Hann. 156 Hannover] bisher nicht bekannt“ seien.²⁶ Im Zuge dieser Nachfrage wurde ich allerdings auf Briefe in den anderen Beständen des Archivs hingewiesen.²⁷ Aus Gründen des Datenschutzes sind diese Bestände nicht für die Online-Recherche freigestellt, die Anzahl der

²⁴ E-Mail von Dr. Herbert Schott, Staatsarchiv Nürnberg, vom 27.01.2017.

²⁵ Vgl. Anhang A.b, Fn. 3 und Fn. 7. Neben Patientenbriefen wurde bei den Erlanger Akten, Bestand „Frauen, in der Anstalt verstorben“, Karton 10, in der Akte der Arbeiterfrau Babette B. eine interessante Liste mit Schimpfwörtern entdeckt. Aus Ansbach erwähnenswert ist der abschriftlich erhaltene, in Reimform verfasste Brief des aus Cadolzburg stammenden Friedrich P. (Akte 2863/3905) an seine Eltern und Schwestern (27.02.1915), der mittelfränkische Sprachformen wiedergibt und den Anstaltsalltag ironisiert.

²⁶ E-Mail von Dr. Stephanie Haberer, Niedersächsisches Landesarchiv, vom 29.11.2017.

²⁷ Hann. 155 Göttingen (Landes-Heil- und Pflegeanstalt Göttingen): 55 Akten; Dep. 136 (Klinikum Wahrenndorff GmbH, Sehnde/Iltens; Wahrenndorffsche Krankenanstalten): 14 Akten.

jeweils enthaltenen Briefe gehe dabei auch nicht immer eindeutig aus der Erschließung hervor. Bislang wurden die Briefe von mir nicht eingesehen.

Dass sich im Staatsarchiv Hamburg, Bestand Staatskrankenanstalt Langenhorn (352-8/7, Abl. 1995/2), Patientenbriefe befinden, erfuhr ich von Monika Ankele, Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Für den ersten Archivbesuch im Mai 2017 suchte mir die Archivarin Mareike Eckardt zehn Akten mit Patientenbriefen heraus, da die archivalischen „Listen keine Informationen darüber enthalten, ob Briefe vorhanden sind“. ²⁸ Die eingesehenen Patiententexte waren so vielversprechend, dass Frau Eckardt erfreulicherweise für einen weiteren Besuch im Oktober 2017 die Erschließung der Akten vorantrieb und mir eine Liste einiger weiterer Akten mit Patientenbriefen zur Verfügung stellen konnte. ²⁹ Die dort seit 2018 bestehende Erlaubnis, selbständig Digitalisate anzufertigen führte zu einem weiteren Besuch im Mai 2018, verbunden mit der Digitalisierung von über 100 Patiententexten, darunter außergewöhnlich viele Lebensgeschichten. Als Folge entstand eine Publikation (vgl. Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer 2020).

Die dürftige Erschließungslage von historischen Patientenakten und insbesondere Patiententexten machte eine eigenständige Erschließung dieser Texte als Grundlage für die vorliegende Arbeit notwendig. Optimale Bedingungen hierfür bot mir das Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, in dem die historischen Krankenakten aus Irsee und Kaufbeuren aufbewahrt sind. Das folgende Kapitel schildert zunächst die Vorgehensweise bei der Erschließung und fasst dann die Funde in statistischen Übersichten zusammen.

3.2.2 Erschließung von Patiententexten aus Kaufbeuren-Irsee

(a) Vorgehensweise

Im Frühjahr 2013 stieß ich im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren im Allgäu auf eine große Sammlung historischer Patientenakten mit unzähligen Briefen und anderen Texten, die Patientinnen und Patienten der 1849 gegründeten Vorgängerinstitution dieser Einrichtung verfasst haben. ³⁰ Dr. Petra Schweizer-Martinschek, die dort als Archivarin beschäftigt ist, geht davon aus, dass für die Zeit zwischen 1849 und 1945 ca. 25 000 Krankenakten vorhanden sind (vgl. Kap. 3.1.2.b). Dies ist auf die gute Überlieferungslage zurückzuführen, da das Archiv „fast lückenlos über sämtliche Krankenakten der Patienten seit Gründung der Anstalten“ (Schweizer-Martinschek 2018: 352) verfügt. Systematische Erschließungen erfolgten im Archiv bislang überwiegend an den Akten aus der Zeit des

²⁸ E-Mail von Mareike Eckardt, Staatsarchiv Hamburg, vom 25.04.2017.

²⁹ Vgl. Anhang A.b, Fn. 10; Eckardt geht von weiteren Patientenbriefen in den noch nicht erschlossenen Akten aus.

³⁰ Am Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte der Universität Augsburg war das Projekt *Devianz und Irrsinn auf dem Lande* angesiedelt, im Zuge dessen Dr. Maria Christina Müller-Hornuf mit Patientenakten arbeitete (vgl. Müller 2019) und mich auf diese Quellen aufmerksam machte.

Nationalsozialismus. Zur Auffindung namentlich bekannter Patienten können im Archiv historische Karteikarten herangezogen werden; ebenso liefern Standbücher Übersichten zu den Zu- und Abgängen von Patienten pro Jahr. Für diese Zwecke nutzbar ist auch Pater Carl Wolffs als Faksimile publiziertes *Chronologisches Totenregister* (vgl. Heuvelmann 2015), das die zwischen 1849 und 1950 in Irsee verstorbenen Patienten zusammen mit knappen biographischen Angaben (Geburts- und Todestag) und oft auch Krankheitsdiagnosen bzw. Todesursachen verzeichnet und über ein alphabetisches Register mit vollständigen Patientennamen zugänglich ist (vgl. Kap. 2.6).

Patiententexte wurden bei den bisherigen Erschließungen allerdings nicht erfasst. In jüngeren Publikationen werden manchmal vereinzelt Briefe illustrierend eingebettet (vgl. Anhang A.b), auch wird auf deren angebliche Seltenheit hingewiesen (vgl. S. 80, Fn. 4). Vom ärztlichen Direktor des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, PD Dr. Albert Putzhammer, erhielt ich die Erlaubnis, eine große Zahl an historischen Patientenakten durchzusehen und die als geeignet erscheinenden Patiententexte für die Forschungsarbeit eigenständig zu digitalisieren. Dies wurde unterstützt von den dortigen Archivarinnen Dr. Petra Schweizer-Martinschek und Sandra Kohler sowie vom ehemaligen Verwaltungsleiter Erich Resch.

Mit dem Ziel einer Untersuchung zum flexiblen Sprachgebrauch überwiegend un-routinierter Schreiberinnen und Schreiber des (langen) 19. Jahrhunderts intendierte ich, möglichst viele frühe Akten einzusehen und setzte den Beginn des Nationalsozialismus als Endpunkt des Untersuchungszeitraums. Ein direkter chronologischer Zugriff auf die Akten ist allerdings nicht möglich. Diese sind numerisch abgelegt, wobei bis Nr. 2950 die Nummern doppelt vergeben sind.³¹ Ein System hinter der Nummernabfolge ist kaum erkennbar. Eine tendenzielle Chronologie der für die Arbeit potentiell relevanten knapp 17 000 Akten (vgl. Müller 2019: 116) konnte nach Auskunft des Archivs und auf der Basis stichprobenartiger Einsichten aber angenommen werden. Zahlreiche Ausreißer bei den Nummern um 2500, unter denen die ältesten Irseer Akten abgelegt sind³², widersetzten sich dieser Chronologie. Dies machte es erforderlich, eine größere Menge an Akten einzusehen, um auch älteres Material bei den höheren Aktennummern nicht zu übersehen.

Um folglich möglichst alte Patiententexte aufzufinden, sichtete ich in etwa 50 ganztägigen Archivbesuchen³³ alle Patientenakten bis Nr. 4001, wobei es sich wegen der zunächst vorherrschenden doppelten Aktenführung um ca. 7000 Akten handelt. Zusätzlich unternahm ich stichprobenartige Einsichten in höhere Aktennummern. Dabei stieß ich

³¹ Dies resultiert aus der doppelten Aktenführung der beiden Standorte Irsee und Kaufbeuren (vgl. Müller 2019: 117).

³² Die Akte des ersten, am 01.09.1849 in Irsee aufgenommenen Patienten Ludwig S. trägt Nr. 2797 (zu diesem Patienten vgl. Schulze & Janssen 2015: 356f.); die der ersten Frau, die am 13.09.1849 aufgenommene Theresia M., Nr. 2657 (vgl. Schulze & Janssen 2015: 355; Dobler 2020: 82–85). Die erste Kaufbeurer Patientin, Maria K., aufgenommen am 04.08.1876, erhielt dagegen Nr. 13.

³³ Diese Erhebung fand 2013 und 2014 statt. Einige weitere Besuche zur Ergänzung erfolgten zwischen 2015 und 2020.

auf mehrere tausend Patiententexte, größtenteils Briefe, aber auch Lebensgeschichten, Gedichte, Notizen, Schriftproben sowie Zeichnungen. In Anlehnung an bisherige soziolinguistische Kategorisierungen von Briefen (vgl. S. 29, Fn. 62) ordnete ich die Patientenbriefe zweierlei Typen zu: private Briefe, also Schreiben an die Familie oder Bekannte des Patienten (Kürzel: *pp*), und offizielle Briefe, also Schreiben an Ärzte, Bürgermeister, Pfarrer etc. (Kürzel: *po*).

In zahlreichen der gesichteten Akten befinden sich außerdem Briefe von Angehörigen, meist offizielle an die Anstalt (Kürzel: *ao*), manchmal aber auch private an die Patienten (Kürzel: *ap*). Diese Angehörigenbriefe stellen ebenfalls einen lohnenden Untersuchungsgegenstand dar (vgl. z. B. Wannell 2007). Die Privatbriefe wurden den Patienten teilweise nicht ausgehändigt, sondern gleich in die Akten gelegt oder gelangten erst nach einiger Zeit aus dem Besitz des Patienten in die Akte (vgl. z. B. die Briefe von Karolina B., kfb-1621-A, Kap. 6.2.1.1). Sowohl von den Patienten als auch den Angehörigen liegen somit vielfältige Typen an Briefen vor, die sich dafür anbieten, adressatenbedingte Variation zu untersuchen.

Der teilweise enorme Umfang der Akten von oftmals mehreren hundert lose in Mappen eingelegten, handschriftlich beschriebenen und teilweise auch durcheinander geratenen Seiten machte die Erschließung sehr zeitaufwändig. Generell bestand dabei der Konflikt zwischen einer Einsicht möglichst vieler Akten und einer genauen Erfassung des in den Akten erhaltenen Materials. Durch die nur grobe chronologische Sortierung der Akten und die Ausreißer bei den 2500er-Nummern musste eine gewisse Menge an Material eingesehen werden, um möglichst viele Quellen des 19. Jahrhunderts aufzudecken. Konkret bedeutete dies, dass eine Einsicht aller Akten bis zum Ende der Ausreißer-Passage und einer Stabilisierung der Chronologie angestrebt wurde, was etwa bei Aktennummer 4000 der Fall war (vgl. S. 99, Abb. 10). Die damit verbundene Einsicht in ca. 7000 Akten hatte zur Folge, dass die Dokumentation des in den einzelnen Akten enthaltenen Materials eng an den Erkenntnisinteressen im Bereich der Historischen Soziolinguistik und zur adressatenbedingten Variation ausgerichtet werden musste.

Folglich wurden Patientenbriefe den Angehörigenbriefen vorgezogen, weil der Umfang und die Qualität an Kontextinformationen zu den Patienten in den Akten immer größer ist als zu den Angehörigen. Beispielsweise geht das Geburtsjahr bzw. Alter eines Patienten, mit wenigen Ausnahmen, immer aus der Akte hervor, das der Angehörigen kann nur durch deren Beziehung zum Patienten (beispielsweise Schwester oder Mutter) grob geschätzt werden. Auch der Aufwand, bei der manuellen Durchsicht von insgesamt gut hunderttausend Seiten kurrentschriftlichen Materials unterschiedliche Schreiber- und Briefftypen schnell zu erfassen, ist nicht zu unterschätzen und bei Patientenbriefen meist geringer als bei Angehörigenbriefen. So erleichtern vier Charakteristika das Erkennen von Patientenbriefen: (1) der Patientename, (2) der Schreibort, (3) der Ablageort in der Akte und (4) paläographische Charakteristika.

Ad (1): Der Patientename steht immer auf dem Aktendeckel, ist also bei der Durchsicht der Akte bekannt und kann mit Briefunterschriften abgeglichen werden. Der Name

von Angehörigen ist dagegen zunächst unbekannt. Manchmal stimmt der Nachname mit dem des Patienten überein, oft ermöglicht die Angabe eines Verwandtschaftsgrades in der Briefanrede oder im Briefinhalt die Identifikation des Verwandten.

Ad (2): Der Schreibort Irsee bzw. Kaufbeuren deutet auf einen Patientenbrief, Angehörigenbriefe können von unterschiedlichen Orten stammen, besonders wenn es sich nicht um die nächsten Verwandten aus dem gleichen Heimatort handelt.³⁴

Ad (3): Patientenbriefe sind üblicherweise im ersten Teil der Akte bei den innerklinischen Texten aufbewahrt und dort oft direkt in die Krankengeschichte eingelegt. Angehörigenbriefe befinden sich dagegen verstreut in der ganzen Akte und sind auch in die umfangreiche außerklinische Korrespondenz im Verwaltungsschriftgut des zweiten Aktenteils eingebettet (vgl. Kap. 3.2.3). Zur Erfassung der Angehörigenbriefe muss also die komplette Akte durchgesehen werden, Patientenbriefe findet man oft bereits beim Aufschlagen der Akte an der richtigen Stelle.

Ad (4): Schließlich sind Briefe von Patienten wegen deren geringerer Schreibroutine meist auch paläographisch leicht von den geübten ärztlichen Handschriften zu unterscheiden. Der entscheidende Vorteil gegenüber Angehörigenbriefen liegt darin, dass es sich bei den Patienten in der Regel nur um einen Schreiber handelt, während oftmals von unterschiedlichen Angehörigen sowie auch professionellen Lohnschreibern Briefe überliefert sind und differenziert werden müssten.

Ausgangspunkt der Materialauswahl bildeten sowohl soziolinguistische als auch praktische Erwägungen. Der enorme Umfang der Überlieferung von Patientenbriefen machte einige Einschränkungen nötig. Den Erkenntnisinteressen der Sprachgeschichte von unten (vgl. Kap. 2.2) folgend legte ich einen Hauptfokus der Erhebung auf Quellen historischer Mündlichkeit, die vor allem in Privatbriefen zutage tritt. Bei der Durchsicht aller Akten sollte damit keine übergangen werden, in der sich mindestens ein Privatbrief eines Patienten (pp) befindet. Da sich zur Analyse adressatenbedingter Variation hier der Vergleich mit offiziellen Patientenbriefen (po) anbietet, wurden diese noch zusätzlich erfasst, wenn bereits Privatbriefe vorlagen. Akten nur mit offiziellen Patientenbriefen mussten wegen des hohen Aufwands der Erschließung unberücksichtigt bleiben. Ein ähnliches, aber wegen der nachgeordneten Relevanz strengeres Verfahren wurde auch bei Angehörigenbriefen angewandt. Auch hier wurden private Angehörigenbriefe (ap) bevorzugt erfasst, aber systematisch nur dann, wenn eine Akte bereits private Patientenbriefe (pp) beinhaltet, da dies Untersuchungen im Bereich des sozialen Netzwerks Familie ermöglicht. Offizielle Angehörigenbriefe (ao) wurden wegen ihrer großen Menge nur dann systematisch erfasst, wenn von den gleichen Schreibern bereits Privatbriefe (ap) vorlagen. Damit können dann auch flexible Schreiber unter den Angehörigen analysiert werden. Abb. 9 fasst diese Vorgehensweise der Erschließung von Patiententexten zusammen.

³⁴ Der Schreibort ist allerdings kein sicheres Kriterium, da auch Patientenbriefe teils von anderen Orten aus geschrieben wurden, etwa von ihrer Heimat an die Anstalt nach einer Entlassung. Teilweise finden sich auch fehlerhafte Schreiborte, wenn Patienten aus Gewohnheit oder wegen ihrer Erkrankung den Heimatort angeben.

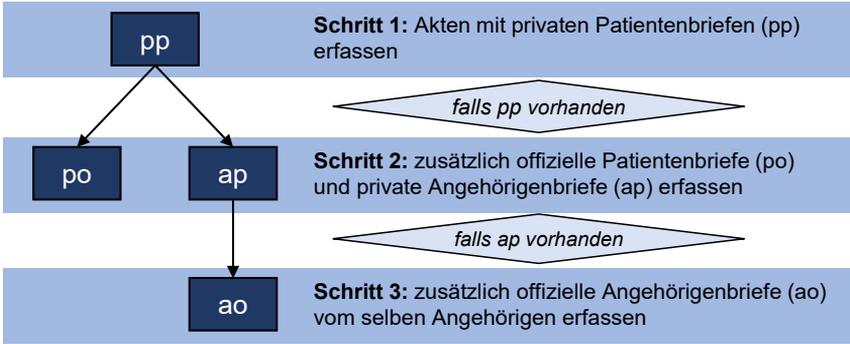


Abb. 9: Schema: Vorgehensweise bei der Erschließung von Patientenbriefen

Jeder Fund eines privaten Patientenbriefs führte also im Archiv zu einer Notierung der Akte in einer Excel-Tabelle und zur Digitalisierung des Briefs mittels einer Digitalkamera. Fanden sich in der betreffenden Akte auch offizielle Patientenbriefe, so wurden diese ebenfalls digitalisiert. Der große Umfang mancher Akten machte es oftmals nötig, nur eine Auswahl von Briefen zu digitalisieren und bei einem späteren Heranziehen eines Schreibers für sprachliche Untersuchungen die entsprechende Akte bei einem zusätzlichen Archivbesuch noch einmal einzusehen und weitere Briefe zu digitalisieren. Bei der oftmals nur schwierigen Erkennbarkeit von Angehörigenbriefen (siehe Punkte *a* bis *d* oben) muss hier von einer sehr lückenhaften Erschließung ausgegangen werden. Wegen der großen Menge des erhobenen Materials ist dies nicht weiter nachteilig; Aussagen zur tatsächlichen Überlieferungsmenge können insbesondere bei Angehörigenbriefen aber nicht getroffen werden. Meist konnte erst bei der gründlicheren Sichtung der Digitalisate eine genauere Klassifikation dieser Briefe durchgeführt werden. Neben den Briefen wurden einige weitere, relevant erscheinende Teile der Patientenakte digitalisiert. Anhand dieser konnten dann Metadaten wie Herkunft, Geburtsjahr, Beruf, Konfession, Beruf der Eltern, Diagnose und Krankheitsverlauf der Patienten ermittelt werden, was besonders bei den älteren Akten ohne klar strukturierte Formulare für derartige Informationen (vgl. Kap. 3.2.3) einen großen Arbeitsaufwand darstellte. Diese Informationen wurden ebenfalls in die Übersicht eingetragen und werden für die Zusammenstellungen des folgenden Kapitels sowie auch zur Auswahl für Transkriptionen und sprachwissenschaftliche Analysen herangezogen. Bei erneuten Akteneinsichten wurden oftmals noch weitere Patientenbriefe entdeckt und nachträglich digitalisiert. Auch bei den Patientenbriefen wurde somit wiederum keine vollständige Digitalisierung durchgeführt. Eine solche könnte nur ein professionelles Vorhaben nach dem Vorbild der Digitalisierung britischer Archivbestände durch die *Wellcome Library* bewältigen (vgl. Kap. 3.2.1.a).

Das beschriebene Verfahren führte zur Erfassung von 596 Akten mit mindestens einem privaten Patientenbrief (pp). 223 davon enthalten zusätzlich noch mindestens einen offiziellen Patientenbrief (po), 70 mindestens einen privaten Angehörigenbrief (ap).

47 dieser Angehörigen verfassten gleichzeitig noch offizielle Briefe (ao).³⁵ Diese 596 Akten werden in Anhang A.a aufgelistet. Auf diese Weise wurden mehrere tausend Patientenbriefe digitalisiert, von denen seit Beginn der Arbeiten etwa 2500 transkribiert und als Grundlage für ein Korpus historischer Patiententexte im XML/TEI-Format gespeichert werden konnten.

Bei dieser Erhebung fanden sich zudem bei 32 Patienten Lebensgeschichten, die in Kap. 3.3.3 näher thematisiert werden und ebenfalls im Anhang mit Aktennummern aufgelistet sind.³⁶ Dort finden sich auch die Aktennummern zu den in Kap. 3.3.4 behandelten Schriftproben.³⁷ Bei 22 weiteren Akten wurde zwar kein Privatbrief eines Patienten gefunden, aber weitere außergewöhnliche Patiententexte wie ein kurzes, humorvoll-dialektales Theaterstück beim Kaufmann Hans P. (kfb-1026) oder mit „Im Narrenhaus zu Irsee“ betitelte Aufzeichnungen des Ordenspriesters Gregor R. (kfb-1243). Auch diese sind im Anhang integriert. Auf die Häufung diverser religiöser Textsorten wird gesondert in Kap. 3.3.1 eingegangen.

Die folgenden Abschnitte³⁸ geben Aufschluss zur (b) zeitlichen Struktur der eingesehenen Akten aus Kaufbeuren-Irsee, zur (c) sozialen Zusammensetzung der Briefschreiber hinsichtlich Geschlecht, Berufsgruppen, Geburtsjahr, Alter und Konfession sowie zu (d) äußeren Charakteristika der Briefe selbst, die schreiberabhängig und -unabhängig hinsichtlich der Textlängen untersucht werden.

(b) Zeitliche Struktur der eingesehenen Akten

Anhand aller bei der Erschließung erfassten Patientenakten wird im Folgenden überprüft, ob der vermutete chronologische Zusammenhang zwischen Aktennummer und den Jahren der Aktenführung tatsächlich besteht und wie sich die Ausreißer um Nr. 2500 darstellen.

³⁵ Während der Erhebung beobachtete ich bei 22 zusätzlichen Akten ohne Privatbriefe der Patienten die Existenz von Angehörigenbriefen an unterschiedliche Adressaten (ap und ao). Diese besitzen ebenfalls eine hohe Relevanz für Analysen adressatenbedingter Variation und werden im Anhang notiert. Dazu kommen 39 Akten mit privaten Angehörigenbriefen ohne offizielle Briefe von denselben Schreibern, die dennoch für Analysen historischer Mündlichkeit interessant sein können und deshalb im selben Anhang aufgelistet sind.

³⁶ Dass in Schiegg (2016a: 80) nur 22 Lebensgeschichten aufgeführt sind, liegt daran, dass Lebensgeschichten wegen ihrer häufigen Ähnlichkeit zu Patientenbriefen oft erst bei der Transkription als solche erkannt werden.

³⁷ 26 Schriftproben wurden im Rahmen der Erhebung bis Aktennummer 4001 erfasst, 6 weitere bei stichpunktartigen Einsichten höherer Aktennummern. Zwar sind Schriftproben meist recht leicht zu identifizieren, da sie allerdings oft recht klein sind und in der Regel in die Krankengeschichten eingeklebt wurden, findet man sie nur, wenn man auch die Krankengeschichten komplett durchblättert. Dies konnte nicht vollständig erfolgen.

³⁸ Die statistischen Auswertungen und Diagramme entstanden mit Unterstützung von Monika Foldenauer. An der Zusammenstellung und Aufbereitung der Daten waren Katharina Gunkler-Frank, Vera Schiller und Judith Willberg beteiligt.

Von den etwa 7000 durchgesehenen Akten wurden von 673 und damit einer Stichprobe von knapp 10 % der Akten die Metadaten der Patienten wie Geburtsjahr, Eintritts- und Austrittsjahr notiert, die für eine solche chronologische Darstellung interessant sind.³⁹ Für die folgenden Auswertungen ist diese Stichprobe völlig ausreichend, wie die sehr hohe Teststärke bei der Berechnung der Korrelationen belegt.

Abb. 10 (S. 99) zeigt den Zusammenhang von Aktennummer mit Eintrittsjahr, Austrittsjahr und Geburtsjahr in den genannten Akten. Die starken Schwankungen im Graphen belegen, dass bei den untersuchten Akten keine rein chronologische Nummernvergabe erfolgt ist, weder hinsichtlich des Ein- noch Austritts des Patienten. Lediglich ein paar kürzere, flache Stellen beim Austrittsgraph deuten auf eine zeitweise chronologische Nummerierung beim Austritt von Patienten hin, am deutlichsten sichtbar zwischen Nr. 1748 und 1789 (Jahre 1916/17) sowie zwischen Nr. 2204 und 2275 (Jahr 1920, direkt darauf aber 1918 und 1919). Dies deckt sich mit der Beobachtung von Schweizer-Martinschek (2018: 353) zu Akten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs: „nach Abgang des Patienten durch Entlassung oder Tod erhielten die Akten eine Nummer“. Allerdings lassen sich die betroffenen Austrittsjahre (1916–20) auch außerhalb dieser Aktennummern finden. Akten mit Austrittsjahr 1919 gruppieren sich beispielsweise auch um die Aktennummer 1360.

Ausreißer sind in dieser Aktensortierung häufig. Besonders auffällig sind 8 späte Austrittsjahre (1929 und 1931) bei den ersten 500 Aktennummern.⁴⁰ Mit diesen Akten wurden vielleicht um 1929/31 Lücken bei den niedrigen Nummern aufgefüllt. Teilweise erscheinen Ausreißer auch gebündelt, etwa um Nr. 1350. Deutlich erkennbar ist der bereits beobachtete größere Einbruch der drei Kurven nach unten um Nr. 2500. Hierbei handelt es sich um einige vor allem in den 1850er-Jahren angelegte Irseer Akten (vgl. S. 93, Fn. 32). Wegen ihrer recht hohen Aktennummern kann vermutet werden, dass diese Akten erst im Nachhinein mit den Nummern der heutigen Sortierung versehen wurden, evtl. zum Zeitpunkt, als diese 2000er-Nummern noch nicht vergeben waren. Dies stützt die Tatsache, dass dieser frühe Aktenbestand teilweise alphabetisch angeordnet ist, also von dieser früheren Sortierung in die heutige numerische überführt wurde.⁴¹ Allerdings handelt es sich hierbei nur um einen Teilbestand der frühen Irseer Akten, der vor allem unter den niedrigen Aktennummern bis etwa 1500 komplettiert wird.

³⁹ Darunter befinden sich alle im vorigen Abschnitt genannten Akten – den größten Teil machen die Akten der 596 Patienten mit u. a. Privatbriefen aus – und noch wenige weitere Akten, die im Laufe der Erschließung nicht mehr von Relevanz waren, aber in die chronologische Zusammenstellung einbezogen werden können. 11 Patienten, von denen kein Geburtsjahr ermittelt werden konnte, werden aus der Betrachtung ausgeschlossen.

⁴⁰ Es handelt sich um Ludwig Y. (kfb-1) (Austritt 1931), Georg P. (kfb-12) (1929), Babette P. (kfb-52) (1929), Hans A. (kfb-80) (1931), Magdalena F. (kfb-149) (1929), Josefa L. (kfb-160) (1929), Johann A. W. (kfb-267) (1929) und Karl S. (kfb-418) (1929).

⁴¹ Manche Akten tragen eine weitere, ältere Aktennummer von einer früheren Sortierung.

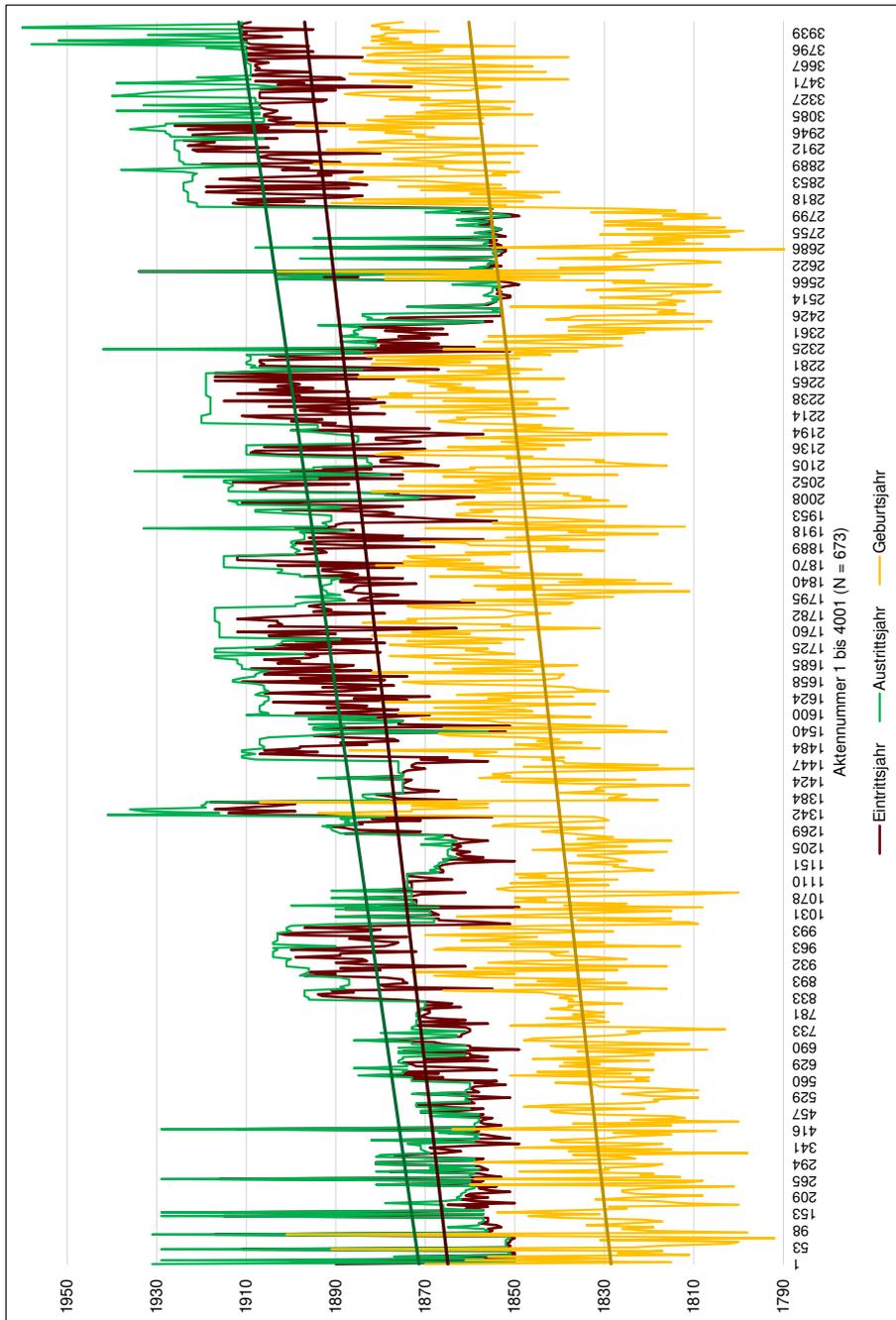


Abb. 10: Zusammenhang von Aktenummer mit Eintritts-, Austritts- bzw. Geburtsjahr in den frühen Akten von Kaufbeuren-Irsee

Eine gewisse Systematik ist auch bei den höheren Aktennummern ab Ende der doppelten Aktenführung (ab Akte 2950) erkennbar. So lassen sich einige der Akten auf den sich nahezu überschneidenden Eintritts- und Austrittsjahren 1907–11 anordnen, wobei es gleichzeitig viele Ausreißer nach oben und unten gibt. Dies erweckt den Anschein, als wurden in den betreffenden Jahren sowohl bei Eintritten als auch Austritten Nummern vergeben. Da sich die Ausreißer nach unten bei diesen Aktennummern allerdings stark in Grenzen halten, die Akten tendenziell also immer jünger werden, ist der Abschluss der systematischen Durchsicht bei Nr. 4001 gerechtfertigt. Stichprobenartige Zugriffe auf kurze Sequenzen höherer Aktennummern bestätigten den chronologischen Anstieg und vermitteln auch den Eindruck einer gewissen Stabilisierung der Schwankungen.⁴²

Trotz aller punktuellen und auch größeren Ausreißer um Aktennummer 2500 lassen sich positive lineare Korrelationen ($\alpha = 0,05$) zwischen Aktennummer und Eintritts-, Austritts- sowie Geburtsjahr ermitteln, die durch die drei Geraden in Abb. 10 verdeutlicht werden. Da Geburtsjahr und Eintritts- bzw. Austrittsjahr bereits untereinander stark korrelieren⁴³, wird im Folgenden die Korrelation zwischen Geburtsjahr und Aktennummer nicht eigens ermittelt. Unter Rückgriff auf Spearmans Rangkorrelationskoeffizienten⁴⁴ ergibt sich für den Zusammenhang von Eintrittsjahr und Aktennummer eine mittelstarke Korrelation von $\rho \approx 0,45$ ($p < 0,001$), ebenfalls auch für das Austrittsjahr ($\rho \approx 0,48$; $p < 0,001$). Der verhältnismäßig große Stichprobenumfang ($n = 673$) führt zu einer sehr hohen Teststärke.⁴⁵ Die Korrelation von Aktennummer und Austrittsjahr ist dabei signifikant höher als die von Aktennummer und Eintrittsjahr ($p = 0,04$; $\alpha = 0,05$).⁴⁶ Dies bestätigt die obige Beobachtung, dass den Akten zeitweise nach Austritt des Patienten eine Nummer gegeben wurde (vgl. Schweizer-Martinschek 2018: 353). Sowohl die nicht besonders starke Korrelation als auch der recht schwache p-Wert beim Vergleich der Korrelationskoeffizienten deuten darauf hin, dass dieses Verfahren der Aktennummerierung nicht immer praktiziert wurde.

⁴² Nr. 4991–5015 besitzen allesamt das Austrittsjahr 1915, Nr. 5996–6015 bis auf 2 Akten Austrittsjahr 1919 (bei diesen wohl Anlage nach Eintrittsjahr 1918 [Nr. 5889] und 1919 [Nr. 6008]), bei Nr. 8996–9015 liegt überwiegend 1933 als Ein- und Austrittsjahr vor.

⁴³ Der Korrelationskoeffizient nach Spearman ($\alpha = 0,05$) von Geburts- und Eintrittsjahr beträgt $\rho \approx 0,84$ ($p < 0,001$), der von Geburts- und Austrittsjahr $\rho \approx 0,79$ ($p < 0,001$).

⁴⁴ Da die Aktennummern nicht normalverteilt sind, ist eine Berechnung nach Bravais-Pearson nicht möglich. Beim Eintritts- und Austrittsjahr sowie bei der Aktennummer liegt allerdings Intervallskaliertheit vor, die eine Berechnung mit Spearman erlaubt.

⁴⁵ Teststärke $p = 0,9995$ ($n = 673$; $\rho = 0,2$; $\alpha = 0,05$).

⁴⁶ Vergleich abhängiger Korrelationskoeffizienten mit Hilfe der *t*-Statistik (Field, Miles & Field 2012: 239f.); *t* Difference = -1,727.

(c) Soziale Zusammensetzung der Briefschreiber

Die soziale Zusammensetzung der Briefschreiber wird im Folgenden hinsichtlich (1) Geschlecht, (2) Berufsgruppen, (3) Geburtsjahr/Alter, (4) Familienstand, (5) Konfession und (6) Herkunft thematisiert.

Ad (1), Geschlecht: Von den 596 Schreibern mit Privatbriefen sind 341 (57,2 %) männlich und 255 weiblich (42,8 %). Diese Werte werden nun mit der Geschlechterverteilung aller Patienten von Kaufbeuren-Irsee abgeglichen. Dr. Kiderle nennt in einer Übersichtsdarstellung 2197 Aufnahmen (1231 Männer, 966 Frauen; Anteil Männer: 56,0 %) für die Zeit von 1849–75 und 1866 Aufnahmen (1047 Männer, 819 Frauen; Anteil Männer: 56,1 %) von 1876–86 (vgl. Kiderle 1888: 6, 12). Folglich wurden in den ersten Jahrzehnten des Anstaltsbetriebs mehr Männer als Frauen aufgenommen.⁴⁷ Untersucht man die Jahresberichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, so kann man ausgeglichene Verhältnisse beobachten; der Mittelwert des Männeranteils für die Jahre 1900–16 beträgt 49,6 %;⁴⁸ dieses Verhältnis scheint sich zu stabilisieren, da es auch 1930 noch 48,3 % beträgt (vgl. Falthäuser 1931: 6).

Die erhöhte Aufnahmequote männlicher Patienten ist typisch für psychiatrische Institutionen des 19. Jahrhunderts.⁴⁹ Auch Müller (2019: 123) beobachtet in ihren Daten von Kaufbeuren-Irsee bis in die 1880er-Jahre eine deutlich höhere Zahl männlicher Patienten (58–68% in den 1850er- bis 1870er-Jahren). Danach bemerkt sie einen Ausgleich der Verhältnisse, die sich an die „allgemeine Geschlechterverteilung in der Bevölkerung“ (Müller 2019: 123) angleichen.

Die für die vorliegende Arbeit erhobenen Daten aus Kaufbeuren-Irsee zeigen ähnliche Tendenzen. Für die folgende Auswertung wurde von jedem der 596 Schreiber mit

⁴⁷ Vergleicht man diese Zahlen mit dem jeweils aktuellen Patientenstand, der in den einzelnen Jahresberichten des 19. Jahrhunderts dieser Institution aufgelistet wird, so fällt auf, dass der Anteil der Männer zwar in der Regel über die Hälfte beträgt, aber den Wert von 56 % nur manchmal erreicht. Dies deutet auf eine kürzere durchschnittliche Aufenthaltsdauer von Männern in der Frühzeit der Anstalt hin.

⁴⁸ Herangezogen wurde die Patientenzahl jeweils eines Jahres. Die Berichte von 1900–04 befinden sich als handschriftliche Originale im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, ab 1905 wurden diese veröffentlicht: 1900: 52,0 % Männeranteil; 1901: 53,0 %; 1902: 50,1 %; 1903: 50,6 %; 1904: 48,5 %; 1905: 48,6 % (vgl. Prinzing 1906: 12); 1906: 47,2 % (vgl. Prinzing 1907: 12); 1907: 48,1 % (vgl. Prinzing 1908: 13); 1908: 48,9 % (vgl. Prinzing 1909: 20); 1909: 48,8 % (vgl. Prinzing 1910: 12); 1910: 48,0 % (vgl. Prinzing 1911: 13); 1911: 48,8 % (vgl. Prinzing 1912: 12); 1912: 49,4 % (vgl. Prinzing 1913: 13); 1913: 49,4 % (vgl. Prinzing 1914: 13); 1914: 50,7 %; 1915: 52,2 %; 1916: 49,2 % (vgl. die drei Jahre bei Prinzing 1918: 3).

⁴⁹ Vgl. Griesinger (1845: 106): „Es liegt in der Natur der Sache, dass weibliche Kranke, namentlich vor der neueren Vervollkommnung des Anstaltswesens, die Minderzahl der Bewohner der Irrenhäuser ausmachten, weil die Familien mehr Bedenken tragen, sie aus ihrem Kreise wegzugeben, und weil sie leichter zu bändigen und in Privatverhältnissen zu verpflegen sind.“ Häufig habe man knapp 60 % Männeranteil beobachtet (vgl. Griesinger 1845: 106).

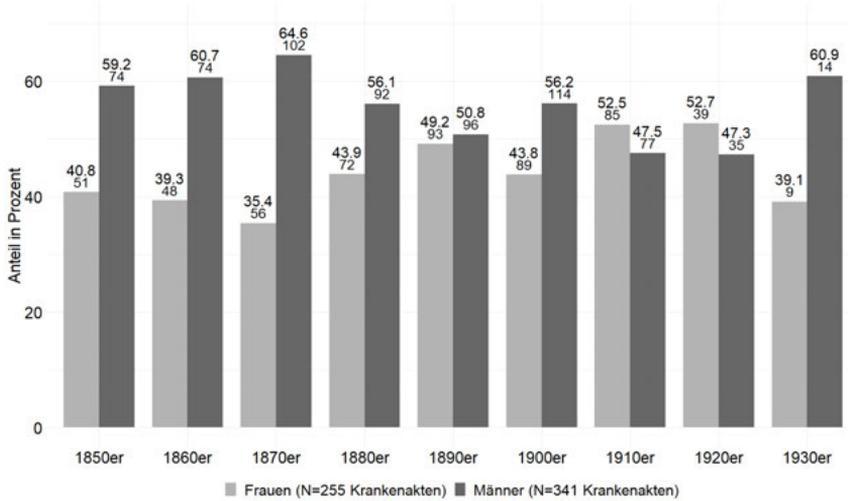


Abb. 11: Geschlecht nach Jahrzehnt bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee

Privatbriefen das Eintritts- und Austrittsjahrzehnt ermittelt und gezählt. Bei längeren Anstaltsaufenthalten wurden auch dazwischen liegende Jahrzehnte berücksichtigt.⁵⁰ Abb. 11 zeigt, dass auch unter den Briefschreibern bis in die 1880er-Jahre die Männer deutlich dominieren und dann eine Angleichung bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts sogar ein leichter Frauenüberhang eintritt. Der große Ausschlag zugunsten der Männer in den 1930er-Jahren ist wohl auf die geringere Datenmenge für diesen Zeitraum zurückzuführen.

Eine erhöhte Zahl von Männern in den Anfangsjahrzehnten deckt sich mit den statistischen Daten aus dieser Institution, gestützt durch die Beobachtungen bei Müller (2019). Zwar liegt der Männeranteil unter den Briefschreibern zwischen den 1850er- und 1880er-Jahren mit durchschnittlich 60,2% gut vier Prozentpunkte über dem Wert der offiziellen Angaben mit maximal 56%. Von diesem geringen Unterschied auf eine höhere Alphabetisierungsquote von Männern zu schließen, wäre aber vorschnell, zumal da auch andere Faktoren, womöglich eine höhere Quote zensierter Briefe, eine Rolle bei der Überlieferung spielen könnten. Vielmehr zeigt die übereinstimmende leichte Erhöhung des Männeranteils bei den Briefschreibern und allen Patienten, dass die Frauen in psychiatrischen Einrichtungen des 19. Jahrhunderts ähnlich häufig geschrieben haben wie Männer und bei Patientenbriefen der seltene Fall eines von den Geschlechtern her recht ausgewogenen historischen Quellenmaterials vorliegt.

⁵⁰ Teilweise vorliegende Unterbrechungen des Anstaltsaufenthalts konnten hierbei nicht berücksichtigt werden, dürften auf Grund der großen Stichprobe allerdings kaum ins Gewicht fallen. Bei 70,0% der Schreiber (417) wurden 1–2 Jahrzehnte notiert, bei 15,1% 3 Jahrzehnte (90), beim den restlichen 14,9% 4–6 Jahrzehnte (89).

Ad (2), Berufsgruppe: Die Berufsgruppen der Schreiber von Privatbriefen decken alle Bereiche der damaligen Gesellschaft ab. Wie in Kap. 2.4.b erläutert, verzichtet die vorliegende Arbeit auf pauschale Zuordnungen von Patienten zu einzelnen sozialen Schichten, sondern erarbeitet anhand individueller Schreibiographien die schriftsprachliche Kompetenz und Routiniertheit eines Schreibers. Dennoch sollen im Folgenden die Berufsangaben der 596 Briefschreiber mit dem bei Müller (2019: 131) abgedruckten Schema zur Verteilung der Berufsgruppen in ihren Daten verglichen werden. Dies erfolgt im Bewusstsein einer enormen Vielfalt der Berufe und sozialen Schichten innerhalb einzelner Kategorien. So werden in Gruppe 1, *Handwerk, Industrie und Gewerbe*, bereits so unterschiedliche Berufe wie Näherin (Barbara D., kfb-1391), Schmiedmeister (Ernst R. H., kfb-2861), Kellnerin (Sofie H., kfb-997) und Fabrikdirektor (Wilhelm H., kfb-533) zusammengruppiert. Auch Gruppe 2, *Land- und Forstwirtschaft*, vereint Personen aus unterschiedlichen sozialen Kontexten wie etwa den Bauern August M. (kfb-548), dessen ökonomische Verhältnisse laut seiner Krankengeschichte „als geordnet bezeichnet“ (1860) werden, sodass er sich die zweite Verpflegungsklasse leisten konnte. Daneben steht der verarmte, ledige Söldner Josef A. (kfb-752), dessen Mutter als eine sehr arme Witwe beschrieben wird und dessen Kosten in der dritten Verpflegungsklasse von der örtlichen Armenkasse übernommen werden mussten.⁵¹

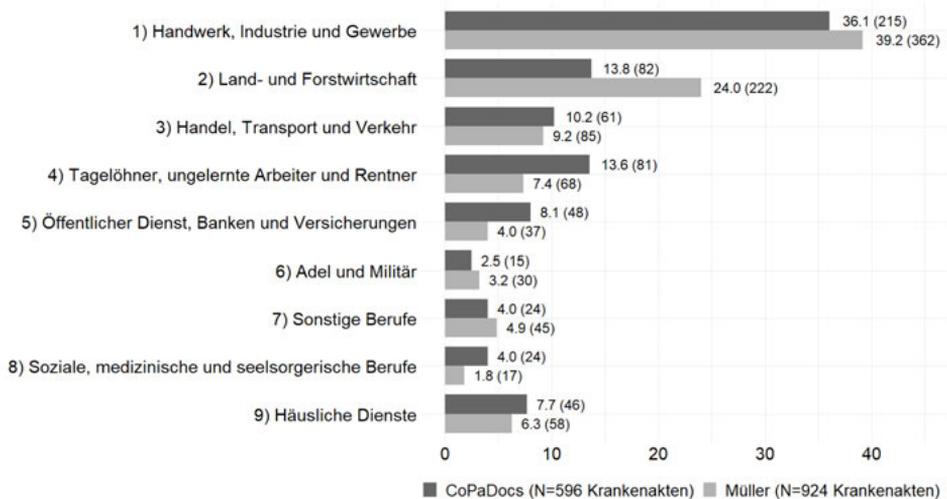


Abb. 12: Berufsgruppen bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee im Vergleich zu Müller (2019: 131); Prozentwerte, absolute Häufigkeiten in Klammern

Abb. 12 zeigt einen Vergleich der relativen Häufigkeiten von neun unterschiedlichen Berufsgruppen im hier vorliegenden Korpus von Briefschreibern und bei Müller (2019:

⁵¹ Von einer niedrigen Verpflegungsklasse lässt sich nicht direkt auf die Vermögensverhältnisse bzw. soziale Schicht eines Patienten schließen (vgl. Kap. 2.4.c).

131).⁵² Während bei den meisten Gruppen recht ähnliche Häufigkeitsverhältnisse vorliegen, fällt der niedrige Wert in Gruppe 2, *Land- und Forstwirtschaft*, auf (13,8 % hier vs. 24,0 % bei Müller). Dies lässt sich vielleicht darauf zurückführen, dass Personen von Gruppe 2 tendenziell weniger geschrieben haben, da das Schreiben auch weniger zum Alltag in diesem Berufsfeld gehörte. Womöglich spielt es auch eine Rolle, dass Müller (2019: 136) nur Patienten mit wahnhaften Narrativen erfasst hat, worunter in den frühen Jahrzehnten zahlreiche Patienten vom Land mit den entsprechenden Berufen vertreten sind. Zur Vielfalt der Berufe städtischer Briefschreiber vgl. Abschnitt (6).

Ad (3), Geburtsjahr/Alter: Bei der Datenerhebung bestand das Ziel darin, möglichst früh geborene Patienten zu erfassen, also überwiegend im 19. Jahrhundert geborene Personen, die in diesem Jahrhundert auch ihre schulische Ausbildung erfahren hatten. Abb. 13 zeigt die Verteilung der Geburtsjahre nach Jahrzehnt bei den Schreibern von Privatbriefen aus Kaufbeuren-Irsee bis Aktennummer 4001.⁵³ Von diesen Schreibern wurden tatsächlich 98,6 % im 19. Jahrhundert geboren (577 von 585), wobei die 1820er- bis 1850er-Jahre besonders stark vertreten sind. Lediglich fünf der Schreiber wurden im 18. Jahrhundert geboren⁵⁴ und nur drei im 20. Jahrhundert.⁵⁵

Das durchschnittliche *Alter* beim (ersten) Eintritt in die psychiatrische Anstalt beträgt bei diesen Schreibern 36,4 Jahre (Median: 35 Jahre; 1./3. Quartil: 26/45 Jahre). Dies deckt sich ungefähr mit den statistischen Darstellungen von Kiderle (1888: 14), laut dem die meisten Erkrankungsfälle aus Kaufbeuren-Irsee in den Jahren 1876–86 bei Patienten im Alter von 31 bis 40 Jahren (26,1 %) erfolgten und 69,1 % der eingetretenen Patienten zwischen 21 und 50 Jahren alt waren. Kinder befanden sich unter den Briefschreibern des 19. Jahrhunderts generell kaum, es lassen sich insgesamt nur 9 Schreiber mit Aufnahmealter 10–17 Jahren notieren.⁵⁶ 18-, 19- und 20-Jährige sind mit 8, 13 und 20 Schreibern

⁵² Die bei Müller (2019: 131) vorhandene Unterscheidung nach Geschlecht wird aus Gründen der Übersichtlichkeit aufgegeben; bei vielen Frauen ist ohnehin nur der Beruf des Ehemanns angegeben und bei jüngeren Schreibern der Beruf der Eltern. Die entsprechende Berufsgruppe wird auch diesen Schreibern zugeordnet. Ließ sich kein Beruf ermitteln, so wird der Schreiber in Kategorie 7, *Sonstige Berufe*, eingeordnet, ebenso bei Berufsangaben wie Privatiere (Maria R., kfb-994), Kunstmaler (Albert R. M., kfb-3796) oder Schauspielerin (Luzie A. D., kfb-2233).

⁵³ Es handelt sich um insgesamt 585 dieser 596 Patienten. Die 11 Patienten, von denen kein Geburtsjahr ermittelt werden konnte, werden hier nicht berücksichtigt. Um keine neue Kategorie bilden zu müssen, wird Simon R. (kfb-2686) mit Geburtsjahr 1788 oder 1789 – die Angaben in seiner Akte sind nicht eindeutig – der 1790er-Gruppe zugeordnet.

⁵⁴ Simon R. (kfb-2686) (1788/89), Maria C. J. (kfb-77) (1792), Joseph B. (kfb-88) (1798), Lorenz W. (kfb-322) (1798) und Karl S. (kfb-2756) (1799).

⁵⁵ Hans A. (kfb-80) (1901), Elfride M. (kfb-2586) (1903) und Friedrich V. (kfb-1366) (1907).

⁵⁶ Eigene Abteilungen für Kinder und Jugendliche gab es im 19. und frühen 20. Jahrhundert noch nicht (vgl. Müller 2019: 128). Aufnahmealter 10 Jahre: Friedrich V. (kfb-1366), 14 Jahre: Xaver E. (kfb-1956) und Bernhard B. (kfb-3327), 15 Jahre: Friedrich B. (kfb-2323), 16 Jahre: Hans A. (kfb-80), 17 Jahre: Genovesa B. (kfb-147), Lorenz H. (kfb-1465), Anna R. (kfb-2245) und Edmunda B. (kfb-2426).

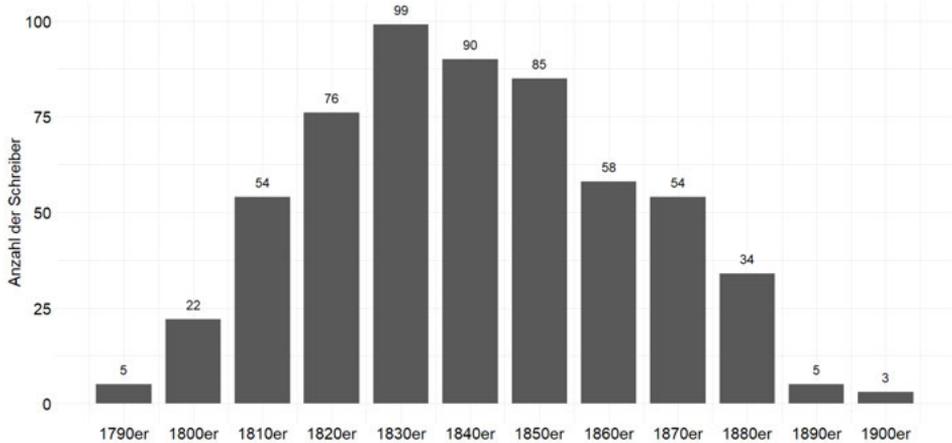


Abb. 13: Geburtsjahr nach Jahrzehnt bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee

etwas häufiger vertreten. Briefschreiber, die mit 60–69 Jahren noch in die psychiatrische Anstalt aufgenommen wurden, finden sich nicht besonders häufig (17 Aufnahmen), zwischen 70–79 sind Aufnahmen noch seltener (6 Aufnahmen⁵⁷).

Allerdings erreichten einige der Briefschreiber ein hohes Alter. So finden sich 57 Schreiber, die sich noch in einem Alter von über 70 Jahren in der psychiatrischen Anstalt aufhielten, 11 davon sogar mit dem Alter von 80–89 Jahren.⁵⁸ Teilweise sind auch Briefe überliefert, die diese Personen noch im hohen Alter geschrieben haben, etwa bei Georg S. (kfb-1763), der 1863–64 erstmals in psychiatrischer Behandlung war und erneut von 1892 bis zu seinem Tod mit 85 Jahren im Jahr 1916. Die meisten seiner Briefe stammen aus dem zweiten Zeitraum, in dem er noch in den Jahren 1913–16, also mit über 80 Jahren, einige umfangreichere Texte verfasste (vgl. Kap. 6.2.2.9). Das Korpus aus Patientenbriefen bietet somit zwar weniger die Möglichkeit, Texte jüngerer Schreiber zu untersuchen, aber dafür von Personen, die noch im hohen Alter schrieben. Manchmal liegen dabei Quellen aus mehreren Jahren und Jahrzehnten vor, sodass dies auch Potential für Untersuchungen zu individuellem Sprachwandel bietet (vgl. Kap. 8.2.1).

Bezüglich der Altersstruktur der Briefe schreibenden Patienten bietet es sich an, deren durchschnittliches Alter pro Jahrzehnt darzustellen. Hierfür wurde von jedem der 585

⁵⁷ Aufnahmealter 70 Jahre: Katharina B. (kfb-2214), 71 Jahre: Magdalena K. (kfb-1916), 77 Jahre: Therese E. (kfb-1810), 78 Jahre: Maria S. (kfb-1933) und Christine M. (kfb-2922), 79 Jahre: Johanna M. (kfb-2830).

⁵⁸ 46 Personen schieden mit 70–79 Jahren aus der Anstalt aus (37 gestorben, 9 entlassen), 11 Personen mit 80–89 Jahren (10 gestorben, 1 entlassen). Von allen Schreibern mit Privatbriefen sind 54,9 % (327) in der Anstalt verstorben, 45,1 % (269) wurden wieder entlassen.

Schreiber mit bekanntem Geburtsjahr das Alter in jedem Jahr seines Aufenthalts⁵⁹ in Kaufbeuren-Irsee ermittelt und anschließend das Durchschnittsalter der sich in einem Jahr in der Einrichtung befindlichen Patienten gebildet. Um zu starke Schwankungen zu vermeiden, wird jeweils der Durchschnitt von 10 Jahren betrachtet.

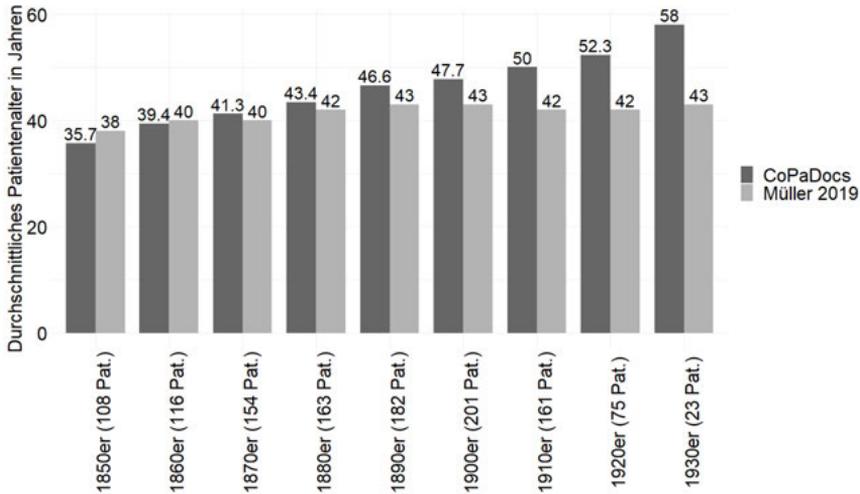


Abb. 14: Durchschnittliches Alter und Anzahl der Briefschreiber aus Kaufbeuren-Irsee nach Jahrzehnt

Abb. 14 stellt die Ergebnisse dieser Untersuchung dem Diagramm bei Müller (2019: 127) gegenüber, welches das Durchschnittsalter der Patienten aus Kaufbeuren-Irsee in ihrer Studie zeigt. Dort sind die Patienten durchschnittlich um die 40 Jahre alt und man kann einen leichten Anstieg von 38 auf 43 Jahre beobachten, den Müller (2019: 128) mit der Zunahme der durchschnittlichen Lebenserwartung in diesem Zeitraum erklärt. In der hier vorliegenden Untersuchung kann man bis in die 1880er-Jahre ein ähnliches Durchschnittsalter beobachten, das zwischen 35,7 und 43,4 Jahren liegt. Der Anstieg ist aber deutlich stärker und geht bis zu 52,3 Jahren in den 1920er-Jahren und 58 Jahren in den 1930er-Jahren. Dies lässt sich kaum noch auf die steigende Lebenserwartung zurückführen, sondern resultiert vor allem aus der Struktur der Aktenanlage und Datenerhebung der vorliegenden Untersuchung.⁶⁰ Generell verdeutlichen die Zahlen wiederum, dass es sich

⁵⁹ Gegebenenfalls vorkommende mehrfache Ein- und Austritte konnten hier nicht berücksichtigt werden, fallen bei der großen Datenmenge aber auch nicht ins Gewicht, weil für jedes Jahrzehnt gilt, dass Patienten mehrfach ein- und austreten könnten.

⁶⁰ Erfolgte nämlich die Anlage einer Akte beim Eintritt eines Patienten (vgl. a), so nahm dessen Alter beim Anstaltsaufenthalt immer mehr zu, was in der Abbildung reflektiert wird. Da die Akterhebung in der vorliegenden Arbeit bei Nr. 4001 beendet wurde, Müller (2019) dagegen mit Akten bis etwa Nr. 15 000 arbeitet, ist die Ausgewogenheit der Akten bei ihr in den späteren Jahren größer als in dieser Arbeit.

bei den vorliegenden Briefen tendenziell um Texte älterer Schreiber handelt, insbesondere in den späteren Jahren.

Bei dieser Untersuchung wurde auch die jeweilige Anzahl der Briefschreiber ermittelt, die sich in den einzelnen Jahrzehnten in psychiatrischer Behandlung befanden (vgl. Abb. 14). Hierbei ist von den 1850er- bis 1900er-Jahren ein Anstieg von 108 auf 201 Patienten zu beobachten. Dieser reflektiert zunächst die generelle Zunahme an Patienten in Kaufbeuren-Irsee (vgl. Kap. 3.1.2.b), wird dann aber dadurch gebremst, dass die Aktendurchsicht nur bis Nr. 4001 erfolgte und bei den höheren Aktennummern noch Aufnahmen und damit auch Briefschreiber etwa ab den 1880er-Jahren zu erwarten sind (vgl. S. 99, Abb. 10). Die Zahl der in der Aktendurchsicht erfassten Briefeschreiber geht also ab den 1910er-Jahren zurück und erreicht in den 1930ern den niedrigen Stand von 23 Patienten. Da nur 6 dieser Patienten⁶¹ noch in den 1940er-Jahren bzw. darüber hinaus in der Anstalt verweilten, werden diese nicht in Abb. 14 dargestellt.

Der Anstieg der tatsächlich behandelten Patienten ist über die Jahrzehnte hinweg jedoch viel stärker als die Zunahme der in der Erhebung erfassten Briefschreiber: zwischen 1850 und 1900 hat sich die Patientenzahl versechsfacht.⁶² Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass in den frühen Jahrzehnten der Anstalt eine höhere Quote an Briefen aufbewahrt wurde und die Archivierung bei der immer schneller werdenden Zunahme an Material platzsparender gestaltet wurde. Dies bestätigt sich in der vergleichsweise geringen Zahl an Akten mit privaten Patientenbriefen unter den 3000er-Nummern (vgl. S. 99, Abb. 10).⁶³ Aus sprachhistorischer Sicht ist die größere Überlieferungsmenge an Briefen aus der Frühzeit der Einrichtung erfreulich.

Ad (4), Familienstand: Angaben zum Familienstand der Patienten wurden bei der Erhebung weniger systematisch erfasst als bei Müller (2019: 126), da sich dieser bei manchen Langzeitpatienten änderte und hierfür insbesondere bei verheirateten, verwitweten und geschiedenen Patienten jeweils die gesamte Akte durchgesehen und ggf. mehrere Daten mit Jahresangaben erfasst werden müssten. Die ledigen Briefeschreiber wurden bei der Durchsicht allerdings notiert; deren Zahl ist mit 55,6 % (331) etwas erhöht im Vergleich zu den 51 % bei Müller (2019: 126) und leicht unter dem Wert der statistischen

⁶¹ Alois E. (kfb-3342) (1907–40 in Anstalt), Johann M. (kfb-3990) (1911–40), Josef R. (kfb-1342) (1907–41), Anna S. (kfb-2325) (1910–42), Adelinde D. (kfb-3897) (1910–52), Joseph S. (kfb-3842) (1909–58), Christine H. (kfb-3952) (1911–67); Anstaltsaufenthalte meist mit Unterbrechungen.

⁶² 1850: 112 Patienten (vgl. Hagen 05.02.1852: Bericht über die Jahre 1849/52, I. Tabelle; unveröffentlicht, handschriftlich, Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren); 1865: 220 Patienten (vgl. Dobler 2013: 13); 1880: 407 Patienten (vgl. Kiderle 1888: 21); 1900: 688 Patienten (vgl. Ullrich 16.03.1901: Jahresbericht 1900, S. 1; unveröffentlicht, ebd.).

⁶³ Dabei ist auch die doppelte Aktenführung bis Nr. 2950 zu berücksichtigen. Dennoch liegen bei den Akten 3000–3999 nur 54 mit Privatbriefen vor, bei 1–999 (doppelte Akten) sind es 184, bei 1000–1999 sogar 229 (doppelte Akten). Die Quote bei den 3000er-Nummern ist also nur etwa halb so hoch wie bei den anderen beiden Abschnitten.

Zusammenstellung der psychiatrischen Einrichtung für die Jahre 1876–86, der in diesem Zeitraum 57,4 % (1051) beträgt (Kiderle 1888: 15).⁶⁴ Unter den ledigen Briefschreibern sind 41,7 % (138) Frauen und 58,3 % (193) Männer. Das Fehlen eines Ehepartners beeinflusste somit nicht das Schreiben von Privatbriefen, da die Patienten stattdessen ihre Briefe an andere Angehörige und Bekannte richteten.

Ad (5), Konfession: Die Konfession konnte bei 27 der 596 Schreiber mit Privatbriefen nicht sicher ermittelt werden, sodass die Basis der folgenden Betrachtungen 569 Patienten sind. Von diesen sind 77,2 % (439) katholisch, 20,7 % (118) protestantisch, 1,9 % (11)⁶⁵ jüdisch und 0,2 % (1)⁶⁶ freireligiös (vgl. Abb. 15). Auch Müller (2019: 141) beobachtet in ihrer Studie etwa 80 % katholische Patienten. Dies spiegelt die konfessionelle Prägung von Bayerisch-Schwaben, dessen Anteil katholischer Bevölkerung während des 19. und 20. Jahrhunderts recht konstant bei 85 % lag (vgl. mit weiterer Literatur Müller 2019: 140). Der Anteil der jüdischen Patienten ist mit 1,9 % im Vergleich zur jüdischen Bevölkerung in Bayerisch-Schwaben (0,5 %) erhöht, was auf die verhältnismäßig kleine Stichprobe zurückzuführen sein könnte oder auch die geringeren Vorbehalte der jüdischen Bevölkerung gegenüber psychiatrischen Einrichtungen widerspiegeln könnte (vgl. Müller 2019: 141). Jüdische Patientenbriefe bilden jedenfalls besonders wertvolle sprachhistorische Quellen, da sich in diesen teilweise noch letzte Reflexe des nur selten belegten Westjiddischen nachweisen lassen (Schäfer 2019: 2).

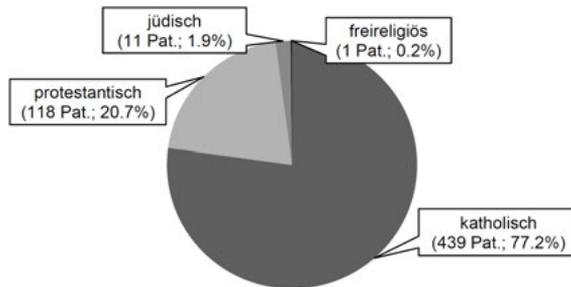


Abb. 15: Konfession der Briefschreiber aus Kaufbeuren-Irsee

Speziell auf das Auffinden jüdischer Patientenbriefe ausgerichtete Datenerhebungen sind bei der mangelhaften Erschließung vieler Archivbestände zwar mühsam, fördern aber vielversprechende Daten zu Tage und wurden bei den hessischen Anstalten Gießen, Mar-

⁶⁴ Vgl. Kiderle (1888: 15): „Wie in allen Statistiken, so auch in der uns’rigen sind die ledigen Geisteskranken in der absoluten und relativen Mehrzahl.“

⁶⁵ Bertha B. (kfb-28), Ludwig L. (kfb-160), Isidor E. (kfb-175), Samuel G. (kfb-265), Jakob V. (kfb-694), Hanna A. (kfb-1205), Salomon B. (kfb-1600), Bertha L. (kfb-2267), Caroline U. (kfb-2803), Julius B. (kfb-2834), Josefine T. (kfb-3471).

⁶⁶ Dabei handelt es sich um den Augsburger Zigarrenhändler Xaver P. (kfb-2115) (vgl. Schiegg 2019b: 176–179). In manchen Dokumenten in seiner Akte wird seine Konfession als katholisch angegeben.

burg, Haina, Merxhausen und Heppenheim zusammen mit Lea Schäfer (Archivbesuche 2017–19)⁶⁷ sowie auch in Kaufbeuren-Irsee⁶⁸ und Erlangen⁶⁹ durchgeführt. Ergebnisse erster Untersuchungen hierzu wurden publiziert (vgl. Schäfer 2019: 36–39; Schiegg & Foldenauer 2021: 389). In ihren Briefen berufen sich die Schreiber häufig auf ihre jüdische Identität, was sich sprachlich in der Verwendung hebräischstämmiger Jiddismen bzw. des Jüdisch-Deutschen zeigt; teilweise wird dies auch in der Graphie durch die Verwendung hebräischer Kursiva⁷⁰ betont. Inhaltlich finden sich ebenfalls häufig Bezüge auf jüdische Praktiken religiöser und kultureller Art, die diese Patienten in den psychiatrischen Anstalten kaum noch ausüben konnten. Darüber hinaus erfuhren sie Ausgrenzung durch Mitpatienten und das Pflegepersonal (vgl. Vanja 2008).

Ad (6), Herkunft: Ein Großteil der in Kaufbeuren-Irsee behandelten Patienten stammt aus dem ehemaligen *Kreis Schwaben und Neuburg*. Da die Verpflegungskosten für nicht kreisangehörige Patienten erhöht waren und psychiatrische Anstalten seit den 1860er-Jahren auch in anderen Kreisen Bayerns existierten, gab es für weiter entfernt wohnhafte Patienten kaum einen Grund für eine Behandlung in Kaufbeuren-Irsee. Wegen der räumlichen Nähe zu Kaufbeuren und der direkten Zugverbindung findet sich wie auch bei Müller (2019: 137) mit etwa 20 Schreibern ein recht hoher Anteil an Patienten aus München. Da bei den Patientenakten generell zwischen Heimat, Geburtsort, Wohnort und letztem Aufenthaltsort unterschieden werden konnte, dies aber insbesondere bei den älteren Akten nicht systematisch erfolgte, wäre eine Statistik bzw. Kartierung der Daten aller 596 Schreiber mit Privatbriefen mit großem Aufwand verbunden. Für eine dialektologisch ausgerichtete Untersuchung könnte ein solches Vorhaben allerdings lohnenswert sein, da sich oftmals auch kleinräumige Unterschiede in den Patiententexten beobachten lassen (vgl. Schiegg 2015a) oder auch Studien zur Sprache an einem Ortspunkt, beispielsweise der Stadt Augsburg (vgl. Schiegg 2019b), vielversprechend wären.

Müller (2019: 132–139) liefert recht detaillierte Aufstellungen zur Herkunft der von ihr untersuchten Patienten. Sie kann zeigen, dass als Folge der „vielfältigen Siedlungsformen in Bayerisch-Schwaben – vom Einödhof bis zum Dorf, über die Kleinstadt und die Gemeinde bis hin zur Großstadt“ (Müller 2019: 132) auch die Patienten in Kaufbeuren-

⁶⁷ Vgl. Anhang A.b für Aktennummern mit Brieffunden.

⁶⁸ Zusätzlich zu den bis Aktennummer 4001 gefundenen 11 jüdischen Briefschreibern (vgl. Fn. 65) ging ich die im Archiv aufbewahrten Karteikarten (ca. 10 000 Stück) durch, welche die frühen Patientenakten erschließen, sichtete die Akten jüdischer Patienten mit höheren Nummern und stieß dabei auf 6 weitere Briefschreiber: Betty B. (kfb-4610) (1po), Aron W. (kfb-5964) (1pp), Julius N. (kfb-6973) (2po), Emil W. (kfb-7021) (1po), Lotte W. (kfb-7710) (diverse Texte) und Frieda W. (kfb-8662) (4pp, 3po, 1 Situationsbeschreibung). Eine systematische Erfassung der Briefe von Angehörigen würde sich hier ebenfalls anbieten.

⁶⁹ Vgl. Anhang A.b für Aktennummern mit Brieffunden.

⁷⁰ Hebräische Kursiva wurde entdeckt bei Hanna A. (kfb-1205) (1863–64), Caroline U. (kfb-2803) (1861–70) (vgl. Dobler 2020: 105–109) und Johanna N. (mar-1696) (07.11.1892) (vgl. Schäfer 2019: 37f.).

Irsee aus unterschiedlichen sozialen Räumen und Lebensformen kommen. Etwa 66 % ihrer Patienten stammen aus kleineren Orten; auffällig hoch ist bei ihr der Anteil von 23 % der Patienten aus Augsburg, was deutlich über dem Wert von 12 % in der Gesamtbevölkerung von Bayerisch-Schwaben von 1907 liegt (Müller 2019: 134). Von den Patienten der vorliegenden Untersuchung stammen ungefähr 100 Personen aus Augsburg⁷¹, was etwa einen Anteil von 17 % ausmacht und zwischen den beiden Werten liegt.

Die große Vielfalt gesellschaftlicher Gruppen innerhalb einer solchen Großstadt bildet sich auch bei den Patienten und Briefschreibern in Kaufbeuren-Irsee ab: So sind dort unter anderem eine Adelige⁷², Industrielle⁷³ sowie höhere Beamte⁷⁴ und Lehrer⁷⁵ vertreten. Neben Geschäftsinhabern⁷⁶ finden sich zahlreiche Handwerker.⁷⁷ Auch Hausbedienstete sind unter den Patienten.⁷⁸ Die Industrialisierung spiegelt sich in den Berufen einiger Augsburger Patienten, die beispielsweise im Eisenbahn-⁷⁹ und Kommunikationswesen⁸⁰ tätig waren; in Augsburg waren besonders die Textilindustrie und der Maschinenbau (vgl. Häberlein 1998) von Relevanz.⁸¹

⁷¹ Zur Problematik der Identifikation von Heimat, Geburtsort, Wohnort und letztem Aufenthaltsort kommt hier noch die Schwierigkeit von Eingemeindungen ehemaliger Dörfer um Augsburg ab 1911; Personen aus Pfersee, Oberhausen und Lechhausen werden somit bis ins frühe 20. Jahrhundert in den Patientenakten nicht als Augsburger gelistet.

⁷² Vgl. die Patrizierstochter Wilhelmine von L. (kfb-519).

⁷³ Vgl. die Likör-Fabrikantentochter Bertha B. (kfb-28), den Fabrikbesitzerssohn Karl R. (kfb-659) und den Regenschirmfabrikanten Sigmund G. (kfb-1419).

⁷⁴ Vgl. den Postoffizial Moritz von E. (kfb-416) und Kreis-Kassa-Kontrolleur Ignaz L. (kfb-1145).

⁷⁵ Vgl. den als Lehrer arbeitenden Professor der Mathematik Hugo A. (kfb-2406) und die Gouvernante Frieda H. (kfb-1410).

⁷⁶ Vgl. den Zigarrenhändler Xaver P. (kfb-2115) (vgl. Schiegg 2019b: 176–179), die Spezereihändlerstochter Anna K. (kfb-2585), den Juwelier Karl S. (kfb-2802), den Hutgeschäftsinhaber Josef Z. (kfb-2930) und den Vorhang-Appreturgeschäftsinhaber Johann B. (kfb-3129).

⁷⁷ Vgl. z. B. die Bierbrauersfrau Katharina W. (kfb-35), die Korbmacherswitwe Afra L. (kfb-217), den Glasermeisterssohn Anton K. (kfb-845), die Gerberstochter Anna M. (kfb-1092), die Weberseherfrau Maria N. (kfb-1133), den Steinhauergesellen Johann G. (kfb-1208), den Schneidermeister Melchior K. (kfb-1218), den Former Johann W. (kfb-1354), den Eisendreher Ernst B. (kfb-1729), die Droßlerin Kreszenz W. (kfb-1878), den Koch und Konditor Albert B. (kfb-2047), die Putzerin (Gipserin/Stuckateurin) Anna K. (kfb-2268), den Schuhmachermeister Johann W. (kfb-2362), den Schriftsetzer Georg S. (kfb-3465) und den Ziegelarbeiter Michael V. (kfb-3667).

⁷⁸ Vgl. die Dienstbotin Kreszenz L. (kfb-268), die Eingeherin Friederike B. (kfb-1486), die Köchin Creszenz M. (kfb-1785), die Haushälterin Margaretha S. (kfb-2925) und das Dienstmädchen Theresia F. (kfb-3727).

⁷⁹ Vgl. den Eisenbahnexpeditor Josef R. (kfb-536) und Eisenbahn-Conducteur Josef M. (kfb-1095).

⁸⁰ Vgl. den Telegrafensadjunkt Xaver B. (kfb-1940).

⁸¹ Neben den Fabrikanten (vgl. Fn. 73) vgl. den Weber und Ansetzer in der Kammgarnspinnerei Josef B. (kfb-1356) (vgl. Schiegg 2019b: 179–181), ebenfalls dort arbeitend Johann W. (kfb-

Auch Gelegenheitsarbeiter und Tagelöhner⁸² sind unter den Augsburger Briefschreibern vertreten. Sogar ein ehemaliger Bewohner der Fuggerei (älteste, noch bestehende Sozialsiedlung der Welt)⁸³ ist unter den Patienten anzutreffen, daneben auch Pfründner (Bewohner städtischer Einrichtungen zur Versorgung von Kranken und Alten).⁸⁴ Eine derartige Vielfalt von Schreibern aus dem Kommunikationsraum Großstadt bietet besonderes Potential für die historische Stadtsprachenforschung, was exemplarisch an drei Schreibern (vgl. Fn. 76, Fn. 81 und Fn. 82) aufgezeigt wurde (vgl. Schiegg 2019b).

(d) Äußere Charakteristika der Patientenbriefe: Brieflängen

Die folgenden Ausführungen basieren auf den bis Anfang 2020 abgeschlossenen Transkriptionen historischer Patientenbriefe aus Kaufbeuren-Irsee.⁸⁵ Dabei handelt es sich um 1808 bis zu diesem Zeitpunkt bearbeitete Briefe, 720 offizielle und 1088 Privatbriefe mit insgesamt ca. 720 000 Tokens.⁸⁶ Die folgenden Darstellungen haben das Ziel, mögliche Unterschiede zwischen diesen Briefftypen anhand äußerer Charakteristika zu erfassen. Hierfür bietet sich ein Vergleich der Brieflängen an, da es sich dabei um eine Größe handelt, die sich für jeden Brief schnell ermitteln und mit anderen unabhängigen Variablen wie dem Einzelschreiber bzw. dem Geschlecht des Schreibers in Beziehung setzen lässt. Es folgen Ausführungen zur Länge dieser Briefe (1) schreiberunabhängig und (2) schreiberabhängig.

Ad (1), Schreiberunabhängige Betrachtungen: Patientenbriefe sind in sehr unterschiedlichen Textlängen überliefert, was sich, aufgeteilt auf offizielle und private Briefe, in einem Pyramidiendiagramm darstellen lässt (vgl. Abb. 16). Beide Seiten des Diagramms sind insofern recht ähnlich, als die jeweils häufigste Brieflänge beim zweiten Balken, also zwischen 100 und 199 Wörtern liegt (po: n = 174 [24,2 %]; pp: n = 204

1596), den Arbeiter in der Baumwollspinnerei am Stadtbach Friedrich W. (kfb-2891) sowie die Fabrikarbeiterinnen Creszenz H. (kfb-1128) und Mathilde G. (kfb-1918).

⁸² Vgl. den Tapezierer, Bettler und Landstreicher Jakob S. (kfb-908) (vgl. Schiegg 2019b: 181–183) und den Tagelöhner Urban S. (kfb-2936).

⁸³ Vgl. den berufslosen Josef B. (kfb-2812).

⁸⁴ Vgl. die Pfründnerin im Heilig-Geist-Spital am Roten Tor Barbara S. (kfb-1484) und den Pfründner des Servatius-Stifts Joseph B. (kfb-1725).

⁸⁵ Zu den bisherigen Forschungsprojekten hierzu vgl. S. 2, Fn. 1.

⁸⁶ Ein Großteil der transkribierten Briefe stammt aus den systematisch erhobenen Akten bis Nr. 4001 (vgl. Abschnitt a); teilweise wurden auch Briefe mit höheren Aktennummern bearbeitet und fließen in die folgenden Untersuchungen mit ein. Neben wenigen jüdischen Patienten (vgl. S. 108, Fn. 65) handelt es sich um vereinzelte weitere Schreiber mit interessanten Texten, etwa Elisabeth H. (kfb-10608) mit Briefen an Hitler (28.08.1939, 06.02.1940) und Joseph R. (kfb-6270) mit sprachspielerischen Texten. Andere Textsorten der Patienten, v. a. Lebensgeschichten, Briefe von Angehörigen sowie Briefe aus anderen psychiatrischen Anstalten werden im Folgenden auf Grund ihrer Heterogenität ausgeklammert, gehören aber ebenfalls zum entstehenden Korpus historischer Patiententexte (*CoPaDocs*).

[18,8 %]) und danach ein kontinuierlicher Rückgang in den Häufigkeiten der Brieflängen zu beobachten ist, der bei den Privatbriefen allerdings langsamer erfolgt.

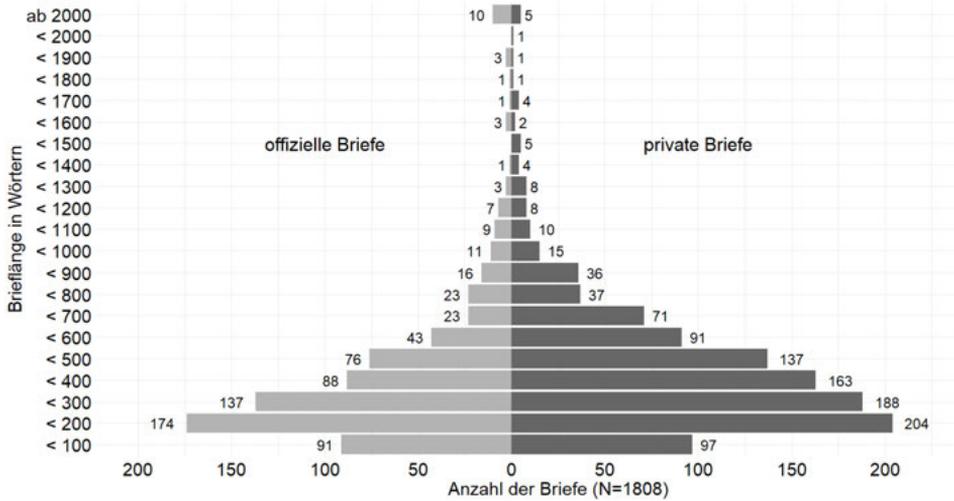


Abb. 16: Textlängen aller bearbeiteten Briefe aus Kaufbeuren-Irsee

Die durchschnittliche Länge der Brieftypen ist recht ähnlich (Durchschnitt po: 392,4 Wörter, pp: 402,2 Wörter, gesamt: 398,3 Wörter), auf Grund der starken Ausreißer in Form von Briefen mit über 2000 Wörtern aber wenig aussagekräftig.⁸⁷ Der Median ist hierbei ein besseres Maß und bestätigt die graphische Interpretation insofern, als der Median der Privatbriefe (328,5 Wörter) recht deutlich über dem der offiziellen Briefe (264,5 Wörter) liegt (Differenz: 64 Wörter; Median gesamt: 306 Wörter).⁸⁸ Bei den Medianen lässt sich ein statistisch signifikanter Unterschied feststellen ($p < 0,001$; Mann-Whitney-U-Test⁸⁹). Der Quotient dieser beiden Mediane beträgt 1,242. Privatbriefe sind also tendenziell um etwa 24 % länger als offizielle Briefe. Ob sich dies bei Einzelschreibern bestätigen lässt, wird im Folgenden untersucht.

Ad (2), Schreiberabhängige Betrachtungen: Untersucht man nun die Patientenbriefe schreiberabhängig, so muss immer die Einschränkung in Kauf genommen werden, dass uns oft nur eine Stichprobe der tatsächlich geschriebenen Briefe eines Schreibers zugänglich ist. In den heutigen Patientenakten sind nicht alle geschriebenen Briefe der

⁸⁷ Bei 7 der 15 Texte über 2000 Wörter handelt es sich um offizielle Briefe des Mahlknechts Georg S. (kfb-1763) mit durchschnittlich ca. 3500 Wörtern. Der längste Brief liegt vom Schneider Pius G. (kfb-936) mit gut 5500 Wörtern vor, ein 20-seitiger Text an seine Heimatgemeinde.

⁸⁸ Quartile: gesamt: $Q_1 = 165$; $Q_3 = 500$; po: $Q_1 = 151$; $Q_3 = 469$; pp: $Q_1 = 184,8$; $Q_3 = 531$.

⁸⁹ Die Voraussetzungen für diesen Test sind auf Grund der Normalverteilung der Stichproben und der Homoskedastizität (Die Nullhypothese „Die Varianz in beiden Gruppen ist gleich groß“ muss nicht abgelehnt werden; Levene-Test: $Df = 1$; $F\ value = 2,91$; $Pr(> F) = 0,088$) gegeben.

damaligen Patienten überliefert, einerseits wegen der Absendung einiger Briefe, andererseits wegen der womöglich nicht vollständigen Aufbewahrung aller Patientenbriefe (vgl. Kap. 3.2.3.b). Bei einigen Schreibern, meist Langzeitpatienten mit dutzenden bis hunderten überlieferten Briefen, konnten im Rahmen der bisherigen Arbeit außerdem nicht alle Briefe erfasst und transkribiert werden.⁹⁰ Daneben gibt es Patienten, von denen nur ein paar wenige Wörter in Form von Schriftproben (vgl. Kap. 3.3.4) oder sehr kurzen Briefe in den Akten zu finden sind.⁹¹ Auf Grund des Fokus auf Einzelschreiber und deren intra-individuelle Variation wurde jedoch keine Obergrenze der zu bearbeitenden Texte festgelegt, sodass von einigen Schreibern recht hohe Wortanzahlen transkribiert wurden und nun zur Analyse bereit stehen.⁹²

Die Beobachtungen zum Umfang der Briefe werden nun an den Einzelschreibern überprüft, bei denen sowohl private als auch offizielle Briefe transkribiert wurden. Von den bis Anfang 2020 bearbeiteten 241 Schreibern ist dies bei 139 der Fall, 62 Frauen und 77 Männer. Bei jedem dieser Schreiber wurde die durchschnittliche Textlänge ihrer privaten sowie offiziellen Briefe ermittelt. Das Streudiagramm in Abb. 17 veranschaulicht den Zusammenhang dieser Werte, wobei jeder Punkt einen der Schreiber symbolisiert. Die positive Korrelation der beiden Werte ist mittelstark: $\rho \approx 0,43$ ($p < 0,001$). Betrachtet man Frauen und Männer getrennt, so beträgt die Korrelation bei den Frauen $\rho \approx 0,50$ ($p < 0,001$), bei den Männern $\rho \approx 0,34$ ($p < 0,01$). Zwischen den Korrelationen besteht kein signifikanter Unterschied.⁹³ Die Teststärke ist jeweils niedrig.⁹⁴ Hier machen sich die Ausreißer bemerkbar, die auch in der Abbildung zu erkennen sind.⁹⁵

Die in Abb. 17 eingezeichnete lineare Trendlinie hat eine Steigung von < 1 , was eine niedrigere durchschnittliche Textlänge der offiziellen Briefe bei den Einzelschreibern anzeigt. Zur genaueren Betrachtung werden im Folgenden die durchschnittlichen Textlängen der Brieftypen ins Verhältnis gesetzt, wobei für jeden Schreiber der Quotient aus beiden Werten gebildet wird. Ist dieser Quotient der durchschnittlichen Textlängen aus privaten und offiziellen Briefe > 1 , so sind dessen private Briefe tendenziell länger als die offiziellen. Die Ergebnisse dieser Berechnung illustrieren die Boxplots in Abb. 18.

⁹⁰ In solchen Fällen wurde auf ein möglichst ausgewogenes Verhältnis offizieller und privater Briefe geachtet.

⁹¹ Von Joseph S. (kfb-299) und Maria S. (kfb-1933) sind jeweils nur ein Brief von knapp 50 Wörtern überliefert.

⁹² Die größte bearbeitete Textmenge liegt von Georg S. (kfb-1763) mit ca. 99 300 transkribierten Wörtern vor, darauf folgen Pius G. (kfb-936; ca. 33 500 Wörter) und Mathilde W. (kfb-2871; ca. 31 200 Wörter) (Zählungen inkl. Lebensgeschichten).

⁹³ Vergleich unabhängiger Korrelationskoeffizienten (Field, Miles & Field 2012: 238f.); z *Difference* = 1,126; $p = 0,13$.

⁹⁴ Während man für die Werte zusammen noch eine Teststärke von $p = 0,6597$ ($n = 139$) erhält, beträgt diese bei den Frauen nur noch 0,3476 ($n = 62$) und bei den Männern 0,3460 ($n = 77$) (jeweils $\rho = 0,2$; $\alpha = 0,05$).

⁹⁵ Besonders auffällig sind die Werte von Ida G. (kfb-825) mit nur einem Privatbrief mit 1980 Wörtern und einem offiziellen Brief mit 205 Wörtern.

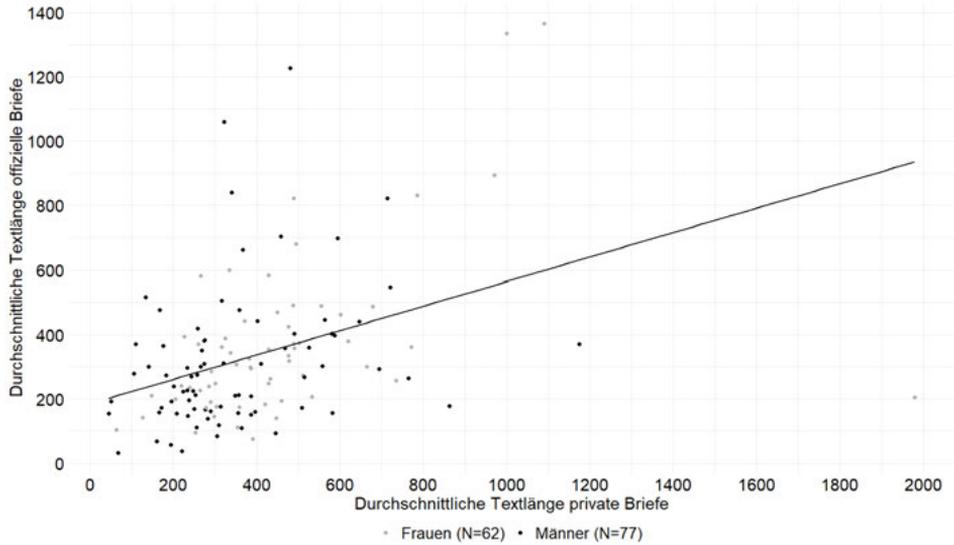


Abb. 17: Durchschnittliche Textlängen von privaten und offiziellen Briefen pro Schreiber

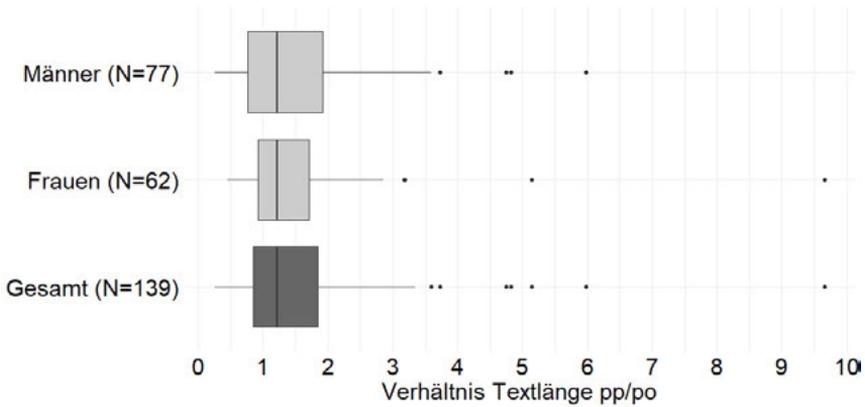


Abb. 18: Verhältnis durchschnittliche Textlängen private / offizielle Briefe nach Geschlecht

Der Median des Quotienten von privaten und offiziellen Briefen der Einzelschreiber liegt bei 1,212 in der Gesamtbetrachtung (n = 139; dunkelgraue Box), wobei Frauen (1,210) und Männer (1,218) diesbezüglich fast identisch sind (hellgraue Boxen). Damit lässt sich auch kein signifikanter Unterschied beim Median der beiden Gruppen feststellen ($p = 0,70$; Mann-Whitney-U-Test⁹⁶). Die Streuung um den Median ist bei den Männern etwas größer, was die größere Spannweite zwischen den Quartilen veranschaulicht.⁹⁷ Auf Grund der wenigen, aber starken Ausreißer zugunsten der Privatbriefe⁹⁸ sind die

Mittelwerte dieser Verhältnisse etwas höher (gesamt: 1,54; Frauen: 1,56; Männer: 1,53), aber wegen der Ausreißer wiederum viel weniger aussagekräftig als die Mediane.

Insgesamt ist beachtlich, dass der Median der schreiberunabhängigen Betrachtung (vgl. den vorigen Abschnitt) mit 1,242 nahezu mit dem schreiberabhängigen Wert von 1,212 übereinstimmt und dass gleichzeitig auch die voneinander unabhängig ermittelten Werte für Frauen und Männer fast identisch sind. Dies spricht dafür, dass die Datengrundlage der vorgenommenen Auswertungen ausreichend groß war, um trotz der unterschiedlichen Perspektiven auf das Material derart robuste Werte zu erhalten. Bezüglich der variationslinguistischen Erkenntnisinteressen dieser Arbeit kann folgendes Ergebnis festgehalten werden. Schreiber von Patientenbriefen variieren in ihrer Textlänge in Abhängigkeit vom intendierten Adressaten und gestalten im vorliegenden Datenmaterial ihre Privatbriefe – mit einigen Ausreißern – gut 20 % länger als ihre offiziellen Briefe. Unterschiede zwischen Frauen und Männern können nicht beobachtet werden; die Übereinstimmungen der beiden Gruppen sind dagegen sogar erstaunlich hoch. Diese Beobachtungen könnten durch zusätzliche Variablen erweitert werden. Es ist beispielsweise anzunehmen, dass Schreibroutine ebenfalls einen Einfluss auf die Textlänge hat. Eine Ermittlung dieser sollte nicht direkt vom Beruf der Schreiber abgeleitet, sondern gestützt werden durch individuelle, schreibbiographische Rekonstruktionen. Die im Korpus längsten Briefe wurden etwa bei einem Mahlknecht und einem Schneider registriert, die trotz ihrer schriftfernen Berufe eine beachtliche Schreibroutine erworben hatten (vgl. S. 112, Fn. 87).

Der Befund, dass Patienten psychiatrischer Anstalten ihre Privatbriefe tendenziell ausführlicher gestalteten als die offiziellen Briefe, ist jedenfalls erklärungsbedürftig. Dies könnte inhaltliche Gründe haben sowie auch durch den Schreibprozess selbst hervorgerufen werden. Inhaltlich scheinen offizielle Briefe meist an ein Thema bzw. Anliegen gebunden zu sein, während Privatbriefe oft weniger themenfixiert sind und auch Abschweifungen erlauben, die zu umfangreicheren Texten führen. Quantitative Untersuchungen zu den thematischen Strukturierungen und Textfunktionen von Patientenbriefen könnten diese Hypothese überprüfen. Ebenfalls denkbar ist es, dass das Bemühen um höhere Formalität bei offiziellen Briefen zu einem höheren kognitiven und zeitlichen Aufwand des Schreibprozesses führte bzw. die Patienten dies auch als weniger angenehme Tätigkeit empfanden und somit zu kürzeren Briefen tendierten.

⁹⁶ Die Voraussetzungen für diesen Test sind auf Grund der Normalverteilung der Stichproben und der Homoskedastizität (Die Nullhypothese „Die Varianz in beiden Gruppen ist gleich groß“ muss nicht abgelehnt werden; Levene-Test: $Df = 1$; $F\text{ value} = 0,581$; $Pr(> F) = 0,447$) gegeben.

⁹⁷ Quartile: gesamt: $Q_1 = 0,844$; $Q_3 = 1,544$; Frauen: $Q_1 = 0,915$; $Q_3 = 1,704$; Männer: $Q_1 = 0,764$; $Q_3 = 1,915$.

⁹⁸ Bei Ida G. (kfb-825) beträgt der Quotient 9,66 (vgl. Fn. 95), bei Julius B. (kfb-2834) 5,97, bei Maria R. (kfb-994) 5,14. Offizielle Briefe sind bei keinem Schreiber mehr als 3,86 mal so lang wie die privaten bzw. erreichen minimal einen Quotienten von 0,26 bei Rudolf B. (kfb-3688), sodass sie in den Boxplots nicht als Ausreißer gekennzeichnet sind.

3.2.3 Aufbau von Patientenakten

Patientenakten aus dem deutschsprachigen Raum⁹⁹ besitzen eine recht offene Struktur, umfassten manchmal nur wenige Seiten, konnten aber über die Jahre auch auf dicke und sehr unübersichtliche Bündel mit hunderten von Seiten und unterschiedlichen eingelegten Texten anwachsen. Die grundlegende Struktur der Patientenakten blieb konstant. So lässt sich generell zwischen innerklinischen Texten, also dem personenbezogenen, medizinischen Schriftgut mit der Krankengeschichte im Zentrum, und dem außerklinischen Schriftgut, also Ablagen der administrativen Vorgänge (Einweisungsbeschluss, Korrespondenz mit Angehörigen, Eigentumsnachweis usw.), unterscheiden, die zumindest in den Akten von Kaufbeuren-Irsee in der Regel voneinander getrennt sind (vgl. Schulze & Janssen 2015: 351). Nicht abgesendete Patientenbriefe sind dann meist in den ersten Teil, innerklinisches Schriftgut, eingelegt, während sich Briefe von Angehörigen an die Anstalt im hinteren Teil befinden. Briefe dieser an die Patienten wurden dagegen meist im ersten Teil abgelegt. Neben dieser durch die Jahre aufrecht erhaltenen Grobgliederung der Patientenakten gibt es bestimmte Textsorten, die als obligatorische Bestandteile von Patientenakten gelten können, während andere eher optional sind, wobei sich deren Status im Laufe der Zeit ändern konnte.

Das „Kernstück der Krankenakte“ (Nolte 2003: 24) bildet die Krankengeschichte, die zunächst Angaben zur Anamnese beinhaltet und eine Beschreibung des physischen und psychischen Zustands des Patienten; sie schließt nicht immer mit einer Diagnose ab und geht dann in die Tagesnotizen über. Dies sind in unregelmäßigem Abstand erstellte Aufzeichnungen über den Gesundheitszustand des Patienten sowie weitere, diesen betreffende Vorkommnisse, die im 19. Jahrhundert noch recht individuell und arzt spezifisch notiert wurden. Sprachwissenschaftlich besonders interessant sind die hier manchmal von den Ärzten wiedergegebenen „Stimmen der Patientinnen und Patienten“ (Müller 2019: 101), die oftmals unter Nachahmung des Dialekts des Patienten erscheinen (vgl. Kap. 3.3.5). Am Ende der Krankengeschichte werden Verlegungen notiert – teilweise erfolgt auch erst dann die Diagnose als Information für die neue Anstalt – sowie Abgänge aus der Anstalt auf Grund von Genesung, ungeheilter Entlassung auf eigenen Wunsch bzw. Antrag der Verwandten, Flucht oder Tod. Der Krankengeschichte vorgelagert sind ärztli-

⁹⁹ Im Rahmen der Erlanger Nachwuchsforschungsgruppe wurden auch Patiententexte aus Großbritannien erhoben. Diese befinden sich in sogenannten *Casebooks*, die sich grundlegend von Patientenakten unterscheiden. So konnte ein umfangreiches Casebook die Eintragungen zu etwa 150 Patienten fassen, wobei für jeden Patienten nur wenige Seiten vorgesehen waren. Der eng bemessene Platz führte dazu, dass dort auch nur wenig Raum für zusätzliche Dokumente war. Damit ist auch die Überlieferung von Patientenbriefen hier meist recht spärlich. Bei der systematischen Durchsicht der jeweils 20 ältesten Casebooks von Frauen und Männern des High Royds Hospital (Menston) (Wakefield, West Yorkshire Archive Service: C488/7/2/1–20 und C488/7/2/41–60) aus den Jahren 1888–1903 fanden sich von den ca. 6000 erfassten Patienten lediglich bei 58 Patienten insgesamt 65 Patiententexte, darunter 56 Briefe (vgl. S. 556, Fn. 19).

che Gutachten und Stellungnahmen, die eine Einweisung in eine psychiatrische Anstalt empfehlen; im Fall von Kaufbeuren-Irsee handelt es sich dabei oftmals um den Bericht des Städtischen Krankenhauses Augsburg (vgl. Müller 2019: 100). Ebenso wie das ärztliche Gutachten wird für die Aufnahme in der ersten Irseer Anstaltssatzung auch ein beglaubigtes „Zeugniß der Ortsbehörde über die Heimath, den bürgerlichen Stand, das Religionsbekenntniß, die Familien- und Vermögensverhältnisse des Aufzunehmenden“ sowie ein Nachweis zur „Sicherstellung des an die Anstalt zu entrichtenden Kostenersatzes“ (vgl. Satzung Irsee 1850: 65) gefordert (vgl. S. 44, Fn. 97).

Daneben finden sich in den Krankenakten zahlreiche weitere Textsorten, die nach Zeit und Ort sowie in ihrer Obligatorik und ihrer äußeren Form variieren.¹⁰⁰ Generell ist eine „zunehmende Standardisierung, Rationalisierung und Objektivierung des Aufschreibeverfahrens“ (Müller 2019: 97) in den Krankenakten zu beobachten, was aus der verstärkten naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Psychiatrie resultiert. Dies zeigt sich in Kaufbeuren-Irsee darin, dass, so Müller (2019: 102), „ab den 1910er-Jahren auch im Alltag der Anstalten vermehrt auf physische Merkmale geachtet wurde. [...] Auf die Informationen zur Aufnahme und der Vorgeschichte folgte meist ein körperlicher und neurologischer Befund. Dieser wurde mit der Zeit immer differenzierter; ein Formular lenkte dabei die Aufmerksamkeit auf sämtliche Körperfunktionen. Die Ärzte sahen in ihnen eine Ursache für die psychische Störung“. Besonders auffällig ist diese Zunahme an Formularen, die „Einführung von Fragebögen und vorgefertigten Formblättern“ (Müller 2019: 97).¹⁰¹

Dies beginnt bei den Aktendeckeln, die ab den 1870er-Jahren vorgedruckt sind und immer mehr Informationen zum Patienten aufnehmen, geht über vorgedruckte ortspolizeiliche Zeugnisse mit detaillierten Informationen zum Patienten, den „Fragebogen zur ärztlichen Untersuchung des Gemüths- und Geisteszustandes“, der vom Heimarzt ausgefüllt wurde, über Aufnahmeprotokolle, Intelligenztests („Frage-Bogen für einfache Begriffe und Urtheile“), die „Rechnung über besondere Auslagen“ (beispielsweise für die Schneiderei, aber auch für Bier, Tabak, Christbescherung, zerbrochene Möbel und Fenster), über das „Effecten-Verzeichniss“ (Verzeichnis mitgebrachter Kleidungsstücke und

¹⁰⁰ Vgl. Schuster (2010: 239–250) zu typischen Textsorten in historischen Krankenakten am Beispiel von Pirna-Sonnenstein. Dort zeichnet sie die historische Entwicklung der Krankenakte von einem administrativ-juristischen zu einem medizinischen Dokument nach. Vgl. Hess (2010) generell zur Genese der modernen Krankenakte.

¹⁰¹ Vgl. Bernet (2009) zur diachronen Entwicklung und Formalisierung der Krankenakten zwischen 1870 und 1970 am Beispiel von Eintrittsformularen der psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli in der Schweiz. Vgl. auch Tsapos (2012: 185) zu unterschiedlichen Aspekten von Vorgeformtheit in historischen Krankenakten.

anderer Gegenstände), über Formblätter zur Erfassung epileptischer Anfälle¹⁰², Temperaturkurven und Gewichtslisten, bis hin zum vorgedruckten „Leichenschau-Schein“ und „Sektionsbericht“.¹⁰³

Die Formulare wurden dabei teilweise nicht ihrem ursprünglichen Zweck gemäß verwendet, sondern an die jeweiligen Gegebenheiten angepasst; bei Ludwig F. (kfb-2087) etwa wurde das Formblatt für epileptische Anfälle umfunktionalisiert zur Dokumentation seiner tagesabhängigen ‚manisch-gedrückten‘ Gefühlslage (vgl. Abb. 19). Beim verwaltungsbezogenen Schriftgut finden sich außerdem Korrespondenz zwischen Behörden, Ämtern und Gerichten, Erklärungen, Aktenvermerke, Telegramme, Quittungen und Frachtscheine sowie Briefe von Angehörigen der Patienten und oft auch auf den Briefrändern skizzierte Antwortschreiben von Ärzten an diese.

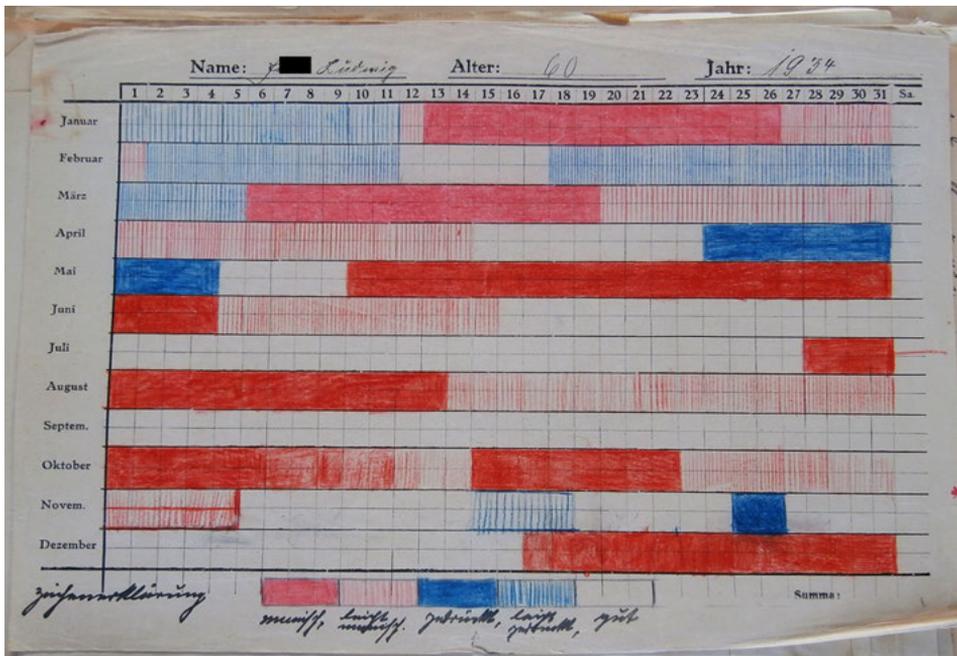


Abb. 19: Dokumentation von Ludwig F.s (kfb-2087) ‚manisch-gedrückter‘ Gefühlslage im Jahr 1934 (Zeichenerklärung am unteren Rand: rot = „manisch“, rote Striche = „leicht manisch“, blau = „gedrückt“, blaue Striche = „leicht gedrückt“, nicht ausgefüllt = „gut“) [bei Druck in Graustufen: blaue Flächen Ende April, Anfang Mai und Ende November]

¹⁰² Ein Beispiel hierfür aus Kaufbeuren von 1922 ist bei Schulze & Janssen (2015: 378) abgedruckt (vgl. Nyhoegen 2011: Anhang XIII und im Detail Urbach 2017: 81). Bei Schulze & Janssen (2015) und Janssen & Schulze (2016) finden sich noch zahlreiche weitere Faksimiles von typischen, in den Kaufbeurer Patientenakten überlieferten Textsorten.

¹⁰³ Aus anderen psychiatrischen Anstalten sind vorgedruckte Menstruationsprotokolle (1903) und Gewichtsverlaufskurven (1906/07) bekannt; vgl. mit Faksimile Lauterbach (2013: 147, 163).

Auch wenn die Zusammenstellung der Textsorten in anderen Einrichtungen im Großen und Ganzen recht ähnlich zu sein scheint, gibt es dennoch Unterschiede zu beobachten. Müller (2019: 97) stellt fest, dass im Vergleich zur Landesheilanstalt Marburg (vgl. Nolte 2003: 24) in Kaufbeuren-Irsee „kaum formelle Aufnahmegesuche durch die Angehörigen oder die Gemeinden überliefert sind“. Der konkrete Anlass zur Einweisung wird dort erst ab der Jahrhundertwende „im Rahmen der allgemeinen Datenerhebung zur Person“ (Müller 2019: 98) ersichtlich. Die Texte selbst unterscheiden sich zwischen den unterschiedlichen Anstalten ebenfalls in zentralen Punkten. Deutlich wird dies bei den ärztlichen Diagnosen, die in der Frühzeit der Psychiatrie noch stark von den jeweiligen Ärzten abhängen.¹⁰⁴ In ihrem Untersuchungssample von Patientenakten aus Kaufbeuren-Irsee beobachtet Müller (2019: 145), dass die ab den 1910er-Jahren allgemein aufkommende Diagnose *Neurasthenie* dort nicht anzutreffen ist – auch bei den Patienten in der vorliegenden Untersuchung erscheint sie nicht –, während diese Krankheit beispielsweise in der Innsbrucker Klinik sehr häufig diagnostiziert wurde (vgl. Ralser 2010: 261).¹⁰⁵

Neben diesen allein im Klinikkontext relevanten Texten finden sich manchmal auch publizierte Texte, die Patienten betreffen, in den Krankenakten. Besonders auffallend sind zwei in den Akten gefundene wissenschaftliche Publikationen zu Einzelpatienten.¹⁰⁶ Öfters, besonders in den Akten ab der Jahrhundertwende, sind auch kleine Zeitungsausschnitte in die Akten eingeklebt, die über einzelne Patienten – immer mit vollem Namen und Herkunftsort – nach ihrer Entlassung berichten (vgl. Kap. 2.6.d). Dies lieferte der Anstalt Informationen, die bei der Wiederaufnahme von Patienten nützlich sein konnte, so etwa beim ‚Heirathsschwindler‘ Eugen R. (kfb-2312). Ebenfalls konnte damit eine Akte geschlossen werden, wenn vom Tod eines Patienten berichtet wurde, wie beispielsweise bei Ignaz M. (kfb-4462), der scheinbar gebessert entlassen laut Zeitungsbericht Selbstmord beging.

¹⁰⁴ Vgl. Koch (1890: 1) in seiner *Diagnostik der Psychosen* einfürend: „So ziemlich jeder selbständige Autor in der Psychiatrie hat sein eigenes System. Das hängt mit dem derzeitigen Stande des psychiatrischen Wissens notwendig zusammen.“

¹⁰⁵ Bei den Briefschreibern aus Menston (vgl. Fn. 99) wurden 41 von 58 mit *Mania* diagnostiziert, 8 mit *Melancholia* und vereinzelt *Dementia*, *Paralysis* und *Inbecility* (selten fehlen Diagnosen). Traditionell wurde im viktorianischen Großbritannien tatsächlich nur zwischen *Mania* und *Melancholia* als mögliche geistige Krankheiten differenziert (vgl. Kurata 1988: 398).

¹⁰⁶ Bei Hans A. (kfb-80) findet sich ein Entwurf (vgl. Fuchs 1927) und ein Sonderdruck (vgl. Fuchs 1930) zweier wissenschaftlicher Artikel des Kaufbeurer Oberarztes Dr. Adolf Fuchs über die auffällige Erkrankung dieses Patienten (vgl. Kap. 6.2.2.5). Ebenso außergewöhnlich ist der in der Akte von Max B. (kfb-6434) überlieferte Durchschlag einer 25-seitigen, medizinischen Dissertation (vgl. Bantz 1937). In dieser wird *Ein Fall von induziertem Irresein bei einer 11-köpfigen Familie* behandelt, die von den religiösen Wahnvorstellungen des Vaters beeinflusst 1921 als Ganzes in die psychiatrische Behandlung verbracht wurde.

In den Patientenakten findet sich außerdem später angefallene Korrespondenz mit Patienten (z. B. Dankesbriefe nach der Behandlung¹⁰⁷ oder „Nachsorgeberichte“, vgl. Burkhardt 2003: 243), Angehörigen und Ämtern. Beim eben genannten Fall des Ignaz M. liegt die Anfrage des ‚Sippenamtes‘ (17.02.1937) nach einem ärztlichen Bericht über den Patienten vor. Dieser war erforderlich, weil dessen Bruder ein Aufnahmegesuch in die nationalsozialistische Organisation der SS gestellt hatte. Der ebenfalls erhaltene Durchschlag des Berichts durch Direktor Dr. Faltlhauser (26.02.1937) greift nun u. a. auf den Zeitungsbericht zurück und nennt die in seiner Familie vorkommenden Selbstmorde. Ob das Aufnahmegesuch damit noch Erfolg hatte, geht aus der Akte nicht hervor.¹⁰⁸

Neben den in der psychiatrischen Anstalt entstandenen bzw. darauf beziehenden Textsorten sind in einzelnen Patientenakten auch Texte überliefert, die sich im Besitz der Patienten befunden hatten, aber nicht dem Anstaltskontext zuzuordnen sind.¹⁰⁹ Gelegentlich sind in den Akten Schul- und Arbeitszeugnisse der Patienten enthalten, beides beispielsweise bei Georg W. (kfb-1720), ebenfalls bei ihm ein „Militär-Paß“ und ein „Führungs-Attest“ des Infanterie-Regiments von 1881. Ein „Ersatzreservepaß des Ersatzreservisten Josef O.“ (1903) findet sich neben dessen „Reise-Pass“ (1910) in seiner Akte (kfb-4478). Ein Augsburger „Dienst-Buch“ für Diensthilfen von 1834, in dem die unterschiedlichen Dienststellen jeweils mit kurzem „Zeugnis“ eingetragen sind, liegt in der Akte von Kreszenz L. (kfb-268). Bei Peter E. (kfb-337) schließlich ist ein „Abrechnungsbüchlein für den Zuchthausgefangenen“ aus dem ‚k. Zuchthaus Ludwigsburg‘ überliefert.

Abschließend wird die Frage diskutiert, ob alle einen Patienten betreffenden bzw. von ihm erstellten Texte – insofern sie nicht abgesendet wurden – auch in den psychiatrischen Patientenakten abgelegt wurden und dort heute noch zu finden sind. Während dies bei den räumlich stark eingeschränkten Casebooks sehr fraglich ist, erlaubten die in Einzelmappen angelegten Patientenakten einen fast beliebigen Zuwachs an Umfang. Bei Verwaltungsdokumenten erscheint es recht wahrscheinlich, dass diese komplett aufbewahrt wurden, da eine Bezugnahme auf diese immer wieder notwendig werden konnte und eine sorgfältige Dokumentation auch „zur Legitimierung der noch jungen Disziplin gegenüber dem Geldgeber, den traditionellen medizinischen Fächern und letztlich auch gegenüber der Gesellschaft“ (Müller 2019: 95) diene. Eine akribische Aktenführung zeige dabei

¹⁰⁷ Vgl. die beiden Dankesbriefe des 15-jährigen Landarztsohns Friedrich B. (kfb-2323) an den Anstaltsdirektor (1851/52). Dankesbriefe „gehörten zum gesellschaftlichen Ritual“ (Lauterbach 2013: 153) bei Patienten höherer gesellschaftlicher Schichten.

¹⁰⁸ Zur NS-Zeit mussten Nachfahren von Patienten auch bei Ehwunsch eine Information zur Erbllichkeit der psychischen Erkrankung einholen. Dies war bei der Tochter der an progressiver Paralyse erkrankten Maria R. (kfb-4494) der Fall. Auf die Anfrage der Tochter vom 06.11.1941 antwortete Faltlhauser, dass auf Grund dieser Infektionskrankheit „kein Ehehindernis erwachsen kann“ (15.11.1941). Vgl. Schulze (2021: 115–119) für ähnliche Beispiele aus Kaufbeuren-Irsee.

¹⁰⁹ Nicht papierförmiger Besitz ist in den Akten von Kaufbeuren-Irsee nur äußerst selten überliefert. Bei Karolina M. (kfb-3411) fand sich in einem Umschlag ein Rosenkranz. Ein auf einen Brief aufgenähtes, gepresstes Vergissmeinnicht ist bei Scharfe (2001: 175) abgebildet.

den „unbedingte[n] Wille[n] zur Institutionalisierung und Professionalisierung der Psychiatrie“ (Müller 2019: 95).

Die von den Patienten verfassten und nicht abgesendeten Texte wurden dagegen nicht vollständig archiviert. So fiel bei der Durchsicht der Akten aus Kaufbeuren-Irsee auf, dass zwar manchmal hunderte lose Blätter an Patiententexten den Akten beiliegen, aber kaum Notiz- oder Tagebücher bzw. nur dann, wenn sie als dünne Heftchen Platz fanden zwischen dem restlichen Aktenmaterial.¹¹⁰ Es ist davon auszugehen, dass noch weitere der damaligen Patienten auch derartige Texte verfassten, diese aber leider nicht aufbewahrt wurden. Hierzu werden zwei Belege angeführt, die in den Krankengeschichten der jeweiligen Patienten zwar erwähnt werden, dort aber nicht enthalten sind: ein *Album* von Clement W. (kfb-696) und ein *Tagebuch* von Pius G. (kfb-936).¹¹¹

- (79) Daneben verschreibt er freilich viel nutzloses Papier mit dem Abschreiben von allen möglichen schlechten u. faden Witzen u. sehr fragwürdigen Gedichten aus den Fliegenden Blättern u. andern Schriften, die er zu einer Art Album zusammenzutragen scheint.

Krankengeschichte Clement W. (kfb-696), November 1889

- (80) seine Gefühle, Ideen u. Stimmungen schreibt er in seinem Tagebuch oder langen Schreiben nieder

Krankengeschichte Pius G. (kfb-936), Juli 1891

Zudem existieren Belege dafür, dass Patientenbriefe teilweise vom Pflegepersonal vernichtet wurden. Thelen (2011b: 107) etwa hat in der Krankengeschichte einer Patientin der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen die Notiz gefunden, dass ein Großteil von deren Post verbrannt werde, da es sich nicht lohne „die Unmassen von Schreibereien, die immer wieder dieselben Behauptungen bringen“ (15.05.1930), aufzubewahren. Bei stichprobenartigen Durchsichten von Patientenakten aus Kaufbeuren-Irsee aus der Zeit des Nationalsozialismus bin ich auf Hinweise zur Vernichtung von Patientenbriefen gestoßen; teilweise wurden auch Briefe von Verstorbenen den Angehörigen überlassen. Beides lässt sich bei Arthur S. (kfb-6008) nachvollziehen. Von diesem 1944 verstorbenen Patienten ist kein Brief überliefert, aber das Schreiben seiner Tochter an Direktor Faltlhauser, in dem sie ihren Anstaltsbesuch am Beerdigungstag ihres Vaters folgendermaßen schildert:

¹¹⁰ Vgl. beim Schreineresellen Georg D. (kfb-569) ein kleines Heft (1866–71/78) mit Aufzeichnungen, Rechnungen, Schriftproben und Konstruktionszeichnungen. Beim Buchhalter Georg B. (kfb-966) findet sich das selbst gebastelte, dünne „Notizheft 1898“ mit Aufzeichnungen in Kurzschrift und Bleistiftzeichnungen. Vom Steinhauer Alois J. W. (kfb-2204) ist ein „Papier Spar Schreibe Rechnungs Zeichnungs Büchlein“ (1897) überliefert, von Josefa M. (kfb-2211) ein Heft mit religiösen Aufzeichnungen, Träumen, Wahnvorstellungen und Briefskizzen (1910–11), von Josef B. (kfb-2912) ein Heft mit Bleistiftzeichnungen (1922–26). Der Mühlbesitzer Julius E. (kfb-3713) verfasste ein „Einschreibeheft“ (1909–10) mit zahlreichen Briefskizzen.

¹¹¹ Hans A. (kfb-80) soll „ein eigenes aus kurzen Sätzen bestehendes Gebetbuch“ (Fuchs 1927: 592) verfasst haben.

- (81) Der Pfleger, seinen Namen weiss ich leider nicht mehr, führte mich in die Garderobe und übergab mir zwei Schachteln, in denen Briefe, Photo's und noch einige Dinge waren. Auch meines Vaters alte Taschenuhr lag dabei, die er sich als Andenken an frühere Zeit aufgehoben hatte. [...] Ich bekomme also nichts weiter zurück, als diese paar Habseligkeiten, frug ich dann. Nein, sonst nichts, sagte der Betreffende, die anderen Sachen haben zum Teil schon die Kranken bekommen und werden sie noch bekommen. [...] Sehr seltsam hatte es mich allerdings angemutet, dass alles schon weggeräumt war, hätte man nicht warten können, bis die Angehörigen des Entschlafenen kommen? So waren lt. Angabe des betr. Pflegers von einem anderen Pfleger Briefe meines Vaters verbrannt worden [...].

Gertrud S.(kfb-6008-A), Brief an Dr. Faltlhauser, 07.07.1944

Die Patientenakten aus Kaufbeuren-Irsee selbst scheinen bis zum Zweiten Weltkrieg vollständig erhalten zu sein. Im Zuge der T4-Aktion ab 1940¹¹² wurden einige Akten zur Begutachtung und Informationsbeschaffung nach Berlin geschickt, wo sie teilweise verloren gingen. Ebenso kam es zu Verlegungen von Patienten in andere Anstalten und dabei zum Verlust einiger Krankenakten (vgl. Müller 2019: 117). Einzelne Texte wurden im Nachhinein wohl nicht mehr aus den Akten entfernt, mit Ausnahme mancher Zeichnungen von Patienten, die in die Sammlung Prinzhorn in Heidelberg überführt wurden (vgl. S. 129, Fn. 123). Weiterhin befinden sich allerdings noch einige Zeichnungen und künstlerische Erzeugnisse in den Patientenakten (vgl. S. 69, Abb. 7). Die vorliegende Arbeit untersucht allerdings schriftbasierte Überlieferungsformen der Patienten.

3.3 Historische Patiententexte

Historische Patiententexte können unterschiedlichen Textsorten zugeordnet werden. Ein Text wird im Folgenden auf Grund typischer Strukturen und Funktionen als Repräsentant einer Textsorte bestimmt.¹¹³ In den psychiatrischen Anstalten treten nicht nur auf Arztseite, sondern auch auf Patientenseite regelmäßig schriftlich zu bewältigende Aufgaben auf. So wenden sich Patienten immer wieder in ihren Briefen an die Außenwelt, um eine Freilassung aus der Anstalt zu forcieren. Dabei greifen sie auf ihr Textmusterwissen und schriftsprachliche Routinen zurück, die sie im Laufe ihrer Schreibbiographie erworben haben und die sie bei der Abfassung ihrer Texte unterstützen (vgl. Kap. 2.4). Obwohl sich insgesamt ein hoher Grad an Individualität in den Patiententexten zeigt, führen die

¹¹² Vgl. Schmidt, Kuhlmann & von Cranach (2012: 279–286) zur T4-Aktion in Kaufbeuren-Irsee.

¹¹³ Dies erfolgt in Anlehnung an den kommunikations- bzw. handlungstheoretischen Ansatz von Brinker (2010: 136), der Textsorten definiert als „konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen, die sich als jeweils typische Verbindungen von (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben lassen.“ Diese sind „innerhalb einer Sprachgemeinschaft im Laufe der historisch-gesellschaftlichen Entwicklungen aufgrund kommunikativer Bedürfnisse entstanden“ (Brinker 2010: 135).

sich wiederholenden schriftlichen Praktiken zur Herausbildung von Textsorten, denen die einzelnen Texte zugeordnet werden können.

Ziel dieses Kapitels ist es, häufig vorkommende und auch besonders charakteristische Textsorten unter den Patiententexten zu identifizieren, deren Entstehungsbedingungen und Merkmale vorzustellen und dabei einerseits deren Relevanz und andererseits deren Möglichkeiten und Grenzen für die Untersuchung flexibler Schreiber in der Sprachgeschichte auszuloten. Bevor Patientenbriefe (vgl. Kap. 3.3.2), Lebensgeschichten (vgl. Kap. 3.3.3) und Schriftproben (vgl. Kap. 3.3.4) diesbezüglich bearbeitet werden, stellt das folgende Kap. 3.3.1 Religiosität als textsortenübergreifendes Merkmal zahlreicher Patiententexte vor, wobei sich Patienten auch genuin religiöser Textsorten bedienen. Schließlich sollen in Kap. 3.3.5 auch indirekte Quellen von Patienten unter einem weiten Begriff von Patiententexten beschrieben werden. Dabei handelt es sich um ärztliche Kommentare zum kommunikativen Verhalten der Patienten und ärztliche Redewiedergaben des Gesprochenen von Patienten.

All diese Textsorten sind bezüglich ihrer Charakteristika eng an ihre jeweiligen zeitlichen und räumlichen Schreibkontexte gebunden. Sie finden sich zwar oft vergleichbar in mehreren psychiatrischen Einrichtungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, zeigen aber durchaus Unterschiede sowohl in ihrer Häufigkeit als auch in ihren jeweiligen Ausprägungen. So scheint etwa die Frequenz von Lebensgeschichten in Hamburg-Langenhorn höher zu sein als in Kaufbeuren-Irsee (vgl. Kap. 3.3.3). Bei Schriftproben zeigen sich sogar innerhalb einer Einrichtung deutliche Unterschiede in Form und Funktion, abhängig von den individuellen Präferenzen der Ärzte, die diese veranlassten (vgl. Kap. 3.3.4). Zwischen den genannten Textsorten der Patienten kann es Überschneidungen geben. Dies ist besonders bei Lebensgeschichten zu beobachten, die oftmals im ärztlichen Auftrag geschrieben wurden, sodass die Patienten sie teilweise auch als offizielle Briefe an die jeweiligen Ärzte gestalteten.

Patiententexte nehmen sehr vielfältige Formen an und umfassen auch Vertreter weiterer Textsorten. Diese können wegen ihrer Heterogenität hier nicht einzeln vorgestellt werden und bieten sich wegen ihrer Individualität auch weniger für eine vergleichende Untersuchung an. Häufig finden sich formlose Notizzettel, Skizzen und Textfragmente, die sich kaum hinsichtlich verbindender Strukturen und Funktionen untersuchen lassen. Immer wieder erscheinen auch poetische Texte wie kürzere Gedichte und Lieder¹¹⁴, oftmals integriert in Briefe, etwa Anna H.s (kfb-120) zweiseitiges Gedicht „Sensucht nach der Heimath und den Lieben!“, das sie an einen Brief an ihre Mutter anschließt (vgl. Kap. 6.2.2.12). Teilweise gehen die poetischen Texte auf Vorlagen zurück. Oft verfassten sie die Patienten aber auch selbst und bezogen diese auf ihre Situation in der psychiatrischen Anstalt, so das genannte Gedicht Anna H.s. Komplexere literarische Gattungen wie Dramen, zu denen Personen ohne höhere Schulbildung kaum Zugang hatten, finden sich

¹¹⁴ Vgl. Schiegg (2016a) zu den unterschiedlichen Liedern des Rotgerbers Wilhelm N. (kfb-373), die Codeswitching ins Nähe- sowie auch Distanzsprachliche aufweisen.

allerdings recht selten unter den Patiententexten.¹¹⁵ Poetisches muss sich dabei, so Jakobson (1979: 93), „nicht auf das Gebiet der Dichtung beschränken“, sondern kann auch Teil von Gebrauchstexten wie Briefen sein. Hier sind zunächst rhetorisch-stilistische Mittel zu nennen, die regelmäßig auch bei unroutinierten Schreibern zu beobachten sind und eine zentrale Rolle bei den Untersuchungen der vorliegenden Arbeit spielen (vgl. Kap. 4.3.1 & Kap. 7.1). Poetischer Sprachgebrauch sollte nämlich besondere Berücksichtigung bei der Bewertung von sprachlicher Kompetenz finden, da die hierbei zu beobachtenden Abweichungen von sprachlichen Normen nicht auf Unroutiniertheit in der Schriftsprache zurückzuführen sind.

3.3.1 Religiosität als Element von Patiententexten

Während sich in Städten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein durch die Ideen der Aufklärung beeinflusstes Weltbild immer stärker durchsetzte, blieb das Religiöse besonders für die agrarisch geprägte Bevölkerung auf dem Land auch im 20. Jahrhundert ein tradiertes und sozial akzeptierter Wissensbestand (vgl. Müller 2019: 183). Auch wenn städtische Patienten in Kaufbeuren-Irsee im Vergleich zur Bevölkerungsstruktur leicht überdurchschnittlich vertreten sind, so stammt doch der Großteil der Patienten aus dörflichen Gegenden mit katholischer Konfession (vgl. Kap. 3.2.2.c). Bezüglich ihrer vielfältigen religiösen Bezüge auffällig sind die Briefe jüdischer Patienten, die ihre Identität eng an ihren jüdischen Glauben knüpfen und diesen in ihren Texten oftmals deutlich zum Ausdruck bringen (vgl. Schiegg & Foldenauer 2021: 389). Auch Patienten, die unter religiösen Wahnvorstellungen leiden – bei Patienten vom Land ist dies die häufigste Form des Wahns (vgl. Müller 2019: 183) –, zeigen in ihren Texten verstärkt religiöse Inhalte, etwa der Geistliche Deochar G. (kfb-2083, siehe unten) und der Nagelschmied Johann H. (kfb-789, siehe unten) (vgl. weitere Beispiele bei Pfeiffer & Schiegg 2020: 270). Wegen des regelmäßigen Kontakts der meisten Patienten mit religiösen Praktiken in ihrem Alltag sind religiöse Inhalte aber keineswegs auf diese Patientengruppen beschränkt.

Neben spirituellen Funktionen, die Religiosität in Patiententexten einnehmen kann, greifen Patienten häufig auch auf religiöse Formeln zurück, um damit kommunikative Zwecke zu verfolgen. Ähnliches wurde bereits in anderen Korpora mit Texten unroutinierter Schreiber beobachtet, etwa bei historischen Auswandererbriefen, in denen häufig Sprichwörter und Gemeinplätze religiöser Provenienz in argumentations- und formulierungsstützender Funktion verwendet werden (vgl. Elspaß 2005a: 175–181). Religiöse Be-

¹¹⁵ Nur bei einem Schreiber wurde bislang ein kurzes Theaterstück gefunden: Der Kaufmann Hans P. (kfb-1026) aus Weiler/Lindau verfasste 1890 ein mit „S’huifahrt“ betitelt, humorvoll-dialektales Stück im Stil einer Bauernkomödie, wovon 7 Seiten überliefert sind. Vgl. auch den vom Tapezierer Jakob S. (kfb-908) geschriebenen, fingierten Dialog zwischen dem damaligen ärztlichen Direktor Dr. Ullrich und einem „Dr. der Gerechtigkeit“, der mit der Praxis der Einsperung, (angeblichen) Misshandlung und Unterschlagung von Briefen abrechnet. Dies illustriert der Patient mit einer Bleistiftzeichnung (vgl. Schiegg 2019b: 182).

standteile in Briefen können auch zum Ausdruck psychologischer Nähe zum Adressaten und damit als „network-reinforcing strategies“ (Dossena 2013: 50) eingesetzt werden bzw. dem Schreiber „ethical reliability“ (Rutten & van der Wal 2012: 181) bescheinigen. Die Untersuchung religiöser Formeln in historischen Patientenbriefen von Pfeiffer & Schiegg (2020) hat gezeigt, dass jene in einer großen Bandbreite an Formen und Funktionen erscheinen. Durch sprachliche Variation und inhaltliche Modifikation passen die Schreiber ihnen bekannte religiöse Formeln an unterschiedliche sprachliche Register und die spezifische Situation an. Überwiegend nehmen die untersuchten Formeln hier eine argumentationsstützende Funktion ein: Mit Bezug auf eine religiöse Autorität werden topische Argumentationsmuster aufgebaut, ebenso wie Parallelen zwischen religiösen Ereignissen wie der Passion Christi und der eigenen Situation des Leidens hergestellt werden. Wiederum festigen die Schreiber durch geteiltes religiöses Wissen ihre Verbindung zum Adressaten. Schließlich werden religiöse Formeln in Patientenbriefen zur Textstrukturierung eingesetzt, insbesondere am Briefbeginn und Briefende. Besonders auffällig verhält sich dabei *Amen*, welches bei manchen Schreibern die religiöse Domäne verlässt und, wie es sich auch an anderen Textkorpora belegen lässt (vgl. Rutten & van der Wal 2014: 106, 182), zu einer generellen Schlussformel wird.

Manche Patienten verschriften auch genuin religiöse Textsorten. Dabei greifen sie auf deren zentrale Textmuster zurück und passen diese Texte oftmals inhaltlich an die jeweiligen Gegebenheiten an. Nur recht selten findet man aus Vorlagen abgeschriebene religiöse Texte. Ein solcher Fall liegt bei Georg W. (kfb-1720) vor, der seine „Andacht zu den heiligen Engeln“ (Oktober 1886) einem, wie er selbst angibt, „Maiandacht Büchlein a 10 Pfg“ entnommen hat. Inwiefern andere Schreiber bei ihren religiösen Bezügen auf materielle Quellen zurückgegriffen haben, lässt sich wegen der großen Vielfalt an Ausgaben religiöser Texte des 19. Jahrhunderts kaum noch klären (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 259).¹¹⁶ Patienten, die selbst religiöse Textsorten verfassten, sind ein ausgeprägtes religiöses Textmusterwissen und sprachliche Kreativität zu attestieren; dies zeigt sich in den Textsorten Gebet, Beichte, Predigt, Prophezeiung und Gedenken.

Die Textsorte *Gebet* war im Untersuchungszeitraum vermutlich allen Patienten geläufig und die meisten waren wohl dazu in der Lage, bekannte Gebete wiederzugeben und auch selbst Gebete zu produzieren. Ein direkter Anlass, Gebete und andere religiöse Textsorten auch zu verschriften, war in den psychiatrischen Anstalten anders als bei Patientenbriefen nicht gegeben, sodass diese auch nur sehr unregelmäßig in den Patientenakten vorkommen. Mit Textsortenbezeichnung finden sich Gebete beim Ansbacher Bäckermeister Johann G. A. (ans-34), der diese als ein „Tischgebet vor dem Essen“, ein „Tischgebet nach dem Essen“ und ein „Abendgebet“ (alle 24.04.1920) den Tageszeiten zuordnet. Hierbei stützt er sich auf geläufige Texte, die er aus dem Gedächtnis bzw. nach einer ihm vorliegenden Quelle niederschreibt. Bei Hans A. (kfb-80) (vgl. Kap. 6.2.2.5)

¹¹⁶ Der Versuch, ein längeres religiöses Zitat in einem Brief (1857) der Bauerstochter Magdalena S. (kfb-450) in digitalisierten Texten dieser Zeit ausfindig zu machen, ergab zwar hunderte Treffer, aber keine exakte Übereinstimmung (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 259).

handelt es sich um selbst produzierte Texte, unter anderem „Selbstgemachte Gedichte & Gebete“ und ein „Gebet gegen lästerliche Gedanken“¹¹⁷ (undatiert, ca. 1917–31). Wegen ihrer typischen Elemente wie z. B. der direkten Ansprache Gottes als Gebete klassifizierbar sind Texte der Fabrikarbeiterin Viktoria S. (kfb-1298), die für ihre Entlassung aus der Anstalt betet (1884).¹¹⁸ Ähnliches findet sich beim Landwirt Jakob F. (kfb-3349), der sogar lateinische Sprüche in seinem Gebet teilweise lautlich wiedergibt.¹¹⁹

Auch mit der Textsorte *Beichte* waren wohl die meisten der Patienten vertraut. Sie thematisieren den Akt der Beichte manchmal in ihren Briefen (vgl. Kap. 6.2.2.9). Verschriftete Beichten selbst sind allerdings selten, da es wohl nicht üblich war, diese überhaupt niederzuschreiben. Beim Schneidermeister Johann V. (kfb-775) findet sich ein „Schuldenbekeniß!“ (ca. 1871–72), das zehn seiner ‚Verfehlungen‘ aufzählt, und an das ein Dankgebet anschließt, in dem er eigene Inhalte (eine Bitte an Gott um Entlassung aus der Anstalt) mit religiösen Routineformeln wie dem *Confiteor* verbindet („bekenne ich das ich laider Vielgesündigt habe mit Gedanke Worte u. Wärke“).

Eine *Predigt* findet sich beim Bäckermeister Franz O. (kfb-518), der diese Textsortenbezeichnung als Titel seines einseitigen, fragmentarischen Textes über das ewige Leben und die Vergänglichkeit auf Erden verwendet (ca. 1853–56). Auch dem Accessisten Friedrich von M. (kfb-102) (vgl. Kap. 6.2.3.3) habe Gott „durch Visionen das Mandat erteilt, im Namen des Heil. Geistes für die Verbreitung des Evangeliums auf Erden Sorge zu tragen“, wie er es in seinem mit „Die Zeit der Vergeltung ist gekomēn“ betitelt Text verkündigt, den er „[i]n Folge göttlicher Eingebungen“ verfasst habe (ca. 1856–67).

Der Textsorte *Prophezeiung* bedient sich der an religiösen Wahnideen leidende Nagelschmied Johann H. (kfb-789) und kündigt unter dem Titel „Vorhersehung Jahrgan 1868 bis 1888“ eine Apokalypse im Jahr 1888 an. Der bereits genannte Bäckermeister Johann G. A. (ans-34) teilt ebenfalls eine „Erscheinung“ mit, die „in 430 Jahren in Erfüllung gehen“ soll, nämlich die „Errichtung einer gemeinsaēnen christlichen Schul und protestantischen Kirchengemeinde“ (28.07.1921) in seiner fränkischen Heimatgemeinde Mittelehrenbach, von der er auch eine kleine Bleistiftzeichnung anfertigt.

¹¹⁷ Im Brief an den Oberarzt vom 08.01.1927 erklärt er diese „Gotteslästerungsqual & Gebetsunruhe“ genauer; so komme ihm „bei Jedem heiligen Namen ein böser frecher Reim“, etwa „Mene mene Deckel Upharsin: = Der liebe Vater hat an Seckel & is. a. Spinn“ (vgl. Dan 5,25), „Groß ist die Dyana der Epheser = Scheißt in die Hos der Menschenfresser“ (vgl. Apg 19,39) oder „Vater unser = Alter Brunser“. Die religiöse Textkenntnis und sprachliche Kreativität dieses Schreibers sind beachtlich.

¹¹⁸ Eine Kombination abgeschriebener und selbst gestalteter Gebete findet sich auch im Notizheft von Josefa M. (kfb-2211); sie betont die für sie hohe Relevanz von Gebeten: „Ich mache mir die Bemerkung ins Schreibheft daß das Gebet mus gepflegt sein“ (1910–11).

¹¹⁹ „*Tedeum laudamus!*“ und „*Paks Domini, sit semper vobiskum!*“ (25.02.1928). Lateinisches kennen einige Patienten aus der katholischen Messe, die vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf Latein gefeiert wurde. Als religiöse und heilige Sprache setzen die Patienten Latein manchmal in ihren Briefen als symbolisches Element zur Bekräftigung ihrer Aussagen ein (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 258–261).

Die Textsorte *Gedenken* findet sich beim Zimmergesellen Johannes G. (kfb-1623) (vgl. Kap. 6.2.2.8); in einen Brief an seinen Bruder (24.12.1897) bettet er den paarreimenden „Gedenkspruch unserer Seelichen entschlaffenen Mutter“ ein, die im vorausgehenden Jahr verstorben war. „Zur zehnjährigen Gedenkfeier“ der „Formulierung des Dogma’s von der unbefleckten Empfängnis Marien’s“ verfasste der Franziskaner-Ordenspriesters Deochar G. (kfb-2083) vermutlich 1864 „ein Lebehoch“ auf Papst Pius IX., König Ludwig II. von Bayern und die bayerische Franziskanerprovinz.

Diese Texte illustrieren das breite Textsortenspektrum von Patiententexten. Wie eingangs dargestellt, findet sich Religiöses allerdings meist in Patientenbriefe eingebettet, die den weitaus größten Anteil an der Überlieferung von Patiententexten bilden.

3.3.2 Patientenbriefe: Briefe von und an Patienten

Nach einer Begriffsklärung in Abschnitt (a) gibt Abschnitt (b) einen Überblick zur Forschungsgeschichte und zum Forschungsstand von Patientenbriefen. Anschließend thematisieren Abschnitte (c) und (d) die Praxis der Briefzensur aus Arzt- und Patientensicht, also die Gründe für und Reaktionen auf diese Praxis.

(a) Begriffsklärung: Patientenbrief

Ein Patientenbrief ist die schriftliche Korrespondenz im Kontext einer ärztlichen Behandlung, bei der die behandelte Person beteiligt ist.¹²⁰ Man kann unterscheiden zwischen dem Brief *des* Patienten an unterschiedliche Adressaten und dem Brief *an den* Patienten. Bei Letzterem ist der Patient der direkte Adressat, um ihn etwa „nach einem stationären Aufenthalt mit einem Resümee des Behandlungsverlaufs und weiteren Gesundungsratschlägen zu versorgen“ (Thorsen-Vitt, Rütther & Vitt 2007: 8). Auch zur Patientenbindung eingesetzte Rundschreiben von Arztpraxen mit Informationen für ihre Patienten werden gelegentlich als Patientenbriefe bezeichnet (vgl. Streit & Letter 2005: 110). Der Fokus dieser Arbeit liegt jedoch auf Briefen, bei denen Patienten aktiv beteiligt sind. Derartige Briefe verfassen Patienten vor, während und nach der Behandlung. Adressaten der Briefe sind nicht nur Ärzte, sondern können auch die Familie oder Bekannte der Patienten sein, insofern durch eine stationäre Behandlung die Situation einer räumlichen Trennung eintritt. Dies ist bei historischen psychiatrischen Anstalten der Fall.

Drei Typen von Briefen *der* Patienten lassen sich unterscheiden: (a) Konsiliarbriefe bzw. Konsultationskorrespondenz, also Briefe zwischen Arzt und Patient, die aus der Praxis der Fernkonsultation resultieren und insbesondere aus dem 17. und 18. Jahrhundert überliefert sind.¹²¹ (b) Aktuell wird die Bezeichnung Patientenbrief manchmal auch im Sinne einer Patientenverfügung verstanden. Dies ist eine „medizinische Vorausverfügung, in der eine aktuell einwilligungsfähige Person für den Fall einer späteren Einwilligungsges-

¹²⁰ Dieser Abschnitt basiert auf einem Handbuchartikel zu Patientenbriefen (vgl. Schiegg 2020b).

¹²¹ Vgl. Schiegg (2020b: 571–573) für einen knappen Forschungsüberblick.

unfähigkeit eine Zustimmung oder Ablehnung medizinischer Maßnahmen erteilt“ (Ernst 2012: 47). (c) In der vorliegenden Arbeit geht es aber um Briefe, die Patienten im Kontext ihrer Behandlung in einer psychiatrischen Anstalt verfassten. Die überlieferten Briefe schrieben sie überwiegend innerhalb der Anstalt; manchmal sind aber auch Briefe von davor – etwa bei Aktenüberführungen aus anderen Krankenhäusern mitgesendete Briefe – oder danach (vgl. zu Dankesbriefen S. 120, Fn. 107) vorhanden, sowie aus Phasen der Behandlungsunterbrechung wegen Urlaub, zeitweiser Entlassung oder während einer Flucht aus der Anstalt (vgl. Kap. 6.2.2.9).

(b) Forschungsgeschichte und Forschungsstand

Eine Forschungsgeschichte zu Patientenbriefen in der Sprachwissenschaft ist kaum existent. Zwar zitiert Riecke (2008) in einem Beitrag über „Laien-Texte in psychiatrischen Krankenakten“ vereinzelte Briefe aus der Gießener Landes-Heil- und Pflegeanstalt; einen davon übernimmt er auch in seine Sprachgeschichte (vgl. Riecke 2016: 229). Diese Hinweise wurden aber in der Sprachwissenschaft nicht weiter verfolgt, sodass bis auf die Studien von mir und meiner Arbeitsgruppe (vgl. Kap. 2.2.d), soweit ersichtlich, keine sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu Patientenbriefen vorhanden sind. Auch in der Geschichtswissenschaft wurden Patiententexte wegen der dort vorherrschenden Fortschritts- und Ärztefixierung lange kaum beachtet; seit den 1980er-Jahren besteht dort aber eine verstärkte Hinwendung zu Selbstzeugnissen der Patienten (vgl. Kap. 3.1.1). Im Folgenden wird thematisiert, welche Rolle Patiententexte in den Veröffentlichungen zeitgenössischer Ärzte spielten und in welchen Arten jüngerer geschichtswissenschaftlicher Publikationen Hinweise auf historische Patientenbriefe zu finden sind.

Patientenbriefe waren bereits im 18. Jahrhundert Gegenstand medizinischer Arbeiten. So veröffentlichte der Chirurg Lorenz Heister (1683–1758) die an ihn gerichtete Konsultationskorrespondenz als zweibändige Fallsammlung, die sich an den ärztlichen und chirurgischen Nachwuchs richtete (vgl. Ruisinger 2008: 48).¹²² Während im frühen 19. Jahrhundert Briefe von Patienten psychiatrischer Anstalten britischen Ärzten zur Illustration und Bestätigung der bereits bestehenden Beobachtungen dienten (vgl. Andrews 1998: 277), wuchs gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland das wissenschaftliche Interesse an Patiententexten. Ewald Hecker (1871) etwa entwickelte sein Konzept der *Hebephrenie* anhand der detaillierten Untersuchung von Patientenbriefen (vgl. Wübgen 2010). Auch einflussreiche Lehrbücher der Psychiatrie wie das von Emil Kraepelin (1883) stützten sich auf die Analyse von Patiententexten (vgl. Schiegg & Thorpe 2017). Blickt man in medizinische Zeitschriften um die Jahrhundertwende, so stößt man immer wieder auf Patientenbriefe. In der ersten Ausgabe der *Zeitschrift für Gesamte Neurologie und Psychiatrie* (1910) findet sich beispielsweise in der Fallstudie „Ein hysterischer Schwindler“ ein abwertend als „Briefchen“ (Göring 1910: 254) bezeichneter Text eines

¹²² Heisters Briefnachlass ist in der Universitätsbibliothek Erlangen, Briefsammlung Trew, aufbewahrt. Es handelt sich um „Hunderte von Fernkonsultationen“ (Ruisinger 2008: 9).

ehemaligen Gefängnisinsassen und späteren Patienten. Auch Karl Jaspers (1910), der in dieser Ausgabe der Zeitschrift seine Studie zum *Eifersuchtswahn* veröffentlicht, zitiert Patientenbriefe. Der Kaufbeurer Oberarzt Adolf Fuchs verwendet ebenfalls in seinen Publikationen zu Zwangsstörungen (vgl. Fuchs 1927) und Fremdkörperschluckern (vgl. Fuchs 1930) Texte des Kaufbeurer Patienten Hans A. (kfb-80) (vgl. Kap. 6.2.2.5).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts verlagerte sich das Interesse zunächst auf die bildnerische Produktion von Patienten, die im Fokus von Hans Prinzhorns *Die Bildnerei der Geisteskranken* (1922) und Leo Navratils *Schizophrenie und Kunst* (1965) sowie der Kunstströmung des *Art brut* standen (vgl. Ankele 2009; MacGregor 1989). Das Literarische und Künstlerische an Patiententexten diskutieren beispielsweise Steinlechner (2002) und Tebben (2009) anhand von Material aus der Heidelberger *Sammlung Prinzhorn*. Die dort regelmäßig erscheinenden Publikationen, vor allem Ausstellungskataloge, drucken oftmals Patiententexte ab (vgl. Jádi 1985; von Beyme & Hohnholz 2018). Auch in andere, die Kunst psychiatrienerfahrener Personen thematisierende Publikationen werden historische Patientenbriefe eingebettet.¹²³

Der in der Medizingeschichte vollzogene Perspektivenwechsel hin zu den Patienten macht sich in jüngeren Publikationen bemerkbar. Während vor den 1990er-Jahren nur vereinzelte Arbeiten wie die von Niedergassel (1977) Patiententexte als Quellen ernst nahmen, bilden diese mittlerweile oft zentrale Bestandteile medizin- und sozialhistorischer Dissertationen. Dabei sind die Untersuchungen in der Regel auf eine psychiatrische Anstalt beschränkt, etwa Burkhardt (2003) auf die Illenau, Nolte (2003) auf Marburg, Lauterbach (2013) auf Kennenburg/Esslingen, Nyhoegen (2011) auf Uchtsprunge, Tobias (2017) auf Bristol (UK), Tsapos (2012) auf Bethel und Wernli (2014) auf Waldau (Schweiz). Braun (2009) untersucht zwei Anstalten in Hofheim und Siegburg.

Daneben finden sich Hinweise auf Patientenbriefe in anstaltsgeschichtlichen Sammelbänden oder Monographien, etwa Roth (1999) zu Briefen aus Schussenried, Winnenthal und Zwiefalten in ihrer Studie zur württembergischen Anstaltspsychiatrie, Scharfe (2001) zu Briefen aus Marburg in einem Sammelband zur dortigen Psychiatrie oder Vanja (2008) zu Briefen aus Merxhausen in einem Band zu hessischen Hospitälern. Auch Quellenpublikationen zur Anstaltspsychiatrie können Patientenbriefe beinhalten, so Küster (1998) zu Briefen aus Eickelborn und Münster, ebenso wie man in Archivpublikationen darauf stoßen kann, so Gränitz & Hillert (2011) zu Thonberg/Leipzig.

In jüngeren Arbeiten zum Nationalsozialismus bilden Briefe von Patienten und deren Angehörigen ein wichtiges Gegengewicht zu den traditionell von „Täterdokumente[n]“ (Eberle 2015: 164) geprägten Sichtweisen der Psychiatriegeschichtsschreibung. Genannt werden können etwa die Studien von Thelen (2011a) zu Briefen aus Wehnen, von Sandner (1997) zu Weilmünster und von Lutz (2006b) zu Hadamar. Auch das Gedenkbuch für die

¹²³ Im Band *Leidlust* sind neben jüngeren Kunstwerken auch die des Patienten Georg L. abgedruckt, der von 1880 bis zu seinem Tod 1912 in Kaufbeuren-Irsee war (vgl. Lindner 1999: 8–13). Während seine Zeichnungen in der Sammlung Prinzhorn aufbewahrt werden, befindet sich seine Akte im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren (Nr. 1686).

Münchener Opfer der ‚Euthanasie‘-Morde (vgl. von Cranach, Eberle et al. 2018) zitiert einige Briefe im Kontext der Anstalt Eglfing/Haar.

Internationale medizinhistorische Zeitschriften liefern vor allem Hinweise auf Patientenbriefe aus dem englischsprachigen Raum. Als besonders ergiebig erweist sich die Zeitschrift *Social History of Medicine* mit Publikationen zu Briefen aus York (vgl. Wannell 2007), Gloucester (vgl. Smith 2008), Glasgow (vgl. Andrews 1998), Broadmoor (vgl. Shepherd 2017) und auch Australien und Neuseeland (vgl. Coleborne 2006a). Auch *Medical History* publiziert öfters Studien, in denen Patientenbriefe vorkommen, etwa aus Südafrika (vgl. Wilbraham 2014) oder im Themenheft *Tales from the Asylum. Patient Narratives and the (De)construction of Psychiatry* Briefe aus Bethlem/London (vgl. Chaney 2016) und Brüssel (vgl. Majerus 2016). Hinweise auf Patientenbriefe finden sich ebenso in *History of Psychiatry* zu Edinburgh (vgl. Beveridge 1998) und im *Bulletin of the History of Medicine* zu North Carolina (vgl. Noll 1994).

Folglich liegen vielfältige geschichtswissenschaftliche Publikationsformen vor, in denen Hinweise auf Patiententexte zu finden sind. Allerdings stützen sich diese in der Regel auf eine psychiatrische Einrichtung und nehmen voneinander kaum Kenntnis. Eine Übersichtsdarstellung bzw. Bibliographie zu Publikationen, in denen Patiententexte zitiert werden, existiert bislang nicht. Für die vorliegende Arbeit wurde eine Vielzahl medizinhistorischer Publikationen auf Hinweise nach Patientenbriefen durchgesehen¹²⁴, einerseits um generelle Charakteristika dieser Textsorte zu sammeln, etwa hinsichtlich der im folgenden Abschnitt diskutierten Zensurpraxis. Andererseits dienten mir die zitierten Briefe auch als Ausgangspunkt für weitere Datenerhebungen.¹²⁵ Trotzdem ist davon auszugehen, dass dabei nur ein Teil der existierenden Literatur zu historischen Patientenbriefen erfasst werden konnte, zumal da sich diese auch ständig erweitert.

Anhang A.b stellt die Ergebnisse dieser Literaturrecherchen zu historischen Patiententexten zusammen und liefert damit, soweit ersichtlich, die erste Übersicht mit einer recht großen Anzahl an Publikationen – alleine aus Deutschland über hundert – zu diesem Bereich. Dies erleichtert das Auffinden und den Zugriff auf das Datenmaterial deutlich, da hiermit konkrete Hinweise auf die Existenz und archivalische Überlieferung von Patiententexten aus bestimmten Einrichtungen vorliegen. Zudem finden sich in den Arbeiten meist auch anstaltsgeschichtliche Ausführungen, auf die soziolinguistische Untersuchungen zurückgreifen können. Wie einige Überprüfungen zitierter Briefe an den Originalen gezeigt haben (vgl. die Fußnoten im Anhang), sind die in diesen Publikationen durchgeführten Transkriptionen für die sprachwissenschaftliche Arbeit meist unbrauchbar, weil auf Grund des rein inhaltlichen Erkenntnisinteresses bewusst oder unbewusst graphema-

¹²⁴ Die genannten Zeitschriften wurden seit Gründung bzw. in den letzten ca. 20 Jahren bis Jahrgang 2020 durchsucht. Zusätzlich wurden mehrere hundert medizingeschichtliche Bände mit Unterstützung einer studentischen Hilfskraft (Judith Willberg) in der Bibliothek des Erlanger Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin durchgesehen.

¹²⁵ Die Abbildung eines Patientenbriefs bei Davis & Kidd (2013: 24) hat etwa zur Erschließung der historischen Casebooks des High Royds Hospital in Menston geführt (vgl. S. 116, Fn. 99).

tische und grammatische Anpassungen vorgenommen wurden bzw. bei der Transkription auch unsorgfältig gearbeitet wurde. Da in den Findmitteln der Archive Informationen über die Existenz von Patientenbriefen in der Regel fehlen (vgl. Kap. 3.2.1), besitzen diese Publikationen trotz ihrer philologischen Mängel eine hohe Relevanz.

(c) Kontexte und Gründe für die Briefzensur

Im Folgenden wird auf die Rahmenbedingungen und Gründe der in den psychiatrischen Anstalten üblichen Briefzensur eingegangen. Datenbasis bilden zunächst veröffentlichte und unveröffentlichte Schriften der Anstalten und Ärzte. Im anschließenden Abschnitt erfolgt ein Wechsel zur Patientenperspektive und deren Umgang mit der Zensur.

Die erste Satzung der psychiatrischen Einrichtung in Irsee (1850) regelt zwar nur den persönlichen Verkehr der Angehörigen mit den Kranken,¹²⁶ die überlieferten Briefe aus der Frühzeit dieser Anstalt belegen aber die Existenz einer Briefzensur. In der Satzung aus dem Eröffnungsjahr des Kaufbeurer Standorts (1876) wird diese Praxis schließlich schriftlich festgelegt:

Der Verkehr der Kranken mit ihren Angehörigen oder überhaupt mit Auswärtigen und der letzteren mit den Kranken durch Briefe, Geschenke oder Besuche ist von den Anordnungen des ggl. Direktors abhängig. (Satzung Kaufbeuren-Irsee 1876: 830)

Vergleichbare Regularien finden sich auch in anderen Einrichtungen.¹²⁷ Die Praxis der Briefzensur lässt sich noch in den 1980er-Jahren beobachten, wofür Höhn (2015: 158) Belege liefert. Auch in der Schweiz war dies in Bern „bis weit ins 20. Jahrhundert hinein üblich“ (Wernli 2014: 16). In manchen Ländern war die Möglichkeit der Briefzensur sogar in der Gesetzgebung verankert. So erlaubte es der *Scottish Lunacy Act* (1866), die Korrespondenz der Patienten zu prüfen und gegebenenfalls zurückzuhalten (vgl. Beveridge 1998: 434). Bestimmte Adressaten konnten davon ausgenommen sein; in Schottland wurden Briefe an die Gerichtsbarkeit unzensuriert abgesendet (vgl. Andrews 1998: 270; Gründler 2013: 246). Auch in England hatten Patienten zeitweise die Möglichkeit, mit dem Lord Chancellor ungehindert zu kommunizieren, was durch den *Lunacy Act* (1890) aber wieder eingeschränkt wurde (vgl. Andrews 1998: 271).

Die Briefzensur bildete in den Einrichtungen oftmals wohl eine Alltagspraxis, über die kaum noch reflektiert wurde. So verweise der Einsatz eines Kontrollstempels auf allen

¹²⁶ Vgl. Satzung Irsee (1850: 74): „[Die Angehörigen sind] in Hinsicht auf die Zulässigkeit eines persönlichen Verkehrs mit den Kranken selbst und die Zeit und die Bedingungen eines solchen an das sachkundige Urtheil und die Vorschriften des dirigirenden Arztes gebunden.“

¹²⁷ Vgl. die Hausordnung der Heil- und Pflegeanstalt Illenau: „Der Verkehr der Kranken nach Außen hängt von den Bestimmungen des Direktors ab. Paquete, Briefe und Aufträge von ihnen und an sie dürfen nur mit dessen Erlaubniß bestellt werden.“ (Illenau 1847: 61). Ähnliches findet man in anderen Ländern, etwa in den *Regulations* des Glasgow Royal Asylum for Lunatics (1848): „all letters or parcels addressed to or proceeding from Patients shall be disposed of by him [Physician-Superintendent]“ (zitiert nach Andrews 1998: 269).

Briefen der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen laut Thelen (2011b: 106) „auf die Normalität, auf die Selbstverständlichkeit und Routine, mit der die Zensur gehandhabt wurde.“ Zeiten mit Personalmangel gingen teilweise mit einer geringeren Kontrolle einher, wofür Schulze (2021: 30) erstaunliche Belege für abgesendete Patientenbriefe aus Kaufbeuren-Irsee zur Zeit der NS-„Euthanasie“ (1943/44) anführt.

Gründe für die Zurückhaltung von Briefen finden sich daher meist nur vereinzelt und werden kaum ausführlicher in den Statuten der Anstalten dargelegt.¹²⁸ Eher stößt man in unveröffentlichten Schreiben von Ärzten oder in ärztlichen Notizen auf den zurückgehaltenen Briefen selbst auf Begründungen. Die umfangreichste Quelle, die diesbezüglich ausfindig gemacht werden konnte, ist der Abdruck eines sechsseitigen Rechtfertigungsschreibens des Direktors der Landesheilanstalt Marburg, Prof. Dr. Maximilian Jahrmärker, an die Regierung (17.05.1921), in dem er detailliert auf Gründe für die Briefzensur eingeht.¹²⁹ Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit und ohne die sicherlich bestehende zeitliche und räumliche Variation der Begründungsmuster berücksichtigen zu können, erfolgt nun unter anderem unter Rückgriff auf Jahrmärkers Schreiben eine Zusammenstellung von fünf zentralen Gründen für die Verhinderung einer Weiterleitung von Briefen:

- *Diagnoseinstrument:* In der Frühzeit der Psychiatrie, als die Möglichkeiten der Erfassung von Krankheitssymptomen noch sehr begrenzt waren, boten Patientenbriefe den Ärzten eine gern genutzte „Momentaufnahme des seelischen Zustandes einer Person“ (Ankele 2009: 57). Dies erklärt auch die Aufbewahrung weiterer Texte der Patienten, die als „Teil der individuellen Krankengeschichte und Elemente in deren lückenloser Dokumentation“ (Sahmland 2007: 89) galten. Die Möglichkeit, durch Patiententexte Hinweise auf Krankheiten sowie auf Absichten der Patienten zu erhalten, nennt auch Jahrmärker als sein erstes Argument für die Zensur. Die Briefe lassen „nicht selten wichtige Aufklärungen erhalten über die Krankheitssymptome für die Behandlung in Betracht kommende Komplexe und Strebungen (Selbstmordgedanken, Entweichungsabsichten usw.)“.

¹²⁸ Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau etwa veröffentlichte eine Publikation, um „die noch immer entgegenstehenden Vorurtheile und Irrthümer zu bekämpfen“; sie solle den Angehörigen „einen Blick in das innere Leben [der Anstalt] thun lassen“ (Illenau 1847: VII). Darin finden sich Hinweise, wann Patienten Korrespondenz ausgehändigt bekommen: „Briefe können natürlich um so eher übergeben werden, je weniger sie Aufregendes enthalten“ (Illenau 1847: 56).

¹²⁹ Kassel, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV-Archiv), Bestand 16 (Marburg), Nr. 275. Wie aus einem ebenfalls dort abgehefteten Schreiben des Ministeriums für Volkswohlfahrt in Berlin (02.04.1921) zu entnehmen ist, wurde im Nachgang der Beschwerde eines Patienten eine derartige Rechtfertigung von den Direktoren der öffentlichen Heil- und Pflegeanstalten eingefordert. Jahrmärkers Schreiben ist nur ausschnittsweise bei Nolte (2003: 76f.) und Scharfe (2001: 165) veröffentlicht und wird hier nach dem im Archiv eingesehenen Original zitiert. Vgl. Sandner, Aumüller & Vanja (2001) zu diesem Direktor. Schulze (2021: 29) zitiert zudem ein Schreiben des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt (1922) mit Gründen gegen die Aufhebung der Briefzensur.

- *Schutz der Patienten*: Sowohl im Schreiben als auch Empfangen von Briefen wurde ein gesundheitliches Risiko gesehen. So können Patienten laut Jahrmärker „durch ihr immer neues Schreiben nur in immer grössere Unruhe versetzt und in ihren seelischen Befinden nur immer mehr verschlechtert“ werden. Dies führte zu einer „Regelung des Schreibens unter Berücksichtigung ärztlicher Gesichtspunkte“. Das Einbehalten von Briefen an die Patienten wird ebenfalls mit deren Gefahr für die Gesundheit begründet: „Ein Brief kann bei geistig Kranken wie eine günstige Arznei, kann aber auch wie ein schädliches Gift wirken“. ¹³⁰ Auch das Einschmuggeln von Geld oder Gegenständen sollte dabei verhindert werden. Nach der Überprüfung des Briefs durch das Anstaltspersonal sollte „dem Zustand des Kranken und dem Inhalt des Briefes entsprechend erst eine gewisse Vorbereitung Platz greifen“. In der Untersuchung von Reaktionen der Kranken auf Briefe zeigt sich wiederum das wissenschaftliche Interesse der Ärzte: Ein „Arzt, muss [...] wissen, wenn er das geistige Befinden und Verhalten seiner Kranken richtig beurteilen will, was für Reize auf dieselben einwirken“, wobei insbesondere „Nachrichten über Todes-, Erkrankungsfälle“ beobachtet wurden. Auch versuchte man, die Patienten vor sich selbst zu schützen, wenn sie Briefe an Personen verfassten, „an die sie wenigstens ganz anders schreiben sollten (evtl. auch Beleidigungen, Mitteilungen von Familienangeheimnissen!)“.
- *Schutz der Mitpatienten bzw. der Einrichtung*: Eine inhaltliche Zensur wurde in Marburg unter Jahrmärker dann vorgenommen, wenn die Briefe „Mitteilungen über andere Kranke“ enthielten, „die in Rücksicht auf diese nicht so, wie sie sind, aus der Anstalt herausgehen dürfen“. Generell wurde vermieden, „unklare oder auch mit den Tatsachen in Widerspruch stehende Angaben“ abzusenden, insbesondere auch, wie Sahmland (2007: 80) ausführt, „um eine breite Akzeptanz der Anstaltspsychiatrie“ nicht zu gefährden. In den Heil- und Pflegeanstalten am Steinhof in Wien existierte sogar die Anweisung (1909), mit „einem Zusatze die betreffenden Mitteilungen des Pflégelings richtigzustellen“. ¹³¹ Andere Einrichtungen bestrafte Patienten für solche Inhalte. So führte eine Rufschädigung der Anstalt in Eberbach zu einem Fasttag und Einsperrung (vgl. Niedergassel 1977: 164). Die Entdeckung

¹³⁰ Vgl. Fn. 128. Vgl. Sahmland (2007: 94) für das Faksimile eines zurückgehaltenen Briefs (11.08.1898) der Ehefrau eines Patienten in Hofheim mit dem Vermerk „ad acta weil ungeeignet“. In der Akte von Karl G. (kfb-1480) liegt ebenfalls ein Brief (07.08.1897) von dessen Ehefrau mit der Bemerkung „Zustand zur Zeit nicht für Übermittlung des Briefes geeignet“. An Anna H. (kfb-120) wurden in den 1850er-Jahren nur inhaltlich geprüfte Briefe übermittelt (vgl. S. 415, Fn. 101). Dies galt auch noch in den 1930er-Jahren etwa bei der Korrespondenz der Familie (14.07.1936) an Magdalena R. (kfb-2950), wie Dr. Maier auf dem Brief mit rotem Buntstift anmerkt: „Brief und Karte sind ungeeignet für die Kranke! *ad acta! DM.*“.

¹³¹ Vgl. Niederösterreichische Landes-Heil- und Pflegeanstalten für Geistes- und Nervenranke am Steinhof in Wien (1909): Dienstesvorschriften für die Ärzte, Abschnitt D, §34; bei Ledebur (2015a: 106) fälschlich §22.

derartiger Briefe galt in Marburg als Anlass zur Aufenthaltsverlängerung (vgl. Nolte 2003: 79). Andrews (1998: 270) erwähnt eine mögliche Verwendung der Briefe als Belege für eventuelle Rechtsstreitigkeiten im Anschluss an die Behandlung.

- *Schutz der Adressaten*: Die eben genannte Wiener Anweisung erklärt, dass „jede unnötige Belästigung von Behörden und den Pfinglingen fernstehenden Personen nach Möglichkeit verhütet werden“ solle. „Um mit den stets wiederkehrenden Bitten und Geschreibe die Angehörigen nicht zu belästigen“, unterblieb auch die Absendung eines Briefs von Albert B. (kfb-2047) an seine Schwester (08.11.1897), wie die Anmerkung von Dr. Julius auf diesem Brief belegt. Teilweise forderten die Angehörigen die Briefzensur auch ein, was ein Hinweis von Dr. Heinz auf einem Brief Martin B.s (kfb-1621) an seinen Schwager (24.09.1901) zeigt: „Angehörigen wollen nichts mehr erfahren“.¹³² Schulze (2021: 30) zitiert hierfür weitere Belege aus Kaufbeuren-Irsee aus der NS-Zeit, die er wegen weiterhin erfolgter Besuche weniger mit Desinteresse am erkrankten Angehörigen erklärt, sondern mit dem „Stigma, das der Anstaltsaufenthalt eines Familienmitglieds bewirken konnte“.
- *Unzustellbarkeit & Portokosten*: Daneben finden sich auch Briefe in den Akten, die zwar abgesendet wurden, allerdings als unzustellbar an die psychiatrische Anstalt zurückgingen und archiviert wurden, etwa ein Brief von Anna S. (kfb-2325) an ihre Schwester (vgl. Kap. 6.2.2.14). Einige Patienten mit schlechterem Gesundheitszustand konnten keine Briefe mit erkennbarem Adressaten mehr verfassen, sodass eine Absendung von Vornherein ausgeschlossen war (vgl. die Beispiele in Kap. 2.5.d). Bei „Vielschreibern und Querulanten“ (Schulze 2021: 29) spielten auch die Portokosten eine Rolle.

(d) Reaktion der Patienten auf die Briefzensur

Inwiefern die Patienten von der Briefzensur wussten, geht aus ärztlichen Dokumenten kaum hervor, sondern lässt sich aus ihrem Schreibverhalten und vor allem aus metasprachlichen Kommentaren rekonstruieren. Es ist davon auszugehen, dass einigen, aber nicht allen Patienten die Zensurpraxis bewusst war bzw. diese erst nach einiger Zeit in der Anstalt vermuteten oder davon erfuhren. Sahmland (2007: 74–77) zeichnet nach, wie es bei Patienten auf Grund des Fehlens von Antworten zunächst oft zu Irritationen kam, was deren Gefühl der Isolation verstärkte und zu einer intensivierten Schreibaktivität führte. In der Hofheimer Anstalt richtete eine Patientin nach erfolgloser Kontaktierung ihres Sohnes ihren Wunsch nach Entlassung an einige weitere Verwandte und Bekannte. Bei den Briefen aus Kaufbeuren-Irsee kam es auch vor, dass sich die Patienten in ihrer Verzweiflung mit ihren Bitten an den bayerischen König Otto (Therese H., kfb-1780), Prinz Luitpold (Pius G., kfb-936; Georg S., kfb-1763), König Ludwig (Josef B., kfb-1269) und später an

¹³² Ähnlich wandte sich auch der Sohn einer Patientin in Hofheim mit der Bitte an den Anstaltsdirektor, Briefe mit Beleidigungen gegen seine Frau zurückzuhalten (vgl. Sahmland 2007: 81).

Hitler (Katharina V., kfb-6369; Elisabeth H., kfb-10608) wandten oder sogar Regenten im Ausland wie dem Kaiser von Rußland schrieben (Maria E., kfb-2817).

Oftmals vermuteten die Patienten die Briefkontrolle. Während die Metzgersgattin Maria Z. (kfb-935) sich erst noch darüber wundert, dass sie trotz wiederholtem Schreiben keine Antwort erreicht (Bsp. 82a), ahnt sie in einem undatierten, aber wohl späteren Brief die Zensur (Bsp. 82b). In einem dritten, ebenfalls undatierten Brief erwähnt sie eine inhaltliche Anpassung ihres Briefs zur Umgehung der Zensur (Bsp. 82c):

- (82) a. Ich habe schon 4 Brif ruder Geschriben an Vater, u an Grombegi Schwester. Aber schreiben dutz Sie mir gar keinen brif, das verdrist mich auch fül (Brief an Bruder, 19.07.1890)
- b. Den Ich Glaube, das der Tocktor keinen Brif vort schigt. (Brief an Bruder & Schwägerin, ca. 03.08.1890–1901)
- c. Ich kend Iñen viel schreiben wen man durft, aber ales dirf man nicht so schreiben wie man wil, u dus auch nicht Ich habe schon füle Briefe heim geschriben der Schwester Grombegie u in Vater Bayerle, das einz raufaren sold u sol mich u Dirf mich holen. Aber komd keines rauf u. hold mich (Brief an Julia und Vetter, ca. 1890–1901)
- Metzgersgattin Maria Z. (kfb-935)*

Auch Johanna M. berichtet davon, welche Inhalte von der Institution gefordert wurden:¹³³

- (83) Wenn ich zum Dkt Hagen sage ich will fort so lacht er mich aus [...] Neulich fragte ich ob ich schreiben dürfte so hieß ich müßte schreiben das es mir recht wohl gefiele die Wahrheit dürfte ich nicht schreiben. *Optikerstochter Johanna M. (kfb-3), Brief an Bruder, 19.04.1850*¹³⁴

Teilweise sind Patienten wie Crescenz H. traurig, dass man sie über das Absenden und den Empfang von Briefen im Unklaren lässt, teilweise überwiegt die Wut, so in Jakob S. Schreiben „An die gefährlichen Aerzte Kaufbeuren u. Irsee“ und bei Benedikt B.:

- (84) Unter schrecklichen Thränen muß ich dir berichten das ich erst ente Sep deinen Brief dir zugesentet hab aber keinen wink darf ich wissen ob man dir Ihn zugesentet hat u keinen wink von Euch ob ihr noch am leben seit
- Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844), Brief an Bruder & Schwägerin, ca. 07.10.1886–97*

¹³³ Derartige Kommentare finden sich auch aus anderen psychiatrischen Einrichtungen. Der in Hamburg Langenhorn behandelte Handlungsgehilfe Walter S. (ham-15401) schreibt am 18.02.1930 seinen Eltern: „Vor kurzen hat er zu mir gesagt, halten sie ihre Schnauze und noch mehr ich will es garnicht schreiben, da ich sonst befürchten muß, daß dieser Brief nicht abgeht. [...] Dieses sind die Erziehungsmethoden die hier angewandt werden. Da jeder weiß, daß er sein Mund halten muß, sonst halten sie ihm immer länger fest.“ Theodor V. in Eickelborn schreibt seiner Mutter am 16.11.1905: „Ich kann dir in Wirklichkeit dies Haus gar nicht schildern, weil eben solge Briefe ihres Ynhalts wegen nicht abgeschickt werden.“ (Küster 1998: 490). Vgl. ähnliche Beispiele bei Nolte (2003: 79).

¹³⁴ Vgl. Dobler (2020: 86f.) zu dieser Patientin und diesem Brief.

- (85) waß seid den Ihr eigentlich nicht's als Staats Curpfuscher Briefdiebe, und als solche müßt Ihr Euch In's gesamt vor einem Wahrheitsliebenden Menschen fürchten, u. zum schein das Eure lumperei nicht an Tageslicht kom̄t, hier Gefangenhalten, aber Mundtod könt ihr mich nicht mehr machen
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Ärzte, 17.08.1893
- (86) Überhaupt Pfeife ich auf die ganze schreiberei nauf Ihr wie ich auch selber hat ja doch nichts davon - - Den Verkehr mit meinen Verwandten unterdrückt meine Armut. So wandert also jeder Brief in des Hundsgemeinen Direktors Papirkorb.
Sattlergehilfe Benedikt B. (kfb-3907), Brief an Familie H., 1900

Manche Patienten wie Vitus P. und Therese H. fanden sich mit der Briefzensur ab und betrachteten diese als etwas Alltägliches. Die Hamburger Patientin Amanda M. R. schließlich informiert darüber nur nebenbei als Grund zum Beenden ihres Briefes. Diese Patienten vermuten dennoch, dass ihre Briefe zwar gelesen, dann aber abgesendet werden:

- (87) [...] kañ ich daß meinen Fürsten Brieflich nicht mitheilen weil man in der Heil u Pflege Anstald ein Quwert nicht bekom̄t da die Brife zu erst imer durch gelesen werden von den Ärzten
Kutscher Vitus P. (kfb-1901), Brief an Fürst und Regent, 28.06.1887
- (88) Ich kan von den wichtigen Angelegenheiten mein Herz nicht frei machen muß alles für mich behalten. bis zur rechten Zeit der liebe Gott wird mir seine Gnade u. Beistand verleihen Da ja ein jeder den Brief offen abgeben muß.
Fabrikarbeitsfrau Therese H. (kfb-1780), Brief an Nefte und Cousine, 07.06.1910
- (89) Nun muß ich schließen. Oberschw. Erna kommt bald und will den Brief haben. Die Briefe werden alle gelesen. Viele herzliche Grüße Deine Schwester
Hausangestellte Amanda M. R. (ham-20082), Brief an Schwester, 22.04.1935

Dass eingehende Post geprüft wurde, erkannten die Patienten an geöffneten Umschlägen:

- (90) Dein Brief würde geöffnet u. gelesen werden, ehe ich ihn erhalte;
Dienstmagd Luise K. (kfb-2876), Brief an Lina, 01.10.1894
- (91) Der Brief war geöffnet allein ich erhielt zugleich mit der Uebergabe keine Erlaubniß selben zu beantworten.
Forstgehilfe Karl H. (kfb-2530), Brief an Direktor, 25.08.1854

Andere Patienten wie Johannes B. bitten ihre Ärzte direkt oder wie Magdalena G. auch indirekt um Absendung bzw. fügen wie Lorenz S. ihrem Privatbrief noch einen Beibrief mit einer solchen Bitte hinzu (komplett abgedruckt):¹³⁵

- (92) bitte freundlichst den Herrn Oberrath und Direktor der Anstalten den Brief nicht verliegen lassen.
Leinenweber Johannes B. (kfb-1640), Brief an Heimatgemeinde, 31.07.1897

¹³⁵ Da der einzige Brief in Lorenz S. Akte an seine Mutter vom 17.11.1895 stammt, ist es möglich, dass der zitierte Beibrief erfolgreich war und der Anfang 1896 geschriebene Brief abgesendet wurde. Ähnliche Bitten in Form von kurzen Briefen finden sich auch an einen Pfleger adressiert bei Jakob S. (kfb-908) und an eine Köchin bei Georg S. (kfb-1763).

- (93) Den ich weiß gewieß Herr Docktor ist schon so Gütig u übesendet Dier Dieses Brieflein.
Näherin Magdalena G. (kfb-1952), Brief an Schwester, 17.08.1882
- (94) Wohlgeborner H. Direktor. Ich ersuche Sie höflichst den Brief ja doch vortzuschicken u. meiner Gesinung austruk zu geben, da ich den ersten bloß geschrieben habe um meine Mutter zu beruigen. Achtungsfolst Lorenz S. [Nachname gekürzt]
Tagelöhner Lorenz S. (kfb-1628), Brief an Direktor, 07.01.1896

Nicht alle Patienten vertrauen aber auf die Güte ihrer Ärzte. Manche schreiben ihre Briefe heimlich bzw. versuchen sie auch aus der Anstalt zu schmuggeln:

- (95) Disen Brif habe ich heimlich an eich Geschriben
Nagelschmied Johann H. (kfb-789), Brief an Bruder, 02.02.1870
- (96) Es thut mir sehr leid, Euch auf heimlichen Weg benachrichtigen muß, – Indem mir alle Briefe welche ich schreibe unterschlagen werden!
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Bruder und Schwägerin, 19.08.1894
- (97) Diesem Brief habe ich geschmugelt, geht nicht durch die Anstalt. [auf Briefumschlag von der Anstalt mit rotem Buntstift: „Geschwärtzt 18.4.37.“]
Postschaffner Otto A. (mkf-1328), Brief an Vater, 18.04.1937
- (98) /: Vom Kranken heimlich zu befördern gesucht :/
Dr. Julius, Irsee, auf Brief Handlungskommis Karl G. (kfb-1480) an Mutter, 02.11.1896

Meist ist unklar, wie die Patienten eine Umgehung der Zensur planten und woran diese dann scheiterte. Teilweise kann dies aber rekonstruiert werden. Etwa übergab Martin B. (kfb-1621) seinen Brief an das Bezirksamt „bei der Holzarbeit in einem unbewachten Moment einem der Waschmädchen zur Beförderung“ (Krankengeschichte, 09.09.1898). Der Brief erreichte tatsächlich den Adressaten, wurde allerdings an die Anstalt zurückgesendet (vgl. Kap. 5.2.1). Eine aus Kaufbeuren herausgeschmuggelte Postkarte (06.09.1923) von Urban S. (kfb-2936) an eine Irseer Patientin wurde dort abgefangen, nach Kaufbeuren zurückgesendet und in die Akte des Absenders gelegt. Andere Patienten erledigten ihre Korrespondenz bei Ausgängen in die Stadt Kaufbeuren. Der Buchhändler Hermann P. (kfb-4001) sandte zwei Liebesbriefe erfolgreich an ein „Frl. Lina“, die auf Anweisung der Anstalt aus dem Gedächtnis Zusammenfassungen von diesen erstellte („da ich die Briefe nicht mehr hab“) und die seiner Akte beigelegt wurden. Der Patient hatte vorgeschlagen:

- (99) Entweder soll ich Ihm die Briefe selbst übergeben oder ich soll Sie nach der Stadt schicken, von wo aus er Sie dañ selbst abholt, weñ er freien Ausgang hat, er schrieb mir, daß er jeden Samstag in die Stadt geht. Und sofern würde niemand was davon erfahren.
,Frl. Linas' Brief in der Akte von Hermann P. (kfb-4001), ca. 1909–11

Teilweise wurden derartige Kontakte zur Außenwelt von Mitpatienten unterstützt.¹³⁶ Das Umgehen der Briefzensur wurde auch in der Forschung behandelt. Nolte (2003:

¹³⁶ Vgl. das Beispiel von Georg S. (kfb-1763) in Kap. 6.2.2.9.

77) beschreibt, dass Marburger Patienten Besuchern und zu entlassenden Mitpatienten Briefe mitgaben. Griebenböck (2011) zeigt Beispiele für nach außen geschmuggelte Beschwerdebriefe aus der psychiatrischen Anstalt Hall in Tirol. Auch Pfleger waren hierbei manchmal behilflich, wie Hughes (1993: 38) für das Bryce Hospital in Tuscaloosa (Alabama, USA) ausführt. Dass Briefeschmuggeln keineswegs als Bagatelle galt, zeigt Thelen (2011b: 107) für die Heil- und Pflegeanstalt Wehnen, deren Hausordnung Besucher auf das Verbot des Mitbringens oder Mitnehmens von Korrespondenz hinwies und Zuwiderhandelnde von weiteren Besuchen ausschloss bzw. auch polizeilich verfolgte.

Die in der Behandlungspraxis historischer psychiatrischer Anstalten verankerte Briefzensur ist somit nicht nur für die Überlieferung dieser Textsorte, sondern auch für deren Charakteristika relevant. Einerseits ist es beachtlich, dass auf das Ausbleiben von Antworten hin bei einigen Patienten eine intensiviertere Schreibaktivität mit Erweiterung des Adressatenkreises einsetzte. Dies ermöglicht es der vorliegenden Arbeit, den Sprachgebrauch der Patienten an unterschiedliche Adressaten zu vergleichen. Andererseits sollte auch das Wissen vieler Patienten um die Existenz der Zensur berücksichtigt werden, da jenes auf die Form und den Inhalt ihrer Briefe Einfluss nehmen konnte. Der mitlesende Arzt hatte also nicht nur den Status eines den Schreibern unbekanntem *Eavesdropper*, sondern konnte auch ein bewusster und nicht-ratifizierter *Overhearer* werden (vgl. Bell 1984: 159). Dieser bewirkte Anpassungen der Briefe mit dem Zweck einer positiveren Bewertung und schließlich einer Absendung. Im Einzelnen lässt sich aber nur in wenigen Fällen anhand metasprachlicher Hinweise rekonstruieren, ob ein Patient von der Briefzensur wusste und wie dieser darauf reagierte. Bei der Beurteilung der Textsorte Patientenbrief ist dieser Faktor jedoch nicht zu vernachlässigen, da er eine Verformung privater Patientenbriefe in Richtung Distanzsprachlichkeit zur Folge haben kann.

3.3.3 Lebensgeschichten

Als Lebensgeschichten werden im Folgenden Texte bezeichnet, in denen Patienten rückblickend von ihrem Leben berichten. Dabei handelt es sich nicht um neutrale Auflistungen von Lebensstationen wie bei heutigen tabellarischen Lebensläufen, weshalb die Texte in dieser Arbeit auch nicht so genannt werden. Vielmehr liegen hier mehr oder weniger ausführliche Erzählungen vor, die den Schreibern auch Raum lassen für inhaltliche Ausschweifungen, Rechtfertigungen und Selbstinszenierungen. Bei der erzählerischen Rekonstruktion von Erinnerung erzeugen die Patienten oftmals andere Textmuster als in ihren meist auf die Gegenwart (z. B. Bericht der Situation) und Zukunft (z. B. Wünsche und Bitten) gerichteten Briefen. Lebensgeschichten sind deutlich heterogener als Patientenbriefe. Deshalb erarbeitet Abschnitt (a) zunächst deren Entstehungskontexte und Funktionen, Abschnitt (b) deren typische Merkmale. Das sprachwissenschaftliche Potential dieser Textsorte ergibt sich aus ihrer Offenheit und spezifischen Perspektivierung. Abschnitt (c) zeigt, wie Lebensgeschichten den Patienten die Freiheit ermöglichen, sich selbst zu positionieren und zu inszenieren und dabei sprachlich ihre Identität zu

konstruieren. Besonders aufschlussreich sind diesbezüglich die in Abschnitt (d) behandelten laienmedizinischen Gegenperspektiven, die am Beispiel der Lebensgeschichte des Mahlknechts Georg S. (kfb-1763) vorgestellt werden. Flexible Schreiber zeigen sich in Lebensgeschichten auch in der häufigen Verwendung von Codeswitching, bei dem sie vom gesamten Umfang ihres sprachlichen Repertoires Gebrauch machen.¹³⁷ Schließlich zeigt Abschnitt (e), dass die Forschung diese Textsorte bislang nur vereinzelt wahrnahm.

(a) Textsorte: Entstehungskontexte und Funktionen

Am Beginn ihres Anstaltsaufenthalts erhielten einige Patienten die Aufgabe, ihre biographischen Hintergründe schriftlich darzustellen. Dies geht etwa aus dem Text des Dienstknechts Michael Z. (kfb-1483) hervor, den er eine Woche nach seiner polizeilichen Einweisung in die Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren am 28.02.1906 verfasst hat. Formal gestaltete er diesen als Brief an einen Anstaltsarzt, und auch inhaltlich ist er an diese Textsorte angelehnt, indem er gegen Ende einen Appell an den Adressaten richtet, die Bitte um Unterstützung bei der Konvertierung von katholischer zu evangelischer Konfession:

(100) Kaufbäuren, den 10. März 1906.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Will Ihnen meinen Lebenslauf niederschreiben um ihrem Auftrag pünktlich nachzukommen. Möchte Ihnen hierauf auch zu Herzen liegen, den Wünschen u. Versprechen, ich von Ihrerseits erhalten habe auch in Erfüllung zu bringen. [...]

Dienstknecht Michael Z. (kfb-1483), Lebensgeschichte, 10.03.1906

An der Wende zum 20. Jahrhundert, als auch die Schriftproben aufkamen (vgl. Kap. 3.3.4), wurde zunehmend Wert auf die Gewinnung biographischer Informationen gelegt.¹³⁸ Lebensgeschichten konnten den Ärzten gleichzeitig als Informationsquelle und für diagnostische und therapeutische Zwecke nützlich sein. So boten diese Texte Einblicke in das frühere Leben eines Patienten, die teilweise aus anderen Quellen kaum zu beschaffen waren. Ein solcher Fall liegt bei Urban S. (kfb-2936) vor, bei dessen Anamnese für biographische Hintergründe auf einen solchen Text verwiesen wird: „Vorgeschichte: Lebenslauf von Pat. selbst geschrieben liegt bei.“ (Mai 1922). Dass die Lebensgeschichten dabei auch kritisch geprüft wurden, zeigt ein mit „Notamina. Aus der ‚Lebensbeschreibung‘ des Hr. E.“ betiteltes, zweiseitiges ärztliches Dokument in der Akte von Julius E. (kfb-3713). Darin werden zentrale Punkte dieses 28-seitigen Textes vom 12.02.1884 nicht nur wiedergegeben, sondern vom Kaufbeurer Assistenzarzt Dr. Karl von Reichert auch

¹³⁷ Codeswitching in Lebensgeschichten wurde bei Schiegg (2016a) untersucht. Da dieses Phänomen in der vorliegenden Arbeit bei der Analyse von Patientenbriefen eine Rolle spielt, wird zur Vermeidung von Redundanzen erst in Kap. 4.3.1 & Kap. 7.1 näher darauf eingegangen.

¹³⁸ Vgl. Jaspers (1910: 569): „Die Gewinnung ganzer Lebensläufe, von Kraepelin immer gefordert, ist [...] eine Grundlage empirisch-klinischer Forschung geworden.“

bewertet, gleich zu Beginn: „1.) Auffällige Veränderung des ganzen Wesens u. Charakters der sonst gutangelegten Ehefrau (pag. 1, 2.).“ Ein ähnlicher Text liegt in derselben Akte auch zum „2. Nachtrag“ zur Lebensgeschichte vor, der uns heute nicht mehr überliefert ist. Dort kommentiert derselbe Arzt: „NB! Mangelnde Krankheitseinsicht E.s. (pag. 10.)“.¹³⁹

Ähnlich wie Patientenbriefe dienten lebensgeschichtliche Texte den Ärzten bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zur Einschätzung von Krankheiten. Dies wird deutlich bei einem Text von Anton H. (kfb-457), betitelt mit „Das Broliiegkolieg“ (wohl ‚das Protokoll‘). Diesen hatte er bereits vor seinem Aufenthalt in Irsee im Auftrag des Gerichtsarztes von Tittmoning in der dortigen Krankenanstalt (29.11.1857) geschrieben, wo der Text „zum Zwecke der Schilderung seiner Beschwerden veranlaßt wurde“ (06.12.1857). Dieser Arzt fügte den Text zusammen mit seiner Abschrift und ärztlichen Erläuterungen der Krankheitsgeschichte bei, die zur Aufnahme des Patienten in Irsee benötigt wurde. Anton H.s Text diente dem Arzt als Beleg dafür, dass die „geschilderten fixen Ideen überall hervor[treten]“. Daneben könnten Lebensgeschichten auch eine therapeutische Funktion gehabt haben. Tsapos (2002: 303) beobachtet bei Patiententexten aus Bethel „[i]n seltenen Fällen“ auch „retrospektive Berichte, in denen die Patientinnen in Rückschau die Entwicklung der eigenen Krankheit beschreiben“, und interpretiert diese „vermutlich als therapeutische, quasi kathartische Aufgabe seitens des Arztes“.

Einige Patienten äußerten dagegen selbst den Wunsch nach schriftlichen Reflexionen. Dies geht aus der Krankengeschichte (30.04.1853) der Spezereihändlerstochter Anna K. (kfb-2585) hervor, von der ein tagebuchartiger, biographischer Text aus dem Augsburger Krankenhaus vorliegt: „sie spricht wenig und verlangt Papier, um ihre Gedanken niederzuschreiben zu können, was sie auch schon während ihres Aufenthaltes im Augsburgerkrankenhouse gethan. Da ihr dasselbe jedoch hier verweigert ward und sie aufgefordert wurde ihre Gedanken auszusprechen, so erzählte sie [...]“. Das Schreiben diente den damaligen Patienten laut Beveridge (1998: 463) als „means of coming to terms with their plight; it was a way of regaining control over events which had left them powerless“. Er führt fort: „by giving their version of events, they attempted to restore their self-esteem – if only in their own eyes“. Insbesondere das Abfassen von Lebensgeschichten ermöglichte es den Patienten, Ereignisse der Vergangenheit zu ordnen. So beobachtet Kremer (2003: 184) bei einem Gießener Patienten (1925), dass ihm das Schreiben seiner Lebensgeschichte „eine Möglichkeit bot, die eigene Sichtweise ungestört zu entfalten und sich gegenüber Vorwürfen zu rechtfertigen“. Immer wieder geht die Initiative für Lebensgeschichten aber auf Ärzte zurück, was auch in der niederbayerischen Heil- und Pflegeanstalt Mainkofen belegt werden kann. Dort betitelt Marie V. (mkf-267), eine 31-jährige Landwirtstochter, ein zweiseitiges Schriftstück „Auf Wunsch des Herrn Arztes – Krankheits Beschreibung“ (ca. 1917–18). Während der praktische Arzt ihrer Heimatgemeinde ihr eine ‚schwere Hys-

¹³⁹ Ähnliches wurde auch bei der Lebensgeschichte einer Marburger Patientin (1912) beobachtet. In einer Befragung wollte ein Oberarzt „offenbar einzelne Informationen aus dem ‚Lebenslauf‘ Wally G.s überprüfen“ (Nolte 2003: 290). Abweichungen dabei erklärt Nolte (2003: 291) mit dem „Rechtfertigungsdruck, der in der Befragungssituation entstand“.

terie‘ (25.11.1917) attestierte, schildert sie in ihrem Text diverse somatische Beschwerden in ihrer Kindheit und Jugend, behandelt durch ‚Pfuscher‘, Bader und Ärzte.

(b) Textsorte: Merkmale

Die Vielfalt von Lebensgeschichten zeigt sich bei der Betrachtung von deren (1) Umfang, (2) Inhalten und Aufbau, (3) den von den Patienten gewählten Textsortenbezeichnungen und (4) deren Häufigkeit in unterschiedlichen psychiatrischen Einrichtungen.

Ad (1), Umfang: Aus Kaufbeuren-Irsee sind von Einzelschreibern lebensgeschichtliche Texte mit einem Umfang zwischen ca. 50 und 50 000 Wörtern überliefert. Tendenziell sind die kürzeren Lebensgeschichten auf Anweisung der Ärzte entstanden. Ein Beispiel hierfür ist der Text des Maurers Josef K. (kfb-2132), der nur 53 Wörter umfasst und knapp über seine Herkunft, seine Eltern und den Tag seiner Geburt informiert. Die darauf folgenden drei Zeilen sind schwer lesbar und inhaltlich unverständlich, das restliche Blatt blieb leer. Im Anschluss an den Lebenslauf findet sich ein Kommentar von Dr. Linde¹⁴⁰: „8./VI. 08. Lebenslauf, auf Veranlassung des Ref. geschrieben.“ Die Schwierigkeit beim Abfassen dieses Textes resultiert wohl aus der Krankheit des Patienten, der an progressiver Paralyse litt und daran zwei Jahre später verstarb. Besonders bei stärker erkrankten Personen wie Josef K. oder unroutinierten Schreibern findet man derartig kurze, auf Veranlassung eines Arztes geschriebene Lebensgeschichten. Die bereits genannte Lebensgeschichte des Schuhmachers Johann L. A. (ans-63) ist wohl ein eben solcher Fall (vgl. Kap. 3.1.2, S. 87). Im Gegensatz dazu verfasste der Mahlknecht Georg S. (kfb-1763) mehrere lebensgeschichtliche Texte. Davon sind 96 großformatige Seiten mit etwa 52 500 Wörtern überliefert, in denen er detailliert seine eigene Perspektiven auf seine Krankheit und Identität darlegt (vgl. Abschnitt c).

Ad (2), Inhalt und Aufbau: Typische Lebensgeschichten beginnen mit der Geburt und Herkunft der Schreiber. Es folgen Schilderungen aus der Kindheit, meist mit Fokus auf die Schulzeit (vgl. die Beispiele in Kap. 2.4), danach die beruflichen Stationen. Da für die Ärzte Krankheitsbeschreibungen von besonderer Relevanz waren und auch gefordert wurden – vgl. das Beispiel von Marie V. (mkf-267) im vorigen Abschnitt –, thematisieren die Patienten oft ihre Krankengeschichte mit ihrer eigenen Perspektive auf deren Entstehung und den Ursachen, die zur Verbringung in die psychiatrische Anstalt geführt haben. Üblicherweise enden die Lebensgeschichten mit der Anstaltsaufnahme. Oft schließen die Texte mit guten Vorsätzen und Versprechen, so auch Marie V. (mkf-267): „jetzt will ich ja gerne u willig Arzt folgen. Hauptsache, wens doch noch etwas besser würde. Hoffen darf man ja.“¹⁴¹

¹⁴⁰ Bei Dr. Max Linde handelt es sich um eine Vertretung (April bis Juli 1908) des Assistenzarztes Dr. Hugo Lichtenberg. Vgl. dazu ein Schreiben der Regierung von Bayern und Schwaben (09.03.1908), Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren.

¹⁴¹ Der „Lebensplan“ (05.03.1847) des etwa 25-jährigen Nürnberger Buchhändlers Johann K. M. (erl-58), „niedergeschrieben auf den Wunsch des hochgeschätzten Herrn Direktor’s Solbrig“,

Diesem prototypischen Aufbau folgen die überlieferten Lebensgeschichten allerdings nur teilweise. Denn zu dieser Textsorte sollen auch Texte gezählt werden, die nur einzelne der oben genannten Stationen thematisieren bzw. generell Rückblenden auf einen bestimmten Lebensabschnitt oder ein bestimmtes Ereignis liefern. Dies kann sich soweit reduzieren, dass nur die Erlebnisse weniger Tage bzw. auch Stunden in einem Text thematisiert werden, wie in Wilhelm N.s (kfb-373) „Erinnerungen an meinen 39igsten *Namēnstag*“ oder Hans A.s (kfb-80) Schreiben über „Meine Erlebnisse von Gestern den 17. Septbr. 1920 Nachmittags u. Abends!“, in dem er einen detaillierten Bericht über das Erlebte in der psychiatrischen Anstalt abgibt. Gemeinsam sind diesen Texten aber die erzählerischen Wiedergaben von Erinnertem, während Patientenbriefe eher auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet sind.

Ad (3), Textsortenbezeichnung: In Kaufbeuren-Irsee sind diese Texte häufig mit „Lebenslauf“ betitelt bzw. werden am Beginn des Textes so genannt¹⁴²; daneben findet man „Lebensbeschreibung“ (Julius E., kfb-3713) und „Lebensgeschichte“ (Augusta von H., kfb-451). Etwas ungewöhnlich, aber ebenso dieser Textsorte zuzuordnen, sind die „Tageserlebnisse“ (Anton M., kfb-1478) und „Einiges über meine Erlebnisse Lebenswandel“ (Sofia N., kfb-1971). Bei Rudolf B. (kfb-3688) handelt es sich um einen Buchhalter, der mit der lateinischen Bezeichnung „Curriculum vitae“ seinen Bildungsgrad anzeigt. Andere Schreiber suggerieren mit dem Titel einen gewissen künstlerisch-literarischen Anspruch (vgl. Abschnitt c). Ebenso lässt sich daraus teilweise ein thematischer Fokus ableiten, etwa bei Clement W.s (kfb-696) „Verzeichniß der mir zu Theil gewordenen Ueberfälle“, in dem er chronologisch auflistet, von wem und wo er zwischen 1871 und 1885 überfallen wurde. Oftmals fehlen den Lebensgeschichten aber Textsortenbezeichnungen. Auch deren teilweise Gestaltung als offizielle Briefe an einen Anstaltsarzt erschwert oft ihre Identifizierung.

Ad (4), Häufigkeit: Lebensgeschichten bilden eine weit verbreitete Textsorte, was die Funde aus unterschiedlichen psychiatrischen Einrichtungen belegen. Sie sind aber deutlich seltener in den Akten überliefert als Patientenbriefe. Zu ihrer Häufigkeit können nur grobe Schätzungen angestellt werden. So wurden bei der Durchsicht von ca. 7000 Patientenakten aus Kaufbeuren-Irsee lediglich 32 Akten identifiziert, in denen diese Textsorte enthalten ist. Fast 20-mal so häufig wurden dort private Patientenbriefe identifiziert (vgl. Kap. 3.2.2.a). Vergleicht man dies mit der kleinen Erhebung von Patiententexten aus

ist in die Zukunft gerichtet. Sein erstes Ziel betrifft wiederum den Anstaltsaufenthalt („mich den Wünschen des Herrn Direktor's und seinen Untergebenen zu fügen“), die vier weiteren die Zeit „nach dem Austritte aus der Anstalt“. Der Patient kam 1852/53 nach Irsee (kfb-2661) und verfasste auch dort Briefe.

¹⁴² Vgl. z. B. die Titel bei Johannes G. (kfb-1623): „Beschreibung meines Lebenslaufs“ und „Beschreibung meines Lebens-Laufes“; Josef S. (kfb-2266): „Mein Lebenslauf“; Joseph S. (kfb-3842): „Lebenslauf von Joseph S.“; Urban S. (kfb-2936): „Lebenslauf“. Im ersten Satz ihrer Briefe an die Anstalt sprechen Michael Z. (kfb-1483) und Franz Josef W. (kfb-2058) über „meine[n] Lebenslauf“.

Hamburg-Langenhorn, so wurden dort bereits bei 49 vorgelegten Akten, von denen 24 Patiententexte enthalten, 11 Lebensgeschichten gefunden (vgl. S. 553, Fn. 10). Auch wenn einige Kaufbeurer Lebensgeschichten erst bei der Arbeit mit diesen Texten als solche klassifiziert werden konnten (vgl. S. 97, Fn. 36), sind die Unterschiede in deren Häufigkeit im Vergleich zu Hamburg beachtlich. Sie erklären sich womöglich daraus, dass die Aufgabe, einen solchen Text zu verfassen, von den Ärzten unterschiedlich häufig gestellt wurde. Die hohe Zahl dieser Texte aus Hamburg Langenhorn könnte daraus resultieren, dass viele der dortigen Patienten aus Gefängnissen überwiesen wurden und die Texte zur Bewertung ihrer Strafmündigkeit von Relevanz erschienen sowie auch das therapeutische Ziel bestand, dass die Patienten durch die schriftliche Reflexion ihr früheres Leben und ihre gesetzwidrigen Handlungen überdenken sollten.¹⁴³

(c) Sprachliche Konstruktionen von Identität

Lebensgeschichten bilden eine sehr heterogene Textsorte mit einem hohen Grad an Individualität. Die folgenden Ausführungen gehen der Frage nach, wie die Schreiber Sprache einsetzen, um ihre soziale Identität zu konstruieren und ihre Vergangenheit zu rekonstruieren. Dabei stütze ich mich auf die dynamischen und konstruktivistischen Konzepte von Identität, wie sie die jüngere Soziolinguistik nutzbar macht (vgl. Coupland 2007). Von den gewählten Titeln einzelner Lebensgeschichten ausgehend wird zunächst gezeigt, auf welchen sprachlichen Ebenen die Selbstdarstellungen erfolgen und welche möglichen Intentionen die Schreiber damit verbinden. Dass die Lebensgeschichten teilweise eher Selbstinszenierungen als Rekonstruktionen der Vergangenheit sind, wird an der Darstellungsweise der ersten Station der Lebensgeschichten, der eigenen Geburt, gezeigt.

Wie im vorigen Abschnitt erwähnt, lässt sich bereits in den Titeln von Lebensgeschichten teilweise das Selbstbild eines Schreibers und dessen Anspruch an seinen Text

¹⁴³ Dies ist der Fall beim Hafenarbeiter Heinrich P. (ham-16588), der wegen wiederholter Straftaten in Haft war und entmündigt wurde. In seinem Lebenslauf (02.05.1929) zeigt er jedoch Einsicht: „Ich habe meinen Angehörigen gesprochen und versichert das ich jetzt genug habe von den alten Leben und werde nach meiner Entlassung ein neues Leben anfangen denn nichts geht überein regelmäßiges leben ich werde mich sehr gut führen und jede Arbeit die mir aufgetragen wird nach besten können zu verrichten.“ Nach deutlicher Besserung – laut Krankengeschichte gilt er als „[f]leißiger, freundlicher und zugänglicher Patient“ (15.11.1933) – erfolgt 1935 seine Entlassung. Teilweise waren Patienten nur kurz zur Beobachtung in Langenhorn, etwa Käthe E. G. (ham-16424) von August bis November 1926; danach wurde sie zurück ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Diese hatte ihr uneheliches Kind alleine in ihrer Wohnung geboren und kurz nach der Geburt mit dem Gummiband ihres Unterrocks erwürgt. Wirkliche Reue über diese Tat ist ihrer Lebensgeschichte nicht zu entnehmen: „[...] Ich legte mich zu Bett in der Meinung die [Schmerzen] würden sich wieder geben. Aber statt dessen wurde ich mit etwas anderem überrascht. Wie ich nun das alles habe fertig gebracht kann ich leider nicht sagen. Jedenfalls muß ich in dem Moment ohne Verstand gewesen sein. Ich hoffe jedoch es durch fleißiges Arbeiten wieder gutmachen zukönnen“ (30.08.1926).

ablesen. Pius G. (kfb-936) betitelt seinen 20-seitigen Text mit „Aus meinem Leben (3 verbesserte Auflage)“, was den Eindruck einer mehrfach aufgelegten, literarischen Autobiographie erweckt. Einen kürzeren, dreiseitigen Text nennt er „Memoiren!“ und vermittelt damit einen ähnlichen literarischen Anspruch. Die Darstellung seines immer wieder die vorherrschenden Normen übertretenden Lebens – erfolgloses Schneidergeschäft in München, Übersiedlung nach Amerika, Alkoholismus, Geldnot und Gelegenheitsarbeiten, Rückkehr nach Deutschland und einige Kontakte mit der Polizei – beginnt er selbstbewusst unter dem Motto „Mein Leben ist ein sonderbares“ (S. 1); anschließend geht er chronologisch und detailreich die Stationen seines Lebens durch. Dabei stellt er sich als „Staatsbürger u. Vaterlandsvertheidiger von Baiern“ (S. 20) dar, der zu Unrecht in die psychiatrische Anstalt verbracht wurde und dessen Handeln wiederholt zu Missverständnissen geführt hat: „Durch mein kühnes vorgehen wurde ich von einer Seite bewundert von der andern aber mit schiele Augen angesehen“ (S. 3). Seinen Bildungsgrad hebt er immer wieder hervor, wenn er schreibt, dass er „alle Vorträge besuchte, u mich mit Literatur beschäftigte“ (S. 1). Wie auch in seinen zahlreichen Briefen bringt er Anspielungen an klassische Bildungsinhalte: „Wie oft dachte ich an den Weisen Sokrates wie Er bei Tag eine Laterne anzündete u. Menschen suchte!“ (S. 16).¹⁴⁴ In seiner Lebensgeschichte möchte Pius G. folglich seine eigene Sicht auf seine Vergangenheit vertreten, sich selbst als gebildet, vollständig zurechnungsfähig und damit auch zu Unrecht in psychiatrischer Behandlung darstellen. Dies bewirkt er vor allem durch die literarische Gestaltung und inhaltliche Anspielungen. Sprachlich bemüht er sich zwar um Korrektheit und ein gewisses Maß an Formalität; dies zeigt sich etwa in der – grammatisch missglückten – Selbstkorrektur zu einem formelleren Lexem: „wo ich dan sofort in alle [...] Vorträge u. Versammlungen ging besuchte“ (S. 2). Der in seinen späteren, offiziellen Briefen zu beobachtende gehäufte, teilweise auch übertriebene und fehlerhafte Einsatz des Französischen, der seine Bildung und das Weltmännische ausdrücken sollte (vgl. Schiegg & Sowada 2019: 779), ist in diesem frühen Text noch nicht vorhanden, sodass seine Selbstdarstellung eher auf inhaltlicher denn auf sprachlicher Ebene zustande kommt. Den gewünschten Erfolg hatte sein Text bei den Ärzten allerdings nicht, was das am Textende mit Rotstift angebrachte „Schwachsinn“ belegt.

Ähnlich geht auch der Tagelöhner Urban S. (kfb-2936) vor. In seinem rückblickenden, in den 1920er-Jahren geschriebenen „Bericht. Behufs Verschleppung und Verheimlichung der Adresse meines Kindes Mari S. [Nachname gekürzt]“ thematisiert er auf acht Seiten unterschiedliche Fürsorgeeinrichtungen, in denen seine Tochter nach dem Tod der Mutter untergebracht wurde. Besonders auf syntaktischer Ebene zeigt sich sein Bemühen um Formalität: Er setzt dabei konzeptionell schriftliche Partizipialkonstruktionen ein wie „Vom Kinde Nachricht erhalten. Lies mir mein Gewissen keine Ruhe“ (S. 4). Ebenfalls

¹⁴⁴ Hier verwechselt er Sokrates mit Diogenes von Sinope. Ein ähnliches Beispiel findet sich in seinem Brief an Direktor Ullrich (12.02.1891), in dem er das „*Demetocke Demostocles* Schwert“ erwähnt und dabei Damokles und Demosthenes vermischt. Dass Pius G. diese klassischen Bildungsinhalte überhaupt kennt, ist aber erstaunlich.

verwendet er Genitivkonstruktionen, die wie im folgenden Fall auch fehlerhaft gebildet sein können (starke *s*-Endung bei *Frau*): „wegen meiner und meiner Fraus Lungenleiden“. Auch in seinem Text finden sich zahlreiche Selbstkorrekturen, oftmals mit Bleistift eingefügt, also in einem Korrekturdurchgang nach Abschluss des Schreibens. Diese betreffen häufig die Interpunktion, wobei Kommata hyperkorrekt eingefügt werden.¹⁴⁵ Ebenso nimmt der Schreiber orthographische Archaismen vor, wie ein angefügtes *h* bei „betrath“ (S. 1) (vgl. Kap. 8.2.1). Neben diesen formellen Sprachformen finden sich im Text auch zahlreiche Emotionswörter, die seine Verbundenheit zur Tochter ausdrücken.¹⁴⁶ Durch die Verknüpfung sprachlicher (Über-)Korrektheit und Emotionalität verdeutlicht Urban S. gleichzeitig, dass er seine Tochter sehr vermisst und auf Grund seiner Fähigkeit zu schriftsprachlichen Texten geistig gesund ist, sodass ihm sein Wunsch nach Kontakt zu ihr als berechtigt erscheint.

Anders als Pius G. und Urban S. stellt sich der bereits im Alter von 16 Jahren in die psychiatrische Anstalt eingewiesene, unter Epilepsie leidende Hans A. (kfb-80) dar (vgl. Kap. 6.2.2.5). Seine Lebensgeschichte (25.10.1920) betitelt er mit „Hansi A.’s [Nachname gekürzt] Erlebnisse und Greuelthaten von 1901–1920“, wobei er bereits zuvor einen autobiographischen Text „Meine Dummheiten & bösen Streiche“ (27.09.1919) verfasst hat. Er offenbart bereits im Titel dieser Texte eine kritische Selbsteinschätzung; seine Handlungen, die zu mehreren Selbstmordversuchen führten, sieht er aber eher als harmlose Jungenstreiche und er empfindet die Bestrafung hierfür durch seinen Vater als gerecht: „Ich verdiente die Schläge, es gehörten mir mehr.“ (S. 12). Seine Schulzeit fasst er zusammen: „War gut begabt, aber leider frech & faul“ (S. 1). Er zeichnet sich selbst somit als intelligent und gewitzt, allerdings an gesellschaftliche Normen unangepasst.

Typisch für Lebensgeschichten sind derartige Darstellungen der eigenen Person als geistig gesund und begabt, was sich häufig durch Sprachwitz bemerkbar macht. Besonders die routinierten Schreiber inszenieren einzelne Stationen des Lebens und spielen mit der Textsorte Lebensgeschichte. Dies illustriert die humoristische anatomische Schilderung der Geburt des Buchhalters Rudolf B. (kfb-3688):

- (101) Es waren 7 Monate vor dem 22. Juni 1881 als mein Vater das mütterliche Beet begoß, welches bis zu diesem Tage keimend emportrieb. Vor lauterer Freude, daß *ich* endlich einmal aus dem *Engpass* des Beckens befreit werde, machte ich einen Hochstand, welchen die Ärzte als *Querlage* bezeichneten: Sodañ rutschte *ich* vom Düñ, in den Dickdarm, dañ in die Trompete und dañ war alsbald die Ausfahrt aus dem Tuñel beendet. Weñ *auch* etwas schlāmig, so doch immerhin wohl behalten meldete *ich* mich an. Die Kindesjahre verliefen

¹⁴⁵ Vgl. die mit Bleistift eingefügten Kommata [,] im Folgenden: „[...] folge deinen Vatter, der sich soviel[,] um deine kranke Mutter beküñert hat und auch beküñerlich[,] um dich ist. Und bleiben wird. Als wir Abends am selbigen Tage Schrobenhausen[,] verließen[,] trösteten uns noch viele, und beschenkten uns“ (S. 2). Vgl. dazu auch Bsp. 4, S. 39.

¹⁴⁶ Vgl.: „Mir tobte das Herz vor Schmerz.“ Oder: „Schweren Herzens wangten ich und Kind dem Schrobenhausener Bahnhofe zu, und fuhren Abends betrübt und traurig, nach Augsburg. Betrübt und traurig überbrachte ich das Kind, wieder seinen Pflegeelter.“

wie bei allen Kindern, so auch bei mir sehr kindisch. [...]

Buchhalter Rudolf B. (kfb-3688), „Curriculum vitae“, ca. 1905–10

Johann Anton Gottfried M. (kfb-1478), dem „Selbst-Überschätzung, Ideen-Flucht“ (1867) diagnostiziert wurde, beschreibt die Naturerscheinungen, die seine Geburt begleiteten.¹⁴⁷ Anschließend schildert er die Herkunft seiner Eltern (hier nicht abgedruckt) und sieht sich als einen Sohn Gottes:

- (102) Johann, Anton, Mathäus, Georg, Albert, Michael Gottfried M. [Nachname gekürzt] geboren zu Bachern kl B. Friedberg, Kreis Os Bayern, erblickte Nachts 12 Uhr 9. Juni 1839 das Licht der Welt, und zwar unter großen Naturerscheinungen unter Blitz u. Donner, Sturm und Wind. – Von meiner ersten Kind-Zeit ist mir nur wenig oder gar nichts mehr in Gedächtnisse. [...] Sie erlebten nun die erste Zeit glücklich u. zufrieden in der überlegt geschlossenen Ehe, doch kein Kind wollte dieselbe segnen, endlich nach drei Jahren fühlte sie sich in andern Umständen und ich Schreiber dieses ward ihr Kind, wie ich glaube auf nicht natürlichem sondern aber entürlichen¹⁴⁸ Weg, ~~iehe~~ wie bei Jesus Christus wo Gott selbst sein hl. Vater ward.

Schulverweser Anton M. (kfb-1478), „Tageserlebnisse“, 1868

Während diese Schilderungen der Geburt Fiktionen sind, liefern Lebensgeschichten in den chronologisch späteren Passagen meist auch Einblicke in tatsächlich Erlebtes aus der Vergangenheit von Patienten. Dies wird im Folgenden überwiegend an der Lebensgeschichte des Mahlknechts Georg S. (kfb-1763) gezeigt, wobei auf Schilderungen eingegangen wird, die sowohl in seiner Lebens- als auch in der offiziellen Krankengeschichte erscheinen. Dies ermöglicht die Herausarbeitung von Gegenperspektiven und Selbstpositionierungen der Patienten.

(d) Gegenperspektiven und Selbstpositionierungen

Von Georg S. liegen 96 großformatige und eng beschriebene Seiten vor, die zur Textsorte Lebensgeschichte gerechnet werden können (vgl. im Detail Kap. 6.2.2.9). Dabei bilden sie etwa zur Hälfte (42 Seiten) einen zusammenhängenden Text, der abbricht; der Rest besteht aus biographischen Fragmenten und Notizen. Zusätzlich sind von seinen Anstaltsaufenthalten (1863/64 und 1892–1916) etwa 50 Briefe und weitere Notizen überliefert. Der Assistenzarzt Dr. Köhler gibt in einem Eintrag der Krankengeschichte zwei Perspektiven darauf wider, die des Arztes und die des Patienten: „Schreibt viel schwachsinniges Zeug, bildet sich aber auf seine Elaborate viel ein und meint damit zu beweisen, daß er

¹⁴⁷ Mit dieser Schilderung stellt der Schreiber eine Parallele zur Ankündigung der Erscheinung Gottes am Berg Sinai her: „Am dritten Tag, im Morgengrauen, begann es zu donnern und zu blitzen. Schwere Wolken lagen über dem Berg und gewaltiger Hörnerschall erklang“ (Ex 19,16; Einheitsübersetzung).

¹⁴⁸ Dies (evtl. auch „eetürlichen“) ist wohl ein Neologismus des Schreibers.

nicht nur geistig normal sei, sondern sogar ein für seine Verhältnisse hohes Maß geistiger Fähigkeiten besitze“ (27.08.1892).

Georg S. vermutlich 1892 abgefasste Lebensgeschichte¹⁴⁹ liefert eine Gegenperspektive zur offiziellen Krankengeschichte.¹⁵⁰ Dabei ist ein teilweise höherer Detailgrad, oft aber auch eine andere Fokussierung zu beobachten; man erhält Einblicke in seine Selbstwahrnehmung und seine Perspektive auf unterschiedliche Heilpraktiken und Behandlungsmethoden. Dies veranschaulicht die folgende Gegenüberstellung der Lebens- und Krankengeschichte an zwei ausführlicheren Beispielen.

Vor seinem ersten Aufenthalt in Irsee (1863/64) litt Georg S. schon länger an einem schlechtem Gesundheitszustand, wobei die konsultierten Ärzte ihm nicht helfen konnten und sein Leiden oft auch überhaupt nicht anerkannten. So wandte er sich an Laienheiler, die als „Schäfer, weise Frauen, fahrende Wunderheiler usw. [...] eine an die traditionelle Hausmittellehre anschließende, oft auch mit religiösen Praktiken verbundene Expertenschaft in der Behandlung von Krankheiten“ (Lachmund & Stollberg 1995: 126) besaßen. Eine Konsultation dieser gehörte im 19. Jahrhundert noch zur „medikale[n] Praxis der Landbevölkerung“ (Lachmund & Stollberg 1995: 127). Dabei hatten sich die akademischen Ärzte und die Psychiatrie „gegenüber zahlreichen konkurrierenden Wissenssystemen durchzusetzen“ (Brink 2010: 87).

- (103) Ich ging zu mehrer Doktr auch ins Krankenhaus nach Augsburg, aber alle haben nicht einmal verstanden daß ich krank bin, u. koñten auch nicht helfen. Ich ging dañ zu einem Schäfer, [...] dießer hat verstanden was mir fehlt, u. gab mir sogleich ein Glas Arnei mit, u. sagte, es wird schwerlich genug sein, weñ ich noch etwas brauche soll ich wieder koñen. [...] Es läßt sich denken, daß es mir dañ beßer geworden ist. Da ich sah, daß doch noch etwas zu helfen ist, u. die schwierige Sache mir doch nocht nicht ganz recht gefallen hat, so wolte ich auch noch zu der bekañten Hohenester gehen in Marianbrun.^[151] [...] Dañ nicht weniger wunderbar war, daß ich zu einem alten Weib gekoñen bin in München, welche ohnmöglich gefunden häte, ohne genaue Adreße.^[152] Ich sagte blos, daß ich nach Marianbrun gehen will, das horte zufällig eine Person, welhe dieße kañte, u. sagte, daß dieße die Krankheiten auch versteht, u. führte mich dorthin dieße gab mir ein Glas Arznei welche sie von Wurzeln u. Kräuter gekocht hate, dan noch eines, von dem ich nach dem ersten, täglich einen Kaffeelöffel vohl nehmen solte. Das erste führte mich ab, u. wieder viel Unreinigkeit von mir ging, ich nahm auch dañ vom zweiten Glas, dieße Arzneien, heilten

¹⁴⁹ Zwar schreibt Georg S. auf S. 26 von „heuer 1891“, allerdings beginnt sein zweiter Anstaltsaufenthalt erst 1892. Ebenso erscheinen Parallelen der Lebensgeschichte zu Einträgen der Krankengeschichte aus dem Jahr 1892, wo sich diese auf die Lebensgeschichte bezieht, etwa zwischen dem 05.09.1892 der Krankengeschichte und S. 26 bzw. S. 28 der Lebensgeschichte.

¹⁵⁰ Vgl. Osten (2010) für einen ähnlichen Fall aus dem frühen 19. Jahrhundert aus sozialhistorischer Perspektive.

¹⁵¹ Hierbei handelt es sich um die Wunderheilerin und ‚Doktorbäuerin‘ Amalia Hohenester (1827–78), die das Heilbad Mariabrunn bei Dachau betrieb (vgl. Panzer & Plössl 1997: 100–105).

¹⁵² Vgl. Lachmund & Stollberg (1995: 127): „Es sind die dunklen und uneinsehbaren Regionen der Stadt, wo man diese Heiler findet.“

mich sogar auch von ausen ganz schnell, da ich am ganzen Körper, bereitz noch aiderik war. Aber in ein paar Tagen mußte ich nach Irrsee. Ich dachte, jetzt kañ es nicht mehr fehlen, bis ich die Arznei nehme welche noch über 14 Tag dauerte u. die rechte Verpflegung habe, dañ kañ es ganz gut gehen. Aber anstadt deßen, hat mañ mir meine Arzneimittel genoñen, u. dafür 4 Wochen lang kalte Regenbäder gegeben, daß ich so erfroren bin, daß es mich jetzt noch sogleich friert, weñ es ein wenig kalt ist [...]. So wurde es bald wieder bereitz so schlecht als es war. *Mahlknecht Georg S. (kfb-1763), Lebensgeschichte, 1892*

Georg S. Widerstand gegenüber den Ärzten und dem ihm verabreichten Medikament wird auch in seiner Krankengeschichte aufgegriffen:

- (104) Klagt über trägen Stuhlgang, verweigert aber das angebotene Medikament, erklärt etwas derartiges sei ihm nicht zuträglich, er will das Pulver, das er schon draußen öfter genommen habe. Sagt, daß die Ärzte seine Natur nicht verstünden, er lebe schon längst nicht mehr, wenn er sich an ihre Anordnungen gehalten hätte. Er sei vor mehreren Jahren einmal zu einer gescheiden Frau gegangen, die habe seinen Zustand richtig beurteilt und ihm auch ein sehr wirksames Pulver gegeben

Krankengeschichte Georg S. (kfb-1763), 28.07.1892, Dr. Köhler

Die divergierenden Bewertungen der Heilpraktiken werden in den obigen beiden Abschnitten besonders auf lexikalischer Ebene deutlich. So erschien Georg S. die von Wurzeln und Kräutern gekochte Arznei der alten Laienheilerin seiner Natur zuträglich als die ärztlichen Behandlungsmethoden wie die damals üblichen kalten Bäder (vgl. Kap. 3.1.2), die sein Kälteempfinden nachhaltig störten. Während er also von einem *Glas Arznei* bzw. *Arzneimittel* des Schäfers und der Heilerin spricht, eröffnet Dr. Köhler in der Krankengeschichte einen Kontrast zwischen dem ärztlichen *Medikament* und dem *Pulver* der Laienheilerin. Diese abwertende Bezeichnung eines Heilmittels erscheint ebenfalls in weiteren autobiographischen, aber nur fragmentarisch überlieferten Aufzeichnungen von Georg S., in denen er ein *rotes Pulfer* erwähnt, das aus seiner Sicht von einem Gerichtsarzt zur Tötung von Kranken eingesetzt wird.

Georg S. lebensgeschichtliche Schilderungen enden nicht mit dem Anstaltseintritt, sondern er schreibt auch über Erlebnisse während des Anstaltsaufenthalts. Am 02.11.1863 gelang ihm die Flucht nach Hause, woraufhin er zwei Wochen später am 15.11. allerdings von seinem Vater und einem Gerichtsdiener in die Anstalt zurückgebracht wurde. Kurz darauf ereignete sich laut Krankengeschichte Folgendes:

- (105) Am 17. Nov. fiel er ohne Ursache über den Patienten U. [Nachname gekürzt; ebenso die Folgenden] her, schlang ihm dessen Hosenträger um den Hals & schnürte zu, ward aber durch Dazwischenkunft des Patienten J. von weiterer Gewalthat abgehalten. Ueber diesen Vorfall befragt, erklärte er, U. selber habe sich erdrosseln wollen & er habe ihn bloß daran hindern wollen. In's Tobhaus gebracht, lag daselbst einige Tage mehr minder entkleidet auf den Boden, aß nicht & verweigerte hartnäckig jede Antwort & insbesondere jede Auskunft & die Weise ~~sehr~~ seiner Flucht.

Krankengeschichte Georg S. (kfb-1763), Dezember 1863

In seiner eigenen Darstellung lässt Georg S. den Streit mit den Mitpatienten am 17.11. aus und verschiebt seine Verbringung ins Tobhaus auf den Tag seiner Wiederaufnahme in die Einrichtung am 15.11.:

- (106) [...] so haben sie mich ins Tobhaus getragen, als wie weiß ich ein tobsichtiger gewesen wäre, bei dem im Haus niemand ruhen kann. In der Nacht bekam ich einen Strohsak zum draufliegen, u. jeden Tag that man in der Früh den Strohsak wied weg, daß ich den ganzen Tag unangezogen u. ohne Decken, in der Bettlade, auf dem harten Holz liegen mußte, wo ich nicht ein mal ein Holz hatte, als Kopfpolster. Den ersten Tag als der Direktr mit zwei Doktr kam, fragte er mich, wie ich aus dem Haus hinaus gekommen sei, daß sagte ich, ganz gut, daß sagte er das glaubt er so, aber er möchte wissen auf welche Art, aber von mir bekam er weiters keine Silbe mehr zu hören, weil ich überzeugt war, daß kein Wort mich etwas nützt, u. ich war auch zu krank, daß mir das Sprechen zu beschwehrlich war. Dann that mann mich in die Abtheilung c, dann bekam ich ein Glas vohl, was es war, weiß ich nicht, davon mußte der Pfleger, mir täglich, öfter einen Löffel vohl eingeben

Mahlknecht Georg S. (kfb-1763), Aufzeichnungen, ca. 1892–1916

Durch das Weglassen des Streits mit dem Mitpatienten zeichnet er die Einsperrung in die Tobzelle als ein nicht zu rechtfertigendes Unrecht und sich selbst als ein Opfer der Anstalt. Besonders aufschlussreich bei vorigem Beispiel ist die Art seiner Selbstdarstellung. Er illustriert, wie er trotz aller Qualen seinen Überzeugungen treu bleiben kann; durch die Wiedergabe eines Sprachwitzes, den er gegenüber drei hochrangigen Personen der Anstalt geäußert haben soll, zeigt er, wie er selbst in dieser Notlage seine Fähigkeit zu selbstbestimmtem Handeln nicht verloren hat. Er konstruiert seine Identität somit hier durch Reflexionen über seinen Einsatz von Sprache.

Diese Selbstbestimmtheit und der Wunsch, sich nicht den Gegebenheiten unterzuordnen, gehen immer wieder aus den Lebensgeschichten hervor. So lässt sich auch die humoristische Schilderung der Geburt von Rudolf B. (kfb-3688) im vorigen Abschnitt deuten. Der Einsatz von Humor und Sprachspielen scheint bei etwas routinierteren Schreibern ein zentraler Bestandteil von Lebensgeschichten zu sein, anhand derer sie ihre Gewitztheit und geistige Gesundheit beweisen möchten. Der Zimmergeselle Johannes G. (kfb-1623) macht dies in seiner „Beschreibung meines Lebenslaufs“ explizit:

- (107) Da ich nun jetzt gänzlich mich gesund fühle; So thue ich mich gänzlich erklären, damit die Krankheit geistes hell, oder geistes schwach, geistes reich, geistes arm, oder geistes leer. (Der Todt ist nicht geisteskrank) [...] Hochzuverehrende Ärzte! der Johannes G. [Nachname gekürzt] ist nun jetzt gesund worden, durch die Heilmittel euer practischen Hilfe, und sieht nun, daß das Doktor sein kein Schneider Spiel ist.

Zimmergeselle Johannes G. (kfb-1623), Lebensgeschichte, ca. 1874–1905

Manchmal standen die Patienten der Aufgabe des Verfassens von Lebensgeschichten unwillig gegenüber. Der Schneider Konrad A. (kfb-1809), der sich selbst als einen „Taliör“ (frz. *tailleur*) bezeichnet, begründet den Abschluss seines 4-seitigen Textes etwa damit, dass ihm der Bleistift dafür zu schade ist:

- (108) Herr Togter ich könte noch fülles Schreiben wen es mir nicht um dem Bleistift wahre Schade vür in ich brauhe in öfter zum Zeihnen für mih wo mehr werht hat Ich bin jetzt mit mein ~~E~~ Lebenslauf zu ende gewoden Herr Togter

Schneider Konrad A. (kfb-1809), Lebensgeschichte, 15.07.1885

In Lebensgeschichten setzen die Schreiber folglich ihre Sprache zur Selbstpositionierung und Konstruktion ihrer Identität ein, wobei nicht nur ein Bemühen um sprachliche Korrektheit, beispielsweise in Form von Selbstkorrekturen und Archaismen, zu beobachten ist, sondern vor allem auch Humor und Sprachwitz. Die durch die Textsorte bedingte Freiheit beim Formulieren führt zu Abschweifungen, zu Zeitsprüngen und teilweise zu Textabbrüchen.¹⁵³ Festen Mustern folgen die Lebensgeschichten kaum, auch wenn es typische Inhalte gibt und oftmals eine Gestaltung als Brief an einen Arzt vorliegt. Insgesamt bilden die Lebensgeschichten eine inhaltlich und strukturell sehr offene Textsorte, in denen flexible Schreiber in der Sprachgeschichte besonders hervortreten und sich selbst positionieren können.

Diese Heterogenität von Lebensgeschichten erschwert eine Vergleichbarkeit der einzelnen Texte auf der Basis struktureller Kriterien. Dazu kommt ihre im Vergleich zu den Patientenbriefen relative Seltenheit, aus der man schließen kann, dass die Verfasser von Lebensgeschichten kein repräsentatives Abbild aller Schreiber in psychiatrischen Anstalten bilden dürften. Aus diesen Gründen sollen Lebensgeschichten in der vorliegenden Arbeit nicht den Ausgangspunkt der sprachlichen Untersuchungen bilden, sondern es wird überwiegend auf die deutlich häufigere und besser vergleichbare Textsorte der Patientenbriefe zurückgegriffen.

(e) Lebensgeschichten in der Forschung

Lebensgeschichten von Psychatriepatienten wurden, soweit ersichtlich, in der Sprachwissenschaft bislang nur in einem Aufsatz zu Codeswitching thematisiert (vgl. Schiegg 2016a). In medizin-, sozial- und kunsthistorischen Untersuchungen werden diese Texte aber immer wieder erwähnt. In den vorigen Abschnitten wurden bereits Studien zu Lebensgeschichten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts genannt: Nolte (2003: 287) zu Marburg, Kremer (2003: 184) zu Gießen und Tsapos (2002; 2012) zu Bielefeld. Dass zur Zeit des Zweiten Weltkriegs Lebensgeschichten im Erziehungsheim Hadamar geschrieben wurden, zeigt Winter (1991: 137–41) am Beispiel von drei kürzeren, während des Schulunterrichts verfassten Texten von sogenannten ‚halbjüdischen Kindern‘ der 1940er-Jahre. Höhn (2015: 167, 231) belegt die Existenz dieser Textsorte noch in den 1960ern.

Lebensgeschichten ermöglichten den Patienten nicht nur inhaltliche, sondern auch künstlerische Freiheiten in ihrer Ausgestaltung, wie einige vom Museum *Sammlung Prinzhorn* herausgegebene Publikationen illustrieren. Dies ist der Fall beim Ausstellungskatalog *Todesursache: Euthanasie – Verdeckte Morde in der NS-Zeit* (vgl. Brand-

¹⁵³ Beispielsweise endet die Lebensgeschichte von Ludwig P. (kfb-3041), geschrieben aus der Perspektive seines Vaters, abrupt mit „u. Ludwig war Fuhrknecht“.

Claussen, Röske & Rotzoll 2002) und bei einem weiteren Band, der sechs Lebensgeschichten zitiert, darunter eine „moritatenhaft und detailreich angelegte[...] vierteilige [...] Bildergeschichte“ und eine „comicstripartige Bildergeschichte“ (von Beyme & Hohnholz 2018: 47, 55). Als Monographie erschien eine Edition mit Faksimiles und Erläuterungen des autobiographischen Notizhefts (1906) eines Schneidergesellen und Patienten der Heidelberger Psychiatrischen Universitätsklinik (vgl. Dücker, Röske & Vögele 2016). Die Autoren stellen dabei – ähnlich wie in Abschnitt (d) – die offizielle Krankengeschichte der Lebensgeschichte des Patienten gegenüber.

Neben den während dem Anstaltsaufenthalt geschriebenen Lebensgeschichten existieren auch solche, die Patienten erst danach verfasst und teilweise publiziert haben. Dabei handelt sich folglich um keine direkten Zeugnisse aus dem Anstaltskontext, da diese Texte redigiert und sprachlich geglättet wurden. Zu erwähnen sind hier etwa *Meine Erlebnisse in einer Irrenanstalt* (vgl. Balz 1895) über die ‚Privat-Irrenanstalt‘ zu Pfullingen oder *Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten* (vgl. Kuhnle 1894).¹⁵⁴ Weitere Hinweise auf solche Texte aus dem deutschsprachigen Raum finden sich bei Roth (1999: 112, 115, 122) und Brückner (2016).¹⁵⁵

3.3.4 Schriftproben

Schriftproben bilden als sehr kurze und inhaltlich stark eingeschränkte Texte einen Gegenpol zu den umfangreichen und frei gestalteten Lebensgeschichten. Sie können sowohl aus struktureller als auch aus funktionaler Perspektive als Textsorten bezeichnet werden, da sie sowohl wiederkehrende Merkmale besitzen als auch eine klare Funktion für die Ärzte aufweisen, die in der Dokumentation und Diagnose des gesundheitlichen Zustands eines Patienten besteht. Abschnitt (a) skizziert die Entstehungskontexte und den Forschungsstand zu dieser Textsorte, bevor eigene Funde präsentiert werden. Während für Hamburg-Langenhorn (Abschnitt b) nur eine und für Menston (Abschnitt c) drei Schriftproben vorliegen, wurden aus Kaufbeuren-Irsee 33 Schriftproben unter zehn unterschiedlichen Ärzten erfasst. Diese stellt Abschnitt (d) zuerst überblicksartig vor, bevor Abschnitte (e) bis (h) die Vorgehensweise der Erhebung von Schriftproben bei vier dieser Ärzte näher untersucht wird: Dr. Julius, Dr. Lichtenberg, Dr. Fuchs und Dr. Caselmann. Schließlich diskutieren Abschnitte (i) bis (k), welchen Stellenwert Schriftproben als diagnostische Praxis in Kaufbeuren-Irsee hatten, ob dortige Patienten mit Schriftproben Gemeinsamkeiten aufweisen und inwiefern diese Texte sprachwissenschaftliche Relevanz insbesondere hinsichtlich Fragen zu flexiblen Schreibern besitzen.

¹⁵⁴ Vgl. auch Goldberg (2007) für den Bericht des ‚Befreiers‘ eines Patienten.

¹⁵⁵ Aus dem englischsprachigen Raum existiert mit Sommer & Osmond (1960) eine Bibliographie zu mehreren Monographien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

(a) Entstehungskontexte und Forschungsstand

Schriftproben entstanden auf direkte Anweisung eines Arztes, oftmals unter Vorgabe bzw. Diktat des Inhalts. Sie galten zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Psychiatern als diagnostisches Hilfsmittel (vgl. Ankele 2012: 101) und wurden in der Regel kurz nach der Aufnahme eines Patienten in die psychiatrische Anstalt erhoben. Dabei erfolgten neben der körperlichen Untersuchung auch Prüfungen des psychischen Zustands mittels Intelligenztests, Überprüfungen der Merkfähigkeit und des Allgemeinwissens sowie auch Proben der Sprech- und Schreibfähigkeit.¹⁵⁶

In seinem einflussreichen Lehrwerk *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte*, erstmals 1883 erschienen und mehrfach neu aufgelegt, führt Emil Kraepelin einige Analysen anhand von Schriftproben durch, die er in seiner psychiatrischen Praxis gesammelt hatte. Dabei stand, so Ankele (2009: 58), „die Überlegung im Vordergrund, dass man krankheitsspezifische Charakteristika aus dem Schriftbild herausarbeiten könne“. In diesem Kontext betont Magdalene Thumm-Kintzel (1905: 650), dass die Analyse der Handschrift „es gestattet, das allmähliche Entstehen einer Geisteskrankheit und ihr stetes Fortschreiten – durch eine Reihe von zeitlich auseinanderliegenden Schriftproben – mit größter Genauigkeit festzustellen“.¹⁵⁷ Die umfangreichste zeitgenössische Zusammenstellung von Schriftproben liefert wohl der Psychiater Rudolf Köster (1903) mit seiner Monographie *Die Schrift bei Geisteskranken. Ein Atlas mit 81 Handschriftenproben*. Im Vorwort bemerkt der bekannte Psychiater Robert Sommer (1903: V), dass Schrift einen Zugang zu den „objektiven Äußerungen des Seelenlebens“ biete und bei ihm „nach Art naturwissenschaftlicher Objekte betrachtet“ werde. Köster selbst grenzt sich von der damals schon populären Graphologie ab und möchte somit nicht „die *charakterologischen* Merkmale“, sondern „die *pathologischen* Erscheinungen in der Schrift“ (Köster 1903: 1) erarbeiten. Ebenfalls warnt er davor, „aus der Schrift allein die Diagnose zu stellen“ (Köster 1903: 5).¹⁵⁸

Das um die Jahrhundertwende beobachtbare Streben nach Empirie und naturwissenschaftlicher Exaktheit der Psychiatrie findet im Forschungsgebiet der experimentellen Psychologie ihren Ausdruck. Zahlen und Messwerte sollten es erlauben, eine „einheitliche, überprüfbare und ‚objektive‘ Sprache zu finden und zu etablieren“ (Ankele 2012: 107). Zur Analyse von Schrift entwickelte Kraepelin in diesem Kontext eine Schriftwaage (vgl. Kraepelin 1903: 346), die Druck- und Bewegungsvorgänge beim Schreibprozess

¹⁵⁶ Vgl. dazu das Kapitel „Zustandsuntersuchung“ bei Kraepelin (1903: 343–368).

¹⁵⁷ Vergleichende Schriftproben zur Dokumentation unterschiedlicher Gesundheitszustände finden sich auch bei Kraepelin, etwa zwei Proben von 1884 im Abstand von ein paar Wochen als Beispiele für die „Verschlechterung der Schrift durch einen paralytischen Anfall“ (Kraepelin 1904: 311). Bei Köster (1903: 88–93) finden sich sogar fünf vergleichende Schriftproben eines Patienten von 1898 innerhalb von nur 25 Minuten zur Untersuchung des allmählichen Rückgangs einer Schreibstörung nach einem epileptischen Anfall.

¹⁵⁸ Vgl. Polianski (2019) ausführlich zur Geschichte der Graphodiagnostik.

aufzeichnete und Schreibweg sowie Schreibzeit in eine graphische Darstellung übersetzte (vgl. Ankele 2012: 108). Relevanz für den psychiatrischen Alltag hatten die Methoden und Apparate der Experimentalpsychologie allerdings auf Grund ihrer mühsamen Anwendbarkeit und des geringen Mehrwerts gegenüber traditionellen Untersuchungen nicht (vgl. Ankele 2012: 111).

In keiner der eingesehenen Akten aus Kaufbeuren-Irsee fanden sich Kurventafeln einer Schriftdruckwaage, wie sie in Kraepelins Lehrbuch in Form von „Schriftdruckkurven beim manisch-depressiven Irresein“ abgedruckt sind (Kraepelin 1904: 515), sodass anzunehmen ist, dass eine Schriftdruckwaage auch dort nicht eingesetzt wurde. Die ehemalige Ärztesbibliothek dieser Einrichtung wird heute im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren aufbewahrt und enthält historische Forschungsliteratur, Lehrbücher und die damals abonnierten Fachzeitschriften. Dort steht auch ein abgenutztes Exemplar von Kraepelins Lehrbuch in der 7. Auflage von 1904 mit einigen Unterstreichungen und vereinzelt Randanmerkungen mit Bleistift. Auch am rechten Rand der Abbildung der Schriftdruckkurven auf S. 515 befinden sich beim Lesevorgang entstandene, erläuternde Notizen, u. a. „Depression“ bei der Kurve mit der geringen Amplitude und „Manie“ bei der großen Amplitude (vgl. Abb. 20). Die Handschrift kann eindeutig dem von 1907 bis 1909 in Kaufbeuren praktizierenden Hilfs- und Assistenzarzt Dr. Hugo Lichtenberg (vgl. S. 158, Tab. 1) zugeordnet werden, der selbst an einigen Patienten Schriftdruckproben durchgeführt hat (vgl. Abschnitt f).

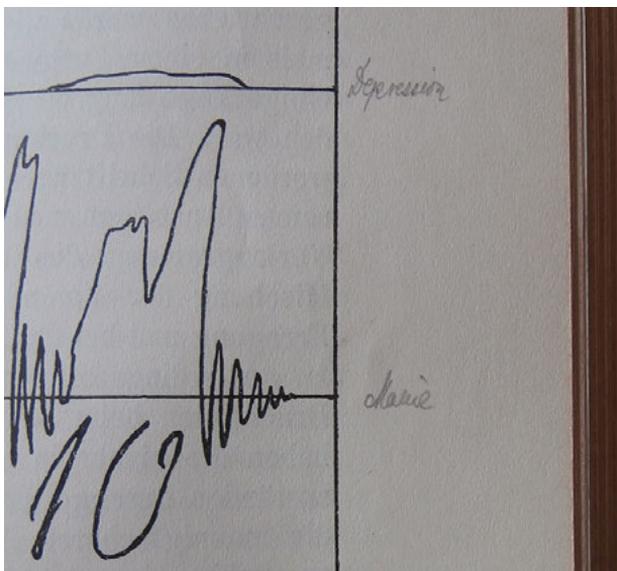


Abb. 20: Randanmerkungen von Dr. Lichtenberg („Depression“; „Manie“) bei Kraepelin (1904: 515) aus der Kaufbeurer Ärztesbibliothek (Digitalisat: <https://bit.ly/3B4Uu5f>)

Im modernen klinischen Kontext werden weiterhin Schreib- und Zeichentests regelmäßig verwendet, um Hinweise auf motorische und kognitive Dysfunktionen zu erlangen.¹⁵⁹ Im *spiral-drawing task* etwa soll eine Person eine Archimedische Spirale – eine von einem Zentrum ausgehende, sich vergrößernde Kreisbewegung – nachzeichnen, was zur Charakterisierung unterschiedlicher Typen von Tremor eingesetzt werden kann (vgl. Alty & Kempster 2011). Handschriftenanalysen dagegen ermöglichen es, Hinweise auf kognitive Einschränkungen aus Form und Inhalt des Geschriebenen abzuleiten (vgl. Rosenblum, Weiss & Parush 2003).

Inwiefern in psychiatrischen Anstalten um 1900 tatsächlich Schriftproben durchgeführt wurden und wie sich diese Textsorte in den Institutionen etablierte, ist eine Forschungslücke. Während die Ausführungen der bekannten Psychiater in psychiatriegeschichtlichen Darstellungen immer wieder thematisiert werden – von besonderem Interesse ist dabei Kraepelins Schriftwaage¹⁶⁰ –, fehlen Untersuchungen an den überlieferten Krankenakten. Die nur sehr vereinzelt wiedergegebenen Schriftproben in der geschichtswissenschaftlichen Forschung erlauben nur punktuelle Einblicke in diese Praxis.¹⁶¹

(b) Schriftprobe aus Hamburg-Langenhorn

Nur in einer der 49 gesichteten Akten aus Hamburg-Langenhorn mit Patiententexten liegt eine Schriftprobe. Beim 24-jährigen, aus dem polnischen Schultitz stammenden Streckenarbeiter Erich S. (ham-15555) befindet sich ein Zettel mit folgendem Satz:

(109) Ich e~~is~~ mit Erich S. [Nachname gekürzt]
 nut ~~m~~ bin gobren 1898
 in schuliß

Streckenarbeiter Erich S. (ham-15555), ca. 1925

Ein Foto dieseszettels wurde in eine umfangreiche Befragung geklebt, wobei angemerkt ist: „schreibt er unter sichtlicher Anstrengung und mit etwas Nachhilfe des Referenten wie anl. Abbildung zeigt“. Danach folgt die Wiedergabe eines Gesprächsprotokolls und der Arzt beginnt: „Sie übertreiben immer. Sie haben mal gesagt, Sie können Ihren Namen nicht schreiben“. Die Aufforderung zur Schriftprobe hatte hier also weniger die Funktion, eine Krankheit zu diagnostizieren, sondern die Aussagen des Patienten bezüglich seiner Schreibfähigkeit zu überprüfen. Bereits seine Briefe hatten laut einem Aktenauszug aus dem Hamburger Untersuchungsgefängnis den Verdacht geweckt, „dass er sich absichtlich verstellte“ (S. 8), um seine Schuldfähigkeit nach dem Diebstahl einer Aktentasche mit

¹⁵⁹ Vgl. Schiegg & Thorpe (2017: 34f.) für einen Forschungsüberblick zur modernen Schriftdiagnostik; vgl. Wübben (2012: 155–160) zu Schriftdiagnosen Ende des 19. Jahrhunderts.

¹⁶⁰ Vgl. dazu z. B. auch Schäfer (2009) und Schäfer (2016).

¹⁶¹ Ein Beispiel aus Hofheim druckt Sahmland (2007: 90) ab, bei dem ein Patient in die Krankengeschichte seinen Namen, Schreibort, Datum und Geburtstag geschrieben hat. Bei Winter (1991: 134f.) findet sich die Schriftprobe eines 15-jährigen Jungen von 1942 aus der Landesheilanstalt Görden (Brandenburg). Diese besteht aus Abschriften, einem Diktat und einer Rechenprobe.

Lohntüten zu mindern. Wegen der geringen Zahl eingesehener Akten ist keine Generalisierung darüber möglich, wie verbreitet die Praxis von Schriftproben in Hamburg-Langenhorn war. Die systematischeren Erhebungen in Menston und Kaufbeuren-Irsee erlauben dagegen einen klareren Blick in die Überlieferungslage.

(c) Schriftproben aus Menston, West Yorkshire

Unter den ca. 6000 gesichteten Patienteneintragungen in 40 Casebooks aus Menston (vgl. S. 116, Fn. 99) fanden sich nur in den ältesten beiden Büchern der Männer insgesamt drei sehr kurze Schriftproben auf kleinen Zetteln, erstellt am 19. bzw. 22. August 1889 und eingeklebt bei den jeweiligen Eintragungen der Patienten (vgl. S. 156, Abb. 21).

Bei der Schriftprobe von Patient 1¹⁶² (Abb. 21 oben; men-C488/7/2/1, S. 349, Nr. 182; Eintritt 1889; Tod 1890; Diagnose: „General Paralysis“) handelt es sich um dessen Unterschrift, von der ihm sein Vorname mit zittrigen, mehrfach neu angesetzten und großen Buchstaben zu erahnen ist (Z. 1); beim Nachnamen scheitern seine erste drei Versuche, die jeweils nach ein paar Buchstaben abbrechen; der vierte Versuch scheint vollständig, zeigt aber nur Ähnlichkeiten mit seinem tatsächlichen Nachnamen. Von einem Arzt stammen der Zusatz „[vollständiger Name] written Aug '22 '89“ sowie eine Transkription des Vornamens rechts daneben. Bei der Probe von Patient 2 (Abb. 21 Mitte; men-C488/7/2/1, S. 541, Nr. 307; Eintritt 1889; Tod 1891; Diagnose: „Acute Mania“) handelt es sich ebenfalls um den Versuch seiner Unterschrift, wobei er bereits seinen Vornamen nicht vollständig aufschreiben kann und ihm bei seinen sechs Versuchen jeweils nur einer bis vier Buchstaben gelingen. Derselbe Arzt kommentiert rechts daneben „[vollständiger Name] Written . Aug 22' 89“. Die Schriftprobe von Patient 3 (Abb. 21 unten; men-C488/7/2/2, S. 221, Nr. 11; Eintritt 1889; Tod 1889; Diagnose: „Mania (G.[eneral] P.[aralysis]“) wurde zwei Tage früher erstellt („Written Aug. '19. '1889.“) und weicht etwas von den ersten beiden ab. Das Papierstück ist etwa doppelt so groß und der Schreiber verschriftet nicht nur – größtenteils gut lesbar – seinen Namen, sondern auch eine Adresse, sodass die Schriftprobe insgesamt 6 Zeilen umfasst. Noch im selben Jahr am 26.12. verstirbt er, in Anbetracht der Schriftqualität erstaunlicherweise als erster der drei Patienten.

Die drei überlieferten Schriftproben aus Menston bilden den nur drei Tage lang andauernden Versuch eines namentlich unbekanntes Arztes, kurze Schriftproben von Patienten zu erfassen. Warum er gerade zu diesem Zeitpunkt und diese drei Patienten auswählte, ist unklar. Alle drei starben wenige Monate bis zwei Jahre nach der Schriftprobe, sodass anzunehmen ist, dass sich der Arzt für die Schrift der schwerer Erkrankten interessierte. Da von diesen drei Patienten keine weiteren Texte vorliegen, diese also vermutlich nicht von sich aus schrieben, bildeten Schriftproben die einzige Möglichkeit, eine schriftliche Aufzeichnung von ihnen zu erhalten. Vermutlich hatte dieser Arzt von der damals aufkommenden Idee erfahren, Zusammenhänge zwischen Handschrift und Krankheit herzu-

¹⁶² Eine vollständige Anonymisierung der Personennamen aus dem Bestand C488 wird vom West Yorkshire Archive Service Wakefield vorgeschrieben (E-Mail vom 13.05.2022).

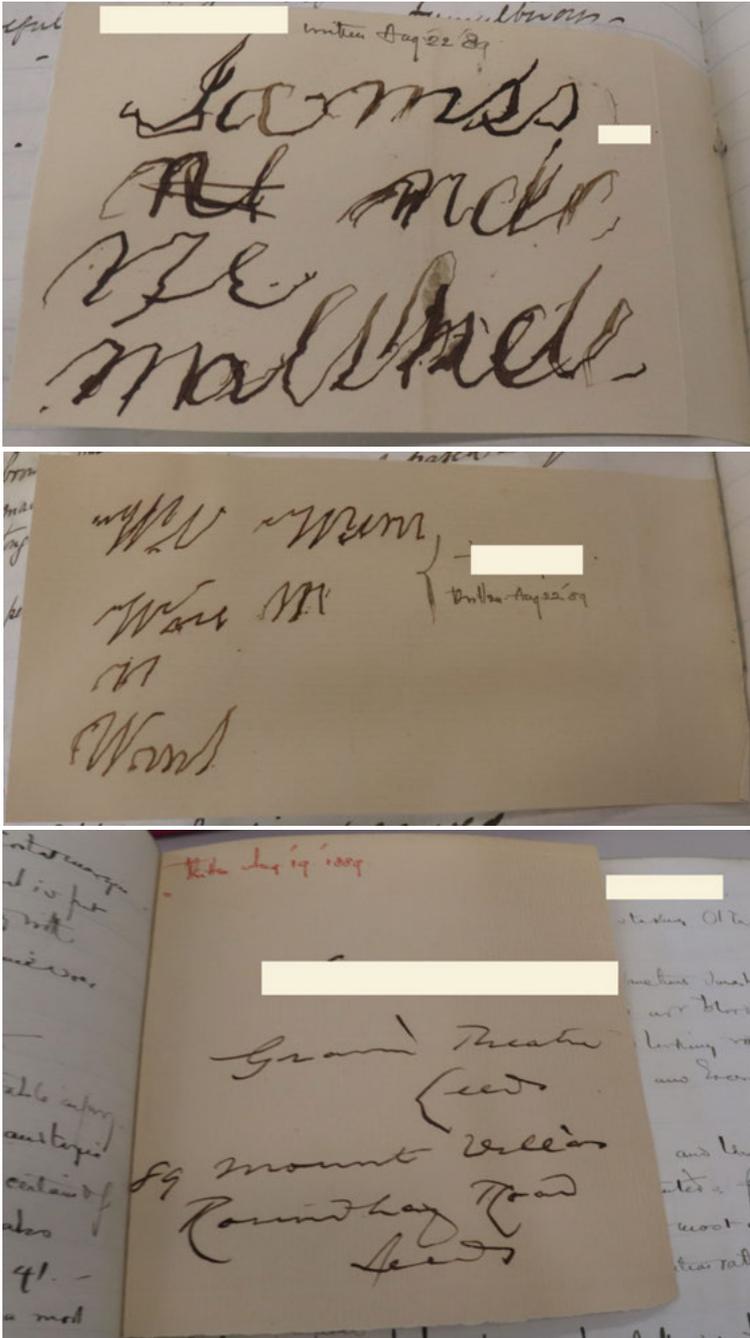


Abb. 21: Schriftproben aus dem High Royds Hospital (Menston) vom 19. & 22.08.1889 (Wakefield, West Yorkshire Archive Service, C488/7/2/1, S. 349: Patient 1 [oben], S. 541: Patient 2 [Mitte] und C488/7/2/2, S. 221: Patient 3 [unten])

stellen, und probierte dies kurzzeitig selbst aus.¹⁶³ Da die Schriftproben allerdings nicht in den Krankengeschichten diskutiert und auch nicht weitergeführt wurden, scheinen sie dem Arzt kein probates diagnostisches Hilfsmittel gewesen zu sein. Ebenfalls fanden sich in dieser psychiatrischen Anstalt – zumindest in den durchgesehenen Casebooks bis 1903 (Männer) bzw. 1900 (Frauen) – keine Fortsetzungen dieser Versuche.

(d) Schriftproben aus Kaufbeuren-Irsee: Überblick

Die Durchsicht von gut 7000 Patientenakten aus Kaufbeuren-Irsee führte zum Fund von 33 Schriftproben von 29 Patienten.¹⁶⁴ Hauptfokus der Aktendurchsicht waren Briefe und Lebensgeschichten von Patienten. Da Schriftproben meist recht klein und in die teilweise sehr umfangreichen Krankengeschichten eingeklebt sind, wäre zur systematischen Erfassung aller überlieferten Schriftproben in den durchgesehenen Akten ein erheblich größerer Zeitaufwand nötig gewesen. Es ist somit davon auszugehen, dass einige Schriftproben übersehen wurden. Dennoch liegt hiermit ein kleineres Korpus von Vertretern dieser Textsorte vor, aus dem sich Aussagen zur Verbreitung dieser Praxis in Kaufbeuren-Irsee ebenso wie zur sprachwissenschaftlichen Relevanz dieser Texte treffen lassen.

Die gefundenen Schriftproben stammen großenteils aus den 1900er- bis 1920er-Jahren und wurden von 10 unterschiedlichen Ärzten erhoben. Die Zuordnung zu den jeweiligen Ärzten ist durch Kommentare dieser auf den Schriftproben oder in den Krankengeschichten möglich. Allerdings ist in aller Regel weder den Schriftproben noch den Krankengeschichten der Name des jeweiligen Arztes beigegeben; erst in den 1930er-Jahren erscheinen in Kaufbeuren-Irsee allmählich Namen bzw. Namenskürzel bei den Einträgen der Krankengeschichten. Daher mussten zur Identifikation der jeweiligen Handschriften einige weitere Akten nach Unterschriften der Ärzte durchgesehen werden, die sich teilweise auf ärztlichen Gutachten und Briefskizzen finden.¹⁶⁵ Erschwerend kam hinzu, dass für Kaufbeuren-Irsee bislang keine Anstaltsgeschichte mit Nennung der Beschäftigungsdauer aller dortigen Ärzte existiert.¹⁶⁶ Oft konnten Hinweise aus diversen Publikationen und den Jahresberichten der Einrichtung zusammengetragen werden, teilweise sind Aushilfsärzte und Praktikanten aber nicht vollständig verzeichnet. Dennoch gelang die Identifikation aller ärztlichen Handschriften in Verbindung mit Schriftproben.

¹⁶³ Die diagnostischen Möglichkeiten von Schriftproben werden bei Winslow (1898) in einem umfangreichen Kapitel zu „handwriting of the insane“ (S. 88–118) behandelt.

¹⁶⁴ Die Komplettdurchsicht bis Aktennummer 4001 brachte 27 Schriftproben von 23 Patienten hervor; bei der stichprobenartigen Einsicht einiger weiterer Akten mit höheren Nummern wurden 6 weitere Schriftproben entdeckt, die hier ebenfalls thematisiert werden.

¹⁶⁵ Eine große Bandbreite intraindividuelle Variation wurde bei den Handschriften einiger Ärzte ersichtlich, die sich besonders abhängig von der Formalität der Schreibsituation zeigt; ebenfalls veränderten sich die Schriften teilweise im Laufe der Jahre.

¹⁶⁶ In den vorhandenen anstaltsgeschichtlichen Ausführungen werden nur die Direktoren (vgl. Resch 2006) bzw. die hauptamtlichen Mediziner der Jahre 1865, 1882, 1899, 1912 und 1929 (vgl. Müller 2019: 507–513) dargestellt. Vgl. auch Dobler (2020: 162) für 1849–76.

Tab. 1 gibt eine Übersicht zu den 10 Ärzten mit den erhobenen Schriftproben. Je nach Publikationslage können bei den biographischen Eckdaten, gegliedert in Zeiten vor, während und nach Kaufbeuren-Irsee, Informationen fehlen. Aktennummern mit den jeweiligen Schriftproben erscheinen in der dritten Spalte. Vgl. auch Anhang A.a.

<i>Arzt</i>	<i>Biographie</i>	<i>Akten</i>
Dr. Franz X. Julius	- *1830, Promotion 1857 München - ab 1857 Praktikant, ab 01/1860 Assistenzarzt, ab 01.01.1876 leitender Oberarzt Irsee, †24.05.1903 (vgl. Müller 2019: 508)	1261
Dr. Hans Weyermann	- *1871, Promotion 1900 Würzburg; Assistenzarzt St. Getreu Bamberg - ab 03/1900 Assistenzarzt, ab 16.11.1908 Oberarzt Kaufbeuren - 1912 Oberarzt Lohr, dann Oberarzt Werneck, ab 1922 Direktor Kutzenberg, †1924 (vgl. Kreuter 1996: 1570; Weyermann 1900: 119)	2132, 2283, 3164, 3627, 3667
Dr. Josef Hock	- 09.08.1903–30.04.1910 Oberarzt Kaufbeuren - 01.05.1910 bis 1933 Direktor Heil- und Pflegeanstalt Bayreuth (vgl. Ullrich 1904: 25; Prinzing 1911: 15; von Cranach & Siemen 1999: 91)	2275, 2283
Dr. Hugo F. Lichtenberg	- *1868 Northeim/Hannover, Promotion 1891 Göttingen, 1892–94 Militärarzt Görlitz und Züllichau, 1896 Arzt der Schutztruppe in Kamerun ¹⁶⁷ , an Malariafieber erkrankt, Pensionierung 1898, ab 1903 prakt. Arzt Charlottenburg, Leiter des Etappenlazarets in Deutsch-Südwest-Afrika, 1904–05 Volontär psychiatrische Klinik München, 1906–07 Schiffsarzt auf Frachtdampfer nach Ostasien - 15.08.1907 Hilfsarzt Kaufbeuren (Urlaubsvertretung für Dr. Heckel), 05.10.1907–31.01.1910 ¹⁶⁸ Assistenzarzt (01.04.–31.07.1908 Urlaub wegen Prüfung zum ärztlichen Staatsdienst) (vgl. Prinzing 1911: 18; Hoffmann 2007: 231; Lebenslauf ¹⁶⁹)	1725, 3469, 3629
Dr. Max Linde	- aus Stellingen (Hamburg) - Urlaubsvertretung für Dr. Lichtenberg 01.04.–31.07.1908 ¹⁷⁰	2132

¹⁶⁷ Vgl. Hoffmann (2007: 55, 231) zu Dr. Lichtenbergs militärischer Laufbahn und Teilnahme an unterschiedlichen Expeditionen. Vgl. ein Foto des Arztes bei Chamier-Glisczinski (1925: 40b).

¹⁶⁸ Die Angabe im Jahresbericht, gemäß der Dr. Lichtenberg bereits Ende 1909 aus dem Anstaltsdienst ausgetreten ist (vgl. Prinzing 1911: 18), ist inkorrekt, wie eine Gehaltsabrechnung im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren belegt (Hinweis Erich Resch).

¹⁶⁹ Im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren findet sich ein handschriftlicher Lebenslauf (20.03.1907) von Dr. Lichtenberg, wohl für seine Bewerbung als Urlaubsvertretung für Dr. Heckel abgefasst (Hinweis Erich Resch).

¹⁷⁰ Vgl. ein Schreiben der Regierung von Schwaben und Neuburg, Kammer des Innern an die Direktion der Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren (09.03.1908), aufbewahrt im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren (Hinweis Erich Resch). Vgl. Dr. Lichtenbergs Eintra-

<i>Arzt</i>	<i>Biographie</i>	<i>Akten</i>
Dr. Adolf Fuchs	- *1886, Promotion 1911 München - 1911 Medizinalpraktikant Kaufbeuren, ab 01.01.1912 Hilfsarzt, ab 03/1915 Anstaltsarzt, 01.01.1923–1934 Oberarzt - 15.12.1934 Direktor Heil- und Pflegeanstalt St. Getreu Bamberg, während 2. Weltkrieg Wehrkreisarzt Wien; Ruhestand in Kaufbeuren, Beschäftigung mit medizingeschichtlichen und volkskundlichen Studien, †10.09.1962 (vgl. Alzheimer 1986)	1780, 1878, 1998, 2052, 2214, 4872
Dr. Emil Krapf	- *1870 Hammelburg/Bad Kissingen; leitender Arzt Irrenanstalt der Barmherzigen Brüder Trier - 01.01.1910–30.09.1912 Anstaltsarzt Kaufbeuren - 01.10.1912 Anstalt Haar (vgl. Prinzing 1911: 18; Prinzing 1912: 15; Müller 2019: 511)	1760, 1876, 3938
Dr. Peter Berg	- Medizinalpraktikant Kaufbeuren 01.06.1912–31.01.1913, ab 01.06.1913 Hilfsarzt, ab 1927 Oberarzt - ab 01.08.1928 Bezirksarzt Neustadt a. d. Waldnaab und Stadt Weiden (vgl. Prinzing 1913: 16; Prinzing 1914: 14; Prinzing 1918: 6; Scholl 1927: 244; Scholl 1928: 349)	4494
Dr. Alfred Prinzing	- *1864, Promotion 1888 München, Assistenzarzt Augsburger Krankenhaus, ab 1891 Assistenzarzt Kreisirrenanstalt München, ab 1897 Oberarzt Heil- und Pflegeanstalt Bayreuth - 01.01.1905–30.09.1929 Direktor Kaufbeuren; †1945 (vgl. Salm 1976: 45–49)	1366, 2939, 5588, 5601, 5605
Dr. Wilhelm Caselmann	- *1878, Promotion 1905 Erlangen, Assistenzarzt Deggendorf, ab 1909 Oberarzt Homburg (Pfalz) - 01.04.1916–1929 Oberarzt Kaufbeuren - 01.01.1930–1937 stellvertretender Direktor Heil- und Pflegeanstalt Erlangen (vgl. Kreuter 1996: 219; Müller 2019: 512)	2221, 2930, 7557

Tab. 1: Ärzte aus Kaufbeuren-Irsee, die Schriftproben erhoben haben

Die Durchführung von Schriftproben erfolgte durch Ärzte in unterschiedlichen Hierarchieebenen. Es finden sich Schriftproben auf Veranlassung von Assistenz- und Oberärzten (Dr. Weyermann, Dr. Hock, Dr. Krapf, Dr. Caselmann), vom Direktor Dr. Prinzing, von Hilfsärzten (Dr. Lichtenberg, Dr. Fuchs), Medizinalpraktikanten (Dr. Berg, Dr. Fuchs im Jahr 1911) und auch von sich kurzzeitig als Vertretung in Kaufbeuren aufhaltenden Medizinerinnen (Dr. Linde). Da es im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zielführend ist, alle erhobenen Schriftproben darzustellen, wird in den folgenden Abschnitten der Umgang von vier ausgewählten Ärzten mit Schriftproben beschrieben: Dr. Julius mit der frühesten

gung in Jakob T.s (kfb-3470) Krankengeschichte (17.08.1908): „T., vom Ref. (nach 4 monatl. Abwesenheit) [...] wieder übernommen“.

Probe, Dr. Caselmann mit der spätesten sowie zwei Ärzte mit individuellen Praktiken, Dr. Lichtenberg und Dr. Fuchs.¹⁷¹

(e) Schriftprobe unter Dr. Franz X. Julius (1889)

Die früheste Schriftprobe aus Kaufbeuren-Irsee wurde in der Akte von Moritz S. (kfb-1261) gefunden und stammt – ebenso wie die drei Schriftproben aus Menston – aus dem Jahr 1889. Dieser 1838 geborene Ziegler aus einem Dorf bei Neuburg a. d. Donau litt an Progressiver Paralyse und wurde am 09.08.1888 in Kaufbeuren aufgenommen, von wo er am 27.03.1889 nach Schweinspoint, eine ‚Anstalt für männliche unheilbare Kranke‘ bei Donauwörth, verlegt wurde. Die Schriftprobe befindet sich auf einem kleinen Zettel, der mittels Briefmarkenrändern in die Krankengeschichte eingeklebt wurde.

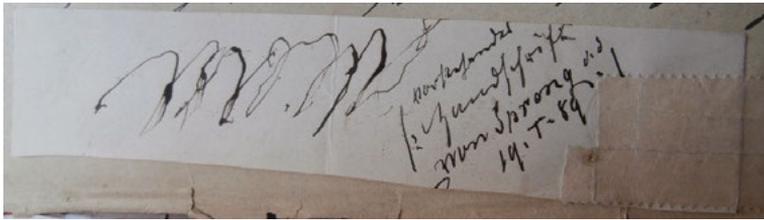


Abb. 22: Schriftprobe von Moritz S. (kfb-1261)

Bei der Schriftprobe handelt es sich um mehrere verbundene Zeichen. Da bei Schriftproben häufig die Namen der Patienten abgefragt wurden, könnte es sich auch hier um einen Namen handeln. Die Wellenbewegung könnte ein *M* oder mehrere aneinandergereihte Kurrentschrift-*S* darstellen und damit den Versuch einer Unterschrift. Rechts daneben, auf dem Zettel der Schriftprobe, findet sich ein Kommentar von Dr. Julius: „vorstehendes /: Handschrift von Spreng d. J 19. I. 89 :/:". ¹⁷²

Die Schriftprobe befindet sich an einer freien Stelle am unteren Rand in der Krankengeschichte, eingefügt zwischen dem Eintrag von „Jan. 1889“ und „Febr 89“. Beide stammen vom Assistenzarzt Dr. Johann Köhler (vgl. Müller 2019: 509) und zeigen eine inhaltliche Verbindung mit der Schriftprobe: „Jan. 1889. Die Störungen von Seite der Motilität haben bedeutend zugenommen, so ist die Sprache noch unverständlicher, der Gang unsicher, die Hände zittern stark, was man besonders beim Essen beobachten kann. [...]“. Bei dieser Schriftprobe handelt es sich also um die gezielte Dokumentation der

¹⁷¹ Vgl. Schiegg & Thorpe (2017: 40–43) zu den Schriftproben von Marie Z. (kfb-1760) unter Dr. Krapf und Kreszenz W. (kfb-1878) unter Dr. Fuchs.

¹⁷² Bei den Kaufbeurer Schriftproben werden, mit Erlaubnis des ärztlichen Leiters, die Nachnamen vollständig wiedergegeben (vgl. Kap. 2.6.e). Ansonsten bliebe, wie etwa im vorliegenden Beispiel, oft nur wenig Analysematerial übrig. Hier liegt außerdem der seltene Fall eines ärztlichen Kürzels („d. J“) auf einer Schriftprobe vor, das zusätzlich zur charakteristischen Handschrift dieses Arztes eine eindeutige Identifizierung ermöglicht.

Handschrift dieses schwer erkrankten Patienten, von dem ansonsten kein Schriftstück überliefert ist. Interessanterweise erfolgte die Schriftprobe nicht auf Veranlassung des behandelnden Arztes Dr. Köhler, sondern durch den leitenden Oberarzt Dr. Julius. Dies lässt auf den experimentellen Charakter dieser Probe schließen, die nicht in die alltägliche diagnostische Praxis integriert war. Sie wurde versuchsweise vom Leiter des Irseer Standorts durchgeführt, fand dann aber unter diesem Arzt, soweit ersichtlich, keine Fortsetzung bei anderen Patienten.

(f) Schriftproben unter Dr. Hugo Lichtenberg (1907–08)

Dr. Hugo Lichtenberg hatte bereits vielfältige Erfahrungen als Arzt in Afrika und auf einem Frachtdampfer in Ostasien gesammelt, Letzteres, wie er in seinem Lebenslauf schildert, um seine „Welt- und Menschenkenntnis ein wenig zu erweitern“ (vgl. S. 158, Fn. 169). Nach einer kurzen Zeit an der Münchener psychiatrischen Klinik begründet er die Bewerbung für eine Urlaubsvertretung in Kaufbeuren folgendermaßen:

- (110) Der Wunsch, den Abteilungsdienst einer großen deutschen Anstalt gründlich kennen zu lernen und deren Insassen ungestörter, genauer, länger, als es in einer Universitätsklinik möglich ist, beobachten zu können, veranlaßt meine Bereitwilligkeit zu der gewünschten Vertretung. *Lebenslauf Dr. Hugo Lichtenberg, 20.03.1907, vgl. Fn. 169*

Dass sich Dr. Lichtenberg in Kaufbeuren mit theoretischen Ausführungen zu Handschriftenanalysen beschäftigte, wurde eingangs anhand seiner Randanmerkungen in Kraepelins Werk der Ärztebibliothek deutlich (vgl. S. 153, Abb. 20). Sein großes Interesse an den Patienten manifestiert sich nicht nur in seinen detaillierten Eintragungen in den Krankengeschichten, sondern auch in seinem Umgang mit Schriftproben, von denen vier gefunden wurden. Abb. 23 zeigt die Schriftprobe des 1856 geborenen Augsburgers Postillions und Servatiuspfründners Joseph B. (kfb-1725), der mit Verfolgungswahn und Halluzinationen vom 18.07.1908 bis zu seinem Tod im Jahr 1917 in Kaufbeuren-Irsee war und von dem auch neun Briefe überliefert sind.

- (111) Joseph Böswald ^{6 August} 1908
 Geboren 1856 ^{In} Fünfbetten
 Ia Unser Wirschaft ist nur Klein,
 Und doh will sich sich versehen sein.
 5 Wir haben Keine Magt muß
 Kohen, fegen Striken
 Unt Nähen u Laufen Früh u spät
 Unt meine Muter ist in Allen
 Stüken so Anprat! *Servatiuspfründner Joseph B. (kfb-1725), 06.08.1908*

Joseph B.s Schriftprobe entstand gut zwei Wochen nach dessen Anstaltsaufnahme. Die entsprechende Eintragung in der Krankengeschichte belegt, dass Dr. Lichtenberg zunächst Fragen zur Orientierung, eine Rechenprobe und dann die Lese- und Schreibprobe

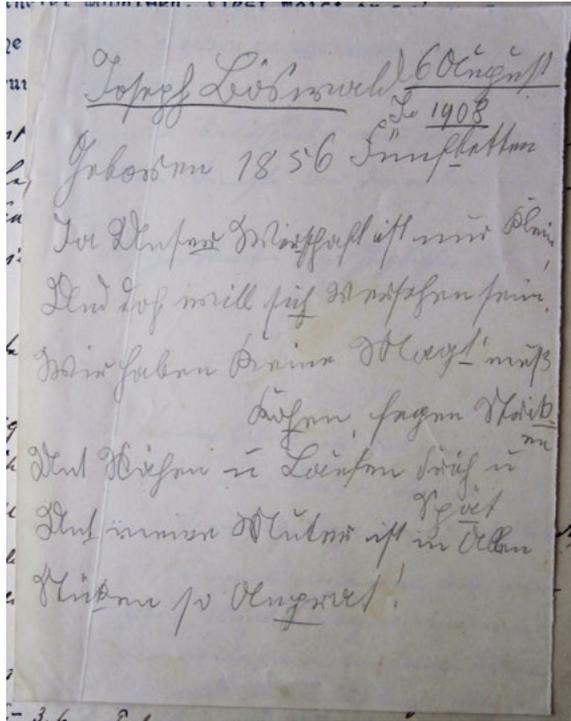


Abb. 23: Schriftprobe von Joseph B. (kfb-1725)

durchführte, zu der er anmerkt: „Liest beifolgend fehlerhaft abgeschriebene Stelle aus dem ‚Faust‘ mit Verständnis deutlich u. gut vor“. Bei der Schriftprobe handelt es sich zunächst um den Vor- und Nachnamen des Patienten, das Schreibdatum, Geburtsjahr und -ort und anschließend um einen Ausschnitt aus Goethes *Faust*,¹⁷³ den der Patient zwar nicht detailgetreu abschrieb, aber dann korrekt vorlesen konnte. Die Unterstreichungen einzelner Buchstaben mit Bleistift bilden Dr. Lichtenbergs Markierungen¹⁷⁴ von Fehlern

¹⁷³ Es handelt sich um die Antwort Margaretes auf Fausts Frage „Ihr seid wohl viel allein?“ in Kap. 15 (Garten): „Ja, unsre Wirtschaft ist nur klein, / Und doch will sie versehen sein. / Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken / Und nähn, und laufen früh und spat; / Und meine Mutter ist in allen Stücken / So akkurat!“ (Goethe 1994: 133).

¹⁷⁴ Bei den markierten Stellen handelt es sich zunächst um rein graphematische Abweichungen: fehlendes *c* bei *ck* in Z. 6 „Striken“ / Z. 9 „Stüken“; Schreibfehler *b* statt *st* in Z. 2 „Fünfbetten“; daneben um lautlich begründbare Abweichungen: Auslautverhärtungen in Z. 5 „Magt“ / Z. 8 „Unt“ („Unt“ Z. 7 wurde übersehen); assimiliertes *t* in Z. 3 „Wirtschaft“; *-er* statt *-re* in Z. 3 „Unser“ und die phonetische Verschriftung von Z. 9 „Anprat“ statt *akkurat*. Bei „sich“ in Z. 4 liegt eine Verwechslung mit *sie* vor. Auffällig ist der bemängelte Umlaut in Z. 7 „Spät“, der zwar standardsprachlich korrekt wäre, allerdings in den Goethefassungen aus Reimgründen wegge-

Schriftprobe zu lesen ist: „Ich weis soll beteiten das ich traurig bin“. Die Merkstörung erkennt der Arzt wohl darin, dass Joseph T. einzelne Wörter ausließ. Der anschließende Beginn von Uhlands *Lied vom guten Kameraden* ist dagegen komplett: „Ich hatte einen Kameraden einen besseren findens du nicht“. Auf der Schriftprobe finden sich wiederum Kommentare des Arztes mit Bleistift, am linken Rand in Kurzschrift und über dem Datum „(zugeflüstert)“. Letzteres illustriert die mündliche, überwachende, aber auch unterstützende Erhebungssituation dieses Textes.

Schließlich finden sich noch zwei unter Dr. Lichtenberg entstandene Schriftproben beim Gastwirt und Wirtschaftspächter Konrad R. (kfb-3629), der an paralytischem Delirium litt und vom 13.05.1907 bis zu seiner Entlassung 1909 in Kaufbeuren-Irsee war. Bei der ersten Schriftprobe, datiert auf den 14.05. (ohne Jahresangabe) und damit wohl wie üblich einen Tag nach der Aufnahme des Patienten entstanden, sind nur einzelne Buchstaben und der Nachname des Patienten zu erkennen, weshalb die Randannotationen Dr. Lichtenbergs angeben, was an den jeweiligen Stellen stehen sollte, nämlich: „Name“, „geboren zu usw.“ und „Ich hatt’ einen Kameraden“. Die zweite Schriftprobe dieses Patienten stammt vom 18.09.1907. Sie ist nur teilweise lesbar, man kann etwa wiederum Uhlands Lied erahnen: „Ich hartert einen Kaufmam“. Dazu merkt der Arzt in der Krankengeschichte an: „redet, schreibt, handelt ganz verwirrt, fertigt auf der Fensterbank die vorliegende wirre (stenographisch erläuterte) Schriftprobe“ (18.09.1907). Im Vergleich zur ersten Schriftprobe liegt aber eine deutliche Verbesserung in der Schrift und damit wohl auch des Gesundheitszustandes vor, was später auch die Entlassung des Patienten ermöglicht.

(g) Schriftproben unter Dr. Adolf Fuchs (1911–14)

Sechs der erhobenen Schriftproben konnten Dr. Adolf Fuchs zugeordnet werden. Alle Proben sind in die Krankengeschichten eingebettet, werden von diesem Arzt detailliert kommentiert und entstanden oft im Rahmen umfangreicherer kognitiver Tests. So erfolgte auch kurz nach Kreszenz W.s (kfb-1878) Anstaltseintritt eine Rechenprobe, zu der Dr. Fuchs schreibt: „Rechnen sehr schlecht“ (08.10.1912). Abb. 25 zeigt die Schriftprobe der 1874 geborenen Fabrikarbeiterin und Droßlerin, die mit der Diagnose ‚Seelenstörung mit Paralyse‘ ab dem 07.10.1912 in Kaufbeuren-Irsee verweilte und dort 1915 verstarb. Außerdem sind zwei Briefe an ihren Mann überliefert, einer davon vom gleichen Tag wie ihre Schriftprobe.¹⁷⁵

Kreszenz W.s Schriftprobe zeigt Ähnlichkeiten mit den von Dr. Lichtenberg erhobenen Proben: Nach ihrem Vor- und Nachnamen folgen Geburtstag und Alter der Patientin. Anschließend gibt sie stark verkürzt die zwei Grundgebete *Vater unser* und *Gegrüßet seist du Maria* wider und schließt mit „Amen“.

¹⁷⁵ Kommentar von Dr. Fuchs dazu in der Krankengeschichte: „16. X. 12. Schrieb einen Brief an ihren Mann, der von Auslassungen, Paragraphien etc. strotzt.“

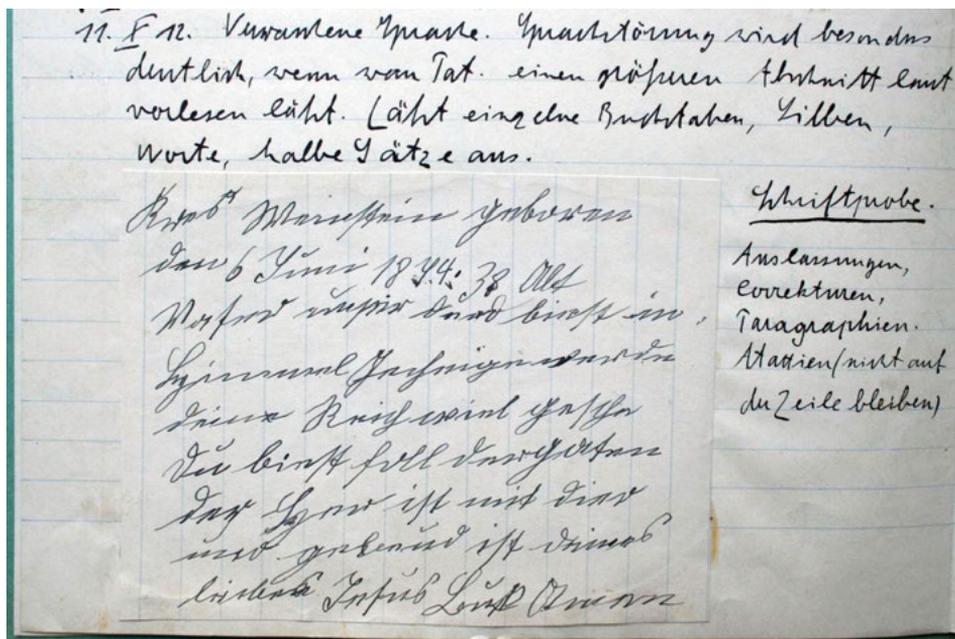


Abb. 25: Schriftprobe von Kreszenz W. (kfb-1878)

- (113) Kres Weinstein geboren
den 6 Juni 1844. 38 Alt
Vaser unser derd biest in
Himmel Gecheige werde
5 deine Reich viel gesche
Du biest foll dergaten
der Her ist mit dier
und gebeud ist deines
leibens Jesus Buk Amen

Fabrikarbeiterin Kreszenz W. (kfb-1878), 11.10.1912

Diese Schriftprobe entstand im Kontext einer Untersuchung der Sprachfähigkeit. Dazu schrieb Dr. Fuchs zunächst (vgl. Abb. 25): „Verwaschene Sprache. Sprachstörung wird besonders deutlich, wenn man Pat. einen größeren Abschnitt laut vorlesen läßt. Läßt einzelne Buchstaben, Silben, Worte, halbe Sätze aus.“ Anschließend klebte er die Schriftprobe in die Patientenakte und kommentierte am rechten Rand: „Schriftprobe: Auslassungen, Correkturen, Paragraphien. Ataxien (nicht auf der Zeile bleiben)“. In der Tat erscheinen einige Auslassungen in den Gebeten, Korrekturen sind mit dem gestrichenen *e* in Z. 5 und der Verbesserung *n* zu *s* in Z. 9 selten. Paragraphien, also Vertauschung und Ersetzung von Buchstaben, liegen in Z. 3 bei „Vaser“ („Vater“), Z. 4 „Gecheige“ („geheiligt“) und

Z. 8 „gebeud“ (,gebenedeit‘) vor.¹⁷⁶ Ataxien im Sinne von nicht auf der Zeile bleiben zeigen sich noch stärker in den Briefen der Patientin. Wie die Erhebungssituation dieser Schriftprobe aussah, geht aus der Krankenakte nicht hervor. Da Dr. Fuchs bei anderen Patienten Gebete im Rahmen von Intelligenz- bzw. Wissenstests abfragte, etwa bei Margareta V. (kfb-4872), ist davon auszugehen, dass auch Kreszenz W. die beiden Gebete aus dem Gedächtnis niederschrieb.

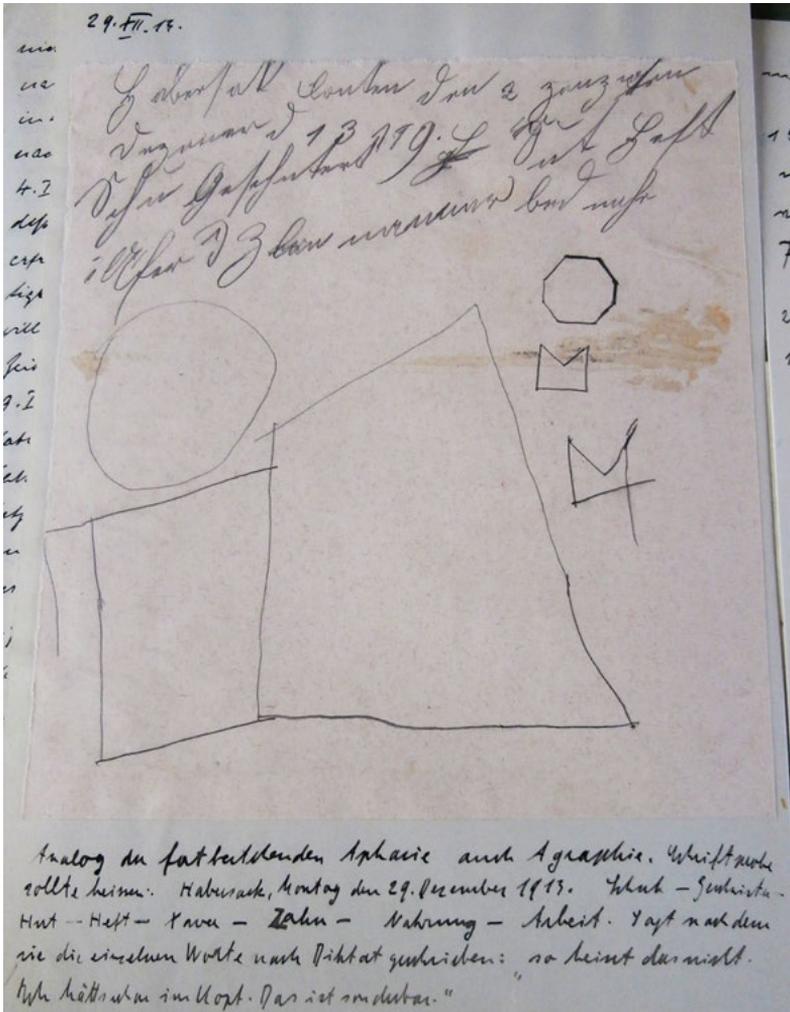


Abb. 26: Schriftprobe von Therese H. (kfb-1780)

¹⁷⁶ Diese Schreibungen könnten aber auch auf mangelnde Schreibroutine und Einflüsse des Gesprochenen zurückzuführen sein. Insbesondere die Verkürzungen von „wiel“ (Z. 5 ‚Wille‘) und „gesche“ (Z. 5 ‚geschehe‘) sind wohl dadurch zu erklären.

Nach einem Diktat hat dagegen Therese H. (kfb-1780), eine 1852 geborene Fabrikarbeitsfrau, ihre Schriftprobe vom 29.12.1913 verfasst. Sie war bereits 1905 mit Paranoia und Halluzinationen in die Kaufbeurer Anstalt gekommen und entwickelte nach einem Schlaganfall am 06.11.1913 größere sprachliche Probleme: in ihrer „sprachlichen Hilflosigkeit weint sie, wenn sie sich nicht verständlich machen kann“ (Krankengeschichte, 02.12.1913). So diktierte Dr. Fuchs ihr Ende des Jahre einen Text, klebte ihn in ihre Akte und schrieb darunter (vgl. Abb. 26):

- (114) Analog zu fortbestehenden Aphasie auch Agraphie. Schriftprobe sollte heissen: Habersack, Montag den 29. Dezember 1913. Schuh – Geschwister – Hut – Heft – Xaver – Zahn – Nahrung – Arbeit. Sagt nachdem sie die einzelnen Worte nach Diktat geschrieben: „so heisst das nicht. Ich hätt's schon im Kopf. Das ist sonderbar.“

Krankengeschichte Therese H. (kfb-1780), 29.12.1913, Dr. Fuchs

Die Patientin war somit auch selbst unzufrieden mit dem Ergebnis ihrer Schriftprobe. Diese lässt sich nur schwer entziffern, ist aber im Abgleich mit der Anmerkung von Dr. Fuchs als Ergebnis des Diktats deutlich zu identifizieren:

- (115) Habersack lonten den 2 zenznoson

Deznner d 13119.

Schu Geschnert H Sut Heft

i Afer 1) Z ban nammr bed nahr *Fabrikarbeitsfrau Therese H. (kfb-1780), 29.12.1913*

Die geometrischen Figuren unter der Schriftprobe bleiben in der Krankengeschichte unkommentiert, waren aber ebenfalls Bestandteil der Probe. Dabei wirken die beiden Figuren rechts oben wie mit einer Schablone vorgezeichnet; die Figur darunter und die großen Formen links sind wohl die Abzeichnungen der Patientin.

Diese Praxis findet sich auch bei Margareta V. (kfb-4872), deren „Intelligenz Prüfung nach Binet-Simon“ u. a. das „Abzeichnen eines Rhombus“ beinhaltete, was ihr laut Dr. Fuchs allerdings nicht gelang. Bei dieser Patientin handelt es sich um eine 1877 geborene Eisengießersfrau aus Sonthofen, die nur knapp zwei Wochen zur Beobachtung in Kaufbeuren war (14.03.–25.04.1914) und von der auch eine Lebensgeschichte überliefert ist. In ihrer Akte findet sich der Entwurf eines von Dr. Fuchs verfassten, detaillierten Gutachtens über ihren Geisteszustand. Der Arzt schildert auf mehreren Seiten die Ergebnisse von „wiederholt vorgenommenen Intelligenzprüfungen“ (u. a. nach Binet-Simon, Ebbinghaus'scher Versuch, Masselon'scher Versuch). Er diagnostiziert ‚Imbecillität‘ und schließt, dass die Patientin schuldunfähig sei und bei den „ihr zur Last gelegten Handlungen“ – mehrere Diebstähle – eine „frei[e] Willensbestimmung ausgeschlossen war“. Die Ergebnisse dieser Intelligenzprüfungen werden protokollartig in der Akte festgehalten. Dabei führt Dr. Fuchs auch eine Schriftprobe der Patientin durch, die sich von allen anderen erhobenen Schriftproben aus Kaufbeuren-Irsee unterscheidet. Einerseits schrieb die Patientin hier direkt in den ärztlichen Bogen und nicht auf einen eigenen Zettel, andererseits enthält diese Probe ihren Namen in zwei Ausführungen, einmal in Kurrentschrift

und darunter in lateinischer Schrift (vgl. Abb. 27). Zur Schreibfähigkeit merkt Dr. Fuchs an: „Lesen und Schreiben geht leidlich. Bei beidem aber etwas umständlich“.

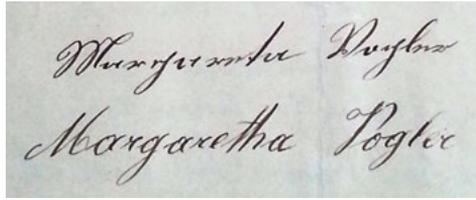


Abb. 27: Schriftprobe von Margareta V. (kfb-4872)

Bei Margareta V.s Schriftprobe fällt auf, dass diese ihren Vornamen in der kurrentschriftlichen Version mit *t*, in der lateinischen mit *th* verschriftet. In ihrer Akte findet sich ihre Unterschrift auch beim Aufnahme- und Entlassungsprotokoll, beide Male in Kurrentschrift. Abb. 28 zeigt die Version im Aufnahmeprotokoll, die nicht nur mit einer dünneren Feder, sondern auch mit deutlich unregelmäßigeren Buchstabenformen geschrieben wurde. Bei ihrer Schriftprobe bemühte sich die Schreiberin also um ein sauberes Schriftbild, da sie wohl um dessen Bedeutung zur Einschätzung ihres Gesundheitszustandes wusste. Die Version in lateinischer Schrift zeugt ebenfalls von einem großen Bemühen um Korrektheit, bei dem sie nicht nur die Großbuchstaben verschnörkelt, sondern auch das archaisierende *h* (vgl. Kap. 8.2.1) in ihren Namen einfügt, das sie bei ihren sonstigen Unterschriften nicht verwendet. Es ist anzunehmen, dass Dr. Fuchs hier ihre Fähigkeit überprüfte, zwischen beiden Schriftarten zu wechseln. Die Patientin stand bei der Durchführung dieser kurzen Schriftprobe sicherlich unter genauer Überwachung und der Arzt hätte ihr seinen Papierbogen wohl schon früher wieder abgenommen, wäre die Probe nach der kurrentschriftlichen Fassung bereits abgeschlossen gewesen.

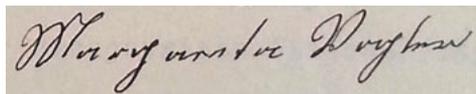


Abb. 28: Unterschrift von Margareta V. (kfb-4872) im Aufnahmeprotokoll

(h) Schriftproben unter Dr. Wilhelm Caselmann (1917–29)

Kurze Schriftproben wie bei Margareta V. sind typisch für die jüngeren Vertreter dieser Textsorte, insbesondere bei Dr. Prinzing und Dr. Caselmann. Von Letzterem liegen drei Schriftproben vor. Eine davon stammt von der 1877 geborenen Tagelöhnersfrau Anna S. (kfb-2221) aus Neusäß bei Augsburg, die unter Progressiver Paralyse litt und vom 11.10.1917 bis zu ihrem Tod im April 1918 in psychiatrischer Behandlung war. Beim ersten Eintrag der Krankengeschichte kurz nach ihrer Aufnahme ist ein kleiner Papierstreifen mit der Schriftprobe der Patientin eingeklebt (vgl. Abb. 29). Die Schriftprobe

bildet die einzige Überlieferung dieser Patientin und besteht lediglich aus deren Nach- und Vornamen. Beim ersten Buchstaben verschrieb sie sich und setzte neu an, über dem *n* ihres Vornamens fehlt ein Verdoppelungsstrich. Dr. Caselmann kommentiert ihre Schrift im dazugehörigen Eintrag der Krankengeschichte lediglich mit „Kein Tremor“.

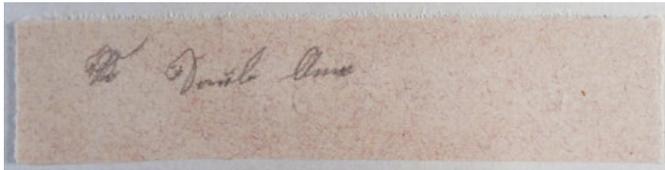


Abb. 29: Schriftprobe von Anna S. (kfb-2221)

Die jüngste Schriftprobe aus Kaufbeuren-Irsee wurde bei der stichprobenartigen Durchsicht höherer Aktennummern bei Anna G. (kfb-7557) gefunden, einer 1876 geborenen Kindsmagd und Fabrikarbeiterin aus Kempten, die mit ‚manisch-depressivem Irresein‘ ab 01.02.1927 für sechs Monate in psychiatrischer Behandlung war und sich erneut im Februar/März 1929 für vier Tage zur Begutachtung auf Erwerbsfähigkeit im Kaufbeurer Krankenhaus aufhielt.

Anna G.s Schriftprobe (vgl. Abb. 30) ist eingeklebt in ein zweiseitiges, vorgedrucktes Formular, betitelt mit „Körperlicher Befund“, das in Kaufbeuren-Irsee in den 1920er-Jahren häufiger bei der Anamnese verwendet wurde. Im Bereich „Bewegungsvermögen“ finden sich auch zwei Felder für „Sprachstörung“ und „Schriftprobe“, wobei bei ersterem Dr. Caselmann ein „-“ eintrug, bei letzterem Anna G.s Schriftprobe einklebte. Das Formular selbst ist undatiert, allerdings liegt ein ärztliches Gutachten des zweiten Anstaltsaufenthalts vor, in dem Dr. Caselmann die einzelnen Punkte des Formulars ausformuliert, sodass dieses und auch die Schriftprobe 1929 entstanden sein dürften. Die Schriftprobe besteht aus den typischen Elementen Vor- und Nachname sowie Geburtsdatum. Im Gutachten schreibt Dr. Caselmann lediglich: „die Sprache ist normal“.

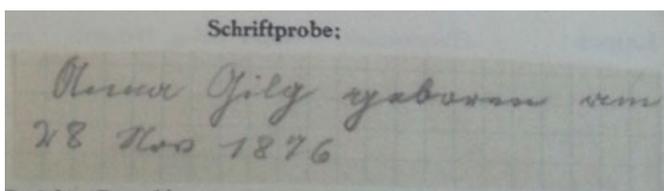


Abb. 30: Schriftprobe von Anna G. (kfb-7557)

Dr. Caselmann dienten Schriftproben somit weniger zur Erfassung pathologischer Schriften, sondern waren eher Teil der routinartigen Untersuchung von Patienten bei der Anstaltsaufnahme. Einen besonderen Erkenntnisgewinn scheint er in diesen nicht gesehen zu haben, da sie in seinen Gutachten keine große Rolle spielten. Bei anderen Patienten, für die er das gleiche Formular ausfüllte, ließ er das entsprechende Feld zur Schriftpro-

be oft sogar komplett frei, so etwa bei Franz M. (kfb-7782) und Eugen M. (kfb-7783), beide 1927 aufgenommen. Beim schwer kranken und wenige Monate später verstorbenen Bonifaz M. (kfb-7785) schrieb der Arzt selbst ins Formular „nicht zu erfassen“ (1928).

(i) Schriftproben als diagnostische Praxis in Kaufbeuren-Irsee

Schriftproben bieten trotz ihrer Kürze vielfältige Einblicke in das ärztliche Handeln. Wie die vorangegangenen Abschnitte gezeigt haben, spiegeln sich dort die individuellen Vorgehensweisen und Interessen der einzelnen Ärzte. Daneben kann man auch generelle Entwicklungen der diagnostischen Praxis nachzeichnen, was nun am Beispiel von Kaufbeuren-Irsee erfolgt.

Die frühe, im Jahr 1889 von Dr. Julius veranlasste Schriftprobe hatte noch experimentellen Charakter, ähnlich wie die im gleichen Jahr versuchsweise angefertigten Schriftproben in Menston. Das Fehlen einer Textsortenbezeichnung ist ein Hinweis darauf, dass diese Textsorte in Kaufbeuren-Irsee noch nicht etabliert war; so nahm Dr. Julius mit der umständlichen Formulierung „vorstehendes Handschrift von“ Bezug auf den Patiententext. Erst knapp 20 Jahre später scheint die Textsorte geläufiger geworden zu sein, was die Schriftproben von Dr. Weyermann ab 1906 sowie von Dr. Hock und Dr. Lichtenberg ab 1907 belegen, die diese nun in der Regel auch *Schriftprobe* nennen.

Diese Ärzte dürften vom Erkenntnispotential der Schriftproben sowohl bei damals üblichen Fortbildungsreisen zu anderen Einrichtungen¹⁷⁷ als auch durch das Studium aktueller Literatur erfahren haben. Letzteres lässt sich durch die bereits erwähnten Randanmerkungen in Kraepelins Lehrbuch (1904) zu Handschriftenanalysen nachweisen (vgl. S. 153, Abb. 20).¹⁷⁸ Dabei handelt es sich um das mehrfach aufgelegte Standardwerk des angesehenen Münchener Pioniers der Psychiatrie, das über aktuelle Theorien und Methoden dieses noch jungen Fachgebiets unterrichtete. Auch an anderen Stellen in diesem Buch finden sich Markierungen mit Bleistift, so bei den Passagen über Sprachstörungen, verursacht durch ‚Dementia Paralytica‘ (vgl. im Buch S. 306 und 390). Auch Dr. Hock, von dem ebenfalls Schriftproben vorliegen, arbeitete mit diesem Buch.¹⁷⁹ Zu Dr. Kraepelin hatten die Kaufbeurer Ärzte persönlichen Kontakt in Form der genannten Fortbildungsreisen sowie Dr. Lichtenberg auch durch eine gemeinsame Publikationstätigkeit.¹⁸⁰

¹⁷⁷ Im Jahresbericht von 1907 werden die ärztlichen Fortbildungskurse von Dr. Hock in Gießen sowie Dr. Weyermann und Dr. Ehrenfeld in München aufgelistet (vgl. Prinzing 1908: 10). 1911 besuchte der Direktor Dr. Prinzing mehrere psychiatrische Anstalten „zu informatorischen Zwecken“ (Prinzing 1912: 16).

¹⁷⁸ Daneben fand sich in der Ärztebibliothek die 2. Aufl. von Bleuers *Lehrbuch der Psychiatrie* (1918), ebenfalls mit Abschnitten zu Schriftstörungen, aber ohne Randanmerkungen.

¹⁷⁹ Knappe Bleistiftnotizen an den Rändern von S. 670 und 671 konnten Dr. Hocks Handschrift zugeordnet werden; dort geht es um unterschiedliche Zustände der Manie.

¹⁸⁰ Dr. Lichtenberg lieferte während seiner Zeit als Volontär (1904–05) an der Münchener psychiatrischen Klinik für eine gemeinsame Publikation Statistiken über dortige Alkoholranke (vgl. Kraepelin, Vocke & Lichtenberg 1907: 11–13). Vgl. auch S. 185, Fn. 201.

Die vergleichende Untersuchung der Schriftproben hat gezeigt, dass diese Textsorte in ihrem Gebrauch in Kaufbeuren einen festen Kern und offene Ränder besitzt. Immer wurden der Name des Patienten, meistens auch zusätzliche persönliche Informationen wie Geburtsdatum, Alter, Herkunft, Beruf, Familienstand, Name des Ehegatten, Datum und Aufenthaltsort abgefragt. Daneben forderten manche Ärzte noch weitere Texte, etwa aus dem Gedächtnis wiedergegebene Gebete. Dies ist auch bei Dr. Krapf für Balthasar G. (kfb-3938) belegt, der „ein Stück vom Vaterunser niederschreiben soll“ (12.02.1911).

Besonders individuell sind die Schriftproben von Dr. Lichtenberg (1907–08) und Dr. Fuchs (1911–14). Ersterer setzte dafür als einziger literarische Texte ein. Durch Unterstreichungen und stenographische Randanmerkungen kommentierte er die Proben und bewertete diese detailliert in den Krankengeschichten, aber ohne medizinisches Fachvokabular zu verwenden. Er verfolgte eher ein humanistisches Interesse an seinen Patienten und, wie er in seiner Bewerbung äußerte, den Wunsch psychisch Kranke „ungestörter, genauer, länger“ zu beobachten. Die Verwendung von Fachterminologie wie „Agraphie“, „Paragraphien“ und „Ataxien“ spiegelt dagegen Dr. Fuchs medizinisch-wissenschaftliches Interesse. Bereits als Hilfsarzt wurde er von Direktor Dr. Prinzing als „unabkömmlich“ beschrieben.¹⁸¹ Dr. Fuchs Schriftproben entstanden oft im Kontext ausführlicher kognitiver Tests und medizinischer Gutachten, auch publizierte er medizinische Fachaufsätze zu Zwangsstörungen (vgl. Fuchs 1927) und Fremdkörperschluckern (vgl. Fuchs 1930) auf der Basis seiner psychiatrischen Beobachtungen (vgl. Kap. 3.3.2.b). Diese Fokussiertheit führte zu Beförderungen zum Oberarzt in Kaufbeuren und schließlich zum Direktor der Bamberger Heil- und Pflgeanstalt.

Weniger individuell erscheinen die jüngeren Schriftproben, insbesondere die kurzen unter Dr. Caselmann (1917–29). Während er aber immerhin noch knapp auf diese in den Krankengeschichten eingeht, fehlen bei Dr. Prinzing (1915–21) derartige Kommentare oftmals, bis auf die Textsortenbezeichnung „Schriftprobe“, vollständig. Dies könnte aus Zeitmangel resultieren, da sich die leitenden Ärzte wohl weniger einzelnen Patienten widmen konnten. Allerdings führte auch Dr. Prinzing im Jahr 1918 eine umfangreichere Intelligenzprüfung inklusive Schriftprobe am 10-jährigen Schüler Friedrich V. (kfb-1366) durch, die einen gewissen zeitlichen Aufwand erforderte. Ebenfalls könnte seine größere Erfahrung bei der Diagnose von Krankheiten aufwändige Schriftanalysen unnötig gemacht haben. Ausschlaggebend erscheint die Etablierung von Schriftproben als eher routinetaft erhobenes Element in den Krankengeschichten, besonders ab den 1920er-Jahren. Dies zeigt sich in der abnehmenden Variation und zunehmenden Kürze der Schriftproben in dieser Zeit, die schließlich auch Teil eines Anamnese-Formulars zur Erfassung des Bewegungsvermögens wurden.

Dass trotz Vorhandensein dieses Formulars das Feld für die Schriftprobe bei Dr. Caselmann und bei Dr. Prinzing oftmals frei blieb, belegt, dass beide Ärzte kein besonderes

¹⁸¹ Vgl. Prinzing (1918: 7) im Jahresbericht: „Ende März 1915 gelang es unseren als Unterarzt im Reservelazarett München B verwendeten Hilfsarzt Dr. Fuchs als unabkömmlich wieder für die Anstalt zurück zu gewinnen“.

diagnostisches Potential in Schriftproben sahen, sondern diese recht unregelmäßig und nur in knapper Form erhoben. Auch Dr. Wilhelm Lenhart, Kaufbeurer Anstaltsarzt zwischen 1912 und 1939 (vgl. Müller 2019: 512), ließ das Feld wiederholt offen, etwa 1927 bei Matthäus M. (kfb-7784) und bei Johann N. (kfb-7790). Dies zeigt, dass in Kaufbeuren nun kaum noch Wert auf Schriftproben gelegt wurde.

Insgesamt ist festzuhalten, dass Schriftproben als diagnostische Praxis ab 1906/07 in Kaufbeuren-Irsee weitläufig bekannt waren und mindestens von zehn unterschiedlichen Ärzten immer wieder und teilweise mit großer Individualität eingesetzt wurden. Als sich diese dann in den 1920er-Jahren als routinemäßiges Element der Anamnese etabliert hatten, schwand das Interesse an Schriftproben, die zwar weiterhin zum Einsatz kamen, aber von den Ärzten kaum mehr als erkenntnisfördernd betrachtet wurden.

(j) Patienten in Kaufbeuren-Irsee mit Schriftproben

Da nur von einem recht kleinen Teil der Patienten von Kaufbeuren-Irsee Schriftproben erhoben wurden, stellt sich die Frage, ob diese Patienten Gemeinsamkeiten teilen, die zur Auswahl dieser Methode geführt haben. Vergleicht man die diagnostizierten Krankheiten der Patienten, so fällt auf, dass über die Hälfte der Patienten mit Schriftproben an (Progressiver) Paralyse litten, während unter allen aufgenommenen Patienten diese Krankheit im frühen 20. Jahrhundert bei unter zehn Prozent vorkam.¹⁸² Diese erhöhte Zahl von Schriftproben bei Paralytikern resultiert wohl aus der Tatsache, dass diese Krankheit starke körperliche Beeinträchtigungen hervorruft, die sich auch in der Schrift zeigen; Auffälligkeiten in der Schrift erlaubten den Ärzten also eine Bestätigung dieser Diagnose. Somit wurden – ähnlich wie in Menston (vgl. Abschnitt b) – vermehrt Schriftproben bei solchen Patienten erhoben, bei denen es auch Pathologien in der Schrift zu beobachten gab und die insgesamt als schwerer erkrankte Personen einzuordnen waren.

Teilt man die Schriftproben in zwei Zweitabschnitte, (a) von 1889 bis 1914 (ältere, individuellere Proben) und (b) 1915 bis 1929 (schematischere Proben unter Dr. Prinzing / Dr. Caselmann), so erhielten im ersten Abschnitt 15 der 21 Patienten (71 %) diese Diagnose¹⁸³, im zweiten aber nur 2 von 8 (25 %).¹⁸⁴ Oftmals wurden in den 1920er-Jahren im Kontext routinemäßiger Erhebungen Schriftproben von Patienten erfasst, bei denen keine Störung in der Schrift zu beobachten war; vgl. Dr. Caselmanns Kommentar „kein Tremor“ bei Anna S. (kfb-2221). Die Veränderung in der Zusammensetzung der Patienten

¹⁸² Durchschnittlich erhielten zwischen 1906 und 1913 (Zeitraum der meisten Schriftproben) laut den einzelnen Jahresberichten 8,6 % der Patienten die Diagnose ‚(Progressive) Paralyse‘.

¹⁸³ Moritz S. (kfb-1261), Katharina F. (kfb-1362), Marie Z. (kfb-1760), Marie H. (kfb-1876), Kreszenz W. (kfb-1878), Johanna R. D. (kfb-1998), Christine H. (kfb-2052), Josef K. (kfb-2132), Josefa K. (kfb-2275), Maria W. (kfb-2283), Franz J. F. (kfb-3164), Josef T. (kfb-3469), Konrad R. (kfb-3629), Balthasar G. (kfb-3938), Maria R. (kfb-4494).

¹⁸⁴ Anna S. (kfb-2221), Josef Z. (kfb-2930).

mit Schriftproben ist ein weiterer Beleg für die Routinisierung bei der Erhebung von Schriftproben, die immer weniger an Störungen in der Schrift gebunden waren.

Die abnehmende Relevanz von Schriftproben muss jedoch nicht bedeuten, dass die Ärzte in der Schrift der Patienten kein diagnostisches Potential mehr sahen. Vielmehr ist es auch denkbar, dass natürlichere Schreibkontexte wie unbeobachtet geschriebene Briefe den Ärzten bessere Einblicke in die Schreibfähigkeit der Patienten versprachen. So wurden teilweise Briefe zur Bestätigung der Beobachtungen von Schriftproben herangezogen (vgl. S. 164, Fn. 175). Die vielfach überlieferten Briefe und deren Erwähnung in den Krankengeschichten sind der Beleg dafür, dass sie regelmäßig zur Stützung von Diagnosen verwendet wurden. Bei Benedikt K. (kfb-1676) wurde beispielsweise keine Schriftprobe erhoben, sondern der Irseer Assistenzarzt Dr. Ehrenfeld nutzte 1907 dessen Brief, um seine Probleme bei der Konzeption und Ausführung eines solchen Textes zu belegen (vgl. S. 66, Abb. 4). Dass Analysen der Handschrift auch zu Fehldiagnosen führen konnten, zeigt der Fall der Katharina F. (kfb-1362), die zunächst unter Dr. Weyermann eine Schriftprobe (30.04.1911) abgegeben hatte und daraufhin auf der Basis ihrer Briefe von Dr. Zierl die unzutreffende Diagnose ‚Paralyse‘ erhielt (vgl. S. 72, Fn. 131).

Bei einigen Patienten war die Krankheit jedoch bereits so weit vorangeschritten, dass sie keine Texte mehr aus eigenem Antrieb verfassten und die unter Anleitung geschriebenen Schriftproben deren einzige Selbstzeugnisse bilden. Dies betrifft die in den vorigen Abschnitten vorgestellten Patienten Moritz S. (kfb-1261), Anna S. (kfb-2221) und Joseph T. (kfb-3469), die alle drei an Progressiver Paralyse litten und teilweise nur wenige Monate nach der Schriftprobe verstarben.

(k) Sprachwissenschaftliche Relevanz von Schriftproben

Schriftproben geben vor allem Einblicke in die diagnostische Praxis unterschiedlicher Ärzte, können aber auch hinsichtlich des Sprachgebrauchs der Patienten aufschlussreich sein. Wegen der vorgegebenen und teilweise auch diktieren Inhalte und ihrer Kürze bilden Schriftproben allerdings die Textsorte unter den Patiententexten, bei der Individuelles am wenigsten zum Vorschein kommt. Ein Ausbruch aus den Schreibvorgaben der Ärzte ist hier nur selten zu beobachten und war teilweise auch schreibtechnisch gar nicht möglich, wenn der Umfang bereits durch die kleine Papiergröße beschränkt war.¹⁸⁵

Ein seltenes Beispiel, bei dem sich eine Patientin nicht an die Anweisung des Arztes hielt, nur ihren Namen wiederzugeben, liegt bei einer Schriftprobe der 1853 geborenen Ökonomensfrau Kreszenz R. (kfb-3627) vor (vgl. Abb. 31). Kurz nach ihrer dritten Aufnahme in die psychiatrische Anstalt bemerkt Dr. Weyermann in der Krankengeschichte: „Aufgefordert ihren Namen zu schreiben, schrieb Patientin nebenstehende Zeilen nieder; ist völlig verwirrt [...]“ (04.10.1907). Links daneben klebte er ihre aus etwa 40 Wörtern

¹⁸⁵ Einige Schriftproben wurden jedoch erst nachträglich zugeschnitten bzw. ausgerissen, was verstümmelte Buchstaben belegen; vgl. bei Therese H. (kfb-1780) (S. 166, Abb. 26) einen Abriss oben und ein recht großes Stück Papier.

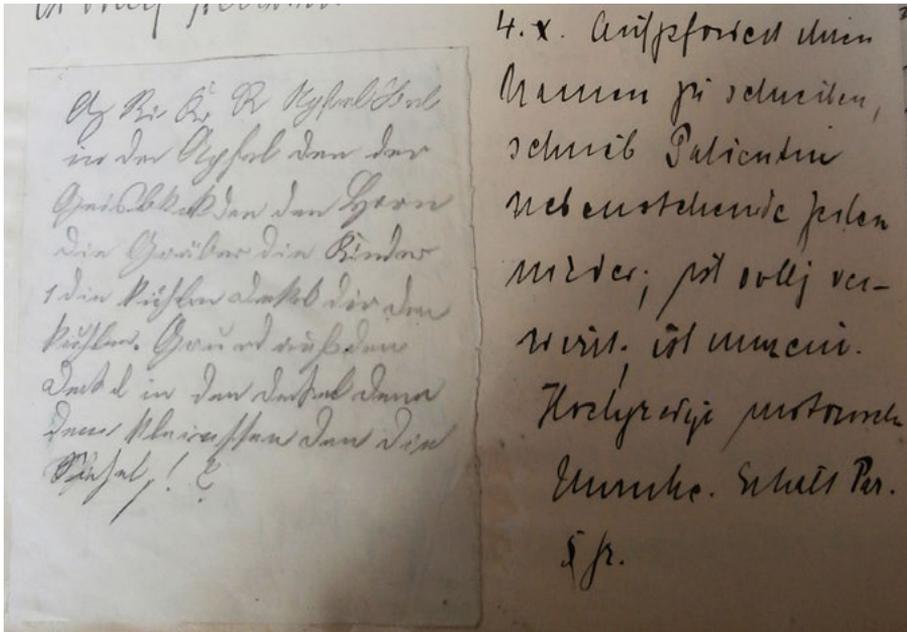


Abb. 31: Schriftprobe von Kreszenz R. (kfb-3627)

bestehende Schriftprobe ein, für die sie einen recht großen Zettel erhalten hatte. Die Lesbarkeit der Probe ist allerdings stark eingeschränkt. So scheint die Patientin zunächst der Aufforderung zu folgen, indem sie neben anderen Kürzeln ihre Initialen wiedergibt (Z. 1 „Kr“ und „R“); anschließend verschriftet sie mehrere unzusammenhängende Wörter und Phrasen wie „Apfel“ (Z. 1 und Z. 2), „die Gräber die Kinder“ (Z. 4) und „auf den Deckel“ (Z. 6f.). Sie schließt mit den Interpunktionszeichen „!?“ , was vermuten lässt, dass die Schreiberin einen Sinn hinter ihrem Text gesehen hat.¹⁸⁶

Wie die Patienten selbst ihre Schriftproben einschätzten, ist kaum überliefert. Eine Ausnahme ist die in Abschnitt (g) thematisierte Probe von Therese H. (kfb-1780), die Dr. Fuchs im Anschluss mündlich mitteilte: „so heisst das nicht. Ich hätt's schon im Kopf. Das ist sonderbar“. Wegen der engen Vorgaben, die Patienten bei der Abfassung von Schriftproben erhielten, erlauben diese kaum Spielraum für individuelle Formen der Textproduktion. Viel eher lassen sich auf der lautlich-graphematischen Ebene Einsichten in den Sprachgebrauch der Patienten gewinnen. Bei Friedrich V. (kfb-1366) erscheint etwa die im Schwäbischen übliche Senkung des Kurzvokals /i/ vor Nasal (vgl. Renn

¹⁸⁶ Dr. Weyermann scheint besonderes Interesse an der Reaktion der Patienten auf seine Aufgabe zu zeigen, sodass er auch bei der Schriftprobe von Franz J. F. (kfb-3164) anmerkt: „Zum Schreiben aufgefordert, fährt er erst längere Zeit in der Luft herum, macht daß einige Schnörkel aufs Papier u schreibt daß seinen Namen“ (20.02.1906).

1994: 51) in „Hemmal“ (,Himmel‘). Das gleiche Phänomen zeigt sich bei Christine H. (kfb-2052) im Ortsnamen „Göggenen“ (,Göggingen‘).

Bestandteil von Schriftproben sind fast immer die Patientennamen, die insofern linguistisch aufschlussreich sind, als bei diesen im frühen 20. Jahrhundert noch kein derartig hohes Normbewusstsein zu bestehen schien wie heute. Dies wird vor allem an den häufig variierenden Schreibungen in offiziellen Dokumenten deutlich, aber auch bei der Verschriftung durch die Patienten selbst. Wie in Abschnitt (g) gezeigt, schrieb Margareta V. (kfb-4872) ihren Namen einmal mit <▷ und kurz darauf mit <th> (vgl. S. 168, Abb. 27). Auch lautliche Reflexe finden sich in Patientennamen, etwa in Form einer Entrundung von /ö/ zu /e/ im Nachnamen „Reßner“ (,Rößner‘) bei der Schriftprobe von Konrad R. (kfb-3629) oder bei der phonetischen Verschriftung des Nachnamens „Henker“ (,Henggi‘) von Christine H. (kfb-2052). Teilweise verschrifteten Patienten auch im Alltag verwendete Kurzformen ihrer Vornamen wie „Michl“ bei Michael V. (kfb-3667) und „Kres“ bei Kreszenz W. (kfb-1878) (vgl. S. 165, Abb. 25) oder den Kosenamen „Mari“ für die Ehefrau von Josef K. (kfb-2132).

Variation zeigt sich außerdem bei der Verwendung der Vor- und Nachnamen. Man kann davon ausgehen, dass den Patienten zwar die Inhalte der Schriftproben vorgegeben wurden, aber ihnen in der Regel wohl nicht ihre eigenen Namen diktiert wurden, sondern sie wurden, wie das obige Beispiel von Kreszenz R. (kfb-3627) zeigt, „[a]ufgefordert ihren Namen zu schreiben“ (vgl. Abb. 31). Die Patienten hatten nun unterschiedliche Möglichkeiten, dieser Aufforderung nachzukommen. Johanna Regina D. (kfb-1998) verschriftete nur ihre beiden Vornamen, Therese H. (kfb-1780) nur ihren Nachnamen. Letzterer wurde tatsächlich auch nur ihr Nachname diktiert (vgl. S. 166, Abb. 26). Bei 26 der 33 Schriftproben liegen Vor- und Nachname vor, deren Reihenfolge aber variieren kann. Mit 20 Belegen überwiegt die Reihenfolge Vor- und dann Nachname, 6 Belege finden sich aber auch für Nach- und dann Vorname (vgl. S. 163, Abb. 24 und S. 169, Abb. 29).¹⁸⁷ Letztere Abfolge ist typisch in Dialekten; im Süddeutschen ist sie auch in die konzeptionelle Schriftlichkeit eingedrungen und wird heute oft mit dem Bairischen in Verbindung gebracht (vgl. Berchtold & Dammal 2014). Manchmal liegen von einzelnen Patienten auch zwei Schriftproben vor, die von unterschiedlichen Ärzten veranlasst wurden. Während Maria W. (kfb-2283) ihre Abfolge Vor- und Nachname sowohl bei Dr. Weyermann (04.08.1907) als auch bei Dr. Hock (August 1907) beibehielt, variierte Josef K. (kfb-2132) zwischen Vor- und Nachname (Dr. Weyermann, 02.04.1908) und Nach- und Vorname (Dr. Linde, 09.06.1908).

Diese Variation in der Namensreihenfolge ist ein kleiner, aber dennoch relevanter Aspekt, bei dem in Schriftproben flexible Schreiber in der Sprachgeschichte zutage treten können. Auch die Variation zwischen zwei Namensschreibungen und insbesondere der Wechsel zwischen zwei unterschiedlichen Schriftarten bei Margareta V. (kfb-4872) (vgl. S. 168, Abb. 27) belegen trotz der Kürze dieser Schriftprobe recht eindrucksvoll

¹⁸⁷ Friedrich V. (kfb-1366), Josef K. (kfb-2132), Anna S. (kfb-2221), Josefa K. (kfb-2275), Mathilde D. (kfb-2939) und Josef T. (kfb-3469).

ihre sprachliche Flexibilität. Dennoch müssen einige der Verfasser von Schriftproben als sehr ‚unflexible‘ Schreiber charakterisiert werden, die nur unter Aufforderung und Überwachung sowie unter großer Anstrengung eine kurze Probe ihrer Handschrift abgeben konnten. Teilweise handelt es sich dabei um das einzige schriftliche Zeugnis, das von den damaligen Ärzten erfasst werden konnte und bis heute überliefert ist. Belege hierfür sind die frühe Schriftprobe von Moritz S. (kfb-1261) (vgl. S. 160, Abb. 22) ebenso wie die Proben aus Menston (vgl. S. 156, Abb. 21). Besonders die Proben von schwerer erkrankten Patienten weisen aber Potential für patholinguistische Fragestellungen auf, da diese häufig deutlich erkennbare krankheitsbedingte Veränderungen in der Schrift zeigen. Bei den jüngeren, nur routinehaft erhobenen kurzen Belegen ohne pathologische Auffälligkeiten, wie der Probe von Anna G. (vgl. S. 169, Abb. 30), hält sich das Erkenntnispotential jedoch in Grenzen. Eine systematische Erhebung weiterer Schriftproben, etwa in den nur stichprobenartig durchgesehenen höheren Aktennummern von Kaufbeuren-Irsee, könnte das Bild dieser unscheinbaren und bislang kaum beachteten, aber dennoch recht vielfältigen und aufschlussreichen Textsorte erweitern.

3.3.5 Indirekte Zeugnisse: Patientenstimmen in ärztlichen Texten

Neben den selbst verfassten Texten der Patienten finden sich in den Patientenakten häufig auch indirekte Zeugnisse zu deren Sprechen und Schreiben. Hierbei handelt es sich einerseits um Kommentare von Ärzten über das kommunikative Verhalten der Patienten, andererseits um Wiedergaben des Gesprochenen in direkter und indirekter Rede, deren Umfang von Einzelwörtern bis hin zu mehrseitigen Protokollen reichen kann. Abschnitt (a) beschreibt die Entstehungskontexte, die Arten der Redewiedergaben und deren Perspektivierung. Darauf folgt in Abschnitt (b) eine Einschätzung des sprachwissenschaftlichen Potentials dieser Redewiedergaben, die als Laienverschriftungen zwar nur eingeschränkt Aussagekraft besitzen, aber besonders auf lexikalischer Ebene und im Längsschnitt zusätzliche Einblicke in die Sprachfähigkeit der Patienten ermöglichen. Schließlich werden in Abschnitt (c) metasprachliche Aussagen jenseits des Pathologischen vorgestellt, die interessante Sprachkontaktsituationen und sprachliche Bewertungen in psychiatrischen Anstalten illustrieren.

(a) Entstehungskontexte und Arten der Redewiedergaben

Von Ärzten aufgezeichnete Kommentare bzw. Wiedergaben der Sprache von Patienten finden sich zunächst im Kontext der Anamnese, bei der eine genaue Beschreibung des physischen und psychischen Zustands des Patienten erfolgte (vgl. Kap. 3.2.3). Hierbei wurden die Gespräche zwischen Arzt und Patient oftmals im Detail dokumentiert. Ebenfalls kam es während des Behandlungsverlaufs zur Wiedergabe von „Gespräche[n] am Krankenbett bzw. im Arztzimmer“ (Müller 2019: 100). Dies trägt dazu bei, „die Kategorie *Kranke* beständig wach zu halten“ (Tsapos 2012: 159). Eine wiedergegebene wörtliche Rede, die beispielsweise eine Halluzination beinhaltet, „begründet und veranschaulicht

im Nachhinein die vorangegangene Beurteilung“ (Tsapos 2012: 160). Generell boten die Inhalte von Gesprächswiedergaben den Ärzten auch eine „zentrale Informationsquelle“ (Tsapos 2012: 140) und lieferten daneben eine „Patientinnenperspektive auf das Geschehene“ (Tsapos 2012: 160). Die authentische Wiedergabe von Gesprochenem sollte den späteren Leser „in den Stand des Augenzeugen“ (Ledebur 2015b: 34) versetzen.

Wie die Redewiedergaben entstanden sind, ist in der Regel nicht dokumentiert. Für Kaufbeuren-Irsee bleibe es, so Müller (2019: 100), unklar, „inwieweit die Ärzte auf die Beobachtung des Pflegepersonals für den Prozess des Protokollierens der Tagesnotizen zurückgriffen“.¹⁸⁸ Dass bei dokumentierten Gesprächen zwischen Arzt und Patient noch weitere Personen anwesend waren und als Schreiber fungierten, ist bei besonders detaillierten Dokumentationen in dialogischer Form wahrscheinlich (vgl. Tsapos 2012: 181). Inwiefern die Aussagen immer auf mitstenographierten Notizen beruhen oder diese auch im Nachhinein aus dem Gedächtnis wiedergegeben wurden, ist kaum noch rekonstruierbar. Dass teilweise die Sprache von Patienten stenographiert wurde, zeigt die Sammlung *Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen* (vgl. Liebmann & Edel 1903). Allerdings deckt diese Studie ihre methodischen Grundlagen nicht auf (vgl. Ledebur 2015b: 41).¹⁸⁹ Der Psychiater Robert Sommer plädiert in seinem *Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden* sogar für die Anwendung eines Phonographen; es sei nämlich „kaum möglich, für die vielen eigenartigen Lautäußerungen der Geisteskranken in dem geprägten Wortvorrath der Sprache die entsprechenden Darstellungsmittel zu finden“ (Sommer 1899: 140). Erfolgversprechend war Sommers Methode allerdings nicht, da neben technischen Schwierigkeiten auch die „nur schwer zu überwindende Scheu der psychisch Kranken“ (Ledebur 2015b: 35) vor derartigen Experimenten die Umsetzung dieses Vorhabens einschränkte.

Das Bemühen um möglichst authentische Niederschrift von Patientenaussagen beobachtet auch Nolte (2006: 26) bei Marburger Ärzten. Dies zeige sich daran, „dass die Sprache der Patientin nicht geglättet wurde, d.h. mundartliche und grammatikalisch falsche Formulierungen in die schriftliche Dokumentation aufgenommen werden“. Somit lasse sich „der Originalton der Schilderungen von den Patientinnen aus dem Text der Krankengeschichte deutlich heraushören“. Tsapos (2012: 180) illustriert an Akten aus Bielefeld,

¹⁸⁸ Selten finden sich in den Akten Aufzeichnungen des Pflegepersonals, etwa ein Bericht (1908) des Oberpflegers Hauskohule über einen Verwandtenbesuch bei Rupert M. (kfb-3421). Teilweise wird direkt auf Aussagen des Pflegepersonals und anderer Ärzte Bezug genommen; vgl. Dr. Max Stöttner (1885–87 in Kaufbeuren) in der Krankengeschichte von Leonhard Y. (kfb-1750): „macht indessen dem Pfleger *Dorn* den Eindruck: ‚Als ob er nur schwache Talente habe.‘ Auch soll er im Verkehr mit dem Herrn Oberarzt jedesmal sich ganz verdattert zeigen.“ (12.01.1885).

¹⁸⁹ Auch der Direktor der Berliner Psychiatrischen und Nervenklinik legte großen Wert auf wörtliche Wiedergaben von Patientenaussagen (vgl. Ledebur 2015b: 34). Zu seinen Methoden erläutert Ziehen (1908: 235): „Am zweckmäßigsten verfährt man so, daß man den Kranken, wenn er spontan spricht, zunächst sprechen läßt und wörtlich nachschreibt (noch besser nachstenographiert), ohne ihn zu unterbrechen.“

inwiefern hierbei die „Verfasser auch bemüht waren, Aspekte von konzeptioneller Mündlichkeit“ zu verschriften. So wurden Gesprächspausen durch Punkte dokumentiert, Diskurspartikeln markierten Stellen mit „hohe[r] Formulierungsarbeit“ (Tsapos 2012: 182), ebenso wurden Abbrüche und Reformulierungen nachgeahmt. Das diskutierte Beispiel¹⁹⁰ zeigt zudem Verschriftungen von Merkmalen der Mündlichkeit auf lautlicher Ebene: eine Klise bei „sind’s“ sowie eine Syn- und Apokope bei „grad“; daneben erscheinen aber auch schriftsprachliche Elemente wie ein Dativ-*e* bei „Tage“, die konventionalisierte Abkürzung „z. B.“ sowie Interpunktion zur Gliederung in Sinneinheiten.

Bei den Redewiedergaben sollte man aber „keine überzogenen Anforderungen an unverfälschte Authentizität“ (Burkhardt 2003: 23) stellen. Dies zeige sich in der Praxis, direkte mit indirekten Reden zu vermischen und Anführungszeichen auch bei indirekten Reden bzw. zur Distanzierung des Arztes von einer Äußerung bzw. Vorstellung eines Patienten einzusetzen (vgl. Tsapos 2012: 174–176). Untersucht man die mehrere Jahre umfassende und von unterschiedlichen Irseer Assistenzärzten¹⁹¹ geführte Krankenakte von Martin B. (kfb-1621) (vgl. Kap. 5.2) hinsichtlich Wiedergaben von Gesprochenem und Geschriebenem des Patienten, so stößt man auf Anführungszeichen bei direkten Zitaten (Bsp. 116a), bei indirekten bzw. nicht identisch wiedergegebenen Zitaten (Bsp. 116b) und bei Aussagen und Ideen des Patienten (Bsp. 116c), wobei „besonders irrealer Aspekte“ (Tsapos 2012: 175) von Äußerungen sowie auch die vom Patienten angenommene Ursache der Krankheit gekennzeichnet werden. Manchmal wird auf Anführungszeichen teilweise (Bsp. 116d) oder komplett (Bsp. 116e) verzichtet.

- (116) a. als ich ihm seinen Aufnahmeakt mit Erklärung vorgelesen hatte, war er ruhig, gefaßt u. wußte nichts zu sagen als: „Da habt ihr mich schön dargestellt.“ (Dr. Faber, 22.05.1896)
- b. Hat wieder einen Brief an seine Frau geschrieben, in welchem er dieselbe auffordert, ihn abzuholen. „Wenn alle Leute so gesund wären wie ich, schreibt B. [Nachname gekürzt], so gäbe es kein Narrenhaus.“ (Dr. Mockrauer, 29.01.1896)¹⁹²
- c. Bezüglich der ihm gelegentlich bekannt gewordenen Ursache seiner Erkrankung „Alkoholmißbrauch u. schlecht [sic] äußere Verhältnisse“ raisonnierte er jetzt beständig über die Ursachen seiner Erkrankung u. die anderer, behauptet der „Zeitgeist“ habe ihn hergebracht, der „Geist“ der in seiner Frau gesessen. (Dr. Faber, 22.05.1896)

¹⁹⁰ Vgl. Tsapos (2012: 183): „Ja irgend jemand, irgend jemand hier aus dem Hause, und zwar sind’s nicht immer dieselben Personen, sondern immer verschiedene, je nachdem es ist. – Das ist sogar am Tage, jedesmal, sobald ich nicht in Tätigkeit bin, sobald ich grad’ im Moment nichts tue, nicht handarbeite, ich sitze z. B. und unterhalte mich [...]“.

¹⁹¹ Dr. Alfred Faber ersetzte 1896 den in der Nacht vom 2./3. März ermordeten Assistenzarzt Dr. Paul Mockrauer (zu diesem ungeklärten Mordfall vgl. Resch 2011). Schon 1898 wurde er von Dr. Summa abgelöst. Von 1904 bis 1922 war Dr. Emil Ehrenfeld Assistenzarzt in Irsee (vgl. Laehr & Lewald 1899: 136; Müller 2019: 510 und Aufzeichnungen Erich Resch).

¹⁹² Die Stelle lautet im Original: „wehre jeter Mönsh so Gesunt als ih so wirtte es kain Nahrenhaus geben“ (Brief an Ehefrau, 28.01.1896).

- d. Beim Anstaltsfest zuletzt sinnlos betrunken. Andern Tags fürchterlicher Katzenjammer. Er meinte: „Wenns nichts kost', dann trinkt man halt, solange eing'schenkt wird. (Dr. Summa, 04.09.1899)
- e. verlangt stets entlassen zu werden in seine Heimat, er gehöre nicht eingesperrt. Seine Alte (Frau) gehöre eingesperrt nicht er. (Dr. Ehrenfeld, Oktober 1904)

Krankengeschichte Martin B. (kfb-1621)

Bei den Wiedergaben ist zu beachten, dass diese nur mittelbar durch die Perspektive eines Arztes geschehen. Dabei werde immer, so Burkhardt (2003: 27), „die Vergangenheit nicht einfach wiedergegeben, sondern ein Sinnzusammenhang konstruiert“. Die Situation Arztgespräch zeige dabei „die Beteiligten nur eindimensional in einer hierarchisch bestimmten Atmosphäre“. Eine umfassende Einschätzung der Person ist damit nicht möglich, da alle Informationen über diese, so Nolte (2003: 26), „mit Bezug auf ihre psychische Krankheit aufgeschrieben und aufgehoben wurden. Die Person erscheint demzufolge ausschließlich als Kranke bzw. Patientin.“

Daneben ist auf die Notwendigkeit einer historischen Kontextualisierung hinzuweisen. So interessieren sich die Ärzte bei den Wiedergaben in Bsp. (116) – trotz der teilweise humorvoll wirkenden stilistischen Gestaltung – für den Patienten und dessen Probleme. Dies stimmt überein mit der Beobachtung von Riecke & Feuchert (2010: 13), laut denen ältere Anamnesen – sie berufen sich auf ein Dokument von 1897 – noch den Eindruck erwecken, „dass die Patienten als Persönlichkeiten wahr- und ernstgenommen wurden“. Ab den 1920er-Jahren bemerken sie einen deutlich gestrafften Schreibstil, und auch Schuster (2010: 411) beschreibt, was sie bei ihrer Untersuchung Gießener Krankenakten „in den 30er Jahren nicht mehr findet: die schildernde Umsetzung eines Falles“. Wiedergaben direkter Rede von Patienten gelten nun weniger als Informationsquellen denn als Kuriositäten und scheinen „vor allem deshalb eingesetzt worden zu sein, um den Wert des Patienten herabzusetzen“ (Riecke & Feuchert 2010: 14). Die zunehmende Entindividualisierung „erleichtert den Gutachtern ihre unmenschliche Tätigkeit“ schließlich in der Zeit des Nationalsozialismus.¹⁹³

(b) Sprachwissenschaftliches Potential

Die ärztlichen Wiedergaben von Gesprochenem der Patienten besitzen auch sprachwissenschaftliches Potential. Im Folgenden wird diskutiert, welche Faktoren die detailgetreue Wiedergabe des Gesprochenen beeinflussen und inwiefern diese Aufzeichnungen dennoch zusätzliche Einblicke in die Sprache der Patienten ermöglichen können.

¹⁹³ Vgl. Schuster (2010: 409–430) zu Veränderungen der Sicht auf Psychatriepatienten in Gießener Krankenakten zwischen 1897 und 1939. Gewisse Denkmuster wie die zur Zeit des Nationalsozialismus stattfindende „Aufwertung der Arbeitsbiographie und damit der Arbeitsfähigkeit des Patienten“ (Schuster 2010: 429) finden sich allerdings auch schon zuvor. Vgl. Dr. Summas Bewertung über Martin B. (kfb-1621): „Arbeiten bildet seine liebste Unterhaltung und bildet B. im Rahmen der Anstalt ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft.“ (02.03.1899).

Stützt man sich auf Schneiders (2013: 61) fünfstufige Kategorisierung von Texten bezüglich ihrer Nähe zum Gesprochenen, so müsste man Wiedergaben von Gesprochenem bei stenographierten Texten als die dem Gesprochenen nächste (*recorded*) und aus der Erinnerung Niedergeschriebenes als die zweitnächste Textsorte (*recalled*) klassifizieren. Briefe, Lebensgeschichten und Tagebücher nehmen nach dieser Kategorisierung erst die dritte Stufe ein (*imagined*). Wie im vorigen Abschnitt gezeigt, lässt sich meist nicht entscheiden, ob die Wiedergaben des Gesprochenen auf der Basis von Stenographien oder Erinnertem erfolgten.¹⁹⁴ Auch die Praxis, nur ungefähre Wiedergaben zu liefern und Anführungszeichen eher zur Markierung der Distanzierung des Arztes von einer Aussage eines Patienten denn zur Kennzeichnung realitätsgetreuer Übernahmen einzusetzen, spricht gegen die Nähe zum Gesprochenen. Ein Faktor, der bislang noch nicht thematisiert wurde, ist der Arzt selbst und dessen Fähigkeit zu detailgetreuen Verschriftungen.

Ein diesbezüglich aufschlussreicher Fall ist die 1847 geborene Dienstmagd und Langzeitpatientin (1915–29) Magdalena F. (kfb-149) aus dem Westallgäuer Simmerberg. In Kaufbeuren führte Dr. Fuchs ihre Krankengeschichte und gab dort einige Sätze und Satzteile von ihr direkt wieder, beispielsweise: „Hat heute früh ‚Aepfelküchle gegessen zum Kaffee“ (29.03.1916). Hier verschriftet er das typisch schwäbische Diminutivsuffix *-le*, das der Herkunft der Patientin entspricht (vgl. Renn & König 2006: 92). Nach ihrer Verlegung nach Irsee führte zunächst der dortige ärztliche Leiter Dr. Friedrich Zierl ihre Akte und anschließend Dr. Max Meier, dem 1921 die Oberarztstelle übertragen wurde (vgl. Müller 2019: 513). Auch er zitiert einzelne Sätze von ihr, etwa am 08.04.1925: „halluziniert auch noch mitunter: ‚die Lumpen sagen, das Christkindl hat der Teufel g’holt““. Hier fällt neben der mit Apostroph markierten Synkope im letzten Wort das typisch bairische Diminutivsuffix *-l* bei „Christkindl“ auf. Es ist nicht davon auszugehen, dass die Niederalemannisch sprechende Patientin tatsächlich eine derartige Variante verwendete.¹⁹⁵ So verschriftet Dr. Meier hier, eventuell auch mit zeitlichem Abstand, eine Variante, die zwar ebenfalls diatopisch markiert ist, aber eher seine eigene dialektale Herkunft als die der Sprecherin anzeigt.¹⁹⁶ In diesem Kontext ist beachtlich, dass auch Dr. Fuchs aus dem bairischen Sprachraum stammte (*1886 in Laufen a. d. Salzach) und nach Schulbesuch und Studium in München 1912 nach Kaufbeuren kam (vgl. Alzheimer 1986: 252). Womöglich war Dr. Fuchs akribische wissenschaftliche Arbeitsweise (vgl. Kap. 3.3.4.g) zusammen mit seinem ausgeprägten volkskundlichen Interesse (vgl. Alzheimer

¹⁹⁴ Nur selten finden sich beide Versionen, eine stenographierte und eine ausgeschriebene, in einer Patientenakte. Dies liegt bei den Notizen Dr. Prinzings zur Schriftprobe (1918) des zehnjährigen Augsburgers Schülers Friedrich V. (kfb-1366) vor. In der Krankengeschichte erscheint eine ausgeschriebene Fassung der Notizen, inklusive direkter Redewiedergaben.

¹⁹⁵ Die Klassifikation als niederalemannisch erfolgt auf der Basis der Untergliederung der Dialekt Räume in Bayerisch-Schwaben bei König & Renn (2007: 25).

¹⁹⁶ Dr. Max Meier wurde 1874 in Bodenwöhr in der Oberpfalz geboren und praktizierte zunächst in Oberbayern, bevor er 1916 in die schwäbische Heil- und Pflegeanstalt Günzburg und 1921 nach Irsee versetzt wurde (vgl. Resch 2009: 194).

1986: 252) ausschlaggebend für dessen Aufnahmefähigkeit dialektaler Unterschiede. Die Dialektwahrnehmung und -wiedergabe der einzelnen Ärzte fällt also unterschiedlich aus. Dass die Patientin deutlich wahrnehmbaren Dialekt gesprochen haben dürfte, ist jedenfalls unabhängig von der Qualität der Verschriftung anzunehmen.

Insgesamt sind die ärztlichen Wiedergaben somit als mehr oder weniger detailgetreue Laienverschriftungen zu charakterisieren. Diese haben vermutlich auf lautlicher Ebene die größten Anpassungen erfahren. Wie das vorige Beispiel zeigt, dürften ärztliche Verschriftungen auch auf morphologischer Ebene nicht immer zuverlässig sein. Die häufige Kennzeichnung von Einzellexemen mit Anführungszeichen deutet darauf hin, dass sich Ärzte besonders auf diese konzentriert haben und es ihnen wohl auch wichtig war, diese in den Krankengeschichten realitätsnah zu reproduzieren, da hier die Inhalte sowie die stilistische Ebene des Gesagten gut zu erkennen sind.

Wie aus den Beispielen von Martin B. (kfb-1621) ersichtlich wurde, handelt es sich bei den direkt und indirekt zitierten Lexemen einerseits häufig um Wahnvorstellungen (Bsp. 116c: „Geist“, „Zeitgeist“), andererseits um alltagssprachliche Personenbezeichnungen bzw. Schimpfwörter (116e: „Seine Alte (Frau)“). Diese Bezeichnung für seine Ehefrau verwendet Martin B. aber nicht in seinen Briefen, sodass die ärztliche Wiedergabe einen zusätzlichen Einblick in sein sprachliches Repertoire von Frauenbezeichnungen gibt sowie vielleicht auch belegen kann, dass er bestimmtes Vokabular in der Schriftlichkeit vermeidet.¹⁹⁷ Ähnliches wurde bei der Untersuchung des Wortfelds ‚weibliche Person‘ beim Gast- und Landwirt Ludwig F. (kfb-2087) beobachtet (vgl. Schiegg & Freund 2019: 56–61). Neben den Schimpfwörtern, die dieser in seinen Briefen verschriftet, erscheint in der Krankengeschichte noch als Zitat ‚das Mensch‘ (Bsp. 117). Diese Bezeichnung ist abwertend, kommt „in der rede“ (DWB Bd. 12, Sp. 2038) vor und belegt die degradierende Funktion appellativer Frauenbezeichnungen im Neutrum (vgl. Nübling, Busley & Drenda 2013: 190).

(117) Schimpft, seine Frau, ‚das Mensch‘ habe schon 50 Kinder gehabt. ‚Alles ist erlogen, was sie schreibt‘
Krankengeschichte Ludwig F. (kfb-2087), 26.01.1911, Dr. Lenhart

Bei diastratisch stark markierter Lexik in Form von Schimpfwörtern standen die Ärzte vor dem Dilemma zwischen authentischer Wiedergabe und Vermeidung von unangemessenem Wortschatz in den offiziellen Dokumenten. Manche Ärzte verschrifteten nur selten derartige Lexik und wichen dafür auf metasprachliche Hinweise aus. So zitiert Dr. Zielr bei Magdalena F. (kfb-149) einmal zwei – vermutlich recht harmlose – Schimpfwörter: „nur Spitzbuben und Lumpen können behaupten, dass sie krank sei“ (26.09.1916). Im weiteren Verlauf der Aktenführung weist er auf stärker markierte Lexik nur hin: „gebraucht sehr derbe Ausdrücke“ (16.03.1921). Andere Ärzte wie Dr. Lenhart geben da-

¹⁹⁷ Ein weiteres Lexem, das Martin B. zur Selbstbezeichnung verwendet, aber nicht in den Briefen, sondern zweimal als Redewiedergabe in der Krankengeschichte (19.12.1890, 02.08.1896) erscheint, ist das „als schimpfwort“ gebrauchte „mittelschwäbisch[e] *sīach*“, das „auch scherzhaft im gespräch mit vertrauten“ (DWB Bd. 16, Sp. 844) erscheinen kann.

gegen Anhäufungen von Schimpfwörtern wieder, kürzen aber stark Stigmatisiertes mit Auslassungspunkten (Bsp. 118). Der hypotaktische Satzbau mit Partizipialkonstruktionen und Konjunktiven stellt hier neben den Anführungszeichen eine zusätzliche Distanz zum Landwirt Jakob F. (kfb-3349) her:

- (118) Von einem Pfleger um etwas Ruhe gemahnt, wird Pat. aufgebracht, schreit, „Lausbube“, „Rotzbube“, „Seichbube“, „Saubube verkommener“, „ich speibe Dir ins Gesicht, ich kann tun, was ich will, ich bin narrisch, die Pfleger sind ja dazu da u. werden bezahlt.“ Aufgefordert, er solle in den Tagraum hinübergehen, meint Pat., er könne sich aufhalten, wo er wolle, darüber hätte der Pfleger nichts zu sagen. „Wenn einer in die Hände sch...., hast du’s zum Wegputzen, das ist deine Arbeit, weiter hast du nichts zu sagen.“

Krankengeschichte Jakob F. (kfb-3349), 26.02.1928, Dr. Lenhart

Während die Schimpfwörter und abwertenden Personenbezeichnungen bei den bisher angeführten Beispielen lediglich weitere Einzelexeme zu den aus den Briefen dieser Patienten schon bekannten sprachlichen Registern hinzufügen, können Wiedergaben von Patientenaussagen auch Einblicke in ansonsten nicht überlieferte Register oder ihre generelle Sprachfähigkeit liefern. Ersteres ist beim 1907 geborenen Schüler Friedrich V. (kfb-1366) der Fall. Von ihm ist nur ein kurzer Brief vom 12.09.1918 an seine Mutter überliefert, der in freundlichem Ton gehalten ist und die psychiatrische Anstalt positiv beschreibt („Meine Pflegerinnen sind gut mit mir.“). Gegenläufiges schreiben die Ärzte:

- (119) a. fluchte er gotteslästerlich, stampfte auf den Boden, nannte die Pflegerinnen unverschämte Sauweibsbilder [...]. Folgt nicht gerne, wenn ihm einer von den Erwachsenen etwas sagt, mault er nach. (Dr. Prinzing, Februar 1918)
- b. so warf er der Pflegerin die Suppe nach, [...] schimpfte in rüder Weise: Schwalbe, Fabrikmensch, Hex etc. und war die Nacht danach unrein (aus Bosheit?) (Dr. Ehrenfeld, 28.08.1918)

Krankengeschichte Friedrich V. (kfb-1366)

Die ärztlichen Wiedergaben von Gesprochenem können besonders bei Patienten Einblicke in ihre Sprachfähigkeit liefern, von denen keine eigenen Texte vorliegen, sei es auf Grund ihrer mangelnden Schreibfähigkeit oder ihrer Erkrankung. Auch bei Patienten, deren Gesundheitszustand sich verschlechterte und ihre Schreibfähigkeit verloren ging, kann dadurch das Bild von ihrer Sprachfähigkeit im Längsschnitt erweitert werden. Ein solcher Fall liegt bei Therese H. (kfb-1780) vor, deren Schriftprobe von Ende 1913 im vorigen Abschnitt vorgestellt wurde (vgl. S. 166, Abb. 26). Die unter Paranoia und Halluzinationen leidende Patientin war von 1905 bis zu ihrem Tod 1917 in psychiatrischer Behandlung. Von ihr liegen auch sechs Briefe vor, die sich aber alle in die Zeit zwischen 1908 und 1912 datieren lassen.¹⁹⁸ Diese zeugen zunächst von einer Unzufriedenheit und einem Gefühl der „Verlaumderei u. Hetzerei u. unrecht. u. ungerechtigkeit“ (Brief an

¹⁹⁸ Ein undatiertes Brief an König Otto stammt wohl von 1912, da in der Krankengeschichte (04.09.1912) darauf verwiesen wird. Eine undatierte Postkarte ist wegen ihrer sauberen Schrift ebenfalls in die Frühzeit ihres Anstaltsaufenthaltes einzuordnen.

Neffe/Cousine, 07.06.1910). Ähnliches liest man in den Wiedergaben ihres Gesprochenen in der Krankengeschichte aus den ersten Jahren ihres Anstaltsaufenthalts (Bsp. 120a). Bei der Erfassung ihrer Schriftprobe Ende 1913 hatte sich ihre Sprachfähigkeit nach einem Schlaganfall deutlich verschlechtert, was man sowohl an jener als auch an den Kommentaren in der Krankengeschichte erkennt (120b). Für die Zeit danach liegen von ihr selbst keine Texte mehr vor, was vermuten lassen könnte, dass keine Besserung mehr eintrat. Allerdings sind die Schilderungen bei ihrer Verlegung nach Irsee hinsichtlich ihrer Sprachfähigkeit recht positiv (120c). Ihre Aphasie scheint somit nur temporär gewesen zu sein. Ihr körperlicher Zustand besserte sich allerdings nicht, sodass sie nach einem Kräfteverfall im September 1917 verstirbt.

- (120) a. sagt „die Hetzteufel, die verschabernackten, das ganze Complot da drinnen ist ein Hetzteufel“, sobald ihr jemand etwas ausreden will „ja, helft’s nur auch dazu!“ hetzt selbst gerne die unzufriedenen Kranken auf (Dr. Hock, 25.04.1908)
- b. 6.XI.13. Ins K.Z.I. [= Krankenzimmer] Hatte einen apoplektischen Anfall. Rechter Arm und rechts Bein gelähmt. [...] Sprechen kann sie nicht
7.XI.13. Versucht zu sprechen, bringt aber nur ein Lallen heraus.
12.XI.13. Weint viel. Will sprechen, kann sich aber nicht ausdrücken. Spricht nur „mein Gott.“
13.XI.13. Sensorische Aphasie: kann Gegenstände nicht benennen. Aufforderungen führt sie aus, nimmt die Gegenstände, die man ihr bezeichnet. (alle Einträge Dr. Fuchs)
- c. Pat. war nach Angabe der Oberpflegerin [...] in der ersten Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes ziemlich gesprächig und zugänglich [...]. Sie ist freundlich gegen ihn [= Dr. Zierl], gibt ihm die Hand, streichelt seine Hand, spricht in tiefem, leisem, etwas pathetischem Tone zu ihm, spricht oft vom „himmlischen Vater“, der Alles wieder recht machen werde (Dr. Zierl, 09.05.1916) *Krankengeschichte Therese H. (kfb-1780)*

(c) Bewertungen nicht-pathologischer Sprache

Der überwiegende Teil ärztlicher Kommentare zur Sprache von Patienten betrifft deren Grad an Gestörtheit. Manchmal stößt man aber auch auf metasprachliche Bewertungen jenseits des Pathologischen. Diese können interessante Einblicke in historische Sprachkontaktsituationen geben, da in einer psychiatrischen Anstalt Personen aus unterschiedlichen Regionen und sozialen Gruppen aufeinandertrafen.

Im vorigen Abschnitt wurde bereits beobachtet, wie zwei aus dem bairischen Sprachraum stammende Ärzte, Dr. Fuchs und Dr. Maier, mehr oder weniger realistisch den Dialekt einer alemannisch sprechenden Patientin wiedergaben (vgl. S. 180, Fn. 195). Dieselbe Patientin, die aus dem Westallgäu stammende Dienstmagd Magdalena F. (kfb-149), stand als Langzeitpatientin auch noch unter der Behandlung weiterer Ärzte; so führte ab ihrer Verlegung nach Irsee am 26.09.1916 fünf Jahre lang der dortige ärztliche Leiter Dr. Friedrich Zierl ihre Akte. Dieser stammte aus Wasserburg am Inn, also aus dem mittelbairischen Sprachraum, promovierte in München und praktizierte von 1876 bis 1921 in

Kaufbeuren-Irsee (vgl. Müller 2019: 508). Im Gegensatz zu den anderen beiden Ärzten versuchte er sich bei Magdalena F. aber nicht an längeren Wiedergaben ihres Gesprochenen, sondern paraphrasierte teilweise das Gesagte. Allerdings hatte er Schwierigkeiten, ihren Dialekt zu verstehen, was er innerhalb der fünfjährigen Behandlungszeit insgesamt neun Mal in der Krankenakte vermerkt: z. B. „ist aber für Ref. wegen ihres alemannischen Dialekts schwer verständlich“ (17.05.1920); „zankt und brummt in schwerverständlichem Dialekt“ (29.12.1920); „ist aber wegen ihres unverfälschten oberschwäbischen Dialekts schwer verständlich“ (13.06.1921).¹⁹⁹ Bei der Aufnahme der Bauersfrau Regina G. (kfb-2235) aus Weißensberg bei Lindau findet sich über vierzig Jahre zuvor bereits ein ähnlicher Kommentar Dr. Zierls: „ist wegen ihres Dialekts schwer verständlich“ (21.04.1879). Beachtlich ist, dass es dem Arzt nicht nur kurz nach Übersiedelung aus dem mittelbairischen Raum, sondern noch nach Jahrzehnten Aufenthalt im ostschwäbischen Sprachraum schwer fiel, Patienten aus dem benachbarten Niederalemannischen zu verstehen. Dies bildet ein Indiz für die im frühen 20. Jahrhundert noch existierende Kleinräumigkeit und gegenseitige Unverständlichkeit der Dialekte Bayerns.

Bei Dr. Franz X. Julius rief im Jahr 1863 die Sprache der 28-jährigen Dienstmagd Hanna A. (kfb-1205) aus Ederheim bei Nördlingen Verwunderung hervor. Dies schildert er in seinem Bericht von der ersten Begegnung mit ihr. Zunächst sei sie „in Haltung, Tracht u. Rede eigenthümlich affectirt“. Über ihr Gespräch hält er fest:

- (121) Dies bringt sie alles in einer Ausdrucksweise vor, als wäre sie Ausländerin. Auf die bezügl. Frage: ob sie deñ nicht deutsch sei? erwiderte sie: ‚Deutsch, deutsch? ach Gott! englisch, französisch, deutsch, u. doch eine Jüdin.‘

Krankengeschichte Hanna A. (kfb-1205), 25.09.1863, Dr. Julius

Bei Hanna A. handelt es sich um eine der wenigen jüdischen Patientinnen in Irsee (vgl. S. 108, Fn. 65). Sie bringt in ihrem Gespräch mit dem Arzt ihre Identitätsproblematik zum Ausdruck, indem sie sich gleichzeitig als deutsch und als Jüdin identifiziert. Auch am 03.11.1863 fiel Dr. Julius ihre „affectirte Sprache, der häufige Gebrauch von Fremdwörtern“ auf. Es ist davon auszugehen, dass die Patientin auch im Gesprochenen Elemente des Jiddischen verwendete, wie sie sich auch in ihren Briefen häufig finden (vgl. Schiegg & Foldenauer 2021: 389). Dem jungen Assistenzarzt erschien diese Ausdrucksweise allerdings fremd und affektiert.

Eine abwertende Einstellung zum Dialekt kann man auch beim Irseer Assistenzarzt Dr. Richard Kottenkamp (1874–76) (vgl. Dobler 2020: 162)²⁰⁰ beobachten. So kommentiert dieser den Sprachgebrauch des Augsburgers Ökonomen und Gastwirts Jakob B. (kfb-647) bei dessen Aufnahme:

¹⁹⁹ Es handelt sich um die Einträge vom 03.11.1917, 29.06.1918, 12.01.1919, 17.04.1919, 15.02.1920, 27.05.1920, 16.07.1920, 29.12.1920 und 13.06.1921. Vermutlich rechtfertigte der Arzt mit diesen Hinweisen auch ihm entgangene Inhalte aus den Gesprächen mit der Patientin.

²⁰⁰ Dr. Kottenkamp war der Nachfolger von Dr. Obenberger und wurde bei seinem Wechsel an die Privat-Anstalt Göppingen 1876 von Dr. Hermann abgelöst (Aufzeichnungen Erich Resch).

- (122) Seine Sprache ist etwas Dialekt, jedoch ist die Satzbildung eine zusammenhängende, gute, und nur hie und da tritt das Kämpfen mit einem Ausdrücke auf.

Krankengeschichte Jakob B. (kfb-647), 07.01.1875, Dr. Kottenkamp

An dieser Formulierung kann man eine Kontrastierung von Dialekt und ‚zusammenhängender‘ bzw. ‚guter‘ Sprache erkennen. Der schwäbische Dialekt wurde von diesem Arzt also indirekt als unzusammenhängend und etwas Negatives beschrieben.

Anders erging es dem Schöfflergehilfen Karl S. (kfb-1850), der bei seiner Aufnahme in Kaufbeuren 1897 vor dem Assistenzarzt Dr. Johann Köhler noch sehr verschlossen war, bei der Verlegung nach Irsee ein gutes halbes Jahr später beim dortigen Assistenzarzt Dr. Alfred Faber aber völlig verändert wirkt:

- (123) a. Bei der Aufnahme ist er völlig unzugänglich, reagiert auf keine Ansprache, starrt vor sich hin. (Dr. Köhler, 23.06.1897)
- b. Zeigt bei der Aufnahme ein selbstbewußtes Wesen, ist sehr redselig, Sprache zeigt hat einen ‚fremden‘ Klang, wie ihn gereiste Leute gern aquirieren: etwas pfälzisch, norddeutsch, dann wieder der ehrliche Schwabenton. Offenbar hält er große Stücke auf seine Wanderjahre. (Dr. Faber, 12.01.1898)

Krankengeschichte Karl S. (kfb-1850)

Aus Karl S. Krankenakte gehen unterschiedliche Aufenthaltsorte hervor, was zur Vielfalt seiner gesprochenen Sprache geführt haben dürfte. So ist er in Harburg bei Donauwörth geboren, als Wohnort wird Emmerich am Rhein angegeben und vor seiner Verbringung nach Kaufbeuren befand er sich etwa ein halbes Jahr in einer niederländischen psychiatrischen Anstalt in Medemblik. Dass Dr. Faber den Heimatdialekt von Karl S. so positiv wahrnimmt, ist ebenfalls nicht verwunderlich, stammte er selbst doch aus dem von Harburg nur etwa 30 Kilometer entfernten Dillingen a. d. Donau (vgl. Müller 2019: 510).

Der umgekehrte Fall, bei dem die Sprachkompetenz eines Arztes von einem Patienten bewertet wird, findet sich in der Hamburger psychiatrischen Anstalt Langenhorn beim Patienten August W. A. (ham-19976), einem 1875 geborenen Schmied und Pferdehändler aus Heide in Holstein. Dieser befand sich von 1933 bis 1935 mit der Diagnose ‚Psychopathie‘ in psychiatrischer Behandlung und beherrschte auch das Niederdeutsche, wie aus Codeswitching in einem seiner Briefe hervorgeht (vgl. Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer 2020: 44). In seiner Akte findet sich zudem ein 15-seitiges, mit Schreibmaschine geschriebenes Dokument vom 06.06.1933, das den Titel „Alkoholversuch“ trägt.²⁰¹

Dieser Versuch wurde durch das Protokoll eines von 15:16 Uhr bis ca. 19 Uhr stattgefundenen Gesprächs zwischen einem namentlich nicht genannten Arzt, einem Pfleger

²⁰¹ Aus der Zeit um die Jahrhundertwende sind ‚Versuche‘ an Psychatriepatienten zum Einfluss von Alkohol auf deren physische und psychische Fähigkeiten belegt (vgl. Kraepelin 1892: Kap. 2). Bei August A. wurde diese ‚Toleranzprobe auf Alkohol‘ durchgeführt, „um Schlüsse auf den Zustand des A. bei der Begehung der Tat [= Bedrohung von Beamten, Störung des Dienstbetriebs] zu ziehen“ (Gutachten, 22.06.1933).

und dem Patienten festgehalten. August A. sollte regelmäßig Cognac zu sich nehmen, seine Muskelkraft wurde mit einem ‚Dynamometer‘ gemessen. Inhaltlich dreht sich das Gespräch teilweise um die Lebensgeschichte des Patienten, um Allgemeinwissen und Kognitionstests (Nachsprechen von Zahlen), meist handelt es sich aber um ‚Small Talk‘ (Schimpfen über den Schnaps, Trinkgewohnheiten etc.). Das Protokoll scheint sehr nah am tatsächlich Gesprochenen zu sein; vermutlich wurde es mitstenographiert und anschließend getippt. Es folgt ein Abschnitt von S. 6:

- (124) 4,50 Uhr 40 gr. C. Dynamometer 100
 (erstes Glas) „Gesundheit“
 (langes Leben) „Nee – mit min Leben, dor bünn ick mit tofreden, wenn dat noch lang duert, dor heff ick keen Luss to“
- 5 (Schmeckt der Cognac nun besser?) „Je – de smeckt nich, dat is son komschen Krom, snokschn Krom – ach, Se vorstohn keen Plattdütsch Herr Dokter“
 (Ich kann da keinen Unterschied heraus finden) „Aus annern Cognac und diesen. Ick heff immer Beer drunkn“
 (Nachsprechen einer Zahl 7 4 9 1 4 5)
- 10 „Duert dat denn noch lang hier mit düssen Krom. Ick meen, wie lang ick hier noch blieben mutt“ „Alkoholversuch“ bei August W. A. (ham-19976), 06.06.1933

Neben den zahlreichen phonetischen und morphosyntaktischen Charakteristika des Niederdeutschen ist hier das niederdeutsche Lexem „snokschn“ (Z. 6) aufschlussreich. Dieses stellt der Schreiber zum hochdeutschen Lexem „komschen“ (‚komischen‘), indem beide das wiederholte „Krom“ (‚Kram‘) modifizieren, wodurch ein semantischer Bezug zwischen diesen zwei Adjektiven aus unterschiedlichen Varietäten des Deutschen hergestellt wird. Dabei könnte es sich um eine Spezifizierung oder Korrektur des Hochdeutschen durch ein niederdeutsches Lexem handeln, das dem Schreiber geeigneter dafür schien, eine subjektive Einschätzung über den verabreichten Cognac zu treffen. Das Lexem ist in den gängigen Dialektwörterbüchern verzeichnet, im *Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch* (vgl. Mensing 1933: 612) und im *Hamburgischen Wörterbuch* (vgl. Hennig, Meier & Ruge 2005: 371) unter *snaaksch* (‚sonderbar, seltsam‘).

Die eben diskutierte Stelle ist auch soziolinguistisch relevant. August A. ist sich bewusst, dass es sich bei *snokschn* um Niederdeutsch handelt, da er direkt im Anschluss feststellt, dass der am Gespräch beteiligte Arzt diese Varietät nicht verstehe. Ob „ach, Se vorstohn keen Plattdütsch Herr Dokter“ (Z. 6) allerdings eine Entschuldigung darstellt, ist zu bezweifeln, da August A. weiterhin auf Niederdeutsch spricht. Die Interjektion *ach* ist auch weniger überrascht denn bedauernd über die vermeintliche sprachliche Einschränkung des Arztes, der das spezifizierende niederdeutsche Adjektiv und damit die Ausdrucksfähigkeit von August A. nicht vollständig zu würdigen weiß. Über den Niederdeutschgebrauch in Hamburg um 1930 lässt sich daraus ableiten, dass das Niederdeutsche zu dieser Zeit von bestimmten gesellschaftlichen Schichten nicht mehr verwendet und

wohl auch nicht mehr verstanden wurde.²⁰² Interessanterweise bewertet August A. hier nicht mangelnde Hochdeutschkompetenz, sondern mangelnde Niederdeutschkompetenz als sprachliches Defizit.

Dieses Kapitel konnte zeigen, dass sich nicht nur in Patiententexten, sondern auch in den ärztlichen Dokumenten Stimmen der Patienten finden. Der Detailgrad der Redewiedergaben ist unterschiedlich hoch und durch die ärztliche Perspektive gebrochen, die besonderes Interesse am Pathologischen zeigt, aber manchmal auch generelle metasprachliche Bewertungen durchscheinen lässt. Für die vorliegende Arbeit können derartige Kommentare als Gegenperspektiven zu den primär herangezogenen Patientenbriefen dienen, die oft zusätzliche Einblicke in den Sprachgebrauch und das Verhalten der Patienten liefern und damit eine weitere Möglichkeit zur Kontextualisierung darstellen. Deshalb wird in den qualitativen Analysen immer wieder auf diese Redewiedergaben zurückgegriffen, insofern sie in den untersuchten Akten überliefert sind.

²⁰² Die früheste statistische Erhebung zur Niederdeutschkompetenz in Hamburg stammt aus den 1960er-Jahren; laut Heinsohn (1963) sprechen es noch rund 51 % der Hamburger, 26 % verstehen es nur noch. Für die 1930er-Jahre ist von einer höheren Verstehenskompetenz auszugehen. Die zunehmende Funktionsdifferenzierung und soziale Stigmatisierung ausschließlich niederdeutscher Kompetenz lässt sich dort bereits im 18. und 19. Jahrhundert beobachten (vgl. Möhn 2003). Ich danke Yvonne Hettler (Hamburg) für diese Informationen.

4 Methodologie

Dieses Kapitel entwickelt Methoden zur Analyse intraindividuelle Variation in historischen Patientenbriefen. Besonders vielversprechend erscheint dabei der Vergleich von Einzelbriefen an unterschiedliche Adressaten bzw. Adressatentypen. Daher wird in Kap. 4.1 ein Modell zur Erfassung sprachlicher Flexibilität zwischen einzelnen Briefen erarbeitet. Im Anschluss erfolgt in Kap. 4.2 aus der großen Menge der erhobenen Daten eine Auswahl geeigneter Schreiber und Briefe für die durchzuführenden Analysen. Intraindividuelle Variation kann sich allerdings auch innerhalb von Einzeltexten und im diachronen Lebensverlauf zeigen. Dies soll an einzelnen Schreibern untersucht werden, wofür in Kap. 4.3 unterschiedliche Vorgehensweisen dargestellt werden.

4.1 Erfassung sprachlicher Flexibilität zwischen Briefen

Der sprachliche Möglichkeitsraum von Briefschreibern tritt besonders auf der Achse privat – offiziell hervor, die der vorliegenden Arbeit als Grundlage der Modellbildung dient. Wie in Kap. 2.3 gezeigt, reflektieren die unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen der einzelnen Briefftypen die von Koch & Oesterreicher (1985) geprägten Konzepte der konzeptionellen Nähe und Distanz. Möglichkeiten und Grenzen einer Operationalisierung dieser Konzepte thematisiert Kap. 4.1.1 insbesondere mit Bezug auf das Modell von Ágel & Hennig (2006), das auch als Grundlage für die vorliegende Arbeit herangezogen werden soll. Kap. 4.1.2 erörtert die einzelnen Anpassungen an historische Patientenbriefe, bevor Kap. 4.1.3 das überarbeitete Modell vorstellt. Kap. 4.1.4 zeigt schließlich die konkrete Anwendung inkl. verwendeter Software, einzelner Arbeitsschritte und Beispielberechnungen von Nähe- und Distanzwerten.

4.1.1 Operationalisierung von Nähe und Distanz

Der theoretische Anspruch und die Offenheit des Nähe-Distanz-Modells von Koch & Oesterreicher (1985) stehen erst einmal nicht „im Dienst einer methodischen Konkretisierung“ (Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 20) und überlassen es „dem hermeneutischen Gespür der Forschenden – man möchte sagen: dem gesunden philologischen Menschenverstand –, die Pragmatik variationeller Befunde im Diskurs zu begreifen und diese mithilfe der durch ihre Theorie an die Hand gegebenen begrifflichen Systematik linguistisch sinnvoll einzuordnen“ (Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 38).

Dennoch wurde das Modell wiederholt auch auf größere Datenmengen angewandt, was insgesamt zu überzeugenden Ergebnissen geführt hat und somit „die von Koch und Oesterreicher beschriebenen Tendenzen der konzeptionellen Variation in der statistischen Gesamtschau als empirisch valide“ (Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 29f.) nachweist. Zu erwähnen sind hier einige jüngere Einzelstudien wie die von Bülow & Stephan (2021)

zur Verteilung dreier sprachlicher Phänomene (lexikalische Vielfalt, syntaktische Komplexität und Abtönungspartikeln) in unterschiedlichen deutschen Chat-Korpora, die diese mit den Vorkommenshäufigkeiten in Zeitungskorpora kontrastieren und daraus den Nähe- bzw. Distanzcharakter der jeweiligen Kommunikationsformen ableiten. In Anlehnung an Biber & Conrad (2009) und auf der Basis des Ansatzes zur konzeptionellen Nähe und Distanz vergleicht Hesselbach (2021) die syntaktische Komplexität in sechs spanischen Korpora unterschiedlicher sprachlicher Register. Auch Ortman & Dipper (2019) und Ortman & Dipper (2020) zielen auf die Differenzierung von Registern, was durch die automatisierte Erfassung historischer Oralität anhand 15 sprachlicher Merkmale sowohl in gegenwartssprachlichen als auch in historischen Texten erfolgt. Das Verfahren wirkt zwar methodisch innovativ, bleibt aber ohne interpretative Rückbindung der Ergebnisse an die Einzeltexte oberflächlich und damit auch etwas spekulativ.¹

Deutlich breiter angelegt ist die besonders in der Germanistik bekannte Operationalisierung von Ágel & Hennig (2006), die auch in der vorliegenden Arbeit als Ausgangspunkt dient und daher nun näher betrachtet wird. Den Autoren geht es darum, Texte nicht mehr nur spekulativ zwischen den Polen der Nähe und Distanz einzuordnen, sondern mittels berechneter Werte eine objektive Vergleichbarkeit zu gewähren. Hierfür entwickeln sie ein hierarchisches Mehr-Ebenen-Modell, bei dem sie universale Parameter des Nähe- und Distanzsprechens modellieren und einzelsprachliche Merkmale über mehrere Hierarchieebenen zum sogenannten ‚universalen Axiom‘ des Nähe- bzw. Distanzsprechens rückführen, das die raumzeitliche Verortung der Kommunikationsteilnehmer betrifft.² Insgesamt handelt es sich dabei um fünf Ebenen, die sich in mehrere Äste aufspalten und weiter verzweigen, sich also vom (1) universalen Axiom ausgehend über mehrere (2) Parameter der Kommunikation, (3) Parameter der Diskursgestaltung, (4) Verfahren der Diskursgestaltung hin zu den (5) einzelsprachlichen Diskursmerkmalen ausprägen. Einzelne vorfindbare sprachliche Phänomene werden dann als nahe- oder distanzsprachlich bewertet, wenn eine „sukzessive Rückführung von der untersten Hierarchieebene zur obersten“ (Ágel & Hennig 2007: 185) möglich ist.

¹ Dass Ortman & Dipper (2019: 65) den hohen Abstraktionsgrad von Koch & Oesterreichers Modell als „weakness“ bezeichnen, verkennt dessen sprachtheoretische Fundierung und methodologische Offenheit (vgl. Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 38).

² Ágel & Hennig (2007: 184) definieren dieses ‚Universale Axiom‘ folgendermaßen: „Nähe-sprechen findet dann statt, wenn sich Produzent und Rezipient zur gleichen Zeit im gleichen Raum befinden. Beim Distanzsprechen dagegen sind Raumzeit der Produktion und Rezeption nicht identisch“. Eine Ableitung konzeptioneller Variation alleine aus dem Raum-Zeit-Bezug erscheint jedoch reduktionistisch (vgl. Stahnke 2017: 19; Selig & Schmidt-Riese 2021: 154) und entspricht auch nicht dem Modell von Koch & Oesterreicher (1985). Dort ist nämlich, so Zeman (2016: 268), „physische Nähe zwischen den Kommunikationspartnern dagegen nur eine der Kommunikationsbedingungen neben anderen, die in keinem direkten Abhängigkeitsverhältnis zu den anderen Parametern des mehrdimensionalen Kontinuums steht.“

Diese hierarchischen Verflechtungen gelten nach Ágel & Hennig (2006: 21) zwar sowohl auf der Nähe- als auch Distanzseite, allerdings nehmen die Autoren eine Näheperspektive ein und erklären offen, dass sie „die Ermittlung von Nähesprachlichkeit momentan stärker interessiert als die Ermittlung von Distanzsprachlichkeit“ (Ágel & Hennig 2006: 33). Die Frequenz von Nähemerkmalen in einem Text bestimmt dabei dessen Nähewert und verortet ihn auf einer Achse zwischen Nähe- und Distanzpol (auch als *Nähecheck* bezeichnet). Die unterschiedliche Positionierung einzelner Texte auf dieser Achse ermöglicht eine Vergleichbarkeit von Texten hinsichtlich ihrer konzeptionellen Ausprägungen. Der Nähepol wird dabei durch einen prototypischen Nähertext definiert, für den die Autoren ein sogenanntes *Radio-Phone-In* heranziehen, das unter anderem in Folge der Zeitgleichheit und Dialogizität der Kommunikation zahlreiche nähesprachliche Charakteristika besitzt (vgl. Koch & Oesterreicher 2007: 351).³

An diese sogenannte *Mikroanalyse* schließen die Autoren eine *Makroanalyse* an und integrieren damit den zuvor unbesetzten Distanzpol in die Untersuchungen. Die Makroanalyse soll einen „globalen Blick auf die das Textprofil prägenden grammatischen Schemata“ (Ágel & Hennig 2006: 34) sowohl auf der Nähe- als auch Distanzseite ermöglichen. Im Konkreten werden syntaktische Einheiten gezählt, also die Anzahl der einfachen und abhängigen Sätze, Nicht-Sätze sowie die Länge der Sätze und Satzunterbrechungen. Als Bezugspunkt dient neben dem bereits eingeführten prototypischen Nähertext nun auch ein prototypischer distanzsprachlicher Text, wofür Ágel & Hennig (2006: 67) einen Ausschnitt aus Kants *Prolegomena* wählen. Aus den bei der Mikro- und Makroanalyse jeweils ermittelten Werten „prozentualer Nähesprachlichkeit“ (Ágel & Hennig 2006: 35) wird abschließend der Durchschnitt gebildet, um einen zusammengefassten Wert für die Nähesprachlichkeit eines Textes zu erhalten.

Das Verfahren erproben Ágel & Hennig (2006) und ihre Mitarbeiter anschließend an 15 jeweils etwa 1000 Wörter umfassenden Textbeispielen aus den Jahren 1650 bis 2000. Die Vorgehensweisen sind insgesamt gut nachvollziehbar und das Modell wurde im Anschluss mehrfach erfolgreich zur Ermittlung von Nähesprachlichkeit in unterschiedlichen Kommunikationsformen und Sprachen angewandt;⁴ die Ergebnisse der Einzelunter-

³ Als Prototyp für Nähesprachlichkeit erscheint diese Auswahl allerdings suboptimal, da die von den Autoren für Nähesprachlichkeit vorausgesetzte Raungleichheit der Gesprächspartner hierbei nicht gegeben ist (vgl. Fn. 2). Bei der Auswahl des Vergleichstextes argumentieren Ágel & Hennig (2006: 36) damit, dass sich „Zeitgleichheit ungleich stärker auf das Einsetzen grammatischer Verfahren auswirkt als die Raungleichheit“. Die Entscheidung hatte wohl vor allem praktische Gründe, die in den „generellen Schwierigkeiten der Beschaffung von geeignetem Transkriptmaterial“ (Hennig 2014: 255) lagen.

⁴ Vgl. die Anwendungen von Ágel & Hennig (2007) auf einen Chat, Hegedűs (2007) auf eine Lebensbeschreibung des 18. Jahrhunderts, Denkler & Elspaß (2007), Elspaß (2008a) und Elspaß (2010) auf Auswandererbriefe des 19. Jahrhunderts, Kappel (2007), Fischer (2008) und Fischer (2011) auf regional markiertes Sprechen, Hennig (2010) auf mündliche Fachkommunikation, Zeman (2010: 34–40) auf ein mittelhochdeutsches Versepos, Hennig (2014) auf eine Bundespressekonferenz, George & Henkel (2014) und Hennig & Jacob (2016) auf literarische

suchungen sind miteinander vergleichbar, was generell für eine hohe Reliabilität dieser Operationalisierung spricht.

Auch historische Briefe, die im Fokus der vorliegenden Arbeit stehende Textsorte, wurden oftmals für Analysen von Nähesprachlichkeit auf der Basis von Ágel & Hennig (2006) herangezogen. In ihrem Sammelband selbst finden sich einige Briefanalysen, beginnend mit Judit Gaáls Untersuchung der Briefe von Johann August Bürger an seinen Verleger vom Ende des 18. Jahrhunderts, verfasst in einem „Ton der Alltags- und Umgangssprache“ (S. 183f.) und mit dem Nähewert von 32,9 %. Daneben analysieren Mathilde Hennig zwei Auswandererbriefe unroutinierter Schreiber aus Australien von 1882 (41,3 % Nähewert; S. 278), Petra Molnár und Eszter Zóka einen Briefwechsel ‚kleiner Leute‘ im Kontext des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 (42,1 % Nähewert; S. 296), Dániel Czicza drei Briefe einer Wiener Schreiberin im Beamtenstand an ihren Ehemann von 1896 (36,8 % Nähewert; S. 318) und Eszter Zóka drei Feldpostbriefe eines Ladenbesitzers an seine Ehefrau von 1941 (50,2 % Nähewert; S. 339). Die Nähewerte dieser Privatbriefe rangieren hier somit zwischen 33 und 50 %.

Dazu passen auch die Ergebnisse der Näheanalysen zu drei privaten Auswandererbriefen eines ostfriesischen ‚Colonisten‘ und Schankwirts mit dem Nähewert von 34,4 % (vgl. Denkler & Elspaß 2007: 93) und zu drei Briefen eines rheinischen Schreiners mit 33,8 % (vgl. Elspaß 2008a: 159). Die Anwendung des Modells auf vier Patientenbriefe des süddeutschen Dienstmädchens Maria E. (kfb-2817) um 1900, ebenfalls eine unroutinierte Schreiberin, führte zu einem Nähewert von 37,7 % bei den beiden Privatbriefen und 35,5 % bei den offiziellen Briefen; bei einem ebenfalls um 1900 geschriebenen Privatbrief der Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844) wurde ein Nähewert von 42,3 % ermittelt, bei einem offiziellen Brief ein Nähewert von 34,1 %.⁵

Analysen zu routinierteren Schreibern zeigen oftmals niedrigere Nähewerte. Ein autobiographischer Text eines Industriellen erhielt in der Analyse von Ildikó Mánássy den Wert von 19,3 % (vgl. Ágel & Hennig 2006: 260), ähnlich wie zwei Auswandererbriefe von Kaufleuten mit 21,3 % (vgl. Denkler & Elspaß 2007: 93) und drei weitere Briefe routinierter Schreiber mit 22,1 % (vgl. Elspaß 2008a: 159). Allerdings lassen sich die Werte nicht direkt mit Schreibroutine korrelieren, da es sich beim oben erwähnten Autor Johann August Bürger natürlich um eine sehr schreiberfahrene Person handelt, deren Briefe aber „nicht offizieller Natur, sondern sehr freundschaftlich“ und „der gesprochenen Sprache sehr nahe“ (Ágel & Hennig 2006: 183) sind.

Die Nutzung der vorhandenen Modellierung von Ágel & Hennig (2006) für die Arbeit mit Patientenbriefen wäre somit durchaus Erfolg versprechend, da in den erhaltenen Nähewerten unterschiedliche Schreibroutinen und Brieftypen abgebildet werden könnten. Jedoch erfüllt sie nicht alle Voraussetzungen, die in Kap. 2.3.c für eine Operationalisie-

Texte, Webersik (2015) auf gesprochene Schulsprache, Stahnke (2017) auf das Französische und Sieberg (2018) auf das Portugiesische.

⁵ Diese Untersuchungen führte Vera Schiller im Rahmen einer Seminar- und Bachelorarbeit durch (FAU Erlangen-Nürnberg, Wintersemester 2018/19 und 2019/20).

rung des Nähe-Distanz-Modells festgelegt wurden, vor allem hinsichtlich der Historizität von Nähe und Distanz. Auch bedarf sie einiger Weiterentwicklungen, insbesondere um den Zielen der vorliegenden Arbeit gerecht zu werden. Deshalb werden nun generellere methodologische Neuorientierungen vorgestellt, bevor das folgende Kap. 4.1.2 mehrere Anpassungen an nähe- und distanzsprachliche Patientenbriefe im Detail erarbeitet.

Das zentrale variationslinguistische Ziel dieser Arbeit liegt in der Erfassung der sprachlichen Flexibilität der historischen Schreiberinnen und Schreiber, die sich sowohl im Bereich der Nähe- als auch der Distanzseite manifestiert. Die Fokussierung auf die Näheseite resultiert nicht nur aus der individuellen Präferenz von Ágel & Hennig, sondern geht auf Koch & Oesterreicher zurück, die im Distanzbereich bzw. der präskriptiven Norm einen Markierungsverlust erkennen (vgl. Kap. 2.3). Auch in ihrem Ursprungsaufsatz fokussieren sie auf Merkmale der Sprache der Nähe, ohne allerdings die Existenz distanzsprachlicher Diskursmerkmale zu negieren, da diese „analog ergänzt werden“ (Koch & Oesterreicher 1985: 27) können. Daraus folgt jedenfalls, dass die Distanzseite des Modells bei Ágel & Hennig (2006) viel weniger ausgearbeitet ist und im Bereich der Diskursmerkmale meist sehr unkonkret bleibt bzw. diese knapp *ex negativo* aus den Nähemerkmalen abgeleitet werden. Als distanzsprachlich gelten dabei Texte, die lediglich weniger Diskursmerkmale der Nähesprachlichkeit aufweisen (vgl. Kap. 4.1.2.1 zu dieser Problematik). Generell ist die theoretische Beschreibung und methodische Erfassung von Distanzkommunikation auch weiterhin ein Forschungsdesiderat.⁶ Die auf dem Modell von Ágel & Hennig (2006) aufbauenden Studien untersuchen ebenfalls lediglich Nähesprachlichkeit. Besonders im Bereich der Distanzmerkmale bedarf es folglich umfassender Überarbeitungen. Durch den Fokus auf Briefe und damit dialogisch konzipierte Kommunikationsformen, die zudem oftmals privater Natur sind und von weniger routinierten Schreibern stammen, dürften sich die nötigen Erweiterungen in Grenzen halten.

Diesen sollten aber auch Vereinfachungen bzw. Konkretisierungen gegenüberstehen. So kritisiert etwa Imo (2013: 58) am Vorgehen Ágel & Hennigs, dass die zahlreichen detaillierten Merkmale des Modells „durch ihre schiere Menge zu einem einfachen ‚Abhaken‘ und ‚Suchen‘ dieser Parameter in den Daten“ verleiten. Er schlägt deswegen vor, eine „reduziertere und somit offenere Merkmalsliste“ zu erstellen, mit der dann „der Blick für die Daten offen bleiben kann“. Sowohl der mechanistische Charakter der Modellierung durch die starre Hierarchisierung als auch die teilweise unzureichende Offenheit für historisch und individuell variable Diskursexemplare sollen Ansatzpunkte bei der Anpassung des Modells bilden.

Die Hierarchisierung an sich erscheint aus theoretischer und praktischer Sicht nicht ganz schlüssig. So erfolgt bei Ágel & Hennig (2006: 20) zwischen der zweiten Ebene (Pa-

⁶ Vgl. dazu ebenfalls Hennig (2014: 253): „Was eigentlich unter ‚Distanzkommunikation‘ zu verstehen ist – ob es sich dabei nur um eine forschungspraktische Negativfolie zur Abgrenzung der Nähekommunikation handelt und ob sich ‚Distanzsprache‘ tatsächlich von anderen auf medial schriftliche Kommunikationsformen ausgerichteten Konzepten wie ‚Wissenschaftssprache‘ [...] oder ‚Bildungssprache‘ [...] abgrenzen lässt –, muss als Desiderat angesehen werden.“

parameter der Kommunikation) und dritten Ebene (Parameter der Diskursgestaltung) keine Verästelung, sondern es bestehen Eins-zu-Eins-Zuordnungen, sodass etwa der Rollenparameter direkt mit der Interaktivität der Diskursgestaltung zusammenhängt. Zum Abbau von Komplexität können beide Ebenen in der Praxis somit ohne Verluste zusammengeführt werden. Auch das rein durch Raum-Zeit-Bezug definierte universale Axiom ist theoretisch kaum haltbar (vgl. S. 190, Fn. 2) und besitzt in der praktischen Textarbeit keine Relevanz bzw. verhindert sogar eine Erweiterung des Analysemodells etwa um mediale Aspekte und diskurstraditionelle Normen, die sich nicht einfach aus einem solchen Axiom ableiten lassen. Daher sollen die fünf ursprünglich auf der zweiten Hierarchieebene angesiedelten Parameter der Kommunikation an die oberste Stelle rücken und je nach historischer Kommunikationsform individuelle Ergänzungen und Modifizierungen erlauben. Den Parametern der Kommunikation bleiben damit zwei Hierarchieebenen untergeordnet, die Verfahren der Diskursgestaltung und die einzelsprachlichen Diskursmerkmale.⁷ Auch hier sollen thematische Gruppierungen die bislang starre Struktur ersetzen und je nach Bedarf, vor allem aus der praktischen Textarbeit resultierend, Erweiterungen und Zusammenführungen ermöglichen.⁸ Wegen der bereits mehrfachen Erprobung gilt dabei die Struktur bei Ágel & Hennig (2006), also die Parameter der Kommunikation, Verfahren der Diskursgestaltung und einzelsprachlichen Diskursmerkmale, als Ausgangspunkt, die aber auch größere Anpassungen erlauben soll.

Eine zentrale Schwierigkeit, um der „praktischen Wahrheit“ (Ágel & Hennig 2006: 7) von Nähe und Distanz näherzukommen, ist der Einbezug historischer und individueller sprachlicher Merkmale. So konzipieren Ágel & Hennig (2006: 6) ihr Modell zunächst nur als „eine *Teiltheorie* der Nähe- und Distanzkommunikation“, mit der lediglich solche „Aspekte der (natürlichsprachlich realisierten) Nähe- und Distanzkommunikation modelliert werden können und sollen, die aus universalen Parametern abzuleiten sind“. Daher ist dort auch die Rede von ‚universalen Diskursmerkmalen‘ auf der untersten Hierarchieebene, die sich dann „einzelsprachlich materialisieren“ (Ágel & Hennig 2006: 18). Später müsse dies noch durch „eine die historisch-kulturellen Bezüge der Nähe- und Distanzkommunikation modellierende Teiltheorie ergänzt“ (Ágel & Hennig 2006: 6) werden. Hennig (2009: 104f.) stellt sich diesem Unterfangen mit der „Auswahl von zwei exemplarischen Phänomenbereichen“ (Serialisierung im Verbalkomplex und aggregative Koordinationsellipse), die als „Operationalisierungsbausteine“ zu verstehen sind, da „für jeden Phänomenbereich historischer Nähesprachlichkeit ein gesondertes Operationalisierungsverfahren zu entwickeln“ wäre. Das Ergebnis bleibe „immer nur vorläufig, solange kein Gesamtbild an relevanten Phänomenbereichen erreicht wird (was wohl allerdings kaum erreichbar sein dürfte)“.

Die Unerreichbarkeit einer „(totalen) Operationalisierbarkeit“ (Grübl, Gruber & Scharinger 2021: 22) von Nähe und Distanz wird noch deutlicher, wenn man die individuelle

⁷ Auch Sieberg (2014: 93) verzichtet aus Gründen der Praktikabilität auf zwei Ebenen.

⁸ Eine gewisse Offenheit lassen Ágel & Hennig (2007: 187) zumindest auf ihren untersten beiden Hierarchieebenen zu.

Ebene stärker berücksichtigt. Zwar ist bei Ágel & Hennig (2006) die auf Coseriu zurückzuführende Vorstellung einer „*sukzessiven Determination des Sprachlichen*“ (Oesterreicher 2010: 29) sprachtheoretisch nachvollziehbar⁹, methodisch muss eine datenbasierte linguistische Analyse aber von der aktuellen Ebene des Einzeltextes ausgehen und das konkrete sprachliche Material in seiner Individualität ernst nehmen. So müsse nach Oesterreicher (2010: 29) die aktuelle Ebene des Diskurses/Textes und das sprachliche Korpus „*Ausgangspunkt für alle sprachwissenschaftlichen Fragen*“ sein, von dem aus dann auf „[s]prachliche Techniken mit ihren Einheiten und Konstruktionen“ (Oesterreicher 2010: 39) geschlossen werden kann. In diesem Kontext ist insbesondere zu betonen, dass, so Grübl, Gruber & Scharinger (2021: 22), trotz der generellen Typisierbarkeit sprachlichen Handelns die „*Ausgestaltung des (universellen) konzeptionellen Variationspotentials im Diskurs*“ aber immer auch kreativitätsbasiert erfolgt, nämlich als individuelle und in letzter Instanz dem Willen des Sprechenden obliegende kommunikative Handlung, die, prinzipiell autonom, auf einen in seiner spezifischen Konfiguration immer einmaligen Komplex situativer Merkmalsausprägungen reagiert“ (vgl. Kap. 2.3.b).

Als methodische Konsequenz müsste der variationslinguistische Status jedes Diskursmerkmals nicht nur in einer historischen Einzelsprache, sondern auch beim Individuum und sogar im individuellen Text bestimmt werden, bevor es als nahe- oder distanzsprachlich klassifiziert wird.¹⁰ Dies ist bei der Analyse einer größeren Datenmenge in der Praxis allerdings kaum möglich. Wie die erfolgreichen Anwendungen bisheriger Operationalisierungen, insbesondere auch der von Ágel & Hennig (2006), zeigen, ist dies auch nicht nötig, um zu gesicherten und vergleichbaren quantitativen Ergebnissen zu gelangen. Dennoch sollten bei einer Operationalisierung, welche die Historizität sprachlichen Handelns ernst nimmt, soweit möglich ahistorische Aspekte beseitigt werden und der Blick für individuelle Praktiken offen bleiben (vgl. Kap. 2.3.c).

Ein zentrales ahistorisches Moment in der Operationalisierung von Ágel & Hennig (2006) liegt in den Vergleichstexten, die an den Nähe- und Distanzpol gesetzt werden. Diese sind nicht nur in ihrer konzeptionellen Ausgestaltung als Prototypen fragwürdig (vgl. S. 191, Fn. 3), sondern liegen selbst auch über 200 Jahre auseinander¹¹, in denen sich einige sprachhistorische Entwicklungen ergeben haben (vgl. Elspaß 2008b). Die Arbeit mit einem solchen Kontinuum ist daher ahistorisch und sollte nicht beibehalten

⁹ Diese führt „von allgemeinsten Bestimmungen des Sprechens über Determinanten der historischen Ebene bis hin zur Konkretisierung im individuellen, aktuellen, einmaligen Diskurs oder Text“ (Oesterreicher 2010: 29).

¹⁰ Diese Problematik wurde auch bei der Tagung „Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung“ (2008) in Kassel diskutiert. Lötscher (2010: 113) zitiert aus dem Tagungs-exposé: „Woher wissen wir, dass ein Merkmal X wirklich ein Nähemerkmal ist und nicht etwa ein Textsortenmerkmal, ein regionalsprachliches Merkmal oder ein Merkmal diastratischer oder diaphasischer Variation?“.

¹¹ Kants *Prolegomena* sind 1783 erschienen, das analysierte *Radio-Phone-In* stammt aus dem Jahr 2002 (vgl. Ágel & Hennig 2006: 400).

werden. Da die vorliegende Arbeit auch distanzsprachliche Diskursmerkmale erfasst, die nicht einfach mit den Nähemerkmalen verrechnet werden sollen, bietet es sich an, das eindimensionale Kontinuum mit starren Polen vollständig aufzulösen und die ermittelten Nähe- und Distanzmerkmale durch eine zweidimensionale, offene Fläche zu modellieren. Kap. 4.1.2.1 entwickelt hierfür die genaue Vorgehensweise.

Die individuelle Ebene findet zunächst Berücksichtigung, indem der Einzeltext den Ausgangspunkt von Nähe-Distanz-Analysen bildet. So dürfen auch Privatbriefe nicht als eine einheitliche Textsorte behandelt werden. Diese entstehen generell unter Kommunikationsbedingungen, die sowohl nahe- als auch distanzsprachliche Züge aufweisen. Dabei wurde beobachtet, „dass sich jeder Schreiber individuell im Nähe-Distanz-Kontinuum orientiert“ (Neumann 2019: 48). Einerseits können unterschiedliche Individuen eine Kommunikationssituation unterschiedlich bewerten und ihre sprachlichen Mittel dahingehend steuern, andererseits bedingt auch die Schreiberfahrung den Sprachgebrauch. Dies führt zu individuellen Schreiberprofilen, die aus der Varianz zwischen den Einzeltexten eines Schreibers aufgespannt werden. Wenn sich trotz aller Individualität auch überindividuelle Muster herausarbeiten lassen, etwa eine Abbildung der Achse ‚offizieller – privater Brief‘, kann dies als ein Gütekriterium der Operationalisierung gelten.

Dabei dürfen Nähe-Distanz-Analysen nicht mit abstrakten Zahlenwerten enden; die Ergebnisse müssen interpretiert und unter Rückbindung an individuelle Schreiberbiographien und konkrete Sprachhandlungen diskutiert werden. Was Hennig & Jacob (2016: 209) bei ihrer Untersuchung literarischer Texte postulieren, nämlich „dass die Analyse von Mündlichkeitsmerkmalen in literarischen Texten keine rein formale Angelegenheit ist bzw. sein sollte“, sondern die Ergebnisse „systematisch literaturästhetisch kontextualisiert werden“ müssen, gilt also ebenso für die Analyse nicht-literarischer Texte, insofern man die dem Nähe-Distanz-Modell inhärente Kreativität individuellen Sprachhandelns ernst nimmt. Damit verbunden ist eine, so Grübl, Gruber & Scharinger (2021: 25), „*genuin geisteswissenschaftliche* Interpretationsleistung, die schlechterdings nicht operationalisierbar ist.“¹² Den quantitativen Analysen müssen somit umfangreiche qualitative Untersuchungen an jedem Einzelschreiber folgen, welche die Konfiguration der Diskursmerkmale in den einzelnen Texten des Schreibers erklären, Auffälligkeiten erläutern und gegebenenfalls Ungenauigkeiten der quantitativen Analysen durch qualitativ-interpretative Verfahren berichtigen. Dies spiegelt sich in der Präsentation der Ergebnisse, die zunächst quantitativ und schreiberübergreifend erfolgt (vgl. Kap. 6.1); daran knüpfen detaillierte qualitative Interpretationen jedes einzelnen Schreiberprofils an (vgl. Kap. 6.2).

Zuvor sind noch einige methodische Ausführungen zur Anpassung des Modells an historische Patiententexte nötig, die in den folgenden Kapiteln im Detail erarbeitet werden. An erster Stelle steht dabei in Kap. 4.1.2.1 die bereits erwähnte Modellierung eines

¹² Vgl. Oesterreicher & Koch (2016: 55): „die Aussagekraft der Quantifizierungen darf auf keinen Fall durch die Einebnung konzeptioneller Profile von Texten und Textsammlungen oder die Ausblendung diskurstraditioneller Besonderheiten gefährdet werden. [...] Es bedarf also in jedem Falle einer mit größter Sorgfalt durchzuführenden *qualitativen Interpretation* der Korpusdaten.“

zweidimensionalen Nähe-Distanz-Raums, die sowohl nahe- als auch distanzsprachliche Merkmale berücksichtigt. Auch die Analyseverfahren und -parameter stehen dabei zur Disposition. Ziel der Modellierungen von Ágel & Hennig war es, „eine deutlichere grammatische Perspektivierung des Ansatzes“ (Hennig 2009: 25) zu erlangen, was in ihrem Modell zu einer Dominanz sprachlicher Merkmale auf der syntaktischen Ebene geführt hat. Grundlegend sind hier die in Opposition gesetzten Konzepte der *Aggregation* vs. *Integration* (vgl. Ágel & Hennig 2006: 26–30), die sich aus den unterschiedlichen Bedingungen der Zeitlichkeit bzw. des Planungsgrads des Nähe- bzw. Distanzsprechens ableiten (vgl. auch Raible 1992). So führe Nähesprechen zu einer (semantisch-pragmatisch) kohärenten Organisation grammatischer Elemente im sogenannten Aggregatraum, Distanzsprechen dagegen zu einer (strukturell) kohäsiven Organisation im Systemraum.¹³ Diese Konzepte zeigen besondere Relevanz auf der syntaktischen Ebene und durchziehen die einzelnen Diskursverfahren und -merkmale des Modells.

Die an die Mikroanalyse anschließende Makroanalyse nimmt erneut die „grammatischen Schemata“ (Ágel & Hennig 2006: 34) in den Blick und verstärkt damit noch einmal den syntaktischen Fokus deutlich, insbesondere da diese zur Bestimmung des finalen Nähewerts gleich gewichtet ist wie die Mikroanalyse (siehe oben). In der Praxis hat sich gezeigt, dass die Makroanalyse bei Patientenbriefen sehr aufwändig und subjektiv sein kann, da zahlreiche individuelle sprachliche Strukturen und oft auch fehlende Interpunktion eine Einordnung in ein syntaktisches Gefüge erschweren.¹⁴ Die Anwendung der Makroanalyse auf Auswandererbriefe bei Denkler & Elspaß (2007: 92) und Elspaß (2008a: 159) hat zudem nur Ergebnisse hervorgebracht, welche die jeweiligen Mikroanalysen bestätigen. Wegen des erheblichen Übergewichts im syntaktischen Bereich, der schwierigen und aufwändigen Ermittlung und des insgesamt fraglichen Nutzens wird in der vorliegenden Arbeit auf die Makroanalyse komplett verzichtet.

Dagegen soll das Modell auf anderen sprachlichen Ebenen Erweiterungen erfahren. Wo diese möglich und sinnvoll sind, thematisiert Kap. 4.1.2.2. Wiederholt wurde in der Forschung auch der Einbezug regionalsprachlicher Elemente diskutiert (vgl. Denkler & Elspaß 2007), die gemäß der Varietätenkette Zusammenhänge mit der Nähesprachlichkeit aufweisen dürften (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595). Kap. 4.1.2.3 vollzieht diese Forschungsdiskussion nach und entwickelt eine pragmatische Methodik zur Ermittlung von sogenannten Regiowerten, die bei den quantitativen Analysen mit den Nähe- und Distanzwerten sowie außersprachlichen Faktoren korreliert werden (vgl. Kap. 6.1.4). Nimmt man den individuellen Text und Schreiber als Ausgangspunkt der Analysen ernst, so muss

¹³ Ágel (2003: 21) betont dabei die Herausforderungen einer von der Mündlichkeit ausgehenden Grammatikbeschreibung, denn „[d]er orale Aggregatraum ist kein ‚strukturell geschwächter‘ Systemraum, sondern er stellt ein eigenes Koordinatensystem auf“. Vgl. Köller (1993) zur kunsthistorischen Provenienz dieser Konzepte und Czicza & Hennig (2013) zu deren Etablierung als Sprachwandelparameter.

¹⁴ Dies ist das Ergebnis der Makroanalyse von vier Patientenbriefen des Dienstmädchens Maria E. (kfb-2817) (vgl. S. 192, Fn. 5).

auch der Faktor Intentionalität diskutiert werden. Kap. 4.1.2.4 überprüft, welche Rolle dieser bei historischen Nähe-Distanz-Analysen spielen kann. Zwei Aspekte erweitern schließlich das bisherige Analysemodell grundlegend. Da sich die einzelnen erfassten Diskursmerkmale unterschiedlich stark auf das konzeptionelle Profil eines Textes auswirken, entwickelt Kap. 4.1.2.5 eine Gewichtung, basierend auf dem formalen Kriterium der Merkmalsgröße. Zudem soll die Medialitätsbindung schriftlicher Textualität (vgl. Kap. 2.3) durch Berücksichtigung äußerer Charakteristika des formalen Briefaufbaus zur Geltung kommen. Kap. 4.1.2.6 erfasst dies unter dem Begriff der *Makrostrukturen*, wozu auch pragmatische Konventionen der Anredeformen und nonverbale Schreibnormen gerechnet werden. Diese werden für einen untersuchten Text global ermittelt und fließen mit einer festen Punktegebung ins Modell ein.

Insgesamt ist bei jeder Operationalisierung folglich zu beachten, dass das Nähe-Distanz-Kontinuum zwar als universale kommunikative Struktur gilt, dessen einzelsprachliche Realisierung aber historisch-kontingent ist (vgl. Koch & Oesterreicher 2007: 353). Eine anwendungsbezogene Arbeit wie diese orientiert sich bei der Modellierung an der im Fokus stehenden historischen Textsorte der Patientenbriefe. Dadurch ist eine Übertragbarkeit auf Texte anderer Sprachstufen und Textsorten nicht ohne weiteres möglich. Bezüglich der Sprachstufen muss generell die historische Bedingtheit konzeptioneller Muster berücksichtigt werden¹⁵, bei den Textsorten sollen hier historische Normen der Briefkommunikation des 19. und frühen 20. Jahrhunderts insbesondere im Bereich der Makrostrukturen in die Modellierung einfließen. Dies soll differenzierte linguistische Analysen historischer Patientenbriefe ermöglichen, erschwert womöglich aber eine produktive Rezeption der Operationalisierung und Weiternutzung für andere Daten.¹⁶ Nicht nur die deutliche Überarbeitung der Diskursmerkmale, sondern auch das neuartige Berechnungsverfahren und die Gewichtung der Merkmale führen weg von Ágel & Hennig (2006) und schränken die Vergleichbarkeit mit dieser und darauf aufbauenden Studien ein. Da eine Historisierung der Analysekategorien Voraussetzung jeder Operationalisierung von Nähe und Distanz sein muss und, wie oben beschrieben, eine totale Operationalisierbarkeit ohnehin unerreichbar ist, erscheint dieses Vorgehen gerechtfertigt.

¹⁵ So ermittelt Hegedűs (2007: 285) in älteren Distanztexten höhere Nähewerte als in gegenwartsdeutschen, was sie auf eine größere Zahl an Personendeiktika in ersteren zurückführt. Mit einer stärkeren Historisierung des Modells wären diese Texte eventuell weniger nächsprachlich als aus heutiger Perspektive. Ähnlich beobachtet Hennig (2009: 205) in älteren Nähertexten deutlich mehr aggregative Muster als in jüngeren. Dahinter steht die „Grammatikalisierung des Aggregatraumes“ (Ágel 2003: 23), die in älteren Texten noch weniger weit vorangeschritten ist und zu einer historisierten Betrachtung der jeweiligen Strukturmuster führen sollte.

¹⁶ Aufschlussreich wäre etwa ein Vergleich der Nähe- und Distanzsprachlichkeit in ähnlichen Textsorten wie historischen Auswanderer- und Soldatenbriefen. Da auch hierfür erst einmal eine Auswahl repräsentativer Schreiber getroffen werden müsste und der Analyseaufwand schon bei den Patientenbriefen sehr hoch ist, ist dies im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich.

4.1.2 Anpassung an nahe- und distanzsprachliche Patientenbriefe

4.1.2.1 Konzeptionelle Profile im Nähe-Distanz-Raum

Eine grundlegende Neuerung dieser Arbeit im Vergleich zu Ágel & Hennig (2006) besteht, wie im vorigen Kapitel beschrieben, in der Aufhebung des durch prototypische Texte definierten Nähe- und Distanzpol mit Verortung analysierter Texte auf der Achse zwischen diesen beiden Polen. Dies resultiert nicht nur aus der ahistorischen Konzeptionalisierung und den sich in der Praxis aufgetretenen Unwägbarkeiten¹⁷, sondern auch aus dem stärkeren Einbezug von Distanzmerkmalen. Diese sollen zunächst unabhängig von den Nähemerkmalen ermittelt werden und lassen sich besser im zweidimensionalen Raum als auf einer eindimensionalen Achse darstellen und mit den Nähewerten vergleichen.

Die Modellierung als offenes Koordinatensystem schränkt die Vergleichbarkeit der Texte keineswegs ein und ist der vorherigen Verwendung von Prototypen nicht unterlegen. Denn der Wert des Prototypen bildet bei genauerer Betrachtung lediglich einen konstanten Streckfaktor (1,582), mit dem die ermittelten Nähewerte bei der Mikroanalyse multipliziert werden.¹⁸ Der bei Ágel & Hennig (2006: 46) exemplarisch untersuchte Text mit 111 Nähemerkmalen bei 574 Wortformen erhält also einen Nähewert von $(111 / 574) * 1,582 \approx 0,306$, sodass der Text hinsichtlich der Mikroanalyse zu 30,6 % nächsprachlich ist. Ebenso gut könnte man aber auch die ursprünglichen Verhältnisse miteinander vergleichen, hier also mit dem Wert $111 / 574 \approx 0,193$ operieren.

In der Mikroanalyse bleibt der Distanzpol unbesetzt und definiert sich rein durch die Abwesenheit von Nähemerkmalen. Erst in der Makroanalyse, die, wie im vorigen Kapitel geschildert, in der vorliegenden Arbeit gestrichen wird, kommt ein prototypischer Distanztext zum Einsatz. Die Vernachlässigung distanzsprachlicher Diskursmerkmale in der Mikroanalyse erscheint allerdings als eine starke Verkürzung, da hierbei das konzeptionelle Profil eines Textes nur einseitig auf der Näheseite erfasst wird.

¹⁷ Bei der Anwendung des Modells auf gesprochene Sprache haben sich Werte ergeben, die über den definierten Nähepol hinausreichen; Kappel (2007: 225) erhält einen Nähewert von 101,59 %, bei Fischer (2011) erfolgt sogar in sechs von neun Analysen eine Überschreitung mit Werten zwischen 103 % und 137 % (vgl. auch Kehrein & Fischer 2016: 238), sodass sie zurecht daraus folgert, dass bezüglich des Vergleichtextes „die Modellierung der Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzprechens überprüft werden“ (Fischer 2011: 134) müsse.

¹⁸ Der prototypische Nähertext, das Radio-Phone-In, enthält 1127 Nähemerkmale bei 1784 Wortformen, was ein Verhältnis von gerundet 0,632 ergibt. Dieser Wert wird als Nähepol mit 100 % Nächstsprachlichkeit definiert. Um die Nächstsprachlichkeit eines anderen Textes zu ermitteln, wird dessen Verhältnis der Nähemerkmale in Bezug zum Wert des Nähepols gesetzt. Hierfür stellen Ágel & Hennig (2006: 46) folgenden Dreisatz auf: $63 / 100 = \text{Verhältnis der Nähemerkmale} / x$. Dies lässt sich vereinfachen zu $x = \text{Verhältnis der Nähemerkmale} * 1,582$. Die stärkere Rundung in Zwischenschritten führt bei Ágel & Hennig (2006) zu leicht abweichenden Werten.

Daher wird im Folgenden neben dem Nähewert auf der Basis distanzsprachlicher Diskursmerkmale analog auch ein Distanzwert berechnet. Dieser kann die eindimensionale, skalare Darstellung um eine zweite Dimension erweitern. Der für jeden Text ermittelte Nähewert lässt sich mit dem jeweiligen Distanzwert als Wertepaar in einem kartesischen Koordinatensystem darstellen. Der Ursprung wird dabei durch die Abwesenheit von Nähe- bzw. Distanzmerkmalen definiert. Die Abszisse wird durch den Distanzwert, die Ordinate durch den Nähewert festgelegt. Die beiden Achsen besitzen aber keine durch Prototypen festgelegten Maxima, sondern sind in ihrer Ausdehnung offen. Die Fläche zwischen beiden Achsen wird als *Nähe-Distanz-Raum* bezeichnet. Das Einzeichnen der einzelnen Wertepaare der untersuchten Texte eines Schreivers führt zu einer Punktwolke, die das *konzeptionelle Profil* eines Schreivers abbildet. Abb. 32 zeigt ein fiktives Beispiel: ein Schreiberprofil mit drei untersuchten Briefen. Dieses ergibt sich durch die Verbindung der eingezeichneten Punkte und wird zur Verdeutlichung grau unterlegt.

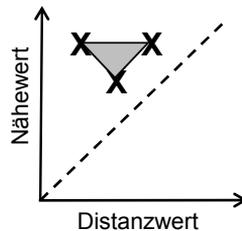


Abb. 32: Schreiberprofil im Nähe-Distanz-Raum

In den Nähe-Distanz-Raum wurde eine gestrichelte Ursprungsgerade mit der Steigung 1 eingezeichnet, die diesen in zwei Hälften teilt und als *Orientierungsachse* bezeichnet wird. Sie soll einen Anhaltspunkt zur Typisierung der Schreiber bieten. Im vorliegenden Fall handelt es sich um einen Schreiber, dessen drei Briefe jeweils höhere Nähewerte als Distanzwerte aufweisen. Damit liegen die Punkte über der Gerade und näher an der Achse des Nähewerts. Ein solcher Schreiber wird als *Näheschreiber* bezeichnet. Analog dazu sind Schreiber mit einem Schreiberprofil unterhalb der Achse *Distanzschreiber* und solche, bei denen die Achse das Schreiberprofil schneidet, *Nähe-Distanz-Schreiber*. Vgl. Kap. 6.1.1.2 zur Anwendung auf die analysierten Schreiber.¹⁹

Grundsätzlich ist hierbei noch die Frage zu klären, in welcher Beziehung Nähe- und Distanzmerkmale zueinander stehen und wie diese überhaupt ermittelt werden können. Da spätere Analysen mögliche Korrelationen dieser Merkmale nicht nur mit anderen Faktoren sondern auch untereinander untersuchen sollen, muss auf eine Integration von Korrelationen ins Modell selbst verzichtet werden, um nicht statistische Auswertungen bereits hier einzuschränken. Dies bedeutet, dass einzelne Merkmale immer nur einer Ka-

¹⁹ Bei einer ungleichmäßigen Verteilung der Profile wegen eines Übergewichts von Merkmalen der Nähe bzw. der Distanz kann auch eine Orientierungsgerade mit einer anderen Steigung und damit eine andere Aufgliederung des Nähe-Distanz-Raums erwogen werden.

tegorie, also entweder der Nähe oder Distanz zugeordnet werden sollten. Beispielsweise wird daher das Fehlen einer Orts- und Datumsangabe in einem Brief als nächsprachliches Merkmal klassifiziert (vgl. Kap. 4.1.2.6), das Vorhandensein dieser Angaben aber nicht als distanzsprachliches Merkmal. In diesem Fall wird also das stärker markierte Merkmal, das gegen die historisch gültigen Briefkonventionen verstößt, erfasst und als nächsprachlich gedeutet, das unmarkierte Merkmal bleibt hingegen unberücksichtigt.²⁰

Eine andere Sichtweise auf Nähe- und Distanzmerkmale verfolgt Lötscher (2010: 120): „Eine bestimmte Sprachform kann nur als nächsprachlich imponieren, wenn sie innerhalb des Sprachsystems in Opposition zu einer gegensätzlichen Sprachform steht.“ Dass sich eine solche Konzeptionalisierung für eine auf ausgewählte syntaktische Phänomene basierende Untersuchung sehr gut nutzbar machen lässt, belegt Neumanns (2019) variationslinguistische Studie zu näch- und distanzsprachlicher Syntax in historischen Soldatenbriefen. Für ihn gilt folglich: „Damit eine grammatische Struktur überhaupt als näch- oder distanzinduzierendes Merkmal in Frage kommt, muss es synchron mehrere grammatische Varianten geben, die – ohne Bedeutungsunterschied – dieselbe grammatische oder kommunikative Funktion erfüllen“ (Neumann 2019: 161). Alternative Realisierungen leitet er aus seinem Briefkorpus ab. Möchte man bei den späteren Auswertungen mit Korrelationen operieren, bietet sich, wie oben beschrieben, dagegen eher eine Anlehnung an die Auffassung von Ágel & Hennig (2006) an. Diese führen näch- und distanzsprachliche Diskursmerkmale auf universal-pragmatische Bedingungen zurück (vgl. Kap. 4.1.1); daher „müssen auch nicht prinzipiell distanzsprachliche Pendanten vorhanden sein, damit ein Merkmal in Opposition zu diesem Merkmal als nächsprachlich ausgewiesen werden kann“ (Hennig 2009: 31).²¹

Eine generelle Schwierigkeit, die sich aus Lötschers Perspektive ergibt, besteht in der Annahme einer Wahlmöglichkeit zwischen sogenannten ‚Näh- und Distanzsignalen‘, die Schreiber funktional in Form von ‚Kontextualisierungshinweisen‘ (vgl. Lötscher 2010: 129) einsetzen. Zwar nimmt er an, dass „Näh- und Distanzsignale teilweise konventionell bestimmt“ (Lötscher 2010: 123) sein können, das Wort ‚teilweise‘ und die Rede von

²⁰ Lediglich in drei Fällen werden beide Formen annotiert, da kaum entschieden werden kann, welche die markiertere ist: beim pragmatischen Diskursmerkmal der Anredeform, also Duzen (nächsprachlich) vs. Siezen/Ihrzen (distanzsprachlich), beim Modus in indirekter Rede (Indikativ vs. Konjunktiv) und bei der entweder näch- oder distanzsprachlichen Anrede, Verabschiedung und Schlussformel (vgl. Kap. 4.1.2.6). Dies fällt allerdings unter den über hundert Merkmalen kaum ins Gewicht.

²¹ Teilweise nennen die Autoren in ihrem Modell dann doch distanzsprachliche Entsprechungen zu nächsprachlichen Merkmalen, die aber keine Relevanz in ihren praktischen Analysen haben; etwa im Zeitparameter 2c zur ‚Kontamination‘ und ‚Wiederholung‘ die Gegenstücke ‚wohlgeformte Struktur‘ und ‚Einfachnennungen‘ (vgl. Ágel & Hennig 2006: 381). Diese Merkmale dürften jedoch hundertfach in jedem Text vorkommen und können in der Praxis kaum erfasst werden, was aber gleichzeitig auch verdeutlicht, dass die Arbeit mit Merkmalen ohne notwendiges Gegenstück deutlich besser zu bewältigen ist.

‚Signalen‘ (statt von ‚Merkmalen‘) verdeutlichen jedoch seine funktionale Fokussierung, die aber wohl weniger absolut ist, als Hennig (2009: 30f.) sie ihm attestiert. Dass es sich hierbei keineswegs nur um terminologische Haarspaltereien handelt, sondern diese Sichtweisen zu diametral entgegengesetzten Bewertungen sprachlicher Merkmale führen können, illustriert das Beispiel einer inkohärenten Satzverknüpfung (Anakoluth) bei Luther, bei der Lötcher (2010: 127) von einer „absichtlichen Verunklärung des Satzbaus“ ausgeht und sie in dem Beleg daher als „Distanzsignal“ interpretiert. Hennig (2009: 33) bewertet solche Phänomene dagegen als „Näherkmale“, da hierbei Schreiber beim Bemühen um Schriftsprachlichkeit, in diesem Fall die Einhaltung kanzeilsprachlicher Konventionen, „auf aufwändigere grammatische Konstruktionen zurückgegriffen haben, die sie dann sozusagen nicht durchgehalten haben“. Während also bei Lötcher die (vermutete) Schreiberintention zur Bewertung relevant ist, geht Hennig von der grammatisch realisierten Struktur aus. Damit ist für Hennig (2009: 31) auch das „Verfolgen einer nächsprachlichen Konzeption keine notwendige Bedingung für die Annahme eines nächsprachlichen Merkmals“.²²

Die Widersprüche in der Bewertung einzelner Diskursmerkmale resultieren aus dem unterschiedlichen Status, der bei der Modellierung der Nähe- und Distanzmerkmale den drei sprachlichen Ebenen nach Coseriu (1980: 109), die im Hintergrund des Nähe-Distanz-Modells stehen, zugewiesen wird. Während Ágel & Hennig (2006) – zumindest in der vorgelegten ‚Teiltheorie‘ der Nähe- und Distanzkommunikation – von der universellen Ebene ausgehen und davon einzelsprachliche Merkmale ableiten (vgl. Kap. 4.1.1), nimmt Lötcher (2010) eine pragmatische Perspektive von der individuellen Ebene der Texte und der Schreiberintentionen ein.²³ Beide Herangehensweisen besitzen ihre Berechtigung und sind relevant, um sich der komplexen Aufgabe einer Identifizierung und Bewertung von Nähe- und Distanzmerkmalen in historischen Texten zu stellen. Sie können aber zu divergierenden Bewertungen von Einzelmerkmalen führen, sodass klare Vorentscheide zur Stellung der beiden Vorgehensweisen in der empirischen Analyse getroffen werden müssen.

Die Modellierung von Ágel & Hennig (2006) bietet sich insgesamt eher für quantitative Auswertungen zahlreicher Texte und Diskursmerkmale an, ist in der Praxis besser handhabbar (vgl. Fn. 21) und schränkt auch die Bildung von rechnerischen Korrelationen nicht von vornherein ein. Dagegen erscheint der funktionale Blick auf den Einzeltext durch Lötcher (2010) besser geeignet, um das individuelle sprachliche Verhalten eines Schreibers und dessen variationellen Möglichkeitsraum adäquat zu bewerten. Was beispielsweise für einen routinierten Schreiber eine eher unauffällige Variante darstellt, kann

²² Vgl. auch Zeman (2016: 276): „Konzeptionelle Mündlichkeit‘ ist damit nicht mit *konzeptionalisierter Mündlichkeit* (im Sinn von ‚nachgeahmter‘ bzw. ‚fingierter Mündlichkeit‘ [...]) gleichzusetzen.“

²³ Vgl. Lötcher (2010: 119): „Nähe‘ und ‚Distanz‘ sind pragmatische Begriffe. Grammatische Formen als Elemente des Sprachsystems können so gesehen allenfalls in Texten als Signale für Nähe oder Distanz eingesetzt werden, sind selbst aber nicht nahe- oder distanzsprachlich.“

für einen unroutinierten als Distanzmerkmal gelten. Auch Fragen zur sprachlichen Kreativität und intendierten Normverstößen lassen sich nur mit Berücksichtigung individuellen Sprachhandelns sinnvoll erfassen.

Daher soll das bereits mehrfach erfolgreich angewandte Modell von Ágel & Hennig (2006) als Ausgangspunkt der quantitativen Analysen dienen. Dieses wird in den folgenden Kapiteln in einigen Bereichen überarbeitet und während der Textarbeit hinsichtlich seiner Praktikabilität optimiert (vgl. Kap. 4.1.4). Die funktionale Perspektive von Löttscher (2010) ist in den daran anschließenden qualitativen Ausführungen von Relevanz und spielt insbesondere bei der Berücksichtigung individueller, kreativer Handlungen von Einzelschreibern eine Rolle. Gewisse Diskursmerkmale legen es dennoch nahe, den Faktor der Schreiberintention zumindest teilweise auch in die quantitativen Analysen zu integrieren. Bevor diese in Kap. 4.1.2.4 diskutiert werden, erörtert das folgende Kap. 4.1.2.2 das Potential unterschiedlicher sprachlicher Ebenen für die Nähe- und Distanzanalysen in Patientenbriefen. Da bei der Forschungsdiskussion um den Zusammenhang von Regionalität und Nähesprachlichkeit wiederum Intentionalität eine Rolle spielte, wird der Faktor Regionalität in Kap. 4.1.2.3 ebenfalls den Ausführungen zur teilweisen Operationalisierung des Faktors Intentionalität vorangestellt.

4.1.2.2 Berücksichtigung sprachlicher Ebenen

Merkmale der sprachlichen Nähe und Distanz sind auf allen sprachlichen Ebenen möglich. Drei Voraussetzungen müssen allerdings gelten, damit sie sinnvoll für Nähe-Distanz-Analysen eingesetzt werden können. Merkmale müssen über den Einzelschreiber hinaus gültig sein, ohne größeren Aufwand identifizierbar und in den Texten regelmäßig erscheinen. Sie dürfen also weder zu selten und damit weniger über den Einzelschreiber hinaus erfassbar sein noch zu häufig erscheinen, was einerseits den Annotationsaufwand erhöhen und andererseits zu Problemen bei der Gewichtung im Vergleich zu niedrigerfrequenten Merkmalen führen würde. Die einzelnen sprachlichen Ebenen erfüllen diese Voraussetzungen unterschiedlich gut und werden daher nicht gleichermaßen bei der Analyse berücksichtigt. Auch der Ausgangspunkt beim Modell von Ágel & Hennig (2006) und die dortige Schwerpunktsetzung sowie die Erweiterung bei der praktischen Textarbeit mit historischen Patiententexten beeinflussen die Entwicklung der einzelnen Merkmale der Nähe und Distanz. Im Folgenden werden Möglichkeiten und Grenzen von Erweiterungen des Nähe-Distanz-Modells auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen diskutiert und mit einigen Beispielen vorgestellt. Im Detail zeigen sich alle Überarbeitungen bei der Vorstellung des Modells in Kap. 4.1.3.

(a) Sprachliche Ebenen bei Ágel & Hennig (2006)

Wie bereits dargestellt, liegt der Fokus von Ágel & Hennig (2006) auf der syntaktischen Ebene. Durch die Streichung der Makroanalyse wurde dies für die vorliegende Arbeit zwar etwas relativiert, ein Großteil der Diskursmerkmale ist aber weiterhin syntaktischer

Natur. Aus der Zeitgebundenheit und Linearität des Gesprochenen und der damit einhergehenden *On-line-Syntax* (vgl. Auer 2009) lassen sich zahlreiche Merkmale der kommunikativen Nähe ableiten, sodass die syntaktische Ebene auch weiterhin einen essentiellen Bestandteil für Nähe-Distanz-Analysen bilden soll. Auf der syntaktischen Ebene zeigt sich aber immer auch die Notwendigkeit einer Historisierung der Kategorien von Nähe und Distanz²⁴, sodass die einzelnen bestehenden Kategorien nicht einfach übernommen werden sollen, sondern bezüglich ihrer Adäquatheit zur Analyse süddeutscher Patiententexte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts überprüft werden.

Sprachliche Ebenen jenseits der Syntax sind jedoch ebenfalls Bestandteil des Modells von Ágel & Hennig (2006). Die pragmatische Ebene bezieht Rollenparameter 1a mit sprachlichen Verfahren der Kontakt- und Appellfunktion ein. Die Lexik wird bei Situationsparameter 3a mit Deiktika berücksichtigt; ebenso werden nächsprachliche Wortarten wie Abtönungspartikeln (Rollenparameter 1e) und Interjektionen (Rollenparameter 1f) aufgeführt, daneben nächsprachliche (aggregative) und distanzsprachliche (integrative) Subjunkturen und Fragewörter (Zeitparameter 2a) sowie ‚Heckenausdrücke‘ (Zeitparameter 2e). Flexionsmorphologie kommt einerseits bei der genannten Appellfunktion zum Vorschein (Imperativ), andererseits werden auch Tempus- und Moduswahl (Situationsparameter 3a und 3b) berücksichtigt. Die Phonetik spielt im Parameter des Mediums eine Rolle, wenn die Diskursmerkmale Intoneme und Hervorhebungsakzent aufgeführt werden. Als graphematische Merkmale mit Distanzfunktion werden Interpunktion und Schreibzeichen genannt.²⁵ Die genannten nicht-syntaktischen Merkmale sind bei Ágel & Hennig (2006) insgesamt nicht häufig, teilweise auch nicht ausgearbeitet und damit bei ihren Analysen nicht immer von praktischer Relevanz, sodass sich Erweiterungen anbieten, um Nähe- und Distanzsprachlichkeit auf einer breiteren Basis zu erfassen.

(b) Erweiterungen in der lexikalisch-semantischen Ebene

Die lexikalisch-semantische Ebene bietet besonderes Potential zur Erweiterung der Nähe- und Distanzmerkmale. Koch & Oesterreicher (1994: 591) erörtern unterschiedliche Bereiche, in denen sich hier sprachliche Nähe und Distanz ausdifferenzieren. So ist eine hohe Diversifikation des lexikalischen Materials (Type-Token-Relation) mit zahlreichen Abstrakta verstärkt im Distanzbereich anzutreffen, geringere lexikalische Differenzierung mit sogenannten *Passe-Partout*-Wörtern wie *tun*, *machen* und *sagen* sowie zahlreiche

²⁴ So ist etwa zu berücksichtigen, dass Texte früherer sprachlicher Epochen noch stärker den Zeitlichkeitsbedingungen der Performanz unterlagen und daraus resultierende grammatische Verfahren wie Extrapositionen von Satzgliedern noch als unmarkierte Charakteristika von Schriftsprachlichkeit galten, die in neuhochdeutschen Texten durch eine logische grammatische Struktur abgelöst worden sind (vgl. Lötscher 2010: 119). Vgl. Betten (2000) zu dieser Entwicklung von der *Ohrensyntax* zur *Augensyntax*.

²⁵ Das Diskursmerkmal ‚Schreibzeichen‘ wird allerdings nur sehr knapp erklärt (vgl. Ágel & Hennig 2006: 395) und erscheint, genau wie das nächsprachliche Pendant ‚Sprechzeichen‘, überhaupt nicht in den Analysen des Bandes. Ebenso wird Interpunktion nicht näher behandelt.

Origo-Referenzen, also nicht näher spezifizierte Bezüge zum *Hier* und *Jetzt*, dagegen im Nähebereich. Unterschiedliche Stilebenen zeichnen sich ebenfalls durch spezifische Lexik und Semantik aus, die diasystematisch markiert sind (vgl. Ludwig 2009) und somit auf dem Nähe-Distanz-Kontinuum verortet werden können. Auch die Wortbildungssemantik ist maßgeblich an stilistischen Phänomenen beteiligt (vgl. Handler 2009); Hypokorismen (Kurz- und Koseformen von Namen) etwa werden zur Schaffung von Vertrautheit eingesetzt, und auch Diminutiva machen einen nächsprachlichen Stil aus. Pejorative Affigierungen, etwa mit *-ling*, *Ge-...-e*, *-eln* und *-erei* (vgl. Dammel & Quindt 2016), tragen ebenfalls zum Ausdruck einer gewissen emotionalen Haltung des Sprechers oder Schreibers bei (vgl. Schiegg & Freund 2019). Auch veraltete und in der Schriftsprachlichkeit nicht mehr übliche Verwendungsweisen von Lexemen, vor allem Funktionswörtern, können hier eine Rolle spielen. Für Patientenbriefe ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet es sich damit an, *wann* in Verwendung als konditionale Subjunktion sowie *weil* als temporale Subjunktion als nächsprachliche Lexeme zu annotieren.²⁶

Lexikalisch-semantische Ausdrucksformen unterliegen besonders dem Sprachwandel und können nur ins Modell integriert werden, wenn deren konzeptioneller Status bei einem zu untersuchenden Text geklärt ist. Lötscher (2010: 123) weist in diesem Kontext zurecht darauf hin, dass aus der lexikalischen Struktur in der Regel nicht erkennbar ist, ob Variation mit Nähe- und Distanzsprachlichkeit korreliert.²⁷ Während die Wortbildungssemantik noch am ehesten strukturell operationalisiert werden kann, sind Einzellexeme mit zeitlichem Abstand aus sich heraus nicht mehr in ihrer Konnotation zu beurteilen. Hier müssen zeitgenössische Referenzwerke oder Vergleichskorpora herangezogen und die syntagmatische Umgebung eines Lexems beurteilt werden.

Trotz der methodischen Schwierigkeiten wurde im überarbeiteten Modell ein neues Diskursverfahren des Situationsparameters 3d entwickelt: ‚Ausdruck von Nähe- und Distanzsprachlichkeit durch Lexik‘. Einzelne Bereiche lassen sich recht unproblematisch dort eingliedern, bei nächsprachlicher Lexik etwa die oben genannten *Passe-partout*-Wörter, Hypokorismen und Diminutive und bei der distanzsprachlichen Lexik etwa Funktionsverbgefüge. Auch der Einsatz von Fremdwörtern erhöht die Distanzsprachlichkeit eines

²⁶ Vgl. zu *wann*: ‚erst zu Beginn des 19. Jhs. dringt also die heutige Regelung durch [...], wonach die Konjunktion *wenn* dem interrogativen *wann* gegenübersteht‘ (DWB Bd. 29, Sp. 54; vgl. Pfeifer 2005: 1538). Vgl. zu *weil*: ‚die zeitliche Bed. von *weil* ist der Schriftsprache seit dem 18. Jahrh. verloren gegangen‘ (DWB Bd. 28, Sp. 769; vgl. Pfeifer 2005: 1550).

²⁷ Als Beispiel nennt er die Lexeme *erhalten* – *bekommen* – *kriegen*. Dieses Beispiel thematisieren auch Koch & Oesterreicher (1994: 595) und zeigen, dass ‚diaphasische[...] Registermarkierungen den sprachlichen Phänomenen gar nicht fest anhaften, sondern sich, entsprechend der konzeptionellen Ausrichtung der Kommunikation, jeweils verschieben‘. Hier rückt die ‚Markierungsskala des Geschriebenen (‚familiär‘ – ‚neutral‘ – ‚gewählt‘) im Gesprochenen nach oben (etwa ‚neutral‘ – ‚gewählt‘ – ‚gestelzt‘)‘. Eine solche Struktur aus historischen Daten zu ermitteln, ist erst nach umfangreichen Kollokationsanalysen möglich.

Textes. Hierfür sind allerdings Differenzierungen nötig, da nicht jede Entlehnung als distanzsprachlich klassifiziert werden soll.

Trägt ein entlehntes Lexem mindestens ein strukturelles Fremdheitsmerkmal, etwa eine Fremdgraphie (z. B. ein *C* in *Complexe* bzw. ein *th* in einem Lexem mit griechischem Ursprung) oder ein entlehntes Wortbildungsaffix (z. B. *-tion*, *-tät*), so gilt dieses im Folgenden als distanzsprachlich.²⁸ Trägt ein entlehntes Lexem kein Fremdheitsmerkmal bzw. der Schreiber passt das Wort in seinem Text an die deutsche Sprachstruktur an (z. B. Verschriftung eines Lexems griechischer Herkunft mit *t* statt *th*), dann soll das Lexem nur dann als distanzsprachlich gelten, wenn es auch eine vergleichsweise niedrige Frequenz im zeitgenössischen Sprachgebrauch hatte. Ansonsten ist davon auszugehen, dass der Schreiber mit diesem keine Distanzsprachlichkeit verband und es Teil seines Alltagswortschatzes war. Hier wird also erstmals auch individueller Sprachgebrauch in den quantitativen Analysen berücksichtigt.²⁹ Zur Bestimmung der Frequenz wird auf die DWDS-Referenzkorpora zurückgegriffen (DTA-Gesamt und DWDS-Kernkorpus).³⁰ Dabei erwies es sich als sinnvoll, den Wert von 20 Belegen pro Million Tokens als Grenze für die Berücksichtigung zu setzen.³¹ Komposita mit fremden Bestandteilen werden aufgespalten und einzeln klassifiziert.³² Unabhängig von ihrer allgemeinen Häufigkeit und Schreibung werden wegen ihrer hohen Frequenz im Anstaltskontext die Lexeme *Patient*, *Doktor* und *Direktor* von der Klassifikation ausgeschlossen, außer die Schreiber weisen durch eine *c*- statt *k*-Graphie bei den letzteren beiden auf deren Fremdheit hin.

In der Textarbeit ergaben sich noch einige zusätzliche Erweiterungen auf lexikalischer Ebene, etwa im Bereich distanzsprachlicher Junktoren und Adverbien, deren Aufnahme in diese Kategorie erfolgte, wenn eine unmarkierte Alternative in anderen Patientenbriefen

²⁸ Von der Erstsilbe abweichende Wortakzente werden hier nicht als Fremdheitsmerkmal klassifiziert, da zahlreiche Lexeme im Alltagswortschatz (z. B. *Polizei*, *Interesse*) diese aufweisen.

²⁹ Zur Schreiberintention vgl. Kap. 4.1.2.4. Es wird die jeweils aktuell verwendete Graphie zur Klassifikation herangezogen. So wurde beispielsweise bei Maria E. (kfb-2817) „Katholiches“ nicht annotiert (*h* könnte hier Längenanzeiger bzw. Verschreibung sein); dagegen gilt „katholisch“ als distanzsprachlich. Ebenso gelten bei Ignaz L. (kfb-1145) „Casa“ („Kasse“) und „Kaßa“ mit *C*-Graphie (erster Beleg) und italienischer *a*-Endung (beide Belege) als distanzsprachlich, „Kaßen“ allerdings nicht.

³⁰ Frequenzen lassen sich auf <https://www.dwds.de> in Form von Verlaufskurven anzeigen. Zur Bestimmung der Frequenz eines Fremdworts zum Schreibzeitpunkt wird für dieses eine auf das Zeitintervall von 5 Jahren geglättete Verlaufskurve erstellt.

³¹ Im jeweils relevanten Zeitraum über diesem Wert lagen etwa die in den untersuchten Briefen vorkommenden Lexeme *Interesse*, *Person*, *Zins*, *Summe*, *direkt* und *technisch*, leicht darunter (10 bis 19) *Kontrolle* und *Pension*, etwas stärker darunter (3 bis 9) *Notar*, *Regent*, *Zensur*, *privat* und *Porto* und schließlich deutlich darunter (unter 1) *Dotation*, *Fundation* und *retour*.

³² Beispielsweise liegt bei *Portokosten* die Frequenz von *Porto* im relevanten Zeitraum (1920–24) bei ca. 3 Treffern pro Million Tokens, sodass dieses Lexem als distanzsprachlich gilt.

geläufig ist, etwa der Gebrauch von *da* statt *weil* oder *allein* statt *nur*.³³ Auch rhetorische Mittel, Redewendungen und poetischer Stil spielen hier eine wichtige Rolle, da sie das stilistische Bemühen der Schreiber deutlich zum Ausdruck bringen. Im Detail werden diese Merkmale bei der Vorstellung des überarbeiteten Modells erklärt (vgl. Kap. 4.1.3).

Niedrigfrequente Lexeme und komplexe Komposita könnten prinzipiell auch als distanzsprachlich ins Modell integriert werden. Allerdings wären umfangreiche Vorüberlegungen zur Operationalisierung nötig, welche die Anwendbarkeit des Modells in der Praxis nochmals erschweren würde. Da eine Kompletterfassung aller nahe- und distanzsprachlichen Merkmale in einem Text ohnehin nicht angestrebt werden kann, wird auf die Berücksichtigung derartiger lexikalischer Distanzmarker verzichtet.

(c) Erweiterungen in der flexionsmorphologischen Ebene

Die flexionsmorphologische Ebene lässt sich recht unproblematisch um einige weitere Merkmale erweitern, etwa Kasusinkongruenzen und fehlende Kasusendungen als nahe-sprachliche Merkmale und synthetische Kasusstrukturen wie den Genitiv als Objektkasus (vgl. Elspaß 2005a: 320) oder das Dativ-*e* (vgl. Elspaß 2005a: 439) als distanzsprachliche Merkmale. Diese werden dem Diskursverfahren ‚Strukturierung ohne Beeinflussung der Projektionsstruktur‘ des Zeitparameters 2a zugeordnet.

(d) Erweiterungen in der lautlichen und graphematischen Ebene

Die lautliche Ebene bzw. Reflexe lautlicher Realisierungen in der Schrift sind im Modell von Ágel & Hennig (2006) recht schwach ausgeprägt. Lässt man die beiden prosodischen Merkmale der Intoneme und des Hervorhebungsakzents (Parameter des Mediums 5a) beiseite, da sie in der Schriftlichkeit keine Relevanz besitzen, so bleiben nur ‚phonisches Wort‘ und ‚Sprechzeichen‘ als Diskursverfahren der Sprecheneinheitenbildung im Parameter des Mediums 5b übrig (vgl. Ágel & Hennig 2006: 383). Davon wird Letzteres wegen der fraglichen Operationalisierbarkeit gestrichen (vgl. S. 204, Fn. 25). Das phonische Wort wird in der Arbeit inkonsistent behandelt.³⁴ Im Folgenden werden darun-

³³ Hier bot sich das im vorigen Kapitel beschriebene Verfahren zur Identifikation von Nähe- und Distanzmerkmalen nach Lötscher (2010) an. Die unmarkierte Variante wird allerdings in den Analysen nicht berücksichtigt.

³⁴ Im Glossar verstehen die Autoren unter phonischem Wort alleine das Fehlen von phonischen Grenzsignalen (Junktoren), etwa bei *kannste* (vgl. Ágel & Hennig 2006: 394). In der Modell-Erklärung erfolgt eine negative Definition, bei der Phänomene wie Apokopen oder „rein graphische Abweichungen von der heutigen [sic!] orthographischen Norm, die keine rein phonischen Realisierungen repräsentieren“ (S. 61) ausgeschlossen werden. In den Analysen zählen solche Phänomene dann wiederum als phonisches Wort, etwa die Apokopen *konnt* und *hab* (S. 207) oder die graphischen Abweichungen *so lang* (S. 81) und *waß* (S. 128). Auch Kappel (2007: 230) und Fischer (2008: 63) diskutieren dieses Merkmal und müssen bei dessen Anwendung gewisse Kompromisse eingehen.

ter einerseits klitische Verbindungen als typische Elemente der Nähesprachlichkeit (vgl. Werth 2020), andererseits der Wegfall von Lauten an einem Wort (Apokope und Synkope) verstanden.

Auf die Integration weiterer Diskursmerkmale der lautlichen Ebene in das überarbeitete Modell wird jedoch verzichtet. Insbesondere in Briefen unroutinierter Schreiber erscheinen zahlreiche weitere Reflexe lautlicher Phänomene wie Entrundungen, Konsonantenschwächungen oder phonetische Verschriftungen, die allerdings teilweise so häufig sind, dass sie zu einem sehr zeitraubenden und unübersichtlichen Annotationsverfahren führen würden. Ähnlich verhält es sich mit der graphematischen Ebene, auf der sich oft unzählige Abweichungen von den schriftsprachlichen Normen finden, etwa im Bereich der Markierung von Vokalquantitäten (vgl. Schiegg 2018), durcheinandergehende Groß- und Kleinschreibungen sowie fehlerhafte Markierungen von Wortgrenzen, was darüber hinaus oftmals noch recht idiosynkratisch erscheint. Zur Validierung des Nähe-Distanz-Modells wird jedoch zumindest bei einem Schreiber auf hochfrequente graphematisch-lautliche Merkmale zurückgegriffen (vgl. Kap. 5)

Auf der Ebene der Graphematik wurden allerdings Interpunktion, Schriftartenwechsel von Kurrent zu lateinischer Schrift und weitere Aspekte der Raumgestaltung des Briefs ins Modell integriert. Diese Merkmale werden aber nicht einzeln gezählt, sondern für einen Text global und als makrostrukturelle Kategorie erfasst (vgl. Kap. 4.1.2.6).

(e) Erweiterungen in der pragmatischen Ebene

Auf der pragmatischen Ebene wird *Duzen* versus *Siezen* ebenfalls bei den makrostrukturellen Elementen eingeführt. Auch andere paratextuelle Elemente wie Grußformeln, Anreden und Verabschiedungen werden hier einbezogen. Der Kontakt zwischen Schreiber und Adressat ist besonders im Rollenparameter 1 von Relevanz, der um einige Aspekte wie rhetorische Fragen und indirekte Aufforderungen bzw. Bitten erweitert wird.

4.1.2.3 Der Faktor Regionalität

(a) Forschungsdiskussion: Korrelation von Nähesprachlichkeit und Regionalität

Die Diskursmerkmale im Modell von Ágel & Hennig (2006), die meisten darauf aufbauenden Erweiterungen und auch die Ausführungen des vorigen Kapitels beschränken sich auf nahe- und distanzsprachliche Phänomene mit überregionaler Verbreitung. Gemäß der Varietätenkette von Koch & Oesterreicher (1994: 595) handelt es sich dabei um diaphasisch und/oder diastratisch unterschiedlich markierte Phänomene (vgl. Kap. 2.3). Aber auch diatopisch markierte Varianten besitzen demgemäß eine Affinität zur konzeptionellen Nähe (vgl. S. 31, Abb. 2). Folgt man dieser sprachtheoretischen Modellierung, die „im Prinzip auf alle historischen Einzelsprachen anwendbar“ (Koch & Oesterreicher 1994: 569) sei, so müssten auch regionalsprachliche bzw. dialektale Formen in historischen Patientenbriefen als Indikatoren für konzeptionelle Nähe gelten können.

Empirisch überprüft wurde ein möglicher Zusammenhang von Diatopik und Nähesprachlichkeit bislang nur sehr punktuell. Die wenigen Studien, die sich damit beschäftigen, stützen sich, soweit ersichtlich, alle auf das Modell von Ágel & Hennig (2006), was deren Vergleichbarkeit vereinfacht. Zu erwähnen ist die Untersuchung von Kappel (2007) zu autobiographischen Erzählungen der Gegenwartssprache bei einem Sprecher des Israeldeutschen (diatopisch kaum markiert) versus einem mit ungarndeutschem Basisdialekt (diatopisch stark markiert). Er beobachtet in seinen Daten einen Zusammenhang zwischen stärkerer diatopischer Markiertheit und Nähesprache und sieht damit seine Hypothese, „nämlich Affinität zwischen Distanzsprache und gesprochenem Standard im Sinne einer Varietätenkette, auch empirisch bewiesen“ (Kappel 2007: 240).

Regionalität und Nähesprachlichkeit spielten auch in den Nähe-Distanz-Analysen zu Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts eine Rolle. Denkler & Elspaß (2007: 100) kommen bei der Analyse der Briefe zweier Schreiber zum Ergebnis: „Die regional markierteren (aber nicht dialektalen!) Texte erweisen sich als die konzeptionell mündlicheren.“ Dies bestätigt sich in einer darauf aufbauenden Studie bei zwei weiteren Schreibern, in der die nächstsprachlicheren Briefe eines unroutinierten Schreibers insgesamt 75 regionale Merkmale aufweisen, die weniger nächstsprachlichen Briefe eines Kaufmanns aber nur ein einziges (vgl. Elspaß 2008a: 165) (siehe im Detail Abschnitt b). Elspaß (2010: 78) führt die Ergebnisse zusammen und betont dass die Untersuchung eines Zusammenhangs zwischen Mündlichkeit und regionaler Markierung „nicht nur von der Gesprochenen-Sprache-Forschung für die Gegenwart [...], sondern auch von der Forschung zur jüngeren Sprachgeschichte bisher vernachlässigt wurde.“

Regional markiertes Sprechen und dessen möglicher Zusammenhang mit Nähesprachlichkeit steht auch im Fokus der Untersuchung von Fischer (2008). Sie unterzieht ihre Daten, neun gegenwartssprachliche Gespräche (Freundesgespräch und Interview), sowohl einem Nähecheck nach Ágel & Hennig (2006) als auch einer Dialektalitätsmessung.³⁵ Dabei lässt sich allerdings kein direkter Zusammenhang von Nähecheck- und Dialektalitätswerten erkennen. Dies ist zunächst erstaunlich, da sich zwar die Dialektalität wie erwartet verhält (Freundesgespräch dialektaler, Interview standardnäher), aber dies nicht durch die Nähecheck-Werte bestätigt wird, was der einleuchtenden Zuordnung – vertrautes Gespräch nächstsprachlicher, Interview distanzsprachlicher (vgl. Koch & Oesterreicher 1985: 18) – entgegenläuft. Dieses Ergebnis erklärt Fischer (2011: 140) damit, dass der Nähecheck zwar „zuverlässige Werte für den Grad der Dialogizität und Aggregation eines Textes/Gesprächs“ liefere, aber kein Maß für die kommunikative Nähe nach Koch & Oesterreicher (1985: 23) sei, da bestimmte „Kommunikationsbedingungen wie Privatheit, Vertrautheit der Kommunikationspartner, starke emotionale Beteiligung und freie Themenentwicklung [...] keinen Einfluss auf die Nähecheck-Werte“ haben.³⁶

³⁵ Das Verfahren der Dialektalitätsmessung wurde von Herrgen & Schmidt (1989) entwickelt und von Lameli (2004: 65–84) ergänzt.

³⁶ Emotionale Beteiligung wird bei Ágel & Hennig (2006: 380, 383) jedoch als ‚Gefühlsäußerung‘ (Rollenparameter 1f) bzw. ‚holistische Gefühlsäußerung‘ (Parameter des Codes 4b) erfasst. Die-

In der Tat bezogen Ágel & Hennig (2006: 24) nur solche Kommunikationsbedingungen in den Nähecheck ein, die „*nachweislich* für das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein bestimmter grammatischer Merkmale verantwortlich sind“. Die Näheanalyse bildet damit, wie auch in den vorigen Kapiteln erläutert, eine grammatische Annäherung an das Nähe-Distanz-Modell und kann nur zu einem gewissen Maß kommunikative Nähe im Sinne von Koch & Oesterreicher (1985) erfassen. Fischers (2008) Studie zeigt eindrücklich, dass es zu Diskrepanzen kommen kann und die Ergebnisse von Nähe-Analysen auch einer qualitativen Überprüfung unterzogen werden sollten; spezifische Situationsfaktoren können dabei die Nähewerte ausschlaggebend beeinflussen (vgl. Fischer 2011: 139).³⁷

Die bei Fischer (2011) und Kehrein & Fischer (2016) geäußerte Kritik an den Untersuchungen von Kappel (2007) und Denkler & Elspaß (2007) scheint jedoch nur teilweise zu greifen. Zwar besteht bei Kappel (2007) in der Tat das Problem der mangelnden Vergleichbarkeit der untersuchten Varietäten (vgl. Kehrein & Fischer 2016: 233). Aber die Tatsache, dass in diesen Varietäten nicht das vertikale Standard-Dialekt-Spektrum wie im geschlossenen deutschen Sprachraum existiert und die Sprecher damit nicht bzw. weniger im Grad ihrer Dialektalität variieren können, muss es nicht ausschließen, deren sprachliche Äußerungen auf Nähesprachlichkeit und Dialektalität zu untersuchen. Bei der Kritik an Denkler & Elspaß (2007) wird die Problematik noch deutlicher. Dort argumentiert Fischer (2011: 135) damit, dass die defizitäre Schriftkompetenz der ungeübten Schreiber „notwendiger Weise zum Rückgriff auf mündliche Strategien in der schriftgraphischen Textproduktion führt“ und dass dies die Nähecheck-Merkmale beeinflusse, aber nicht die Regionalität der untersuchten Texte. Zunächst ist zu beachten, dass die Untersuchung der Regionalität bei Denkler & Elspaß (2007) im Anschluss an den Nähecheck und damit unabhängig von diesem durchgeführt wurde. Wie bei der Kritik an Kappel (2007) bleibt unklar, warum nicht Texte ungeübter Schreiber einem Nähecheck und einer Untersuchung von Regionalität unterzogen werden sollten. Der Aspekt der Varietätenkompetenz tritt hier unvermittelt in Erscheinung, der natürlich, wie Fischer beschreibt, deutliche Auswirkungen auf die Analyseergebnisse hat, die Möglichkeit einer Analyse aber nicht von vornherein einschränken sollte.

Dieser scheinbare Widerspruch resultiert aus einer unterschiedlichen theoretischen Sichtweise auf Nähe- und Distanzsprachlichkeit. Während es bei Ágel & Hennig (2006) und ebenso bei Kappel (2007) und Denkler & Elspaß (2007) um die Untersuchung grammatischer Ausprägungen vorhandener Strukturen geht, sind für Fischer (2011) und Kehrein & Fischer (2016) – ähnlich wie für Lötscher (2010) in Kap. 4.1.2.1 beschrieben – die

se Diskursmerkmale sind aber nicht weiter ausgearbeitet und spielen nur eine marginale Rolle in der Modellierung. Somit ist hier und insbesondere auch bei den anderen Punkten Fischer (2011) zuzustimmen.

³⁷ Darauf aufbauend schlagen Kehrein & Fischer (2016: 248) eine Neumodellierung der Nähe-Distanz-Dimensionen vor und setzen dabei raum-zeitliche Nähe/Distanz ins Verhältnis zu interindividuell-sozialer Vertrautheit/Fremdheit. Diese gehen miteinander aber kein paralleles Verhältnis ein, wie es die Varietätenkette nahelegt, sondern stehen orthogonal zueinander.

Schreiberkompetenz und auch Intentionalität von Relevanz. Dies wird bei der Diskussion von Hyperkorrekturen deutlich, die Denkler & Elspaß (2007: 93) als regionalsprachliche Merkmale klassifizieren: „Da es sich dabei um übergeneralisierte Umsetzungen von beobachteten Strukturrelationen zwischen verwandten Varietäten handelt, drückt sich auch in solchen Phänomenen Regionalität aus“. Kehrein & Fischer (2016: 235) jedoch sprechen sich dagegen aus, dass „Hyperkorrekturen selbst als Merkmale bewertet werden, welche die Dialektalität³⁸ des betreffenden Textes erhöhen“. Dies begründen sie damit, dass bei Hyperformen „Sprecher/Schreiber bewusst (!) eine Varietät verwenden wollen, die nicht vollständig Teil ihrer System- und Registerkompetenz ist“, bei den Auswandererbriefen also die für die „medial schriftliche, raum-zeit-entbundene Briefkommunikation angemessene Varietät“ (Kehrein & Fischer 2016: 235). Hyperkorrekturen werden somit „von den Schreibern vielmehr in dem Glauben verwendet, es handele sich um die normgerechten schriftsprachlichen Formen“. Auch wenn (Hyper-)Korrekturen interessante Fälle zur Einbettung des Faktors Intentionalität ins Nähe-Distanz-Modell sein können (vgl. Kap. 4.1.2.4), läuft die Kritik an Kappel (2007) und Denkler & Elspaß (2007) hier ins Leere, da sich die Auffassung von Nähesprachlichkeit nicht deckt und auch nicht der von Ágel & Hennig (2006) entspricht.

Festzuhalten ist, dass die von Koch & Oesterreicher (1994: 595) theoretisch beschriebene Affinität von Diatopik und Nähesprachlichkeit bei empirischen Überprüfungen zu unterschiedlichen Ergebnissen geführt hat und insbesondere in der Sprachgeschichte weiterhin ein Desiderat darstellt. Daher lohnt es sich, den Faktor Regionalität auch in die vorliegende Arbeit einzubeziehen.

(b) Methodik: Ermittlung von Regiowerten

Alle in dieser Arbeit untersuchten Schreiber stammen aus dem süddeutschen Raum, meist aus Bayerisch-Schwaben, teilweise aus Oberbayern. Auch wenn die Patiententexte durch Analysen kleinräumig-regionaler und sogar dialektaler Phänomene erlauben (vgl. Schiegg 2019a), steht die Diatopik nicht im Zentrum dieser Arbeit. Dies sollte sich auch im Aufwand der Untersuchung von Regionalsprachlichkeit widerspiegeln. Die Erfassung und Diskussion aller regionalsprachlichen Einflüsse in den knapp 200 zu untersuchenden Texten wäre immens und ginge weit über das damit verbundene Ziel der Überprüfung einer möglichen Korrelation von Regionalität und Nähesprachlichkeit hinaus.

Denn oft ist die Klassifikation einer Variante als regionalsprachlich nicht unproblematisch. So ist es auch mit Rückgriff auf die Forschungsliteratur teilweise kaum möglich zu entscheiden, ob eine Variante als regional beschränkt zu bewerten ist und wo überhaupt die Grenze zwischen regionalen und überregionalen Formen zu ziehen ist. Die in den Patientenbriefen und bei unroutinierten Schreibern im Generellen immer wieder auftretende doppelte Negation beispielsweise ordnet Langer (2001: 131) dem Nordwestdeutschen

³⁸ Unter Dialektalität ist hier diatopische Markiertheit zu verstehen und umfasst somit auch Regionalität im Sinne von Denkler & Elspaß (2007).

zu, Elspaß (2005a: 280) sieht dagegen „deutlich eine Bevorzugung“ im Oberdeutschen, wobei er auch aus anderen Regionen Belege anführt.³⁹ Trotz ihrer möglicherweise unterschiedlich hohen Frequenz in den einzelnen Regionen wäre es folglich problematisch, die doppelte Negation als regionalsprachlich zu klassifizieren, sodass diese in der vorliegenden Arbeit als überregionale nächstsprachliche Konstruktion im Zeitparameter 2a klassifiziert wird (vgl. Kap. 4.1.3). Bei anderen, in der Forschung weniger prominenten Phänomenen, ist eine solche Entscheidung oft nicht ohne Weiteres möglich und könnte erst auf der Basis aufwändiger, vorangeschalteter Korpusanalysen erfolgen.

Dass exakte Zählungen aller regionalsprachlichen Formen zum Abgleich mit den Werten des Nähe-Distanz-Modells eigentlich nicht nötig sind, illustrieren die Ergebnisse der zwei Untersuchungen zu Auswandererbriefen von Denkler & Elspaß (2007) und Elspaß (2008a), die alle erfassbaren regionalen Merkmale in unterschiedliche sprachliche Ebenen gegliedert zählen. Dabei ergeben sich klare Zahlenwerte: Während die unroutinierten Schreiber 56 (Rahmann, 1125 Wörter) bzw. 75 (Schmitz, 1695 Wörter) regionalsprachliche Merkmale zeigen, sind es bei den routinierteren 0 (Schipper, 1262 Wörter) bzw. 1 (Boeckers, 1728 Wörter). Auf Grund dieser deutlichen Unterschiede in mit Patientenbriefen vergleichbaren Daten ist es fraglich, ob es sich zum Nachweis genereller Zusammenhänge lohnt, in den knapp 200 zu untersuchenden Briefen vermutlich mehrere tausend regionalsprachliche Merkmale zu ermitteln.

Eine Beschränkung auf eine Auswahl dieser Briefe könnte den Aufwand zwar verringern, würde aber generelle Schwierigkeiten bei der Klassifikation einiger Merkmale als regional nicht umgehen und natürlich auch die Aussagekraft der Ergebnisse einschränken. Daher wird eine andere Art der Reduktion vorgenommen, indem eine Skala von sogenannten *Regiowerten* entwickelt wird, auf der jeder Brief verortet wird. Unabhängig von den Nähe- und Distanzwerten erfolgt für jeden Brief die Ermittlung von dessen Regiowert, der bei Bedarf mit den Ergebnissen anderer Analysen verglichen werden kann.⁴⁰ Die Einordnung der einzelnen Briefe in unterschiedliche Kategorien basiert dabei auf der Frequenz regionalsprachlicher Merkmale im jeweiligen Text.⁴¹ Die Skala von Regiowerten soll drei Ausprägungen umfassen und Briefe mit keinen, wenigen und vielen regionalsprachlichen Merkmalen berücksichtigen. Diese Abstufung soll gleichzeitig eine gewisse Differenzierung und eine gute Handhabbarkeit erlauben, die bei der Zuordnung der Briefe zu einzelnen Kategorien und bei der späteren statistischen Auswertung gegeben sein muss.

³⁹ Ein weiterer norddeutscher Beleg stammt von August W. A. (ham-19976) aus Heide in Holstein: „Unser Vater war doch Nie kein Knicker“ (04.02.1935).

⁴⁰ Auch Denkler & Elspaß (2007: 99f.) und Elspaß (2008a: 165) ermitteln die Regionalsprachlichkeitswerte unabhängig von den Nähewerten.

⁴¹ Eine Gewichtung dieser bezüglich ihrer räumlichen Verbreitung bzw. auch deren Saliienz wäre bei detaillierteren Untersuchungen zwar denkbar, ist aber im Rahmen dieser Arbeit nicht durchführbar, auch weil aktuelle Ergebnisse der Salienzforschung nicht ohne Weiteres auf historische Daten übertragbar sind.

Als regionalsprachlich werden Varianten klassifiziert, die nicht großräumig im deutschen Sprachraum üblich sind, sondern sich auf das Süddeutsche konzentrieren; auch kleinräumiger verbreitete, dialektale Varianten werden darunter gefasst. Eine Abgrenzung zwischen dialektalen und regiolektalen Merkmalen wird an dieser Stelle nicht durchgeführt, sondern alle diatopisch markierten Varianten werden den Regiowerten zugeordnet. Auch mögliche Motivationen der Schreiber zur Verwendung solcher Varianten können bei diesem Vorgehen nicht erfasst werden; dies wird aber bei der Darstellung der einzelnen Schreiberprofile (vgl. Kap. 6.2) bzw. den Ausführungen zum Codeswitching (vgl. Kap. 7.1) thematisiert.

Tab. 2 zeigt die Zuordnung der Frequenz diatopisch markierter Varianten zu den drei Regiowerten: (a) Keine diatopisch markierte Variante in einem Text wird durch den Regiowert 0 ausgedrückt; (b) maximal eine diatopisch markierte Variante pro 100 Wörter repräsentiert Regiowert 1, (c) alles darüber hinaus erhält Regiowert 2. Diese Einteilung orientiert sich an typischen Frequenzen, die sich bei einer stichprobenartigen Untersuchung von Patientenbriefen ergeben haben. Damit würden oben genannte Briefe der beiden unroutinierten Schreiber in Kategorie (c) fallen, der Brief von Schipper in (a) und der von Boeckers in (b). Die Einteilung der Regiowerte wurde bewusst so gewählt, dass Einzelbelege nicht unberücksichtigt bleiben.

<i>Regionalsprachliche Varianten</i>	<i>Regiowert</i>
a. keine diatopisch markierte Variante	0
b. maximal 1 diatopisch markierte Variante pro 100 Wörter	1
c. mehr als 1 diatopisch markierte Variante pro 100 Wörter	2

Tab. 2: Zuordnung von Regiowerten

Eine derartige Zuordnung von Regiowerten kann deutlich schneller erfolgen als eine exakte Zählung jedes regionalsprachlichen Merkmals. Denn hierbei ist die Zählung beim Überschreiten der Grenze zur höchsten Kategorie (c) abgeschlossen. Zudem vereinfacht dieses Vorgehen in vielen Fällen den Umgang mit Zweifelsfällen. Diese können unberücksichtigt bleiben, wenn sie nicht die Zuordnung eines Briefs in eine der drei Kategorien beeinflussen. Rechtfertigen etwa die unzweifelhaften Fälle bereits eine Einordnung in Kategorie (c), so ist die aufwändige Beschäftigung mit Zweifelsfällen nicht mehr nötig. Diese abgestuften Regiowerte sollen damit ein in der Praxis gut anwendbares, den Zielen der vorliegenden Arbeit entsprechendes Instrumentarium sein, um Zusammenhänge zwischen Regionalität und Nähe- sowie Distanzsprachlichkeit erstmals an einer größeren Datenmenge empirisch zu überprüfen.

4.1.2.4 Der Faktor Intentionalität

In den vorigen Kapiteln war bereits mehrfach die Rede vom Schreiberbewusstsein bzw. Intentionen und die Verbindung dieser Kategorien mit Nähe- und Distanzsprachlichkeit. Eine Arbeit zur intraindividuellen Variation, die von den Einzelschreibern ausgeht, muss diesen Aspekt ernst nehmen und sich fragen, inwiefern Intentionalität bei der Messung von Nähe und Distanz eine Rolle spielen kann. Die Operationalisierung von Ágel & Hennig (2006) und darauf aufbauende Einzeluntersuchungen wie Denkler & Elspaß (2007) gehen von tatsächlich realisierten sprachlichen Strukturen aus, ohne eine mögliche Intention der Schreiber bei der Bewertung sprachlicher Merkmale zu berücksichtigen (vgl. Kap. 4.1.2.1 und Kap. 4.1.2.3). Bei quantitativen Untersuchungen erscheint dies als der einzig gangbare Weg, um ein einheitliches Analyseraster zu erhalten und Spekulationen zu vermeiden. Die Rekonstruktion einer Schreiberintention in historischen Texten ist nämlich hochproblematisch, da uns in der Regel nur die Texte selbst, aber keine metasprachlichen Kommentare zu diesen und schon gar nicht zu bestimmten sprachlichen Varianten überliefert sind.⁴² In seiner Untersuchung zu historischem Codeswitching nimmt etwa Schendl (2013: 55) Abstand von der Kategorie des Schreiberbewusstseins, da dieses in historischen Texten normalerweise nicht mehr wiederherstellbar sei.

Immer wieder werden aber dennoch Intentionen von Schreibern sichtbar, die nicht einfach übergangen werden sollten. Besonders Korrekturen und die bereits in Kap. 4.1.2.3 erwähnten Hyperkorrekturen sind diesbezüglich relevant. Ágel & Hennig (2006: 393) klassifizieren Korrekturen im Zeitparameter 2a als nächsprachlich, da sie „das Nichtgelingen der Planungsausführung anzeigen“. Führt ein Schreiber nach Beendigung seines Textes einen Korrekturdurchgang durch, so revidiert er frühere Entscheidungen in Richtung der intendierten Varietät, bei Patientenbriefen also in der Regel in Richtung Schriftsprache.⁴³ Hierbei handelt es sich wiederum um intendiert distanzsprachliche Phänomene, die nach dem Nähe-Distanz-Modell als nächsprachlich zu bewerten wären. Ein Brief würde demnach ohne Textrevision als distanzsprachlicher eingestuft als einer mit einer solchen, was den konzeptionellen Charakter der beiden Textversionen fehlinterpretiert. Deshalb erscheint es sinnvoll, bei nachträglich durchgeführten Korrekturen die Schreiberintention in den Nähe-Distanz-Analysen zu berücksichtigen und diese als distanzsprachlich zu klassifizieren. Gleichzeitig soll die Kategorie der nächsprachlichen Korrekturen beibehalten

⁴² Metasprachliche Kommentare betreffen in der Regel Mängel in der Schrift (vgl. Kap. 2.4.d). Sie deuten auf ein Bemühen auf Einhaltung schriftsprachlicher Normen hin und werden bei den makrostrukturellen Distanzmerkmalen berücksichtigt (vgl. Kap. 4.1.2.6).

⁴³ Korrekturen in Richtung gesprochener Sprache bzw. Dialekt erscheinen in Patientenbriefen nicht, aber beispielsweise im humorvoll-dialektalen Theaterstück von Hans P. (kfb-1026) aus Lindau. Er streicht u. a. in „Sparen“ das *e* und setzt einen Apostroph über den getilgten Buchstaben (S. 1), kürzt „ich“ zu süddeutsch „i“ (S. 7; 2 Belege) und streicht ein *a* in „auf“ (S. 7), sodass mit „uf“ ein nicht-diphthongiertes /u:/ schriftlich wiedergegeben ist, das seinem niederalemannischen Dialekt entspricht (vgl. König & Renn 2007: 25).

werden für solche Verbesserungen, die während des Schreibprozesses erfolgt und, wie oben erwähnt, auf mangelnde Planungsausführung zurückzuführen sind.⁴⁴

Wie eine Art Korrektur könnten auch Präzisierungen im rechten Nachfeld bewertet werden, da diese zusätzliche Informationen nachtragen, die den Schreibern bei ihnen weniger bekannten Rezipienten sowie auf Grund der Situations- und Handlungsentbindung (vgl. Koch & Oesterreicher 2007: 351) nötig erscheinen. Beispielsweise schreibt Maria E. (kfb-2817) an den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde: „Und den andern Staat Herren geht der Streit nichts an was ich mit den Prinzen hate“ (07.12.1899). Hier präzisiert die Schreiberin, um welchen Streit es sich gehandelt hatte, was sie wohl wegen der raumzeitlichen Distanz als notwendig erachtete. Bei der Textarbeit habe ich mich allerdings dagegen entschieden, derartige Extrapositionen auf der Distanzseite ins Modell zu integrieren, da es einerseits nicht immer möglich war, eine Schreiberintention sowie das Verhältnis von Schreiber und Rezipient genau zu rekonstruieren. Auch im zitierten Beispiel scheint die Schreiberin den Bürgermeister besser zu kennen, was den recht hohen Grad an Nähesprachlichkeit in den Briefen an ihn erklären dürfte (vgl. Kap. 6.2.2.3). Andererseits liegt eine aggregative grammatische Struktur vor, hier ein aggregativer Relativanschluss (vgl. Kap. 4.1.3, Zeitparameter 2a), der weiterhin als Nähemerkmal berücksichtigt bleiben soll. Bei Ágel & Hennig (2006: 388) wird eine solche ‚aggregative Präzisierung‘ als nächstesprachlich bewertet, da sie die „Engführung der Orientierungen sicherstellt“

Hyperkorrekturen bilden schließlich ein Phänomen, in dem das Schreiberbewusstsein besonders deutlich zutage tritt. Definiert werden können diese als „Prozess und das Ergebnis einer fehlerhaften sprachlichen Annäherung eines Sprechers an die von ihm angestrebte Prestigevarietät“ (Lenz 2005: 211). Typische Hyperkorrekturen in Texten unrountinierter Schreiber des 19. Jahrhunderts sind beispielsweise Vokalrundungen, die aus der „Unsicherheit zwischen gesprochensprachlich entrundeten und (nur) schriftsprachlich gerundeten Formen“ (Elspaß 2005a: 452) resultieren; beim Konsonantismus kann man hyperkorrekte Vokalhärtungen im Bereich der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung anführen (vgl. König, Elspaß & Möller 2019: 149). Beide Phänomene sind in den Patientenbriefen hochfrequent, etwa beim Tagelöhner Martin B. (kfb-1621). In seinen Briefen korreliert allerdings die Häufigkeit von Hyperkorrekturen mit den entsprechenden gesprochensprachlichen Lautungen, also Entrundungen und Konsonantenschwächungen, sowie noch einigen weiteren gesprochensprachlichen Phänomenen (vgl. Kap. 5.3). Hyperkorrekturen sind bei diesem Schreiber also eher ein nächstesprachliches Phänomen. Für eine mögliche Berücksichtigung derartiger lautlich-graphematischer Hyperkorrekturen im Nähe-Distanz-Modell müsste somit zunächst der individuelle Gebrauch dieses Phänomens geklärt werden. Dazu kommt wieder die hohe Frequenz lautlicher bzw. graphematischer Phänomene, die zu einem hohen Zeitaufwand

⁴⁴ Eine Differenzierung unterschiedlicher Korrekturschritte ist in der Praxis nicht immer möglich. Erfolgen Korrekturen durch ein anderes Schreibinstrument, wird von einer nachträglichen, distanzsprachlichen Korrektur ausgegangen, ansonsten werden sie nächstesprachlich bewertet (vgl. Kap. 4.1.3; Zeitparameter 2c: Reparatur).

bei der Annotation und Schwierigkeiten in der Gewichtung führen würden (vgl. Kap. 4.1.2.2). Daher können Hyperkorrekturen auf der lautlich-graphematischen Ebene nicht im Modell berücksichtigt werden, weder auf der Nähe- noch auf der Distanzseite.

Allerdings sind Hyperkorrekturen nicht auf diese sprachliche Ebene beschränkt. So beobachtet Elspaß (2005a: 31) etwa hyperkorrekte Wortbildung wie bei *verweilung* (für *Verweilen*) und auch hyperkorrekte Kasusformen wie eine *-e*-Endung im Akkusativ von *Gelde* (vgl. Elspaß 2005a: 354). Die Textarbeit hat gezeigt, dass derartige Formen weit weniger häufig erscheinen als die Hyperkorrekturen auf lautlicher Ebene. Zudem sind hier in der Regel Schreibfehler auszuschließen, sodass diese als (intendiert) distanzsprachliche Merkmale ins Modell integriert werden können. Meist handelt es sich dabei um den Versuch der Bildung eines formellen Lexems, das dann aber dem Sinn nach nicht passend verwendet wird oder in der Formseite inkorrekt ist. Beides findet sich bei Maria E. (kfb-2817); an den Kaiser von Russland schreibt sie in einem undatierten Brief: „das ih von Kaiser u König besichtigt würde“. Sie verwendet das Lexem *besichtigt* statt das passendere *besucht*; die genaue Verwendungsweise von *besichtigen* scheint ihr ungeläufig zu sein.⁴⁵ Ebenfalls beschwert sie sich in einem Brief an Bruder und Schwägerin über die „Gewaltsame unverschämte sperrei“ (26.11.1900), wobei sie die Substantivierung des Verbs (*ein*)*sperren* mit *-ei* statt *-ung*-Suffix durchführt und damit einen Neologismus bildet.⁴⁶ Da diese Formen von Hyperkorrekturen immer Einzellexeme betreffen, werden sie zur Vermeidung von zu vielen Unterkategorien in Situationsparameter 3d ‚Ausdruck von Nähe- und Distanzsprachlichkeit durch Lexik‘ als ‚Distanzsprachliche Wortwahl: Hyperkorrekturen‘ integriert.

Im Bereich der Interpunktion können ebenfalls Hyperkorrekturen ermittelt werden, wenn Schreiber zusätzliche Zeichen an eigentlich nicht nötigen Positionen verwenden, um den Grad an Schriftsprachlichkeit zu erhöhen. Ein solcher Fall liegt in einem späteren Korrekturdurchgang bei Urban S. (kfb-2936) vor (vgl. S. 145, Fn. 145). Auch dies wird im Bereich der Makrostrukturen als distanzsprachlich bewertet (vgl. Kap. 4.1.2.6).

Nachträgliche Korrekturen und nicht-lautliche Hyperkorrekturen sollen allerdings die einzigen sprachlichen Merkmale bleiben, bei denen in dieser Arbeit Intentionalität bei den quantitativen Nähe-Distanz-Analysen eine Rolle spielen soll. Wegen der angesprochenen Problematik der Ermittlung historischer Schreiberintentionen erscheint eine weitere Operationalisierung dieses schwierigen Faktors nicht aussichtsreich. Die darauf aufbauenden qualitativen Analysen greifen allerdings oftmals wieder auf Intentionen zurück, wenn sie individuelles sprachliches Verhalten interpretieren.

⁴⁵ Ein gezielter Einsatz dieses Lexems ist natürlich nicht auszuschließen. Hier muss der generelle Sprachgebrauch dieser Schreiberin in den Blick genommen werden. Maria E. verwendet nur sehr selten kreative, sprachspielerische oder poetische Formulierungen, sodass auch hier eher von einer Verwechslung als von einer Hervorhebung ihrer Entpersonalisierung auszugehen ist. Das Beispiel illustriert aber auch die Schwierigkeiten bei der Ermittlung von Intentionalität.

⁴⁶ Für *sperrei* wurde in historischen Korpora (DWDS) und im Grimm’schen Wörterbuch (DWB) kein weiterer Beleg gefunden.

4.1.2.5 Einführung einer Gewichtung nach Merkmalsgröße

Bei den umfangreichen Textanalysen in Ágel & Hennig (2006: 78–376) treten die unterschiedlichen Merkmale in ihrer Häufigkeit sehr unausgewogen auf. So machen Belege für ‚Personendeixis‘ teilweise über die Hälfte der aufgeführten nächsprachlichen Phänomene aus.⁴⁷ Da bei der Berechnung des Nähewerts jedes Merkmal gleich gezählt wird, erhält dieses hochfrequente Diskursmerkmal ein außergewöhnlich hohes Gewicht. Andere, seltener auftretende Merkmale, die dagegen aber deutlich auffälliger in einen Text eingreifen wie aggregative Diskurseinheiten (z. B. Satzbrüche), wirken bei gleichrangiger Gewichtung deutlich unterrepräsentiert. Auch wenn deiktische Verfahren durchaus typische Nähemerkmale sind, erscheint es nicht gerechtfertigt, diesen einen so überragenden Stellenwert bei der Beurteilung der Nächstsprachlichkeit eines Textes zuzuweisen.

Dieses Ungleichgewicht ließe sich durch eine Obergrenze oder eine Gewichtung von Einzelmerkmalen ausgleichen. Bei einer Obergrenze würde die Zählung eines Merkmals bei einem festgelegten Wert stoppen, mit dem dieses seine maximale Ausprägung erreicht. Gegen dieses Verfahren spricht, dass fraglich ist, bei welcher Anzahl an Merkmalen die Grenze greifen sollte. Zudem müsste dies abhängig von der Textlänge erfolgen. Bei der Gewichtung ist dagegen zu klären, welche Merkmale wie stark gewichtet werden sollen. Auch dies ist nicht unproblematisch und sollte nach möglichst objektiven Kriterien erfolgen. Auf Grund der historischen Distanz von Patiententexten wäre es recht willkürlich festzulegen, welche Merkmale sich stärker als andere auf das konzeptionelle Profil eines Textes auswirken. In der Gegenwartssprache könnten hier perzeptionslinguistische Verfahren ansetzen und bestimmte Merkmale mit Hilfe des Konzepts der Salienz bei Sprecherbefragungen bestimmen.⁴⁸ Salienz in die Sprachgeschichte zu übertragen, erscheint jedoch nicht ohne Weiteres möglich, da gerade die subjektive Ebene und Dynamik von Salienz (vgl. Lenz 2010) mit historischem Abstand nicht mehr zugänglich ist.⁴⁹ Der Salienzbegriff umfasst nach Auer (2014: 9) allerdings drei „Bedingungsgefüge“, mit denen ein sprachliches Merkmal aus seiner Umgebung hervortritt: es gibt physiologisch, kognitiv und soziolinguistisch bedingte Salienz. Phänomene, die physiologisch beding-

⁴⁷ Bei zwei Näheanalysen wurden diese ausgezählt: Beim autobiographischen Text Gützer I (1615–18) stehen 104 Fälle von Personendeixis 83 Merkmalen aus allen anderen Kategorien gegenüber (S. 106–115). Bei den Privatbriefen Liebesbriefe IV (1896) sind es 162-mal Personendeixis versus 112 andere Merkmale (S. 301–311). Somit gehen im ersten Fall 55,6 % und im zweiten 59,1 % aller Nähemerkmale alleine auf Personendeixis zurück.

⁴⁸ Vgl. Purschke (2011) grundlegend zur Perzeptionslinguistik und deren Methoden.

⁴⁹ Bei den Patiententexten wäre es denkbar, die in (monolingualen) Codeswitching-Passagen erscheinenden Varianten zu sammeln und als besonders auffällige Phänomene zu klassifizieren. Problematisch dabei ist wiederum die große Individualität der Variantenverwendung beim Codeswitching sowie die insgesamt überschaubare Menge an überliefertem Textmaterial mit Codeswitching, die keineswegs die Phänomene abdeckt, die mit dem Nähe-Distanz-Modell zu klassifizieren sind. Deshalb wurde diese Idee nicht weiter verfolgt.

te Salienz aufweisen, heben sich sensorisch von ihrem Kontext ab, was nicht nur auf merkmalsinhärente Faktoren zurückzuführen ist, sondern – geht man von gesprochener Sprache aus – auch durch Lautstärke und Geschwindigkeit hervorgerufen werden kann.

Dies lässt sich auch auf schriftliche Texte übertragen; in diesen entspricht Lautstärke graphischen Hervorhebungen, Geschwindigkeit der benötigten Rezeptionszeit eines sprachlichen Merkmals. Da graphische Hervorhebungen eher punktuell und in Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts funktional sehr unterschiedlich eingesetzt sind, eignen sie sich besser dafür, als Diskursmerkmal ins Nähe-Distanz-Modell integriert zu werden (vgl. das folgende Kap. 4.1.2.6). Rezeptionszeit lässt sich im schriftlichen Medium grob in die Länge einer Einheit übersetzen: eine lange Einheit ist damit generell salienter als eine kurze, da der Leser mit dieser länger beschäftigt ist und sie ihm dadurch eher auffällt. Um diesen Faktor der Salienz nicht überzubewerten, wird im Folgenden ein zweigliedriges System zur Klassifikation ‚kleiner‘ versus ‚großer‘ Einheiten eingeführt. Erstere sollen den Gewichtungsfaktor 1 erhalten (die bisherige Gewichtung bleibt also erhalten), letztere den Faktor 2 (vgl. Tab. 3).⁵⁰ Der ermittelte Gewichtungsfaktor wird in der Übersicht in Kap. 4.1.3 jedem Diskursmerkmal beigelegt.

Durchschnittliche Merkmalsgröße	Gewichtungsfaktor
a. ein Wort	1
b. mehr als ein Wort	2

Tab. 3: Gewichtung nach Merkmalsgröße

Den Gewichtungsfaktor 1 erhalten folglich ‚kurze‘ Merkmale, den Faktor 2 ‚lange‘ Merkmale. Als kurz werden solche Merkmale definiert, die nur ein Wort (= orthographische Einheit) betreffen, als lang solche, die zwei oder mehr Wörter betreffen. Fremdwörter wären damit beispielsweise gute Kandidaten für eine einfache Gewichtung, Anacoluthen, die den ganzen Satz betreffen, für eine doppelte. Es gibt jedoch auch Merkmale, die sich manchmal durch ein, manchmal auch durch mehrere Wörter realisieren. In solchen Fällen gibt die Mehrheit der zugeordneten Textstellen den Ausschlag, die durch das Annotationsverfahren mit der Software MAXQDA (vgl. Kap. 4.1.4) jederzeit ermittelt, verglichen und korrigiert werden können. So erscheint beispielsweise ein überwiegender Teil der Temporaldeiktika als Ein-Wort-Ausdrücke wie *gestern*, *jetzt*, *damals*, *morgen*. Gelegentlich finden sich auch kurze Wendungen wie *nächsten Freitag* oder *bis daher*, die aber in einer deutlichen Unterzahl sind, weshalb alle Formen von Temporaldeixis den Gewichtungsfaktor 1 erhalten.

Beim Vergleich einzelner, nahe verwandter Merkmale ergibt dieses Vorgehen gelegentlich ein scheinbares Ungleichgewicht, das sich aber in der Regel relativiert, wenn man

⁵⁰ Makrostrukturelle Merkmale von Texten, die im folgenden Kap. 4.1.2.6 eingeführt werden, erhalten infolge eines anderen Berechnungsverfahrens eine davon unabhängige Gewichtung.

die annotierten Beispiele im Detail betrachtet. So finden sich etwa beim Diskursverfahren ‚Rezeptionssteuerung, aggregative Ankündigung‘ des Rollenparameters 1d u. a. die beiden Diskursmerkmale ‚Operator-Skopus-Strukturen – Nähe‘ und ‚Operator-Skopus-Strukturen – Distanz‘.⁵¹ Auf Grund des Umfangs erhält Ersteres die Gewichtung 1 und Letzteres die Gewichtung 2, was die Idee einer Gewichtung nach Umfang zunächst unsystematisch wirken lässt. Beim nächsprachlichen Merkmal erscheinen Elemente wie *also*, *übrigens* und *nochmal*; als distanzsprachlich klassifiziert wurde etwa *Betref des Testament u König Otto* (Maria E., kfb-2817, an Bürgermeister, 12.07.1899) oder auch ganze überleitende/fokussierende Sätze wie *Muß auh leider beifügen* (Maria E., kfb-2817, an Kaiser von Russland, undatiert). Distanzsprachlichkeit erhalten diese Elemente dadurch, dass sie im Vergleich zur nächsprachlich klassifizierten knappen, überleitenden Verstehensanweisung noch eine zusätzliche Information liefern. Im ersten Beispiel erfolgt eine kurze Zusammenfassung der folgenden Inhalte: es soll um ein *Testament* und *König Otto* gehen; im zweiten Beispiel teilt die Schreiberin ihre Einstellung zur folgenden Struktur mit, warnt den Rezipienten gewissermaßen vor, dass nun eine unangenehme Nachricht kommt und dass sie diese lieber vermieden hätte, aber dennoch die Notwendigkeit besteht, diese mitzuteilen. Diese Bewertung kann sie auf Grund der raum-zeitlichen Trennung nicht durch nonverbale Codes oder Intonation vermitteln, sondern muss die passenden Worte dafür finden. Diese erhöhte Komplexität der distanzsprachlichen Operator-Skopus-Strukturen rechtfertigt es, neben dem rein formalen Kriterium der Länge, ihnen den Gewichtungsfaktor 2 zuzuweisen.

Abschließend zur Problematik des sehr häufigen Diskursmerkmals ‚Personendeixis‘: Die hier entwickelte Gewichtung würde der Personendeixis den Faktor 1 zuweisen, der allerdings immer noch zu hoch erscheint, um dieses besonders in der Textsorte Brief häufige Element zu bewerten. Viel markierter sind dagegen Vermeidungen von Origo-Bezug durch Umschreibungen wie *die Unterzeichnete* statt *ich* oder *Seiner Majestät* statt *Sie*.⁵² Das in Kap. 4.1.2.1 entwickelte Prinzip, jeweils nur das stärker markierte Merkmal zu berücksichtigen, um Korrelationen im Modell zu vermeiden, löst die Problematik. So wird das nächsprachliche Diskursmerkmal ‚Personendeixis‘ bei den Analysen nicht weiter berücksichtigt, während das distanzsprachliche Merkmal ‚Vermeidung von Personendeixis‘ im Situationsparameter 3a mit dem Gewichtungsfaktor 2 neu eingeführt wird.⁵³

⁵¹ Definition von Operator-Skopus-Struktur nach Ágel & Hennig (2006: 394): „zweigliedrige Strukturen, in denen das in der Regel links stehende Element (der Operator) Verstehensanweisungen für die folgende Struktur (den Skopus) gibt“.

⁵² Beide Fälle der Vermeidung von Origo-Bezug finden sich in einem Brief der Kaufmannsehegattin Rosette R. (kfb-174): „An *Seiner Majestät* den *König* die unterthänigste Bitte, der Unterzeichneten durch allerhöchste Genehmigung von dem königlichen Landgericht *Nördlingen* das Erkenntniß ihrer Scheidungsklage rechtskräftig aussprechen, und zur Auflösung ihrer Ehe Erlaubniß ertheilen zu lassen.“ Außerdem verwendet sie hier das Pronomen *ihrer* statt *meiner*, was ebenfalls den Origo-Bezug reduziert (vgl. Schiegg & Freund 2019: 66).

⁵³ Lokal- und Temporaldeixis sowie Deixis am Phantasma bleiben davon unberührt.

4.1.2.6 Einführung makrostruktureller Kategorien

Während die bisherigen Diskursmerkmale in Abhängigkeit von ihrer Auftretenshäufigkeit in die Nähe- und Distanzwerte einfließen, werden im Folgenden sogenannte *makrostrukturelle*⁵⁴ Briefelemente thematisiert, die diese jeweils um einen konstanten Wert unabhängig von der Brieflänge verändern sollen (zur Berechnung vgl. Kap. 4.1.4). Dabei handelt es sich um Strukturen, die in einem Brief in der Regel nur einmal auftreten bzw. den Text als Ganzes beeinflussen. Diese zeigen sich bezüglich des formalen Briefaufbaus (a) in der Raumgestaltung des Briefs, (b) in paratextuellen Elementen, (c) in pragmatischen Konventionen der Anredeformen und weiteren Schreibnormen: (d) in der Interpunktion, (e) in Abkürzungen und (f) Schriftartenwechseln von Kurrent und lateinischer Schrift.

(a) Raumgestaltung des Briefs

Die Raumgestaltung des Briefs besaß im 19. Jahrhundert sozialsemiotische Funktionen. Abb. 33 zeigt zwei Briefe des Augsburger Kreis-Kassa-Kontrolleurs Ignaz L. (kfb-1145) (vgl. Kap. 6.2.3.4), links an seinen Sohn Max (19.08.1867), rechts an den König von Bayern (24.10.1866). Während der Privatbrief nur eine Seite umfasst und auf ein kleinformatiges Stück Papier geschrieben ist, nimmt der offizielle Brief zwei große Seiten ein. Deutliche Unterschiede zeigen sich in der Raumgestaltung der beiden Briefe. So besitzt der Brief an den König einen großen Abstand nach der dreizeiligen Anrede, sodass der Brieftext erst etwa in der Mitte der Seite beginnt. Auch an den Rändern, insbesondere oben, links und unten, befinden sich große unbeschriebene Flächen, was auf die offizielle Textsorte der Geschäfts- bzw. Behördenbriefe verweist.⁵⁵

Bei der Gegenüberstellung der beiden Briefe wird somit in der formalen Gestaltung eine deutliche „Sozialdifferenzierung“ (von Polenz 1999: 61) sichtbar, die sich unter anderem in den unbeschriebenen Flächen manifestiert, die als Teil des typographischen Zeicheninventars gelten können.⁵⁶ Briefsteller des 19. Jahrhunderts räumen diesem „Respect-platz“ (Rammler 1876: 55) einen hohen Stellenwert ein. Auch wenn bereits Ermert (1979: 107) auf die Relevanz der formalen Dimensionen von Briefen hingewiesen hat, stehen detaillierte sprachhistorische Untersuchungen hierzu weiterhin aus.⁵⁷

⁵⁴ Vgl. Rössler (2007: 65) zu den unterschiedlichen Verwendungsweisen von *Makrostruktur* in der Textlinguistik. Dies hat nichts mit der Makroanalyse bei Ágel & Hennig (2006) zu tun.

⁵⁵ Geschäfts- oder Behördenbriefe besaßen einen besonders großen linken Rand in der Funktion als Heftrand oder als Raum für Notizen der Bearbeiter (vgl. Ehlers 2004: 5). Vgl. Kollar (2016) zum Aufbau von Geschäftsbriefen am Beispiel Nürnbergs des 19. Jahrhunderts.

⁵⁶ Vgl. Wehde (2000: 107): „Freier Raum kann im Textzusammenhang als konnotatives ‚Null-Zeichen‘ Bedeutung erlangen.“

⁵⁷ Einen sprachhistorischen Abriss zum „Raumverhalten auf dem Papier“ an Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts liefert Ehlers (2004). In seinem knappen Forschungsüberblick verweist er auf das Forschungsdesiderat. Vgl. dazu auch Spitzmüller (2009).

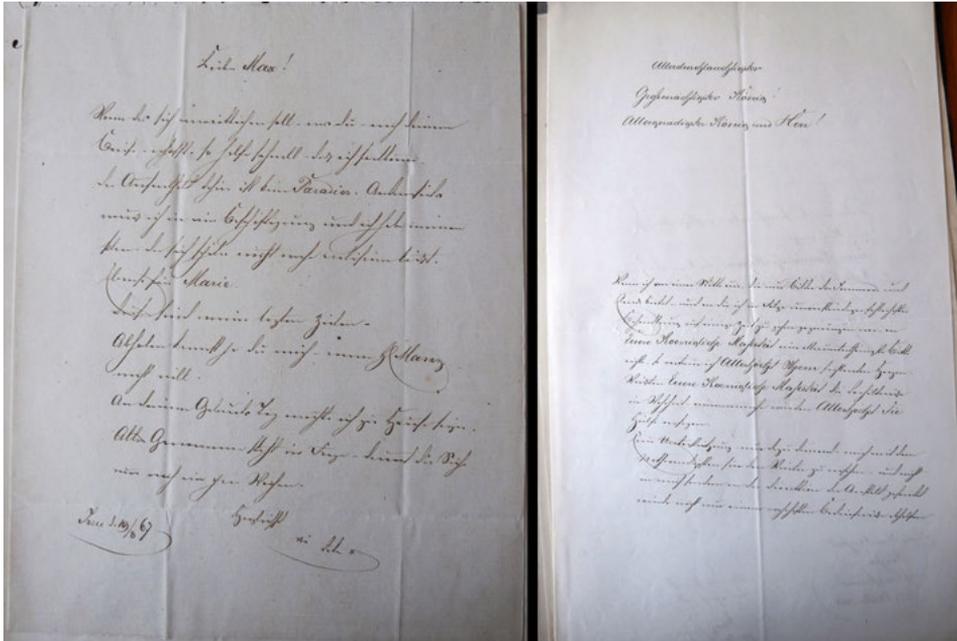


Abb. 33: Zwei Briefe des Kassa-Kontrolleurs Ignaz L. (kfb-1145)

Auch das Briefende besitzt formale Elemente. Abb. 34 zeigt die zweite Seite des eben beschriebenen Briefs. Nach Abschluss des Textteils erscheint zentriert die Demutsbezeugung – zur Hervorhebung ist der Adressat („*Euerer Koeniglichen Majestät*“) in lateinischer Schrift. Es folgt ein großer vertikaler Leerraum, in dessen oberen Drittel sich ein kleiner hakenförmiger Strich befindet, ein sogenannter *Devotions-* oder *Submissionsstrich*. Dabei handelt es sich um ein „spezielles graphisches Sonderzeichen des Respekts“ (Ehlers 2004: 18), das im 19. Jahrhundert die Räumlichkeit der Respektplätze hervorhob.⁵⁸ Unten links befinden sich, wie zu dieser Zeit noch üblich, Ort („*Kreis Irren Anstalt Irrseè bf* [= Bahnhof] *Kaufbeuern*“) und Schreibdatum („*d. 24^e October 1866.*“) (vgl. S. 224, Fn. 63). Der Kreis um diese Angaben dient der optischen Abgrenzung. Daneben steht eine weitere Demutsbezeugung, „*allerunterthänigst treuehormsamster*“, rechts davon ein zweiter kleiner Submissionsstrich. Die Unterschrift mit Vor- und Nachnamen ist verschnörkelt. Ganz zum Schluss findet sich eine Absenderinformation zum sozialen Stand des Schreibers: „*kb* [=königlich-bayerischer] *q.* [=quieszierter] *Kreis Casa Controllieur*“.

⁵⁸ Vgl. Ehlers (2004: 18f.) für Aussagen in Briefstellern zum Submissionsstrich. Vgl. dazu auch Schröter (2016: 292), deren Beobachtung, „je länger der Strich, desto größer die Ehrerbietung“, nicht direkt auf die kleinen Striche des Ignaz L. übertragen werden kann. Seine in offiziellen Briefen verwendeten Submissionsstriche füllen nicht wie üblich die komplette weiße Fläche bis zur Unterschrift aus; im Gegenzug erscheinen sie bei ihm oft doppelt.

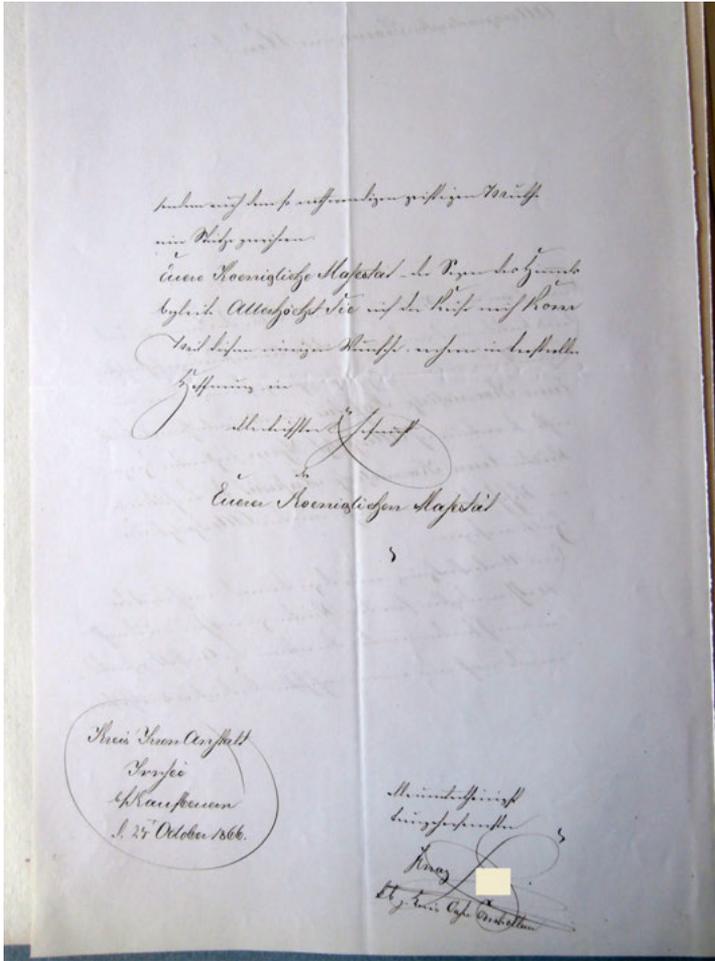


Abb. 34: Zweite Seite von Ignaz L.s (kfb-1145) Brief an den König (24.10.1866)

Neben der Einrichtung des Briefs trug im 19. Jahrhundert die Materialität, insbesondere das Format und die Qualität des Trägermediums, eine soziale Bedeutung (vgl. Ehlers 2004: 13). Diesbezüglich unterscheiden sich die beiden vorgestellten Briefe vor allem hinsichtlich der Papiergröße – der Privatbrief ist deutlich kleinformatiger – und auch der Papierqualität, die beim Brief an den Sohn etwas gröber ist. Beide Briefe stehen auf keinem vollständigen Papierbogen. Während der Brief an den Sohn oben Abrisspuren zeigt, wurde der Brief an den König am Rand von einem gefalteten Bogen abgetrennt.

Es ist anzunehmen, dass Patienten psychiatrischer Anstalten bei der Papierauswahl wenig wählerisch sein konnten und das Material beschrifteten, das ihnen gerade zur Ver-

fügung stand.⁵⁹ Die Größe und Qualität des Papiers sollte also nicht in die Nähe-Distanz-Analysen integriert werden, da generell nicht von einer freien Auswahl des Papiers ausgegangen werden kann.⁶⁰ Bei Briefen von Angehörigen könnte diese Einschränkung aufgehoben werden, soll aber für einheitliche Analysen bestehen bleiben.⁶¹

Zur Berücksichtigung der Raumgestaltung in den Nähe-Distanz-Analysen wird ein Punktesystem festgelegt. Tab. 4 listet die einzelnen Kategorien auf, bei deren Vorhandensein sich der Distanzwert eines Briefs jeweils um 0,01 erhöht. Beim vorgestellten Brief von Ignaz L. (kfb-1145) an den König liegen alle sechs Merkmale vor⁶², beim Brief an seinen Sohn immerhin noch fünf (kein Submissionsstrich). Diese sind zwar graduell weniger stark ausgeprägt, etwa hinsichtlich der Größe der weißen Flächen, fehlen aber bei anderen Patientenbriefen oft komplett. Deshalb ist es sinnvoll, sie hier bereits als distanzsprachlich zu bewerten. In qualitativen Betrachtungen zu den Einzelschreibern kann derartige intraindividuelle Variation im Detail diskutiert werden.

<i>Raumgestaltung des Briefs</i>	<i>Vorhandensein</i>
a. Positionelle Absetzung Briefbeginn	+ 0,01 Distanz
b. Linker Rand ‚weiße Fläche‘	+ 0,01 Distanz
c. Weitere ‚weiße Flächen‘	+ 0,01 Distanz
d. Positionelle Absetzung Briefende	+ 0,01 Distanz
e. Submissionsstrich	+ 0,01 Distanz
f. Schnörkel am Briefende	+ 0,01 Distanz

Tab. 4: Punktesystem zur Bewertung der Raumgestaltung

⁵⁹ Vgl. die norddeutsche Hausangestellte Amanda M. R. (ham-20082) an ihre Schwester: „Ich habe nicht genug Briefpapier Ein Bogen ist mir von der Anstalt nur gegeben. Den anderen Bogen habe ich gebettelt von jemanden“ (22.04.1935).

⁶⁰ Von einer freien Papierauswahl ist bei Briefen vom gleichen Tag auszugehen. Oft ist das verwendete Papier dann identisch: Vgl. die Briefe von Georg S. (kfb-1763) (vgl. Kap. 6.2.2.9) vom 15.08.1906, von Hans A. (kfb-80) (vgl. Kap. 6.2.2.5) vom 04.11.1917, von Emma T. S. (ham-13736) vom 21.11.1921 und von Otto A. (mkf-1328) vom 16.10.1934. Vgl. auch die Briefe von Maria C. G. (kfb-2827) während ihres Heimataufenthalts vom 07.10.1879 (vgl. S. 359, Abb. 60). Vgl. aber den Fall von Crescenz H. (kfb-844) (vgl. Kap. 6.2.1.2), die am 10.04.1893 sowohl einen Brief an ihren Bruder als auch an einen Dekan schrieb und den Privatbrief auf einem kleineren Papierbogen abfasste. August W. A. (ham-19976) wählte am 08.12.1933 für ein privates Schreiben eine Postkarte, für eine Zahlungsaufforderung einen Briefbogen.

⁶¹ So ist etwa der Brief der Mutter des Buchhalters Wilhelm H. (kfb-2543) vom 07.03.1864 an diesen deutlich kleinformatig als ihre Briefe an den Direktor.

⁶² Zur Berechnung von Nähe- und Distanzwerten am Beispiel dieses Briefs vgl. Kap. 4.1.4.

Erläuterungen zu Tab. 4:

- a. *Positionelle Absetzung Briefbeginn*: Einrückung der Anrede und des Datums.⁶³
- b. *Linker Rand ‚weiße Fläche‘*: Im 19. Jahrhundert drückte die Breite des linken Randes den Grad der Hochachtung gegenüber dem Rezipienten aus; diese sozialsemiotische Funktion des Briefrands ging in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verloren und wurde durch DIN-Normen abgelöst (vgl. Ehlers 2004: 7).
- c. *Weitere ‚weiße Flächen‘*: Am oberen und unteren Rand sowie zwischen einzelnen Briefteilen besaßen leere Texträume im 19. Jahrhundert ebenfalls sozialsemiotische Funktion (vgl. Ehlers 2004: 7). Diese verkleinerten sich durch die Verschiebung von Ort und Datum an den Briefbeginn (vgl. Fn. 63) und die kleiner werdenden Ränder.
- d. *Positionelle Absetzung Briefende*: Einrückung des Abschiedsgrußes, der Unterschrift und evtl. weiterer Elemente.
- e. *Submissionsstrich*: Dieser erscheint in der Regel zwischen Briefschluss und Unterschrift, teilweise auch zwischen Anrede und Beginn (vgl. Ehlers 2004: 18). Auch wenn der Submissionsstrich von den Briefstellern in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts regelmäßig verlangt wird (vgl. Ehlers 2004: 19), ist er in den Patientenbriefen äußerst selten und wird auch von den meisten geübten Schreibern nicht eingesetzt.⁶⁴ Hier scheinen die Briefsteller nicht die tatsächliche Schreibpraxis abzubilden bzw. dieser hinterherzuhinken; Untersuchungen zur Verwendung des Submissionsstrichs bilden ein Forschungsdesiderat.
- f. *Schnörkel Briefende*: verschnörkelte Unterschrift, Nachahmung eines Siegels etc.

(b) Paratextuelle Elemente

Als *paratextuell* sollen sprachliche Elemente eines Briefs bezeichnet werden, die nicht direkt zum Briefinhalt gehören, sondern diesen einrahmen oder kommentieren. Darunter fallen unter anderem Ort, Datum, Betreff und Grußformeln am Briefbeginn, Lesehinweise und metasprachliche Kommentare innerhalb des Briefs sowie Grußformeln und Absenderinformationen am Briefende. Einige dieser Elemente sind konstitutiv für Briefe, sodass deren Fehlen als nächstsprachlich bewertet wird. Ebenso werden Folgen einer fehlerhaften Planungsstruktur wie Zusätze an den Texträndern und nach Briefende hierunter

⁶³ Während es im 19. Jahrhundert noch üblich war, Schreibort und Datum ans Briefende zu setzen, wurde diese Praxis um 1900 nur noch bei Briefen an höhergestellte Personen beibehalten (vgl. Ehlers 2004: 12). Wegen der unterschiedlichen Bewertung dieses Phänomens im Untersuchungszeitraum der Arbeit eignet sich dieses nicht als Distanzmerkmal.

⁶⁴ Vgl. beispielsweise keine Submissionsstriche in den offiziellen Briefen des Skribenten Dominikus M. (Brief von 1872) (kfb-781), des Buchhalters und Kaufmanns Georg B. (1884–1900) (kfb-966) und des Pfarrers Karl R. (1859) (kfb-264).

gezählt und als nächsprachlich bewertet. Andere Elemente wiederum wie die Betreffzeile erscheinen eher in formellen Briefen und gelten daher als distanzsprachlich. Tab. 5 gibt eine Übersicht zu den paratextuellen Elementen.

<i>Paratextuelle Elemente</i>	<i>Vorhandensein</i>
a. Schreibort fehlend bzw. falsch	+ 0,01 Nähe
b. Schreibdatum fehlend bzw. falsch	+ 0,01 Nähe
c. Betreffzeile	+ 0,01 Distanz
d. Anrede, Verabschiedung, Schlussformel nächsprachlich	+ 0,01 Nähe
e. Anrede, Verabschiedung, Schlussformel distanzsprachlich	+ 0,01 Distanz
f. Grußformel fehlend	+ 0,01 Nähe
g. Zusätze an den Texträndern	+ 0,01 Nähe
h. Lesehinweise, Verweisungen, Aufzählungspunkte	+ 0,01 Distanz
i. Metasprachlicher Kommentar zum Schreiben	+ 0,01 Distanz
j. Absenderinformationen am Briefende	+ 0,01 Distanz
k. Zusatz nach Briefende	+ 0,01 Nähe

Tab. 5: Punktesystem zur Bewertung paratextueller Elemente

Erläuterungen zu Tab. 5:

- a. und b. *Schreibort / Schreibdatum fehlend bzw. falsch*: Schreibort und -datum bilden unbedingt erforderliche Bestandteile eines Briefs (vgl. Neumann 2019: 114–116), deren komplettes bzw. auch teilweises Fehlen jeweils einzeln als nächsprachlich klassifiziert wird. Ebenfalls als nächsprachlich gilt, wenn mindestens einer dieser Bestandteile nachweislich falsch ist.
- c. *Betreffzeile*: Durch die Angabe eines Betreffs am Briefbeginn wird dessen inhaltliche Zuordnung erleichtert, weshalb dies als ein Merkmal der Distanzsprachlichkeit klassifiziert wird.
- d. und e. *Anrede, Verabschiedung, Schlussformel nächsprachlich / distanzsprachlich*: Eine Grußformel ist sowohl am Briefbeginn als auch -ende üblich und kann näch- bzw. distanzsprachlich realisiert werden; sie wird teilweise mit der Anrede und Unterschrift kombiniert (vgl. Neumann 2019: 116–122).
- f. *Grußformel fehlend*: Fehlt eine Grußformel am Briefbeginn oder -ende, wird dies als nächsprachlich klassifiziert.
- g. *Zusätze an den Texträndern*: Diese deuten auf einen geringeren Planungsgrad eines Briefs und sind daher nächsprachlich.

h. *Lesehinweise, Verweisungen, Aufzählungspunkte*: In diese Kategorie fallen paratextuelle Zusätze, die den Leseprozess unterstützen, indem sie auf den Textfortgang verweisen; die folgenden Typen wurden beobachtet (erscheinen mehrere Typen in einem Brief, so werden diese jeweils einzeln gewertet):

- *Aufzählungspunkte*: numerisch oder alphabetisch, unterstützen die Textstrukturierung und gelten daher als distanzsprachlicher Lesehinweis.
- *Textverweise*: Hierbei handelt es sich um direkte Verweise auf einen bestimmten Textabschnitt bzw. auf einen vorher benannten Gliederungspunkt.
- *„Bitte Wenden“-Hinweise*: Diese erscheinen bei den Patientenbriefen erstaunlich häufig und in recht großer Variationsbreite.⁶⁵
- *Reklamanten*: Hierbei wird das Anfangswort der Folgeseite auf den rechten unteren Rand der vorherigen Seiten geschrieben, eine Technik, die beim Buchbinden eingesetzt wurde, um die Reihenfolge der Seiten sicherzustellen.⁶⁶
- *Verweiszeichen*: Hiermit werden Textauslassungen durch ein doppelt verwendetes Symbol, einmal im Textinneren, einmal beim Nachtrag am Textrand, gekennzeichnet, was gelegentlich bei Patientenbriefen auftritt.⁶⁷

i. *Metasprachlicher Kommentar zum Schreiben*: Kommentare zur Schreibfähigkeit bzw. Schrift deuten auf intendierte Schriftsprachlichkeit hin und werden daher als distanzsprachlich gewertet (vgl. Kap. 2.4).

j. *Absenderinformationen am Briefende*: Die Beigabe von Informationen über den Absender wie Beruf und Herkunft war in offiziellen Briefen im 19. Jahrhundert üblich (vgl. Ehlers 2004: 12) (vgl. S. 222, Abb. 34).

⁶⁵ Neben dem heute üblichen „(Bitte wenden)“ (20.06.1904) bei Wilhelmina B. (erl-9) findet sich auch „(Bitte siehe Wenden!)“ (um 1914–16) bei Johann W. (kfb-1354), „Siehe Rückseite“ (Dezember 1907) bei Bernhard F. S. (ans-902) und das sprachspielerische „Wenden Sie um oder lassen’s bleiben! oder lassen’s einen Andern umwenden“ (09.03.1888) beim Nürnberger Buchhändler Johann K. M. (erl-58). Dieser verwendet auch lateinische und französische Verweise: „Vert.“ (05.03.1847; lat. *verte* – ‚wende‘) und „T.s.V.p.“ (06.03.1847; frz. *Tournez s’il vous plaît* – ‚Wenden Sie bitte‘). Auch der Buchhalter Josef B. (kfb-1269) schreibt in mehreren Briefen „verte“ (alle 1876), daneben auch „W.S.g.u.“ (*Wenden Sie gefälligst um!*) (28.08.1871). Dass diese fremdsprachigen Hinweise nicht unbedingt schichtspezifisch und auch noch im 20. Jahrhundert geläufig sind, belegt das „[v]ertatur verte“ (10.07.1927) beim norddeutschen Kapitän Karl R. (ham-16454).

⁶⁶ Vgl. wieder beim Nürnberger Buchhändler Johann K. M. (erl-58), der in einem undatierten „Selbstgespräch“ das erste Wort von S. 2, „Ei“, ebenfalls auf S. 1 rechts unten schreibt.

⁶⁷ Philipp P. (kfb-1762) verwendet hierfür ein Kreuz (01.06. und 08.11.1890), Carl Graf von B. (kfb-2452) unterschiedliche Formen wie einen Kreis mit Kreuz, einen Kreis mit Strich, ein umgedrehtes *F* etc. (um 1853–55). Wilhelm N. (kfb-373) verdeutlicht dies mit „siehe neben +“ (26./28.06.1882).

- k. *Zusatz nach Briefende*: Ein solcher deutet auf einen geringeren Planungsgrad eines Briefs; eine Nachschrift oder ein Postskriptum „verstößt in den Augen der Briefsteller gegen Gesetze des Anstands und der Höflichkeit“ (Neumann 2019: 132) und war besonders in Briefen an Autoritäten zu vermeiden.

(c) Pragmatische Normen: Anredeform

Die Art der Beziehung zum Adressaten zeigt sich besonders in den verwendeten Anredeformen, die in den Patientenbriefen recht vielfältige Ausprägungen annehmen können. Das binäre System von *du* und *Sie* konsolidierte sich Ende des 18. Jahrhunderts und setzte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch (Simon 2003: 93). Laut Besch (2003: 2617) war Siesen innerhalb der Familie im 18. Jahrhundert üblich, nicht nur in den oberen Ständen, sondern auch im Bürger-, Bauern- und Handwerkerstand, vor allem dem Vater gegenüber. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts habe dann das *Du* zwischen Eltern und Kindern „rasch um sich gegriffen“. Laut von Polenz (1999: 383) habe sich *Sie* „auf dem Lande“ aber erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgesetzt, wobei *Ihr* „die distanzierte Anrede Fremden gegenüber“ (von Polenz 1999: 383) auch noch im 20. Jahrhundert blieb. Das *Sie* habe sich noch lange im 19. Jahrhundert „in Adelsfamilien, zuletzt noch zwischen Großeltern und Enkeln“ (von Polenz 1999: 384) gehalten.

Siesen innerhalb der Familie kann in Patientenbriefen noch durch das ganze 19. Jahrhundert beobachtet werden und ist sogar noch im frühen 20. Jahrhundert belegt. So siziert etwa die 1868 geborene, ledige Bäckerstochter Franziska H. (kfb-1703) aus Dillingen an der Donau noch in ihren Briefen von 1901, 1904 und 1910 ihre Mutter.⁶⁸ Dagegen finden sich auch höhergestellte Schreiber, die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits ihre Eltern duzen, so beispielsweise die 1825 geborene Kaufmannsfrau Rosette R. (kfb-174) in einem Brief an ihren Vater (30.12.1861) oder der 1822 geborene Buchhändler und Commis Johann K. M. (kfb-2661) ebenfalls an seinen Vater (z. B. 06.05.1852). Daneben zeigen sich Mischformen, etwa bei der 1815 geborenen Münchener Privatiersfrau Louise M. (kfb-427) (vgl. Kap. 6.2.2.11), die ihren Ehemann zwar in der Regel duzt, ihn aber mit seinem Nachnamen anspricht und ihn gelegentlich auch ihrzt: „ich will nicht länger mehr von Euch getreñt leben“ (23.02.1859). Dies zeigt, dass die Aussagen der Forschungsliteratur zu starr sind und sich die Anredeformen individuell ausdifferenzieren konnten.

Für die Einschätzung von Nähe und Distanz der Anredeformen der in dieser Arbeit ausgewerteten Briefe der zweiten Hälfte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts wird auf der Basis der sprachgeschichtlichen Einschätzungen und der Beobachtungen in der Textarbeit das Punktesystem in Tab. 6 entwickelt. Während Duzen bei größerer Vertrautheit der Schreibpartner eintritt und damit als nächstsprachlich klassifiziert wird, gilt Siesen und

⁶⁸ Vgl. aus ihrem Brief vom 10.08.1910: „Liebe Mutter! Zu ihrem Namenstag wünsche ich Ihnen viel Glück, Gesundheit und den Himmel und bete auch für Ihnen daß es Ihnen gut geht. Unser Himmelvater wolle Ihnen schon vergelten was Sie mir früher alles gethan haben.“ Auffällig ist hier die sowohl im Akkusativ als auch Dativ verwendete Form „Ihnen“.

auch Ihrzen als die distanziertere Anredeform. Wechseln Schreiber zwischen Siezen und Ihrzen, wird dies nicht weiter beachtet, da beide Formen als formell gelten. Kommt es aber zu einem Wechsel zwischen Duzen und Siezen bzw. zwischen Duzen und Ihrzen, so wird dies mit + 0,01 Nähe bewertet.

<i>Anredeform</i>	<i>Bewertung</i>
a. Duzen	+ 0,01 Nähe
b. Siezen / Ihrzen	+ 0,01 Distanz
c. Wechselnde Anrede Du-Sie/Ihr	+ 0,01 Nähe

Tab. 6: Punktesystem zur Bewertung der Anredeform

Als Möglichkeiten der höflichen Anrede existierten im 19. Jahrhundert auch noch Formen von *Derselb-* bzw. *Ihro/Dero* (als Kurzform von *Ihro/Dero Majestät*), die jedoch von Grammatikern nicht mehr empfohlen wurden und Mitte des 19. Jahrhunderts als veraltet galten (vgl. Mentrup 1979: 36). In den Patientenbriefen erscheinen diese Formen ebenfalls sehr selten und nur noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts, dort aber bei Personen unterschiedlicher Schichten, wie etwa der 1813 geborenen Dienstbotin Kreszenz L. (kfb-268) in einem Brief an den König (um 1853–60) und daneben bei der Ehefrau eines Zollschutzwachen und Tochter eines königlichen Stallmeisters Augusta von H. (kfb-451), die den Direktor mit „Ihro Wohlgeborn“ (26.11.1855) und in der Briefanschrift eine adelige Forstmeisterswitwe mit „Ihro Hochwohlgeboren“ (um 1855–58) betitelt. Zusätzlich zur makrostrukturellen Kategorisierung als distanzsprachliche Anrede (vgl. den vorigen Abschnitt) werden diese Formen als distanzsprachliche Lexeme im Diskursverfahren 3d berücksichtigt.⁶⁹

(d) Interpunktion

Historische Interpunktion bildet insbesondere bezüglich deren Verwendung in handschriftlichen Texten ein Forschungsdesiderat. Deshalb gründet die Bewertung als nahe- bzw. distanzsprachlich fast alleine auf den Beobachtungen bei der Arbeit mit Patiententexten.⁷⁰ Interpunktion fehlt bei unroutinierten Schreibern manchmal komplett oder wird nur sehr spärlich eingesetzt;⁷¹ es kann auch zu adressatenbedingter Variation kom-

⁶⁹ Die in diesem Kontext oftmals erscheinenden Vermeidungen von Personendeixis sind im Situationsparameter 3a ‚Grammatische Verfahren‘ eingebettet (vgl. Kap. 4.1.3).

⁷⁰ Vgl. Eber-Hammerl (2022) für erste Untersuchungen zu Interpunktion in Patientenbriefen.

⁷¹ Auch Neumann (2019: 167) beobachtet bei Soldatenbriefen des 18. und 19. Jahrhunderts, dass bei der Ganzsatzmarkierung „eine auffällige Verteilung hinsichtlich des Dienstgrads der Schreiber und hinsichtlich der Entstehungszeit der Briefe“ besteht. Bei den einfacheren Soldaten fand sich generell weniger Interpunktion, die oftmals auch „so stark vom Duktus der Mündlichkeit geprägt [scheint], dass kaum zu entscheiden ist, ob die vorhandenen Interpunktierungen überhaupt

men. Zur Beurteilung der Interpunktion wird hier lediglich der Gebrauch von Kommata und Punkten betrachtet, deren Normierung im 19. Jahrhundert abgeschlossen war (vgl. Kirchhoff 2017: 205).⁷² Ob die Verwendung anderer Interpunktionszeichen als nähe- oder distanzsprachlich bewertet werden könnte, ist auf Grund der fehlenden Forschung hierzu unklar.⁷³ Tab. 7 stellt daher ein recht einfaches Punktesystem für die Interpunktion vor.

<i>Interpunktion</i>	<i>Bewertung</i>
a. Vollständiges Fehlen von Interpunktion	+ 0,02 Nähe
b. Teilweises Fehlen von Interpunktion	+ 0,01 Nähe
c. Interpunktion zur Textstrukturierung	+ 0,01 Distanz
d. Interpunktion zur Hervorhebung	+ 0,01 Nähe
e. Hyperkorrekte Interpunktionszeichen	+ 0,01 Distanz

Tab. 7: Punktesystem zur Bewertung von Interpunktion

Der Gebrauch von Interpunktion gilt als schriftsprachliche Norm. Dessen teilweises Fehlen wird daher mit +0,01 Nähe bewertet. Um eine Abstufung zu erhalten, wird das vollständige Fehlen mit +0,02 Nähe doppelt so stark gewichtet. Wird Interpunktion zur Textstrukturierung eingesetzt, etwa durch Trennstriche zur Markierung von Absätzen,⁷⁴ so erhält der Brief unabhängig von den anderen Kategorien +0,01 Distanz. Werden Interpunktionszeichen zur Hervorhebung eingesetzt, wird dies dagegen mit +0,01 Nähe bewertet.⁷⁵ Hyperkorrekte Interpunktionszeichen, also zusätzliche Zeichen an eigentlich nicht nötigen Positionen, werden wegen des Bemühens um Schriftsprachlichkeit im Sinne der Schreiberintention mit +0,01 Distanz bewertet (vgl. Kap. 4.1.2.4).⁷⁶

der Segmentierung syntaktischer Einheiten dienen, oder ob sie nicht vielmehr als Abbildung von Sprech- bzw. Denkpausen verstanden werden sollten“ (Neumann 2019: 166).

⁷² Lediglich bei Anführungszeichen und Trennstrichen lassen sich im Gedruckten noch Unterschiede beobachten (vgl. Kirchhoff 2017: 109, 137, 165). Bei Briefen ergab sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts noch eine kleine Veränderung: Das Ausrufezeichen nach der Anrede wurde, zumindest in Deutschland, durch ein Komma ersetzt (vgl. von Polenz 1999: 364).

⁷³ Man könnte etwa den Gebrauch funktional ähnlicher Interpunktionszeichen vergleichend untersuchen, z. B. Semikolon vs. Doppelpunkt oder Auslassungspunkte vs. Gedankenstrich.

⁷⁴ Vgl. die Belege im Bewerbungsschreiben des Oberwärters Bauer, S. 37, Bsp. 3.

⁷⁵ Vgl. das doppelte Ausrufezeichen im Brief von Martin B. (kfb-1621) an den Bürgermeister: „jeder vernünftige Mensch sehnt sich wider nach der Freiheit und so ist es bei mir auch das Nämliche!!“ (06.01.1901).

⁷⁶ Teilweise wurden derartige Interpunktionszeichen bei späteren Korrekturdurchgängen eingefügt, etwa von Urban S. (kfb-2936) (vgl. S. 145, Fn. 145).

(e) Abkürzungen

Vergleichbar mit der korrekten Verwendung von Interpunktion setzt die Kenntnis konventionalisierter Abkürzungen eine Vertrautheit mit der Schriftsprache voraus und sollte deshalb im Modell Berücksichtigung finden. Bei der Textarbeit fiel auf, dass manche Schreiber bestimmte Lexeme sehr häufig abkürzen, was bei der Annotation jedes Auftretens einer Abkürzung zu einer übermäßigen Verschiebung in Richtung Distanzsprachlichkeit führen würde. Daher erscheint es sinnvoller, die Kenntnis und Verwendung von Abkürzungen an sich zu bewerten und nicht ihre Vorkommenshäufigkeit. Verwendet ein Schreiber genau eine Abkürzungsvariante im Text, so wird dies mit + 0,01 Distanz bewertet, bei mindestens zwei Varianten mit + 0,02 Distanz (vgl. Tab. 8).⁷⁷

<i>Abkürzungen</i>	<i>Bewertung</i>
a. Eine Abkürzungsvariante	+ 0,01 Distanz
b. Mindestens zwei Abkürzungsvarianten	+ 0,02 Distanz

Tab. 8: Punktesystem zur Bewertung von Abkürzungen

(f) Schriftartenwechsel

Ähnlich konventionell wie Interpunktion und Abkürzungen waren im 19. und frühe 20. Jahrhundert Schriftartenwechsel zwischen Kurrent und lateinischer Schrift. Man kann mit von Polenz (1996: 273) davon ausgehen, „daß so gut wie alle Schreib- und Lesekundigen beide Schriftarten, gedruckt oder geschrieben, gewohnt waren (wenn auch mit unterschiedlicher Routine) und ihnen nach deren traditioneller Domänenverteilung bestimmte sprachenbewertende Konnotationen zuordneten“. Ob und wie dieser Schriftartenwechsel in Volksschulen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gelehrt wurde, lässt sich kaum beantworten, da wir nur wenige Einblicke in die damalige Unterrichtspraxis besitzen (vgl. Schiegg & Sowada 2019). Jedoch bietet es sich an, diesen Wechsel als Merkmal für Schriftsprachlichkeit in die Analysen zu integrieren (vgl. Tab. 9).

<i>Schriftwechsel</i>	<i>Bewertung</i>
a. Teilweiser Wechsel zu lateinischer Schrift	+ 0,01 Nähe
b. Kein Wechsel zu lateinischer Schrift	+ 0,02 Nähe

Tab. 9: Punktesystem zur Bewertung von Schriftartenwechseln

⁷⁷ Eine solche Bewertung begünstigt zwar tendenziell längere Briefe hinsichtlich ihrer Distanzsprachlichkeit; die Vielfalt möglicher Abkürzungsvarianten schließt aber die höhere Bewertung auch bei kurzen Briefen keineswegs aus.

Üblicherweise wird in deutschen Briefen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Kurrentschrift als ‚Grundschrift‘ verwendet; ein Wechsel zu lateinischer Schrift erfolgt bei der Adressangabe, Anreden, Namen, Amtsbezeichnungen, fremdsprachigen Elementen und auch bei sonstigen Hervorhebungen (vgl. Schiegg & Sowada 2019). Ein nur teilweiser Wechsel soll mit +0,01 Nähe bewertet werden. Das komplette Fehlen von Schriftartenwechseln wird mit +0,02 Nähe doppelt gewichtet, da es für diese Zeit recht auffällig ist und von geringer Vertrautheit mit den schriftsprachlichen Normen zeugt. Allerdings scheint ein Rückgang systematischer Schriftwechsel und eine allmähliche Bevorzugung lateinischer Schrift teilweise schon im frühen 20. Jahrhundert einzusetzen, was in der Forschung noch nicht näher untersucht wurde.

4.1.3 Überarbeitetes Modell für Nähe-Distanz-Analysen

Die Ausführungen der vorigen Kapitel münden in ein Modell für Nähe-Distanz-Analysen, das grundlegend auf der Operationalisierung von Ágel & Hennig (2006)⁷⁸ aufbaut, allerdings durch seine Anpassung an historische Patientenbriefe einige strukturelle und inhaltliche Überarbeitungen aufweist. Auf der obersten Hierarchieebene wird einer der fünf Parameter der Kommunikation gestrichen, da er in der Schriftlichkeit keine Rolle spielt (vgl. Denkler & Elspaß 2007: 90): der ‚Parameter des Codes‘, der beim prototypischen Nähesprechen den Ganzkörper des Rezipienten und Produzenten einbezieht (vgl. Ágel & Hennig 2006: 383), also nonverbale Mittel berücksichtigt (vgl. Ágel & Hennig 2007: 201).⁷⁹ Die restlichen vier Parameter der Kommunikation bleiben bestehen, hinzugefügt wird der überwiegend durch das graphische Medium definierte Parameter 6 der ‚Makrostrukturen‘. Die beiden darunter liegenden Ebenen erfahren einzelne Veränderungen, etwa wird Parameter 3 (‚Situationsparameter‘) um das Diskursverfahren ‚Nähe- und Distanzsprachlichkeit durch Lexik‘ erweitert (vgl. Kap. 4.1.2.2.b). Auch auf der untersten Ebene der Diskursmerkmale kommt es zu zahlreichen Überarbeitungen. Dabei gilt folgende, pragmatische Herangehensweise.

Können einzelne Diskursmerkmale auf Grund ihrer Ähnlichkeit gruppiert werden, so geschieht dies zur einfacheren Anwendbarkeit, auch wenn dadurch teilweise die Hierarchieebenen uneinheitlich werden. Ob Diskursmerkmale zusammengefasst werden oder einzeln erscheinen, erklärt sich eher aus praktischen Erwägungen als aus einer möglichst einheitlichen und systematischen Darstellungsweise. Zusammengefasst werden somit oftmals aufwändiger zu analysierende, aber gleich gewichtete Merkmale, die niedrig- bis mittelfrequent erscheinen, wie etwa im Rollenparameter 1c ‚aggregative Präzisierung‘ die Merkmale Nachtrag, Ausklammerung und Rechtsversetzung. Häufigere, einfacher zu

⁷⁸ Die Übersicht zum Modell von Ágel & Hennig (2006: 379–383) ist größtenteils identisch bei Hennig (2006: 80–84) und Ágel & Hennig (2007: 189–193) abgedruckt.

⁷⁹ Bei Analysen gesprochener Sprache sollten dagegen bei diesem Parameter Erweiterungen vorgenommen werden (vgl. Fischer 2008).

ermittelnde Merkmale dagegen werden eher als einzelne Merkmale getrennt gezählt, etwa bei 5b ‚Einheitenbildung‘ die Merkmale Apokope und Synkope.

Abschnitt (a) illustriert die einzelnen Kategorien, die bei der Überarbeitung eine Rolle spielen. Abschnitt (b) liefert eine Übersicht zum überarbeiteten und ins Codesystem der Software MAXQDA implementierten Modell, das in Abschnitt (c) erläutert wird.

(a) Überarbeitungen der Diskursmerkmale: Kategorien

Die Überarbeitungen einzelner Bereiche des Nähe-Distanz-Modells von Ágel & Hennig (2006) gruppieren sich in vier, sich oftmals überschneidende Kategorien: (i) Verschiebungen, (ii) Zusammenführungen, (iii) Streichungen und (iv) Erweiterungen. Dafür werden im Folgenden Beispiele vorgestellt und begründet.⁸⁰

(i) Verschiebung:

- Verschiebung (und Zusammenführung) des Diskursverfahrens 4b ‚holistische Gefühlsäußerung‘ vom Parameter des Codes (zusammen mit dem zugeordneten Diskursmerkmal 4b: ‚Emotionsausdrücke‘⁸¹) (vgl. Ágel & Hennig 2006: 383) zum Rollenparameter 1f ‚Gefühlsäußerung‘.
- Begründung: Zur besseren Anwendbarkeit des Modells werden alle lexikalisierten Gefühlsäußerungen zusammengefasst.⁸²

(ii) Zusammenführung:

- Zusammenführung der beiden Diskursmerkmale ‚Constructio ad sensum‘⁸³ und ‚Wortstellungs- oder schreibproduktionsbedingte Numerusinkongruenz‘ des Diskursverfahrens 2a ‚aggregative Strukturierung ohne Beeinflussung der Projektionsstruktur‘ (vgl. Ágel & Hennig 2006: 380) zu einem Diskursmerkmal ‚Wortstellungs- oder schreibproduktionsbedingte Inkongruenz‘.
- erste Erweiterung: Ágel & Hennig (2006: 396) nehmen hier nur solche Fälle auf, bei denen „das finite Verb vor einer Aufzählung steht: Es ist kongruent mit dem ersten Element der Aufzählung, nicht aber mit der ganzen Aufzählungskette“. Beispiel: „See Krankheit habe ich und meine Ehefrau und meine Mutter gehabt“ (vgl.

⁸⁰ Aus Platzgründen können nicht alle Überarbeitungen des bereits stark ausdifferenzierten Ausgangsmodell in dieser ausführlichen Form dargestellt werden.

⁸¹ Darunter verstehen Ágel & Hennig (2006: 390) „ausdrucksfunktionale [...] lexikalisierte[...] Emotionen“ wie gefühlsbetonte Wiederholungen: *endlich, endlich* (Ágel & Hennig 2006: 302).

⁸² Hennig (2006: 325) selbst ordnet in einer Analyse den ‚Gefühlsausdruck‘ *Verdammt noch mal* dem Diskursverfahren 1f zu. Da Ausdruck von Emotionalität prototypisch nächstsprachlich ist (vgl. Koch & Oesterreicher 2007: 351), werden Gefühlsäußerungen vollständig der nächstsprachlichen Seite zugerechnet.

⁸³ Definition: „semantische Kohärenz [...] zwischen Elementen, die eine syntagmatische Relation eingehen“. Beispiel: „Eine Menge [Sg.] sonderbarer Bücher lagen [Pl.] auf dem Tisch“ (Ágel & Hennig 2006: 390).

Denkler & Elspaß 2007: 88). Nun sollen Numerusinkongruenzen genereller berücksichtigt werden, etwa auch solche, bei denen das inkongruente Verb nach dem Subjekt steht und das Subjekt als eine Einheit aufgefasst werden kann; Beispiel: „Geld Und Gesundheit ging Drauf“ (Maria E., kfb-2817, 28.12.1902).⁸⁴

- zweite Erweiterung: ein neues Diskursmerkmal, ‚Numerusinkongruenz, nicht wortstellungsbedingt‘ wird einem neuen Diskursverfahren im Parameter des Mediums 5c ‚Fehler‘ zugeordnet; Beispiel: „sie hat nur auch 6 Zigarren mitgebracht aber ich habe auch keines angeriehr“ (Martin B., kfb-1621, 24.09.1901).
- Begründung: Zusammenführung, da Diskursmerkmale zu kleinteilig.

(iii) Streichung; 3 Kategorien:

- (1) Streichung da irrelevant für Briefanalyse: Diskursmerkmal ‚Kontakt-/Engführungssignale‘⁸⁵ des Diskursverfahrens ‚Produzent-Rezipient-Engführung‘ im Rollenparameter 1c.
- (2) Streichung da Operationalisierung unklar: Diskursmerkmale der Distanz ‚wohlgeformte Struktur‘ und ‚Einfachnennungen‘ im Diskursverfahren ‚off-line-Reparaturen‘ des Zeitparameters 2c. Diese wurden wohl nur als Negativfolie der Diskursmerkmale der Nähe ‚Kontamination‘ und ‚Wiederholung‘ entwickelt; eine Anwendung ist unklar, da nicht jede wohlgeformte Struktur und Einfachnennung als Merkmal der Distanz gezählt werden kann (vgl. Kap. 4.1.2.1).
- (3) Streichung da sprachhistorisch zu spezifisch: Diskursmerkmal ‚aggregative Nominalgruppenflexion‘⁸⁶ des Diskursverfahrens ‚aggregative Strukturierung ohne Beeinflussung der Projektionsstruktur‘ im Zeitparameter 2a. Im 17./18. Jahrhundert erfolgte die Durchsetzung der Monoflexion beim Adjektiv, im Zuge derer der morphosyntaktische Status als Satzglied nur noch einmal markiert wurde (vgl. von Polenz 2013: 282). Als Merkmal der Nähe kann dies also nur in dem sprachgeschichtlichen Zeitraum klassifiziert werden, in dem es in der Schriftlichkeit als markiert, aber auch noch nicht als inkorrekt galt (vgl. Löttscher 2010: 122). Sollte also in Texten des 19. Jahrhunderts bzw. frühen 20. Jahrhunderts derartiges auftreten, wird es in das Diskursverfahren 5c ‚Fehler‘ eingeordnet.

⁸⁴ Im Frühneuhochdeutschen trat bei unbelebten Konjunkten noch häufig der Singular auf (vgl. Dammal 2015). Ob sich die Plural-Kongruenz im 19. Jahrhundert vollständig durchgesetzt hatte, müsste durch eine korpuslinguistische Untersuchung distanzsprachlicher Texte überprüft werden. Dies kann die vorliegende Arbeit nicht leisten.

⁸⁵ Definition: „Mit Kontaktsignalen wie *ja* (häufig auch *hm* oder *aha*) gibt der Rezipient an, dass er der Orientierung des Produzenten folgen kann, dass also Meinen und Verstehen hier übereinstimmen“ (Ágel & Hennig 2006: 26).

⁸⁶ Definition: „Nominalgruppe, in der die Markierungen nominaler Kategorien mehrfach vorgenommen werden“ (Ágel & Hennig 2006: 388). Beispiel (2. Hälfte 17. Jh.): *differ boeffer Gesell* (Ágel & Hennig 2006: 43).

(iv) Erweiterung; 4 Kategorien:

- (1) Erweiterung, da zu speziell (vgl. auch Abschnitt ii): Das Diskursmerkmal der Distanz ‚NS [Nebensatz] mit *sollen*‘ im Rollenparameter 1a wird erweitert zum Diskursmerkmal ‚indirekte Aufforderung/Bitte‘, womit diese Aufforderungen nicht auf eine spezifische grammatische Struktur beschränkt werden.
- (2) Erweiterung, da zu unkonkret: Ausdifferenzierung des Diskursmerkmals der Distanz ‚hypotaktischere Diskurse‘ des Diskursverfahrens ‚komplexe Verfahren der Einheitenbildung‘ im Zeitparameter 2d zu ‚komplexe Satzgefüge mit Nebensätzen ersten Grades‘⁸⁷, ‚Nebensätze zweiten Grades‘ und ‚Nebensätze dritten und höheren Grades‘. Für die spätere Charakterisierung der Schreiberprofile erscheint diese Subdifferenzierung sinnvoll, um Aussagen über die grammatische Komplexität der Texte treffen zu können.
- (3) Erweiterung, da zu einseitig als Nähe-/Distanzmerkmal klassifiziert: Das Diskursmerkmal ‚Korrelate als Aggregationsindikatoren‘⁸⁸ im Zeitparameter 2d ist bei Ágel & Hennig (2006: 381) lediglich als nächsprachlich klassifiziert. Die Integration des Nebensatzes war im 19. Jahrhundert allerdings noch nicht vollständig grammatikalisiert: Unter Rückgriff auf Briefsteller und Briefe von Soldaten unterschiedlicher Dienstgrade kann Neumann (2019: 280–293) nachweisen, dass je nach Korrelat ein resumptiver Satzanschluss⁸⁹ als nahe- bzw. distanzsprachlich bewertet werden sollte. Um die komplexen sprachhistorischen Prozesse für die Analysen handhabbar zu machen, werden im Folgenden Anbindungen mit *so* als distanzsprachlich, mit *dann*, *da* oder *das* als nächsprachlich klassifiziert.
- (4) Erweiterung, da bei Textarbeit neu entwickelt (vgl. auch Abschnitt ii): Situationsparameter 3d: Nähe- und Distanzsprachlichkeit durch Lexik (vgl. Kap. 4.1.2.2.b).

⁸⁷ Weniger die Hypotaxen an sich, sondern vielmehr die Eigenschaften ihrer Projektionsverhältnisse sind dafür entscheidend, ob diese eine On-line-Prozessierung im Mündlichen erschweren. Daher werden bei Nebensätzen ersten Grades nur diejenigen als distanzsprachlich klassifiziert, die einen besonders hohen Integrationsgrad aufweisen (vgl. Auer 2002b: 136). Dies sind oft, nach der Klassifikation von Admoni (1980: 35f.), verschachtelte Konstruktionen bei denen Hauptsätze durch Zwischensätze unterbrochen werden (vgl. Neumann 2019: 190–192).

⁸⁸ Definition nach Ágel & Hennig (2006: 393): „Wenn (bei vorangestelltem Nebensatz) die Integration des Nebensatzes in den Hauptsatz zusätzlich durch ein Korrelat angezeigt wird, obwohl die Integration des Nebensatzes voll grammatikalisiert ist, dann betrachten wir das im Zusammenhang mit der beschriebenen Neigung des Nächstprechens zu parataktischeren Diskursen als ein Zeichen aggregativer Diskursgestaltung.“

⁸⁹ Terminologie nach König & Auwera (1988). Der strukturelle Anschluss von vorangestellten Nebensätzen an den übergeordneten Satz kann (a) durch integrativen Anschluss (auf das finite Verb folgt der Trägersatz), (b) durch ein überbrückendes Korrelat (= Resumptivum) und (c) ohne Stützwort, also mit vollwertigem Satzglied vor dem finiten Verb, erfolgen (nicht integrativ) (vgl. Neumann 2019: 280).

(b) Überarbeitetes Nähe-Distanz-Modell

Es folgt eine Übersicht zum überarbeiteten Nähe-Distanz-Modell. Abb. 35 & 36 zeigen, wie dieses zum Zweck der Textannotation in das Codesystem der Textanalyse-Software MAXQDA überführt wurde. Vor jedem Diskursmerkmal erfolgt die Information, ob es als ein Merkmal der Nähe (N) oder Distanz (D) bewertet wird, am Ende der Gewichtungsfaktor 1 bzw. 2.

- **Codesystem**
 - ▼ ● 1. Rollenparameter
 - ▼ ● 1a. Kontakt von Produzent und Rezipient
 - ▼ ● Kontaktwiederherstellung
 - N: Kontaktwiederherstellung i.e.S. (*2)
 - N: Anredenominativ im Text (*2)
 - N: rhetorische Frage (*2)
 - ▼ ● Aufforderung
 - N: direkt mit Imperativ (*1)
 - D: indirekte Aufforderung/Bitte (*2)
 - ▼ ● 1b. Produzent-Rezipient-Sequenzierung
 - ▼ ● Konstruktionsübernahme
 - N: Konstruktionsübernahme (*2)
 - D: Konstruktionsübernahme (*2)
 - ▼ ● 1c. Produzent-Rezipient-Engführung
 - N: Parenthese (*2)
 - N: Wiederaufnahme (*2)
 - N: aggregative Präzisierung (rechts) (*2)
 - ▼ ● 1d. Rezeptionssteuerung
 - ▼ ● aggregative Ankündigung
 - N: Linksversetzung, freies Thema, aggreg. HS (*2)
 - N: Operator-Skopos-Struktur (*1)
 - D: Operator-Skopos-Struktur (*2)
 - ▼ ● 1e. Illokutionsnuancierung
 - N: Abtönungs-/Modalpartikel, Modalwort (*1)
 - D: explizit performativer Ausdruck (*2)
 - 1f. N: Gefühlsäußerung: Emotionssignal/-ausdruck (*1)
 - ▼ ● 2. Zeitparameter
 - ▼ ● 2a. ohne Beeinflussung der Projektionsstruktur
 - ▼ ● Kasusstrukturen
 - D: synthetische Kasusstrukturen: Genitiv (*1)
 - N: analytische Kasusstrukturen (*2)
 - N: Kasusinkongruenz, fehlende Kasusendung (*1)
 - D: Dativ-e (*1)
 - N: wortstellungs-/schreibprod.bed. Inkongruenz (*2)
 - N: Abweichung in der Wortstellung (*1)
 - ▼ ● Subjunkoren und Fragewörter
 - N: aggregativer Subjunktor, Fragewort (*1)
 - D: integratives Fragewort (*1)
 - ▼ ● Relativanschluss
 - N: aggregativ (*2)
 - D: integrativ (*2)
 - ▼ ● Markierte syntaktische Konstruktionen
 - N: doppelte Negation (*2)
 - N: markierte Vergleichskonstruktion (*1)
 - N: possessiver Dativ (*2)
 - N: tun-Fügung (*2)
 - ▼ ● 2b. mit Beeinflussung Projektionsstruktur
 - N: aggreg. Diskurseinheit (Anakoluth etc.) (*2)
 - ▼ ● integrative Diskurseinheit
 - D: Kontextellipse (*2)
 - D: Nominalstil (*2)
 - D: erweitertes Partizipialattribut (EPA) (*2)
 - D: afin. NS-Konstr., uneingeleit. Inf., und-Invers. (*2)
 - ▼ ● 2c. Reparatur: Korrektur
 - N: Korrektur (*1)
 - D: Korrektur (*1)
 - ▼ ● 2d. Verfahren der Einheitenbildung
 - ▼ ● Hypotaktischere Diskurse
 - D: komplexes Satzgefüge, NS ersten Grades (*2)
 - D: NS zweiten Grades (*2)
 - D: NS dritten und höheren Grades (*2)
 - D: drei- und mehrgliedriger VK (*2)
 - ▼ ● Einfachere Hypotaxen
 - N: abhängiger Hauptsatz/Ergänzungssatz (*2)
 - N: aggregativer Nebensatz (*2)
 - ▼ ● Resumptiver Satzanschluss (*1)
 - N: Resumptivum nächstsprachlich (*1)
 - D: Resumptivum distanzsprachlich (*1)
 - N: keine syntakt. Kohäsion; Verdicht. Hypotaxe (*2)
 - N: aggregative Infinitivkonstruktion (*2)
 - ▼ ● 3. Situationsparameter
 - ▼ ● 3a. Grammatische Verfahren
 - ▼ ● Tempus
 - D: Präteritum (*1)
 - D: Plusquamperfekt (*1)
 - D: Futur mit 'werden' (*1)
 - ▼ ● Deixis
 - N: Lokal-, Temporaldeixis, D. am Phantasma (*1)
 - D: Vermeidung von Personendeixis (*2)
 - ▼ ● 3b. (In-)Direktheit der Redewiedergabe
 - ▼ ● Modus in indirekter Rede
 - N: Indikativ (*1)
 - D: Konjunktiv (*1)

Abb. 35: MAXQDA-Codesystem zur Nähe-Distanz-Analyse (Teil 1)

(c) Erläuterungen zum überarbeiteten Nähe-Distanz-Modell

1. Rollenparameter

Der Rollenparameter umfasst die Dynamik der Rollen der Kommunikationsteilnehmer, also Dialogizität (Nähe) bzw. Monologizität (Distanz). Das zentrale Diskursverfahren bildet hier die interaktive (Nähe) bzw. eigenaktive (Distanz) Diskursgestaltung als Teilbereich der sozialen Interaktion (vgl. Ágel & Hennig 2007: 193).

Rollenparameter 1a: Kontakt von Produzent und Rezipient

- Kontaktwiederherstellung
 - Nähe: Kontaktwiederherstellung im engeren Sinne (*2)
 - * direkte Fragen; „Wie geht’s dir?“: Hans A, kfb-80, (2)⁹⁰
 - * Wendungen zur Kontaktwiederherstellung; „wie Ihr wißt“: Maria E., kfb-2817, (5); „Glauben Sie mir“: Anna H., kfb-120, (2)
 - Nähe: Anredenominativ im Text (*2)
 - * nicht-pronominale Anreden innerhalb des Textes⁹¹ zur Kontaktwiederherstellung; „liebste Eltern“: Karolina H., kfb-846, (2)
 - Nähe: rhetorische Frage (*2)
 - * „Ist das nicht geradezu ganz verbrecherisch?“: Anna S., kfb-2325, (6)
- Aufforderung
 - Nähe: direkt mit Imperativ (*1)
 - * „bete“: Maria C. G., kfb-2827, (7); „schreiben Sie“: Georg S., kfb-1763, (4)
 - Distanz: indirekte Aufforderung/Bitte (*2)⁹²
 - * „Ich bin einer baldigen Sendung gewärtig“: Friedrich von M., kfb-102, (6); „mein Man laß ich vielmahls grüßen und er soll mir doch bald schreiben“: Katharina W., kfb-35, (2); „viele Grüße an meine Frau“: Cosmas R., kfb-2108, (5)

Rollenparameter 1b: Produzent-Rezipient-Sequenzierung

- Konstruktionsübernahme
 - Nähe: Konstruktionsübernahme (*2)
 - * Codeswitching-Passagen, die Gesprochensprachliches und/oder Dialogstrukturen imitieren; „ih darf gein Word sagen so heist es shon *halde deine Gosh*“: Martin B., kfb-1621, (2)

⁹⁰ Die zitierten Beispiele stammen aus Briefen, die in der vorliegenden Arbeit untersucht wurden. Die Briefe werden nach der Nummerierung in Kap. 6.2 zitiert. Bei kfb-80, (2) handelt es sich demnach um den Brief Hans A.s an seine Tante vom 04.11.1917 (vgl. S. 373, Tab. 29). Bei der Wiedergabe längerer Kontexte wird die relevante Stelle kursiviert.

⁹¹ Anreden am Textbeginn und -ende werden bei den Makrostrukturen 6b berücksichtigt.

⁹² Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt (a) zu (iv) (1) Erweiterung da zu speziell.

- Distanz: Konstruktionsübernahme (*2)
 - * Codeswitching-Passagen, die Gesprochenes der Distanzsprache übernehmen; „Herr Curater sagte *müsse constadirt sein*“: Maria E., kfb-2817, (1)

Rollenparameter 1c: Produzent-Rezipient-Engführung⁹³

- Nähe: Parenthese (*2)
 - * „daß Ihre Frau *meine Base* bei mir war“: Martin B., kfb-1621, (11)
 - * auch metakomentierend (Ágel & Hennig 2006: 393); „nebenbei bemerkt“: Anna S., kfb-2325, (5); „so Gott will“: Maria C. G., kfb-2827, (1)
- Nähe: Wiederaufnahme (*2)
 - * Wiederholung zur Sicherung des Verständnisses (Ágel & Hennig 2006: 396), grammatisch/inhaltlich redundant⁹⁴; „Gestern richtete mir Frl Ober Pflegerin, einen schönen Gruß, von dir *an mich* aus“: Caritas S., kfb-1276, (1); „indem ich heißer bin u. *ich* nicht soviel reden kann“: Magdalena R., kfb-2950, (4)
- Nähe: aggregative Präzisierung: Nachtrag, Ausklammerung, Rechtsversetzung (*2)
 - * „Wir hoffen daß du wieder so brav u. fleißig bist wie du es warst *vor deiner Krangheit*“: Anna S., kfb-120-A, (1); „die mich zwingen u behalten haben die schult *die Gnädige Erzte*“: Crescenz H., kfb-844, (1)

Rollenparameter 1d: Rezeptionssteuerung

- aggregative Ankündigung
 - Nähe: Linksversetzung, freies Thema, aggregativer Hauptsatz (*2)
 - * Linksversetzung bzw. freies Thema; „*Mein Mann und ich* wir sind nicht zu Dumm zum Streiten“: Mathilde W., kfb-2871, (7); „*meinen Armen Seelen* gib Ihnen die Ewige Ruhe“: Crescenz H., kfb-844, (3)
 - * aggregativer Hauptsatz: „Hauptsatz, in dem vor dem finiten Verb eine Konstituente steht, obwohl der Nebensatz vorangestellt ist“ (Ágel & Hennig 2006: 388); „wan ih nuhr bald Sterbe dete *das wehre mirh das libste*“: Martin B., kfb-1621, (3)
 - Nähe: Operator-Skopus-Struktur (*1)
 - * „zweigliedrige Strukturen, in denen das in der Regel links stehende Element (der Operator) Verstehensanweisungen für die folgende Struktur (den Skopus) gibt“ (Ágel & Hennig 2006: 394); „*also* Besuhe mih noh mal“: Martin B., kfb-1621, (3); weitere: *nun, nochmal, übrigens* etc.
 - Distanz: Operator-Skopus-Struktur (*2)
 - * bei distanzsprachlicher Lexik; „Bezugnehmend auf Retur Antwort“: Maria E., kfb-2817, (10); „Kurz bemerkt“: Georg B., kfb-966, (2)

⁹³ Als Engführung bezeichnen Ágel & Hennig (2006: 24f.) in Anlehnung an Feilke (1994: 365) ein Verfahren, bei dem Kommunikationspartner ihre individuellen Hintergründe abgleichen.

⁹⁴ Wiederholungen zur Verstärkung erscheinen in 3d, fehlerhafte Wiederholungen in 5c.

Rollenparameter 1e: Illokutionsnuancierung

- Nähe: Abtönungs-/Modalpartikel, Modalwort (*1)
 - * „Ich möchte *halt* am liebsten wieder nach Riedheim“: Johannes G., kfb-1623, (5); „du waist *ja* das ich gesund bin“: Martin B., kfb-1621, (3)
- Distanz: explizit performativer Ausdruck (*2)
 - * nach Searle (1969: 30); als distanzsprachlich klassifiziert, da das performative Verb die Illokution explizit macht; „ih *bitte* dih noh mals um ferzeihung“: Martin B., kfb-1621, (2); „Dies *verspreche* ich Ihnen und *grüße* Sie Alle vielmal“: Karolina H., kfb-846, (2)

Rollenparameter 1f: Gefühlsäußerung⁹⁵

- Nähe: Emotionssignal: Interjektion; Emotionsausdruck (*1)
 - * Emotionssignal: „*Ach* Elende Person.“: Louise M., kfb-427, (2); „*o* Lieber Mann“: Karolina B., kfb-1621-A, (2)
 - * Emotionsausdruck: „denn sie gehört *Gottlob* der Vergangenheit an“: Friedrich von M., kfb-102, (3); „welche *Freude!*“: Magdalena R., kfb-2950, (1)

2. Zeitparameter

Der Zeitparameter erfasst Verfahren der sprachlichen Nähe und Distanz, die aus der Zeitgleichheit bzw. -ungleichheit der Sprachproduktion und -rezeption resultieren (Ágel & Hennig 2007: 197). Die geplanten Strukturen, nach Ágel & Hennig (2007: 198) ‚Projektionsstrukturen‘, werden dabei teilweise beeinflusst. Vgl. Auer (2009) zur Zeitlichkeit der mündlichen Sprache.

Zeitparameter 2a: Strukturierung ohne Beeinflussung der Projektionsstruktur

- Kasusstrukturen
 - Distanz: synthetische Kasusstrukturen: Genitiv (*1)
 - * Objektkasus (Elspaß 2005a: 317): „daß Sie *meiner* auch in der Ferne gedenken“: Anna H., kfb-120, (2)
 - * attributiver Genitiv: „im Kreise *Ihrer lieben Familie*“: Anna H., kfb-120, (5)
 - * Präposition/Postposition mit Genitiv: „*der Mutter* wegen“: Georg B., kfb-966, (3)
 - Nähe: analytische Kasusstrukturen (*2)
 - * Ersatz des Genitivs durch Umschreibungen oder andere Kasus; „eine Ueberwachung *von mehreren Personen*“: Mathilde W., kfb-2871, (9); „wegen *gutem Vorsatz*“: Johannes G., kfb-1623, (8)
 - Nähe: Kasusinkongruenz, fehlende Kasusendung (*1)
 - * Kasusinkongruenz; „wir haben es dann gekauft nach *seinmen tod*“: Katharina W., kfb-35, (4); „mich in *mein jetziges vorhaben* zu stärken“: Katharina W., kfb-35, (3)
 - * fehlende Kasusendung; „du schreibst von *ein* halsduch“: Katharina W., kfb-35, (2)

⁹⁵ Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt (a) zu (i) Verschiebung.

- Distanz: Dativ-*e* (*1)
 - * „im Kreise Ihrer lieben Familie“: Anna H., kfb-120, (5)
- Nähe: wortstellungs- oder schreibproduktionsbedingte Inkongruenz⁹⁶ (*2)
 - * „Lieber Pappa & Mama!“: Hans A., kfb-80, (1); „jetzt ist es 4 Wochen“: Georg S., kfb-1763, (4); „Seine bischöflichen Gnaden möchte sorgen“: Georg S., kfb-1763, (10)
- Nähe: Abweichung in der Wortstellung (*1)
 - * Wegen der sprachhistorisch schwierigen Einordnung werden hier nur besonders auffällige Belege annotiert. „Es werhe aine Schande für mich w wen man mich Für Siherheit gefelich *noh* halten wirt“: Martin B., kfb-1621, (15)
- Subjunktoren und Fragewörter
 - Nähe: aggregativer Subjunktoren, Fragewort (*1)
 - * aggregativer Subjunktoren: Verwendung eines semantisch leeren ‚Allroundsubjunktoren‘ (vgl. Ágel & Hennig 2006: 389; Denkler & Elspaß 2007: 78); „Ich bitte, daß man mir Tinde u. Papier gibt, daß [statt *damit*] ich alles näher beschreiben kann“: Georg S., kfb-1763, (9)
 - * aggregativ realisiertes Fragewort trotz integrativem Pendant (vgl. Ágel & Hennig 2006: 388); „wegen *wuß* [statt *weswegen*] als man mich so viele Jahren h hat man mih Ein g gespört“: Martin B., kfb-1621, (15)
 - Distanz: integratives Fragewort (*1)
 - * „Ich wünsche Ihnen die Wahl unter diesen 7ben heiligen Sackramenten *worunter* [statt *unter denen*] aber Vornehmste Das vierte [...] ist“: Karolina H., kfb-846, (5)
- Relativanschluss
 - Nähe: aggregativer Relativanschluss (*2)
 - * „Relativanschluss, bei dem das Relativum nicht unmittelbar dem Bezugsausdruck folgt“ (Ágel & Hennig 2006: 389); „Und den andern Staat Herren geht *der Streit* nichts an *was* ich mit den Prinzen hate“: Maria E., kfb-2817, (5)
 - Distanz: integrativer Relativanschluss (*2)
 - * Konstruktion, bei der nach einem Relativsatz nur ein oder wenige Wörter folgen, was in der Nähesprache typischerweise durch Ausklammerung des Relativsatzes, also als aggregativer Relativanschluss realisiert würde; „ih muß [...] seiner Mayestädt König Otto der mir angehören würde und so Reih ist nah sehen“: Maria E., kfb-2817, (9)
- Markierte syntaktische Konstruktion
 - Nähe: doppelte Negation (*2)
 - * Vgl. Kap. 4.1.2.3.b; „*Kein* Freude hab ich *nicht*“: Andreas P., kfb-1728, (1)
 - Nähe: markierte Vergleichskonstruktion (*1)
 - * Komparative mit (*als*) *wie* und Positive mit *als*; in der geschriebenen Alltagssprache weiträumig verbreitet (vgl. Elspaß 2005a: 284–292); „Herin ist man bälder *wie* draußen“: Magdalena R., kfb-2950, (3); „noch shlimer werden *als wie* forhär“: Anna S., kfb-120-A, (2); „das weist du auh so gut *als ih*“: Martin B., kfb-1621, (3)

⁹⁶ Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt (a) zu (ii) Zusammenführung.

- Nähe: possessiver Dativ (*2)
 - * ebenfalls in der Alltagssprache des 19. Jahrhunderts geläufig (vgl. Elspaß 2005a: 327); „meim Weib ihre Mutter“: Martin B., kfb-1621, (10)
- Nähe: *tun*-Fügung (*2)
 - * Vgl. Langer (2001); vgl. Elspaß (2005a: 259) zur überregionalen Verbreitung im 19. Jh.; „ich tu dort im Bett rechnen & arbeiten“: Hans A., kfb-80, (8)

Zeitparameter 2b: Strukturierung mit Beeinflussung der Projektionsstruktur

- Nähe: aggregative Diskurseinheit: Anakoluth, Apokoinu, Kontamination, Satzverschränkung (*2)
 - * weit gefasste Kategorie; „jest kanst dier denken wieß ich hab am Heiligen Tag ein Muß gehabt“: Karolina B., kfb-1621-A, (2); „Das Dein Vater sl. gestorben ist hab ein Sterbbildchen bekom.“: Maria C. G., kfb-2827, (7); „und mein Källd woh ich mir Ersbart hab durh füle Jaren Meistens auf tem Aisenbanbau Rötlih und Rehtshafen fertind und Ersbart“: Martin B., kfb-1621, (6)
- Integrative Diskurseinheit
 - Distanz: Kontextellipse (*2)⁹⁷
 - * zuvor erschienenes Satzglied/Wort wird nicht erneut realisiert; „Er erzählte mir daß du im September von Kaufbeuren herüberfuhrest und [ohne *daß du*] mich sehen wolltest“: Friedrich von M., kfb-102, (2)
 - Distanz: Nominalstil (*2)
 - * Häufung von Nominalgruppen; (vgl. Neumann 2019: 188) zum Nominalstil im 19. Jh.; „Unsere Correspondenz erlaubt allerdings durch mein *Hiersein* einige *Unterbrechung*“: Friedrich von M., kfb-102, (2)
 - Distanz: erweitertes Partizipialattribut (EPA) (*2)
 - * weit gefasste Kategorie für unterschiedliche Partizipialkonstruktionen; „Ich ersuche Sie hiemit höflichst, mir *die Ihnen von der Irrenanstalt Königsfelden zugesandten Malkartons* zugehen zu laßen“: Albert R. M., kfb-3796, (3); „Deine *dichliebende Schwester*“: Karolina H., kfb-846, (3); „*Einer baldigen zusagenden Antwort entgegensehend* zeichnet hochachtungsvoll“: Anna S., kfb-2325, (3)
- Distanz: afinite Nebensatz-Konstruktion, uneingeleitete Infinitivkonstruktion, Inversion nach *und* (*2)
 - * afinite Nebensatz-Konstruktion: Nebensätze mit Perfektprädikat ohne Hilfsverben *haben* oder *sein* (vgl. Admoni 1990: 196); bei der Grammatikalisierung der Satzklammer gehen diese Konstruktionen verloren (vgl. Elspaß 2005a: 217). Im 19. Jh. sind sie aber noch „literarisch und im Briefstil“ (von Polenz 1999: 351) üblich; „Sind sie nicht böß das ich so lang nicht *Geschriben*“: Katharina W., kfb-35, (3)
 - * uneingeleitete Infinitivkonstruktion: Infinitivkonstruktion ohne Einleitewort, überwiegend

⁹⁷ Das nächstsprachliche Pendant hierzu bildet die Wiederaufnahme bei 1c. Da es bereits dort berücksichtigt ist, wird es hier nicht erneut aufgenommen.

bei routinierten Schreibern noch üblich (vgl. Neumann 2019: 219); „*Auf ein Rentamt [...] zu kommen [...] muß ich Schritte thun*“: Ignaz L., kfb-1145, (7)

* Inversion nach *und*: ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert archaisierend und ein „syntaktisches Prestigesignal“ (Neumann 2019: 273); „Die Weihnachtsbescheerung hier ist sonst ohne Störungen verlaufen, *und haben sich dabei gegen 50. Mann eingefunden!*“: Georg B., kfb-966, (4)

Zeitparameter 2c: Reparatur: Korrektur

- Nähe: Korrektur (*1)
 - * im Schreibprozess erfolgte bzw. nicht klar einem späteren Durchgang zuzuordnende Korrektur; „*Augsbrsee*“: Cosmas R., kfb-2108, (3)
- Distanz: Korrektur (*1)
 - * nachträglich erfolgte Korrektur mit anderem Schreibinstrument (vgl. Kap. 4.1.2.4): „*Ihre einfache aber mir so werthen Geschenke*“: Anna H., kfb-120, (4)

Zeitparameter 2d: Verfahren der Einheitenbildung

- Hypotaktischere Diskurse⁹⁸
 - Distanz: komplexes Satzgefüge mit Nebensätzen ersten Grades (*2)
 - * Vgl. S. 234, Fn. 87; „Wenn das sich verwirklichen soll - was du - nach deinem Briefe - erhofft - so helfe schnell - daß ich fortkomme.“: Ignaz L., kfb-1145, (2)
 - Distanz: Nebensatz zweiten Grades (*2)
 - * „Muß mich ja schämen v. d. andern Kranken; wenns heißt mich will man nicht mehr.“: Magdalena R., kfb-2950, (3)
 - Distanz: Nebensatz dritten und höheren Grades (*2)
 - * „Ich danke Euch recht vielmal, da ich sehe daß Ihr mich nicht vergeßen, da Ihr mir Äpfel geschickt haben, welche ich den 19ten erhalten hab.“: Georg S., kfb-1763, (2)
 - Distanz: drei- und mehrgliedriger Verbalkomplex (*2)
 - * Unabhängig von ihrer Serialisierung, die sprachhistorisch auch im 19. Jahrhundert noch variabel ist (vgl. Niehaus 2016), werden mehrgliedrige Verbalkomplexe als distanzsprachlich betrachtet; „übrigens glaube ich dennoch daß etwa alle Quartal die Sache *wird möglich sein können*“: Friedrich von M., kfb-102, (3)
- Einfachere Hypotaxen
 - Nähe: abhängiger Hauptsatz, Ergänzungssatz (*2)
 - * „von einem übergeordneten Teilsatz abhängige Teilsätze mit Hauptsatzwortstellung und -merkmalen“ (Ágel & Hennig 2006: 387); „wan man mir schreibt *ich darf ihn hollen*“: Karolina B., kfb-1621-A, (3)
 - Nähe: aggregativer Nebensatz (*2)
 - * Nebensatz, dessen Anschluss an den Hauptsatz nicht integrativ ist; „und weis nicht aus welcher Ursach *das ich da bin*“: Martin B., kfb-1621, (15)

⁹⁸ Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt (a) zu (iv) (2) Erweiterung da zu unkonkret.

- * Nebensatz ohne Hauptsatz; „aber Das Traurige *da man immer hinter mein Rügen fragt Und mit mir sprechen will* ih bin wie ich gewesen bin“: Maria E., kfb-2817, (8)
- Resumptiver Satzanschluss⁹⁹
 - * Nähe: Resumptivum nächsprachlich (*1)
 - * *dann, da, das*; „Als ich im Schlosse zu Berdolzheim war, *da* war die Rede von den Kamin in der Küche“: Karolina H., kfb-846, (4); „was man am bösten Firht *das* Schig ainem Gott“: Martin B., kfb-1621, (5)
 - * Distanz: Resumptivum distanzsprachlich (*1)
 - * *so*; „dengst du niht an das Sterben *so* wirst du auh den Himmel niht Erben“: Martin B., kfb-1621, (8)
 - Nähe: keine syntaktische Kohäsionsmarkierung, Verdichtung der Hypotaxe (*2)
 - * „aggregative Aneinanderreihung von Äußerungen, bei denen [...] der Zusammenhang zwischen ihnen nicht syntaktisch markiert wird, obwohl Marker für solche Zwecke zur Verfügung stehen“ (Ágel & Hennig 2006: 392); „so was zähle ih zu keiner Hoheit [*denn*] das kan ein jeder Spitzbub“: Maria E., kfb-2817, (5)
 - * Verdichtung einer subordinierenden Satzverbindung zu einer einfachen Satzkonstruktion (vgl. Auer 2002a: 189); „schreibe mir nur einige paar Zeilen ob sie wirklih gestorben ist *wo nicht daß* sie noh lebt“ [*wenn nicht, schreibe mir, daß*]: Martin B., kfb-1621, (10)
 - Nähe: aggregative Infinitivkonstruktion (*2)
 - * fehlende Verbpartikel in Infinitivkonstruktionen bzw. beim Modalitätsverb *brauchen*; „Ich war gerade in unserm Garten mit Ästen *zusamentragen* beschäftigt“: Johannes G., kfb-1623, (5); „daß Sie sich *nicht schiniren brauchen*“: Cosmas R., kfb-2108, (5)
 - * kein Einschub der Verbpartikel bei Partikelverben; „ist niht *zum annehmen*“ [*anzunehmen*]: Maria E., kfb-2817, (4)

3. Situationsparameter

Der Situationsparameter erfasst Verfahren, die sich aus der Situationsverschränkung bzw. -einbindung bezüglich Raum und Zeit ergeben. Auf der Näheseite wird also auf den gemeinsamen Raum- und Zeitkontext Bezug genommen, was auf der Distanzseite durch unterschiedliche Verfahren kompensiert wird (vgl. Ágel & Hennig 2007: 200).

Situationsparameter 3a: grammatische Verfahren

- Tempus
 - Distanz: Präteritum (*1)
 - * als distanzsprachlich klassifiziert, da im Süddeutschen Präteritumsschwund; ausgenommen: *war*¹⁰⁰; „so *sagte* die Frl. Pfliegerin“: Magdalena R., kfb-2950, (4)

⁹⁹ Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt (a) zu (iv) (3) Erweiterung da zu einseitig als Nähe- bzw. Distanzmerkmal klassifiziert.

¹⁰⁰ Vgl. Fischer (2021) zur räumlichen Staffelung des Präteritumsschwunds, der im süddeutschen Raum beinahe vollständig ist, außer beim Präteritum von *sein*, das im Westoberdeutschen aus dem Standarddeutschen re-etabliert wurde (vgl. auch Rowley 2018).

- Distanz: Plusquamperfekt (*1)
 - * „*war* diese Kranke auch 5 mal in die Anstalt [...] *gethan worden*“: Johannes G., kfb-1623, (3)
- Distanz: Futur mit Auxiliar *werden* (*1)
 - * Die Konstruktion ist typisch für die Standardsprache¹⁰¹; „ich hoffe daß Du mich jetzt *holen wirst*“: Louise M., kfb-427, (1)
- Deixis
 - Nähe: Lokal-, Temporaldeixis, Deixis am Phantasma (*1)
 - * Vgl. Kap. 4.1.2.5 zur Streichung von Personendeixis; Deixis am Phantasma: „deiktische Verknüpfung des Gesagten mit der Erzählwelt“ (Ágel & Hennig 2006: 390); „sie ist dann *gleich* fort weil sie sagte es wäre ihr nicht wohl“: Martin B., kfb-1621, (11)
 - Distanz: Vermeidung von Personendeixis (*2)
 - * Vgl. Kap. 4.1.2.5 und das Beispiel S. 219, Fn. 52

Situationsparameter 3b: (In-)Direktheit in der Redewiedergabe

- Modus in indirekter Rede
 - Nähe: Indikativ (*1)
 - * „sie sagte es wäre ihr nicht wohl daß sie eine warme Suppe zu sich nehmen *will*“: Martin B., kfb-1621, (11)
 - Distanz: Konjunktiv (*1)
 - * „sie sagte es *wäre* ihr nicht wohl daß sie eine warme Suppe zu sich nehmen *will*“; Martin B., kfb-1621, (11)
- Satzanschluss in indirekter Rede
 - Nähe: abhängiger Hauptsatz (*2)
 - * „man hat mir geschriben *du reist alle wohe ein Hemd zu samen*“: Karolina B., kfb-1621-A, (2)
 - Distanz: eingeleiteter Nebensatz (*2)
 - * „Dise hat gleich dem Libhaber geschriben *daß er komen soll*“: Martin B., kfb-1621, (10)

Situationsparameter 3c: Informationsstrukturierung

- Ellipse¹⁰²
 - Nähe: Topikellipse (*1)
 - * Wegfall des Subjekts; „*[Ich]* Bin immer noch hier“: Anna S., kfb-2325, (4)

¹⁰¹ Vgl. Fleischer (2019: 638f.) zum teilweisen dialektalen Auftreten des *werden*-Futurs, u. a. im östlichen Bairischen; da die Patienten aus Kaufbeuren-Irsee überwiegend aus dem schwäbisch-alemannischen und teilweise westlichen bairischen Sprachraum stammen, ist eine Aufnahme dieses Phänomens ins Modell hier gerechtfertigt.

¹⁰² Ellipsen sind nicht per se nächsprachlich. Insbesondere afinite Nebensatzkonstruktionen sind „eher mit den distanzsprachlichen Bedingungen der Briefkommunikation in Zusammenhang zu bringen“ (Neumann 2019: 244) und wurden Zeitparameter 2b zugeordnet.

- Nähe: Objektellipse (*1)
 - * Wegfall eines Objekts; „Diese Leute haben [*mich*] nicht Rechtzeitig Befreit“: Mathilde W., kfb-2871, (9)
- Nähe: Verbellipse (*2)¹⁰³
 - * Wegfall eines Verbs; „Seitem Herrn Bürgemeister hier [*war*] wartete ih jeden Tag aber leider vergebens“: Maria E., kfb-2817, (5)
- Nähe: fehlendes Wort ohne Satzgliedstatus (*1)
 - * „Da nun [*das*] fürte Weihnachten heranrückt“: Maria E., kfb-2817, (2)
- Nähe: pragmatische Ellipse, Handlungsellipse (*1)
 - * „Näheres dann mündlich“: Magdalena R., kfb-2950, (1); „Scherz“: Johannes G., kfb-1623, (2) (vgl. S. 390, Fn. 69)
- Aneinanderreihung
 - Nähe: parataktische Aneinanderreihung (*2)
 - * reihende Satzverknüpfung mit mindestens zwei *und*, *dann*, *denn* o. Ä. (vgl. Denkler & Elspaß 2007: 85); „*denn* es hat nicht anders sein können *denn* es hat mich Niemand da zu gelernt in meinen Jugend jahren *den* ich bin aufgewachsen wie ein Hund ohne Herr“: Martin B., kfb-1621, (11)
 - Nähe: unverknüpfte und elliptische Aneinanderreihung (*2)
 - * „kein Trank Bier weder Milh ärmer kann man den Menshen niht abdrüken nahfragen froh sein wen man Sterben wird“: Maria E., kfb-2817, (5)

Situationsparameter 3d: Nähe- und Distanzsprachlichkeit durch Lexik (vgl. Kap. 4.1.2.2)

- nächsprachliche Wortwahl
 - Nähe: nächsprachliche Lexik (*1)
 - * Diminutiv; „Brieflein“: Maria C. G., kfb-2827, (3); „Häuslchen“: Maria C. G., kfb-2827, (8); „Sackl“: Andreas P., kfb-1728, (4)
 - * Passe-Partout-Wort; „kan ich Ihnen die beruhigente Nachricht *geben*“: Anna S., kfb-120-A, (3); „dich solte man in Das Narenhaus *tun*“: Martin B., kfb-1621, (6)
 - * Hypokorismus; „Leni“: Magdalena R., kfb-2950, (3); „Bebi“: Mathilde W., kfb-2871, (7); „Vroni“: Hans A., kfb-80, (2); „Therebele“: Crescenz H., kfb-844, (1)
 - * Schimpfwort; „Misthaufenschmarren“: Andreas P., kfb-1728, (2); „alte Hurre alter Hund und Schwindlerin Lügnerin Betrügereien“: Mathilde W., kfb-2871, (9)
 - * salopp-umgangssprachliche Stilebene; „vereken wie eine Katz“: Georg S., kfb-1763, (10); „Da könnte man nochmals *überschnappen*“: Magdalena R., kfb-2950, (5)
 - * umgangssprachlich gekürztes Wort; „nimer“ [*nicht mehr*]: Hans A., kfb-80, (2); „was“ [*etwas*]: Maria E., kfb-2817, (4)
 - * Modalitätswort; „freilich“: Georg B., kfb-966, (7); „wahrscheinlich“: Johannes G., kfb-1623, (3); „nathürlich“: Katharina S., kfb-846-A, (1)

¹⁰³ Die doppelte Gewichtung resultiert hier daraus, dass sich das Fehlen des Verbs auf die Rezeption des ganzen Satzes auswirkt und es im Gegensatz zu anderen fehlenden Elementen oft nur schwer aus dem Kontext erschlossen werden kann.

- * unpassende Verwendungsweise eines Lexems; „ganz fremden Händen *angetraut* [*anvertraut*]“: Anna H., kfb-120, (3); „so bald möglichst [*wie möglich*]“: Katharina S., kfb-846-A, (1)
- * konditionales *wann*: Vgl. S. 205, Fn. 26; „*wan* ein Schaiben vom der Anstalst kommt dann darf man ihm hollen“: Karolina B., kfb-1621-A, (3)
- * temporales *weil*: Vgl. S. 205, Fn. 26; „Deine Schwester Agata in Münhen *weil* ih bei jr war hat es selber gesagt“: Martin B., kfb-1621, (6)
- * Dativus ethicus, freier Dativ; „Ich bitte um Ihr Gebet und *mir* meine Schwestern und Bekante zu grüßen.“: Anna H., kfb-120, (4)
- * pejorative Affigierung; „blos dummes *Zeugs*“: Hans A., kfb-80, (4)
- * zusätzliche nächsprachliche Grußformel; „Sehr werthe Eltern, *Lieber Vater, und liebe Mutter!*“: Georg B., kfb-966, (5)
- Nähe: Wiederholung (zur Verstärkung) (*1)
 - * „du so Gott Ferluhtes Weib das *Weib* im *Weib*“: Martin B., kfb-1621, (4); „Bitte *bitte* Antwort“: Magdalena R., kfb-2950, (1)
- Nähe: rhetorisches Mittel: Metonymie, Pleonasmus (*1)
 - * Metonymie: „*mein leidender Körper* kan eine solche Reisse [...] nicht unternehmen“: Anna S., kfb-120-A, (3); „*Sechs rohe Fäuste* griffen nun nach mir“: Anna S., kfb-2325, (4); „*Allertissen* hat so gut gewußt wie ih“: Maria E., kfb-2817, (3)
 - * Pleonasmus: „Ich schließe nun *jetzt* mein Schreiben“: Johannes G., kfb-1623, (1); „was uns Persönlich *Selbst* angeht“: Mathilde W., kfb-2871, (3)
- distanzsprachliche Wortwahl
 - Distanz: distanzsprachliche Lexik (*1)
 - * hohe Stilebene: zur Vermeidung subjektiver Einschätzung werden nur Lexeme annotiert, zu denen in Patientenbriefen auch eine geläufige, unmarkierte Entsprechung erscheint; „Ich *ersuche* [*bitte*] Sie“: Friedrich von M., kfb-102, (1); „Behülflich“ [*behilfflich*]: Anna S., kfb-120-A, (1)
 - * Archaismus, etwa bei Anreden *derselb-*, *Ihro/Dero* (vgl. Kap. 4.1.2.6.c); „mag Allerhöchst *Denenselben* den Beweis liefern“: Ignaz L., kfb-1145, (4); „Über das kann niemand *darwider* sein“: Georg S., kfb-1763, (1)
 - * zusätzliche distanzsprachliche Grußformel; „Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König! *Allernädigster König und Herr!*“: Ignaz L., kfb-1145, (4)
 - * Kurzschrift und Sonderzeichen:¹⁰⁴ „1000 fl“: Louise M., kfb-427, (2); „&“: Hans A., kfb-80, (1); „da ich 3 X operiert worden bin“: Magdalena R., kfb-2950, (4)

¹⁰⁴ Die Kenntnis von Kurzschrift und Sonderzeichen setzt Schreiberfahrung voraus und wird deshalb als distanzsprachlich klassifiziert. In manchen Briefen häufen sich jedoch Sonderzeichen, was zu Verzerrungen führen kann. Deshalb wird jedes Sonderzeichen nur einmal pro Briefseite annotiert. Abkürzungen werden bei den Makrostrukturen 6e erfasst. Um die Verwendung mehrerer unterschiedlicher Sonderzeichen in einem Text berücksichtigen zu können, werden diese einzeln gezählt und nicht ebenfalls als makrostrukturelle Kategorie gewertet.

- Distanz: Fremdwort (*1)
 - * Vgl. Kap. 4.1.2.2.b zur Klassifikation und für zahlreiche Beispiele.
- Distanz: distanzsprachliches Relativpronomen, Kon- und Subjunktoren (*1)
 - * distanzsprachliches Relativpronomen *welch-* (vgl. Neumann 2019: 254–257); „Kripel *welche* nie mehr gehen können“: Georg S., kfb-1763, (11)
 - * distanzsprachliche Kon- und Subjunktoren: Lexeme, bei denen in Patientenbriefen auch eine geläufige, unmarkierte Entsprechung existiert; z. B. *da*¹⁰⁵ [*weil*], *dennoch* [*aber*], *ebenso* [*auch*]; „weil man in der Heil u Pflege- Anstald ein Quwert nicht bekommt *da* die Brife zu erst imer durch gelesen werden von den Ärzten“: Vitus P., kfb-1901, (2); „*Sinntemal* [*weil*] wir in denn denkbar Solidesten Verhältnißen Uns Befunden haben“: Mathilde W., kfb-2871, (4)
- Distanz: distanzsprachliches Adverb (*1)
 - * Lexeme, bei denen in Patientenbriefen auch eine unmarkierte Entsprechung existiert; „daß habe ich *stets* [*immer*] gehofft“: Anna H., kfb-120, (4); „waren Dir nicht *hinreichend* [*genug*]“: Louise M., kfb-427, (2)
- Distanz: Hyperkorrektur (*1)
 - * Vgl. Kap. 4.1.2.4, S. 216; „was Sie Her. Herr Bruder mir *Thradizioniren* oder müdlich überliefern“: Karolina H., kfb-846, (5)
- Distanz: Funktionsverbgefüge (*2)
 - * „von meinem Hiersein *Kenntniß geben*“: Friedrich von M., kfb-102, (5)
- Distanz: epistemische Modalkonstruktion (*1)
 - * Epistemischer Gebrauch von Modalverben und von *werden*; „Wie groß *muß* erst die Freude sein, wenn wir uns wiedersehen dürfen“: Anna H., kfb-120, (2); „ein baar Zeilen *werde* ich doh noh werth sein“: Martin B., kfb-1621, (13)
- Distanz: rhetorisches Mittel, einfach gewichtet: Euphemismus (*1)¹⁰⁶
 - * „Auf einmal kam mir der Gedanken zu *entgehen* [*fliehen*]“: Georg S., kfb-1763, (6)
- Distanz: rhetorisches Mittel, doppelt gewichtet: Metapher, Klimax, Parallelismus, Hendiadyoin, Litotes etc. (*2)
 - * weite Klassifikation rhetorischer Mittel; als Klimax gilt bereits „Ich bin kein Narr mehr und mache auch keinen mehr“: Martin B., kfb-1621, (11); Metapher: „denn dieses Haus ist so recht der Boden, wo solcher Wurzel faßt u. gedeiht“: Anna S., kfb-2325, (4); Parallelismus: „Hole mih bald Schreibe mir bald“: Maria E., kfb-2817, (4); Hendiadyoin: „Es ist fürchterlich und Entsetzlich“: Louise M., kfb-427, (2); Litotes: „gar nicht unwahrscheinlich“: Georg B., kfb-966, (4)

¹⁰⁵ Vgl. Elspaß (2005a: 316) und Neumann (2019: 258) zur Schriftsprachlichkeit von *da*.

¹⁰⁶ Die unterschiedliche Gewichtung der rhetorischen Mittel ergibt sich rein aus dem typischen räumlichen Umfang, den diese einnehmen.

- Distanz: (Rede)wendung, poetischer Sprachgebrauch (*2)
 - * Vgl. Kap. 4.3.1.a zur Begriffsbestimmung und Kap. 7.1 für Beispiele. Innerhalb dieser Wendungen erfolgen keine weiteren Annotationen; auch biblischer Sprachgebrauch: „Seelig sind auch die Krankenbesuchende“: Karolina H., kfb-846, (5)

4. Parameter des Codes¹⁰⁷

5. Parameter des Mediums

Der Parameter des Mediums erfasst die mediale Gestaltung eines Diskurses (vgl. Ágel & Hennig 2007: 202).¹⁰⁸ Bei der Analyse historischer Briefe wurden bislang entweder keine (vgl. Denkler & Elspaß 2007: 90) oder nur sehr wenige Merkmale (vgl. Elspaß 2008a: 158) hierfür gefunden, was der noch mangelhaften Operationalisierung dieses Parameters geschuldet ist (vgl. Fischer 2011: 127). In die vorliegende Arbeit fließen mediale Aspekte überwiegend als makrostrukturelle Kategorien in die Analysen ein (vgl. Kap. 4.1.2.6), sodass im Folgenden nur wenige Parameter aufgeführt werden. Insgesamt wird die mediale Gestaltung jedoch als entscheidender Faktor zur Ausdifferenzierung von Nähe und Distanz betrachtet, was sich in der starken Gewichtung der makrostrukturellen Kategorien widerspiegelt.

Parameter des Mediums 5a: Informationsstrukturierung

- Distanz: graphische Hervorhebung, v. a. Unterstreichungen¹⁰⁹ (*1)
 - * „Ich bitte Sie sich eingehend zu erkundigen“: Albert R. M., kfb-3796, (3)
 - * weitere Hervorhebungen sind möglich, z. B. der Akzent bei „Irrsee“ (vgl. S. 222, Abb. 34)
- Distanz: Hervorhebung durch Wortstellung (*2)
 - * „geschlagen werte ih alle Tagen wegen nihtz“: Martin B., kfb-1621, (2)
 - * Vorfeldbesetzung durch expletives *es*; „*Es* ist mir Vül Liber Der Baltige Tod als daß ich noh lengere Zeit noh hier sein“: Martin B., kfb-1621, (15)¹¹⁰

¹⁰⁷ Der im Modell von Ágel & Hennig (2006) vorgesehene Parameter des Codes wird hier gestrichen, da er in der Schriftlichkeit keine Rolle spielt (siehe Einleitung zu Kap. 4.1.3). Um eine gewisse Vergleichbarkeit zu diesem Modell zu bewahren, wird er als Platzhalter hier angeführt.

¹⁰⁸ Vgl. die Beiträge in Feilke & Hennig (2016) zur Relevanz medientheoretischer Fragen im Nähe-Distanz-Modell.

¹⁰⁹ Hervorhebungen durch den Einsatz lateinischer Schrift werden in der makrostrukturellen Kategorie 6f erfasst. Da solche Hervorhebungen Mittel der Schriftlichkeit sind, werden sie der Distanzseite zugeordnet.

¹¹⁰ Auch ‚Split topicalization‘ (Getrenntstellung von Quantor und Substantiv) könnte hier aufgenommen werden, erscheint aber in den analysierten Briefen nicht. Beispiel: „Hüner haben wir 50 bis 60“ (Denkler & Elspaß 2007: 90).

Parameter des Mediums 5b: Einheitenbildung

- Nähe: phonisches Wort¹¹¹
 - Nähe: Apokope (*1)
 - * „ich *hab* ja nicht *gwußt* wo mir der Kopf steht“: Andreas P., kfb-1728, (1)
 - Nähe: Synkope (*1)
 - * „ich *hab* ja nicht *gwußt* wo mir der Kopf steht“: Andreas P., kfb-1728, (1)
 - Nähe: Klise (*1)
 - * Pronominalklisen sind prototypische Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit (vgl. Werth 2020); „ich *habs* also nicht genau *gwußt*“: Andreas P., kfb-1728, (4)
 - * Präpositionalklisen sind großenteils grammatikalisiert (z. B. *im* [= *in dem*]), werden daher nicht annotiert; Ausnahme: Apostroph zur Kennzeichnung von Mündlichkeit¹¹²; „*an*’s Haus gebunden und *an*’s Reisen nicht gewöhnt“: Friedrich von M., kfb-102, (3)

Parameter des Mediums 5c: Fehler

- Nähe: nicht auf Lautung zurückzuführender Schreibfehler¹¹³ (*1)
 - * „Schuld das ih *erhin* [= *herin*; Buchstabendreher] bin“: Maria E., kfb-2817, (5)
- Nähe: fehlerhafte Wiederholung (*2)
 - * „ih bin ja niht mehr *gran grang* und bin gesund“: Martin B., kfb-1621, (3)
- Nähe: Numerusinkongruenz, nicht wortstellungsbedingt¹¹⁴ (*2)
 - * „ih *Wünshen* dir“: Martin B., kfb-1621, (5); „sie hat nur auch 6 Zigarren mitgebracht aber ich habe auch *keines* angerieht“: Martin B., kfb-1621, (11)

6. Makrostrukturen

Vgl. Kap. 4.1.2.6 für Erläuterungen zu diesem neu eingeführten Diskursparameter.

7. Regionalsprachliche Merkmale

Der Faktor Regionalität wird zwar berücksichtigt, aber nicht fest ins Modell integriert (vgl. Kap. 4.1.2.3). Annotiert werden regionalsprachliche Merkmale bei einem Brief maximal bis zum Erreichen von Regiowert 2, also mehr als einer regionalsprachlichen Variante pro 100 Wörtern; diese Vorgehensweise erfordert keine vollständige Annotation regionalsprachlicher Merkmale. Auf eine Differenzierung nach sprachlichen Ebenen, wie sie etwa Denkler & Elspaß (2007: 99) und Elspaß (2008a: 165) durchführen, wird ebenso wie auf eine Gewichtung verzichtet. Dies böte sich aber bei einer detaillierteren Untersuchung regionalsprachlicher Merkmale natürlich an.

¹¹¹ Vgl. Kap. 4.1.2.2.d zur bislang unzureichenden Definition und weiteren Erläuterungen.

¹¹² Apostrophen bei vollständig grammatikalisierten klitischen Verbindungen werden bei 6d als hyperkorrekte Interpunktion gewertet.

¹¹³ Auf die Aufnahme der lautlichen Ebene in das Modell musste weitestgehend verzichtet werden (vgl. Kap. 4.1.2.2.d).

¹¹⁴ Vgl. 2a zur wortstellungs- und schreibproduktionsbedingten Numerusinkongruenz.

4.1.4 Anwendung des Modells in der Praxis

Dieser Abschnitt erläutert die Vorgehensweise bei der Arbeit mit den Texten und die Ermittlung der Nähe- und Distanzwerte. Der Einsatz der verwendeten Software orientierte sich am Ziel, nachträgliche Vergleiche von Annotationen und Korrekturen ohne großen Aufwand zu ermöglichen, um das Modell während der Arbeit noch optimieren zu können.

Die Arbeit greift auf die süddeutschen Patientenbriefe aus Kaufbeuren-Irsee zurück, die im Projekt *Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte* (vgl. S. 2, Fn. 1) erhoben, transkribiert und als XML-Dateien aufbereitet werden. Jede der herangezogenen Transkriptionen wurde dabei bereits mindestens einmal von einer zweiten Person geprüft, bei schwieriger Lesbarkeit auch von einer dritten. Die für die Nähe-Distanz-Analysen ausgewählten knapp 200 Texte (vgl. Kap. 4.2) werden zunächst ins TXT-Format in UTF-8-Codierung überführt. Hierfür werden bei den im XML-Format vorliegenden Korpusdateien mit Hilfe eines PERL-Skripts die Header und ein Großteil der Annotationen entfernt. Beibehalten werden lediglich Tags für Durchstreichungen und Zusätze als Hinweise für Textkorrekturen (vgl. Zeitparameter 2c), Unterstreichungen (vgl. Parameter des Mediums 5a) und lateinische Schrift (vgl. Markrostruktur 6d). Ebenfalls entfernt werden Adressangaben der Adressaten, da diese nicht in allen Briefen vorliegen und damit die Anzahl der Wörter verzerren.¹¹⁵ Die Wortanzahl wird pro Brief mit einem PERL-Skript gezählt. Sonderzeichen, Abkürzungen und Zahlen werden wie Wörter behandelt.

Zur Annotation der Texte wird die Software MAXQDA der Firma Verbi verwendet, die qualitative Daten- und Textanalysen unterstützt. Die Annotation der Nähe- und Distanzmerkmale erfolgt komplett manuell, da hierfür sprachwissenschaftliche Analysen erforderlich sind, die sich nicht automatisieren lassen. Die Suchfunktion über alle Texte hinweg erleichtert jedoch das Auffinden eventuell übersehener Einheiten vor allem auf der lexikalischen Ebene. Die hierarchische Struktur des im vorigen Kapitel entwickelten Modells wird direkt in ein MAXQDA-Codesystem übertragen (vgl. Abb. 35 & 36). Zur einfachen Unterscheidung von Nähe- und Distanzmerkmalen werden Distanzmerkmale mit einer helleren Farbe markiert. Zusätzlich werden die Kürzel ‚N‘ (= Nähe) und ‚D‘ (= Distanz) in den Zeilen der jeweils untersten, zu annotierenden Ebenen eingefügt.

In jeden Code lassen sich ‚Memos‘ hinterlegen, die etwa kurze Erklärungen und Beispiele enthalten können und damit die Arbeit erleichtern. MAXQDA erlaubt die tabellarische Ansicht aller identisch annotierten Textstellen, was einen schnellen Vergleich und die Korrektur von Annotationen ermöglicht. Ebenso ermöglicht die Software flexible Verschiebungen und Neugruppierungen einzelner Subcodes, sodass eine ständige Rückbindung der praktischen Analysearbeit an das theoretische Modell mit gegenseitigen Anpassungen möglich ist. Dabei werden nie oder sehr selten verwendete Codes zur

¹¹⁵ Sind bei einem Schreiber alle Adressangaben überliefert und eignen sich wegen ihrer Ausführlichkeit zur Annotation, so werden sie beibehalten und annotiert (vgl. S. 253, Tab. 10).

einfacheren Handhabbarkeit des Modells gestrichen oder zusammengefasst.¹¹⁶ Praktische Erwägungen, also die Schaffung eines Systems zur konsistenten und zügigen Durchführung der Annotation, stehen hierbei an erster Stelle.

Die Annotation selbst erfolgt nach dem Vier-Augen-Prinzip. Die Erstannotation führt eine hierfür ausgebildete studentische Hilfskraft durch¹¹⁷; jede annotierte Stelle wird anschließend von mir geprüft und mit der Hilfskraft im Detail besprochen, was in Korrekturen und Erweiterungen resultiert. Neben den Transkriptionen werden vergleichend auch die Faksimiles herangezogen, um eventuelle Fehltranskriptionen zu beseitigen. Damit erhält jede bereits geprüfte Transkription eine erneute doppelte Prüfung, was sich bei der schlechten Lesbarkeit einiger Texte als sinnvoll erweist. Führen bislang nicht beobachtete Fälle bzw. Zweifelsfälle zu Umbewertungen früherer Annotationen, so werden alle bis zu diesem Zeitpunkt auf diese Weise annotierten Texte überprüft und korrigiert. Dies ist in MAXQDA mit vertretbarem Zeitaufwand möglich.

Gegen Ende der Annotationsarbeit werden die zu Beginn der Arbeit durchgeführten Annotationen noch einmal zur Überprüfung ihrer Konsistenz so weit durchgesehen, bis die Überprüfungen nur noch zu sehr marginalen Korrekturen führen, die keine Relevanz mehr für die ermittelten Nähe- und Distanzwerte haben. Dieses Ergebnis stellte sich nach 34 Briefen ein.¹¹⁸ Ein zufriedenstellendes Annotationssystem wurde mit diesem Verfahren nach etwa 500 Arbeitsstunden erreicht (250 Hilfskraftstunden, 250 eigene Stunden). Zur Annotation der in dieser Arbeit untersuchten 191 Texte mit insgesamt ca. 70 500 Wörtern (ca. 17 500 annotierte Stellen) wurden zusätzlich ca. 750 Stunden eingesetzt (500 Hilfskraftstunden zur Annotation und Besprechung, 250 eigene Stunden zur Überprüfung und Besprechung); die routinierte Arbeit mit dem entwickelten System erforderte für jeden zu untersuchenden Brief im Durchschnitt somit 2–6 Stunden Annotationsarbeit, die je nach Textlänge natürlich stark variierte.

Auch wenn MAXQDA prinzipiell Mixed Methods-Analysen ermöglicht, also im Anschluss an die qualitative Textanalyse auch quantitative Auswertungen erlaubt, wurde zur Berechnung der Nähe- und Distanzwerte auf Microsoft Excel zurückgegriffen.¹¹⁹ Mit einer Export-Funktion lassen sich Daten von MAXQDA in eine Excel-Datei übertragen,

¹¹⁶ Beispielsweise fand sich bei der Textarbeit kein eindeutiger Beleg für das Merkmal ‚freihere Tempuswahl‘ (vgl. Ágel & Hennig 2006: 391) im Situationsparameter 3a. Auch wenn Denkler & Elspaß (2007: 89) dafür in den Auswandererbriefen ein Beispiel anführen können, wurde die Kategorie bei Patientenbriefen gestrichen, könnte bei Bedarf aber wieder ergänzt werden.

¹¹⁷ Diese Arbeit übernahm dankenswerterweise Anna Pfäffle (04/2019 bis 06/2020).

¹¹⁸ Doppelt überprüft wurden die zuerst annotierten Briefe von Friedrich von M. (kfb-102), Martin B. (kfb-1621) und Maria E. (kfb-2817). Abweichungen von mehr als ein bis zwei Hundertstel im Vergleich zu den alten Werten waren jedoch auch bei diesem Durchgang recht selten.

¹¹⁹ Ohne größeren Aufwand gelang es beispielsweise in MAXQDA nicht, die Gewichtungsfaktoren fest mit den Subcodes zu verbinden und diese den annotierten Textstellen automatisch zuzuweisen. Die Arbeit mit den bei MAXQDA verfügbaren Gewichtungswerten bzw. Relevanzscores erwies sich dabei als zu umständlich.

so etwa das komplette Codesystem und die Anzahlen der einzelnen pro Text annotierten Merkmale. Zur übersichtlichen Berechnung der Nähe- und Distanzwerte sollte dabei die Reihenfolge der Diskursmerkmale so geändert werden, dass Nähe- und Distanzmerkmale in zwei Blöcken getrennt, aber innerhalb der Blöcke in ihrer ursprünglichen Reihenfolge aufgelistet werden. Da bei jeder annotierten Zeile in MAXQDA auch das Kürzel ‚N:‘ bzw. ‚D:‘ in dessen Codenamen eingetragen wurde, kann mit der Sortierfunktion von Excel eine solche Differenzierung in zwei Blöcke durchgeführt werden, indem mit Hilfe der ‚Bedingten Formatierung‘ Zellen mit dem Inhalt ‚N:‘ bzw. ‚D:‘ eine spezielle Formatierung erhalten (z. B. Schriftfarbe), anhand derer die Werte sortiert werden.¹²⁰ Dies erfolgt für die Parameter 1 bis 5 und Parameter 6 (Makrostrukturen) getrennt, da sich die Art der Berechnung hier unterscheidet.

Bei Parameter 1 bis 5 werden die einzelnen Annotationen nun mit dem Gewichtungsfaktor 1 oder 2 multipliziert, anschließend addiert und durch die Anzahl der Textwörter geteilt. Dies erfolgt getrennt für Nähe- und Distanzwerte und führt zu zwei Zwischenergebnissen. Bei Parameter 6 werden die Annotationen ebenfalls getrennt für Nähe und Distanz addiert, wobei hier jedes Merkmal einen Wert von 0,01 bzw. 0,02 besitzt und die Brieflänge keine Rolle spielt. Dies wird zu den vorherigen Zwischenergebnissen addiert, woraus sich der Nähe- und Distanzwert eines Briefs ergeben. Tab. 10 illustriert am Beispiel von Ignaz L.s (kfb-1145) Brief an seinen Sohn Max (19.08.1867) (vgl. S. 221 Abb. 33) die Ermittlung der Werte für die Parameter 1 bis 5; Tab. 11 zeigt die Ergebnisse für Parameter 6 (Makroanalysen). Tab. 12 führt die Ergebnisse zusammen und liefert schließlich die Nähe- und Distanzwerte des Briefs.¹²¹ Dieser Brief ist mit insgesamt 119 Wörtern zwar sehr kurz, aber immerhin sind 35 Annotationen möglich.

Z.	Text	Annotation	N	D
1	Lieber Max!	–	0	0
2	Wenn das sich verwirklichen soll – was du – nach deinem	<i>das sich</i> : 2a N ¹ : Abweichung Wortstellung; <i>was ... erhofft</i> : 2a N ² : Relativanschluss aggregativ; <i>was ... erhofft</i> : 2b D ² : afin. NS-Konstr.; <i>Wenn ... fortkomme</i> : 2d D ² : komplexer NS 1. Gr.	3	4
3	Briefe – erhofft – so helfe schnell – daß ich fortkomme.	<i>Briefe</i> : 2a D ¹ : Dativ-e; <i>helfe</i> : 1a N ¹ : Aufforderung direkt	1	1

¹²⁰ Würde man etwa nach dem Kürzel ‚D‘ sortieren, so bliebe wegen der alphabetischen Sortierung die Reihenfolge des in MAXQDA entwickelten Codesystems nicht erhalten.

¹²¹ Gewichtungsfaktoren werden durch hochgestellte Zahlen angezeigt; N² ist also ein doppelt gewichtetes Nähemerkmal.

Z.	Text	Annotation	N	D
4	Der Aufenthalt dahier ist kein <i>Paradies</i> . Andererseits	<i>dahier</i> : 3a N ¹ : Lokaldeixis; <i>dahier</i> : 3d D ¹ : Adverb; <i>Der ... Paradies</i> : 3d D ² : rhetorisches Mittel (Litotes)	1	3
5	muß ich in eine Beschäftigung und ich habe meinen	<i>ich</i> : 1c N ² : Wiederaufnahme	2	0
6	Plan – der sich später nicht mehr realisieren läßt.	<i>später</i> : 3a N ¹ : Temporaldeixis; <i>realisieren</i> : 3d D ¹ : Fremdwort	1	1
7	Ebenso für <i>Marie</i> .	2b D ² : Kontextellipse	0	2
8	Dieses sind meine letzten Zeilen –	–	0	0
9	Abholen kannst ja du mich – wenn HE M. [Nachname gekürzt]	<i>ja</i> : 1e N ¹ : Modalpartikel; <i>Abholen ... mich</i> : 5a D ² : Hervorhebung Wortstellung	1	2
10	nicht will. An deinem Geburts Tag möchte ich zu Hause seyn.	<i>möchte</i> : 3b D ¹ : Konjunktiv	0	1
11	Alles Gewonnene steht in Frage – dauert die Sache	<i>dauert ... Wochen</i> : 2d N ² : abhängiger HS	2	0
12	nur noch ein paar Wochen.	–	0	0
13	Herzlichst	–	0	0
14	<u>dein Vater</u>	5a D ¹ : graphische Hervorhebung	0	1
15	<u>Irsee d. 19/8 67</u>	5a D ¹ : graphische Hervorhebung	0	1
16	[S. 2] Herrn	–	0	0
17	<i>Max L.</i> [Nachname gekürzt] <i>Forst. Candidat</i>	<i>Candidat</i> : 3d D ¹ : Fremdwort	0	1
18	z.Z. F. An. q Kreis. Kaßa <i>Contr. L.</i> [Nachname gekürzt]	<i>Kaßa</i> : 3d D ¹ : Fremdwort; <i>Contr.:</i> 3d D ¹ : Fremdwort; 5a D ¹ : graphische Hervorhebung	0	3
19	<u>Wertachbrucker Thor</u>	5a D ¹ : graphische Hervorhebung	0	1
20	Regenbogen	–	0	0
21	<u>Augsburg</u>	5a D ¹ : graphische Hervorhebung	0	1
–	–	<i>Summe</i>	11	22
–	–	<i>Ergebnis Parameter 1 bis 5</i> (Summe / Anzahl Wörter [n = 119])	0,092	0,185

Tab. 10: Berechnung von Parameter 1–5: Ignaz L. (kfb-1145) an Sohn Max

<i>Annotation</i>	<i>N</i>	<i>D</i>
6a D ¹ : positionelle Absetzung Briefbeginn	0	0,01
6a D ¹ : weitere ‚weiße Flächen‘	0	0,01
6a D ¹ : linker Rand ‚weiße Fläche‘	0	0,01
6a D ¹ : Positionelle Absetzung Briefende	0	0,01
6a D ¹ : Schnörkel am Briefende	0	0,01
6b N ¹ : Anrede	0,01	0
6b N ¹ : Verabschiedung	0,01	0
6c N ¹ : Duzen	0,01	0
6d D ¹ : Interpunktion zur Textstrukturierung	0	0,01
6e D ² : mindestens zwei Abkürzungsvarianten	0	0,02
<i>Ergebnis Parameter 6 (Summe)</i>	<i>0,03</i>	<i>0,08</i>

Tab. 11: Berechnung von Parameter 6 (Makrostrukturen): Ignaz L. (kfb-1145) an Sohn Max

<i>119 Wörter</i>	<i>Nähewert</i>	<i>Distanzwert</i>
Ergebnis Parameter 1 – 5	0,092	0,185
Ergebnis Parameter 6	0,030	0,080
<i>Summe</i>	<i>0,122</i>	<i>0,265</i>

Tab. 12: Berechnung der Nähe- und Distanzwerte von Ignaz L. (kfb-1145) an Sohn Max

Mit dem gleichen Verfahren werden sechs weitere Briefe dieses Schreibers analysiert, was zu 480 Annotationen führt (vgl. Kap. 6.2.3.4). Die jeweils ermittelten Nähe- und Distanzwerte werden für die Auswertungen mit dem Statistikprogramm *R* als CSV-Datei gespeichert. Dabei werden jedem Datensatz (= Brief) die Spalten Brief-ID¹²², Schreiber, Briefftyp, Adressat, Nähewert, Distanzwert, Differenzwert¹²³ und Regiowert zugeordnet. Im Anschluss an die Annotationen und zu Beginn der Auswertungen wird noch die Spalte Schreibergruppe ergänzt, die auf der Typisierung der konzeptionellen Schreiberprofile beruht (vgl. Kap. 6.1.1.2).

Auf dieser Basis erfolgen die Auswertungen in Kap. 6. Eine vollständige Darstellung zur Ermittlung der linguistischen Merkmale mit Berechnung der einzelnen Nähe- und

¹²² Die Brief-ID dient der eindeutigen Identifizierung eines Briefs und beinhaltet einige Metadaten wie Aktennummer, Briefftyp, Datum und Adressat.

¹²³ Beim Differenzwert handelt es sich um die Differenz von Nähe- minus Distanzwert. Zum Nutzen dieses Wertes vgl. Kap. 5.4.1, S. 308.

Distanzwerte wie in den vorigen drei Tabellen ist aus Gründen des Umfangs in dieser Arbeit nicht möglich. Die ausführlichen qualitativen Analysen in Kap. 6.2 nehmen jedoch Bezug auf relevante und auffällige sprachliche Merkmale in den Einzelbriefen sowie die dahinter stehenden linguistischen Analysen.

4.2 Schreiberauswahl für die Nähe-Distanz-Analysen

Individuelle Schreiberinnen und Schreiber und deren sprachliche Flexibilität bilden Ausgangspunkt und Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit. Deshalb orientiert sich auch die Datenauswahl für die Nähe-Distanz-Analysen an Einzelschreibern und verzichtet auf deren vorschnelle Zuordnungen zu Kategorien wie sozialer Schicht, die ohnehin einen fraglichen linguistischen Nutzen besitzen und viel eher individuelle Schreibfähigkeiten verdecken (vgl. Kap. 2.4.b). Im Folgenden werden unterschiedliche Kriterien vorgestellt, mittels derer eine für diese Arbeit geeignete Auswahl aus dem mehrere hundert Schreiber umfassenden Korpus historischer Patiententexte erfolgt. Abschnitt (a) thematisiert die textexternen Faktoren Ort, Zeit, Geschlecht und Beruf, Abschnitt (b) die textinternen Faktoren Briefftyp, Textumfang, Briefdatum und Vollständigkeit der Texte. Abschnitt (c) stellt tabellarisch das Ergebnis der Schreiberauswahl vor.

(a) Textexterne Faktoren zur Schreiberauswahl

Bei den Nähe-Distanz-Analysen werden nur süddeutsche Briefe aus der psychiatrischen Anstalt Kaufbeuren-Irsee untersucht. Einerseits führte die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführte umfangreiche Erschließung von Patiententexten im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren zu einer großen Anzahl und Vielfalt an Patientenbriefen von dort (vgl. Kap. 3.2.2), sodass die weiteren Kriterien zur Schreiberauswahl am ehesten mit Texten aus dieser Einrichtung zu erfüllen sind. Andererseits wurde das Nähe-Distanz-Modell gerade auch an den süddeutschen Briefen entwickelt und erprobt. Dieses Modell ist zwar universalpragmatisch fundiert (vgl. Kap. 4.1.1), seine Merkmale prägen sich aber historisch-einzelsprachlich aus und können nicht ohne Weiteres für die Analyse etwa englischsprachiger Patientenbriefe genutzt werden. Der Einbezug norddeutscher Briefe und ein Vergleich mit deren konzeptioneller Ausgestaltung wäre zwar durchaus lohnenswert, erscheint aber ohne genaue Überprüfung der einzelnen Diskursmerkmale problematisch.¹²⁴ Weitere Beschränkungen zur regionalen Herkunft der süddeutschen Patienten in Kaufbeuren-Irsee erfolgen jedoch nicht.

Ähnlich wie aus den regionalen können sich auch aus den zeitlichen Unterschieden Schwierigkeiten für Nähe-Distanz-Analysen ergeben, da einige Merkmale ihren konzeptionellen Charakter im Laufe der Zeit verändern können (vgl. Kap. 4.1.2.1). Je kleiner der

¹²⁴ So gilt im aktuellen Modell etwa die Verwendung von Präteritum, Plusquamperfekt und Futur jeweils bei 3a: Grammatische Verfahren als distanzsprachlich, was so nicht direkt auf das Norddeutsche übertragbar sein dürfte (vgl. Fischer 2018).

Untersuchungszeitraum, desto geringer sind hier mögliche Probleme. Diesbezüglich ist der im Band von Ágel & Hennig (2006) gewählte Zeitraum, der sowohl das ältere als auch jüngere Neuhochdeutsche von 1650 bis 2000 umfasst, wegen der vielfältigen sprachhistorischen Veränderungen in dieser Zeit (vgl. Elspaß 2008a) als deutlich problematischer zu bewerten als die Datengrundlage der vorliegenden Arbeit. Diese ist bereits durch die Überlieferungslage (ab Eröffnung der Anstalt Irsee 1849) und Datenerhebung (bis in die 1930er-Jahre) auf etwa ein Viertel des vorigen Zeitraums beschränkt. Natürlich traten in diesen etwa 80 Jahren ebenfalls Veränderungen auf, die aber als weniger tiefgreifend zu bewerten sein dürften als aus einem etwa 350 Jahre umfassenden Zeitraum.¹²⁵ Auf Grund der Vernachlässigung des 19. Jahrhunderts in der traditionellen Sprachgeschichte (vgl. Kap. 2.2) fehlen aber oftmals detailliertere empirische Untersuchungen, was die Einschätzung mancher Phänomene erschwert; somit wird im Zweifelsfall auf eine Annotation als nahe- oder distanzsprachlich verzichtet. Bei der Schreiberauswahl soll aber der vorhandene Zeitraum voll ausgeschöpft werden, da hierbei eventuell diachrone Veränderungen zu beobachten sind, die über die Einzelphänomene hinausgehen.

Unproblematisch ist dagegen die Berücksichtigung einer Ausgewogenheit beider Geschlechter. Anders als in vielen anderen historischen Korpora (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2017: 26) besteht bei den süddeutschen Patientenbriefen kein Mangel an Schreiberinnen. Der leichte Überhang männlicher Briefschreiber in frühen Jahrzehnten (vgl. S. 102, Abb. 11) hat auf die Auswahl geeigneter Schreiber keinen Einfluss.

Die in den Patientenbriefen auftretende Vielfalt von Berufsgruppen (vgl. S. 103, Abb. 12) repräsentativ abzubilden, würde sich dagegen etwas schwieriger gestalten, da bestimmte Berufsgruppen unter den Schreibern seltener vorkommen. Zudem ist die Zuordnung von Frauen zu einer Berufsgruppe oftmals schwierig, da es im 19. Jahrhundert üblich war, nur den Beruf des Vaters oder Ehemanns anzugeben. Da anzunehmen ist, dass ein sozialer Auf- oder Abstieg eher die Ausnahme darstellte, erscheint eine Gruppenzuordnung von Frauen aufgrund des Berufs ihrer Väter oder Ehemänner generell sinnvoll (vgl. Rutten & van der Wal 2014: 10). Insgesamt werden die Patienten in dieser Arbeit aber ohnehin nicht starr als Stellvertreter bestimmter sozialer Gruppen betrachtet. Vielmehr sollen individuelle Schreibbiographien zur Beurteilung der schriftsprachlichen Kompetenz herangezogen werden (vgl. Kap. 2.4.b). Damit gilt der Beruf der Patienten eher als zusätzliche kontextuelle Information denn als ein strenges Auswahlkriterium. Auf eine gewisse Vielfalt unterschiedlicher Berufsfelder und sozialer Schichten wird dennoch bei der Schreiberauswahl Rücksicht genommen.

¹²⁵ Etwa lassen sich einige Bewertungs- und Frequenzwandel beobachten wie bei afiniten Nebensatzkonstruktionen und der Inversion nach *und*, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu syntaktischen Prestigesignalen entwickeln (vgl. von Polenz 1999: 351; Neumann 2019: 273).

(b) Textinterne Faktoren zur Schreiberauswahl

Von zentraler Bedeutung bei der Schreiberauswahl sind textinterne Faktoren. Da es in der vorliegenden Arbeit nicht nur um Vergleiche von Schreibern untereinander geht, sondern vor allem um intraindividuelle Variation, werden nur solche Patienten zur Untersuchung herangezogen, von denen auch mehrere Briefe überliefert sind. Diese sollen ein breites Spektrum unterschiedlicher privater und offizieller Adressaten abbilden.

Um eine gewisse Aussagekraft der quantitativen Analysen zu erreichen, werden bevorzugt solche Schreiber untersucht, von denen jeweils mindestens zwei private und offizielle Briefe vorhanden sind. Damit lässt sich einerseits das Modell validieren, wenn die Briefe des gleichen Typs auch zu ähnlichen Resultaten führen. Andererseits sinkt bei größerer Textmenge die Gefahr zufälliger Ausreißer. Eine feste Untergrenze der Textlänge wurde nicht gesetzt; bei der Möglichkeit einer Auswahl unter mehreren Texten wurde aber auf die sehr kurzen mit um die hundert oder noch weniger Wörtern verzichtet. Aber auch kurze Briefe bilden abgeschlossene kommunikative Akte mit erkennbarer Nähe- oder distanzsprachlicher Konzeption und werden in die Analysen mit einbezogen. Da die makrostrukturellen Merkmale in jedem Brief unabhängig von der Textlänge erfasst werden, kann die Berücksichtigung dieser Merkmale zu einer Stabilisierung von Analysen kurzer Texte beitragen. Sehr lange Briefe mit mehreren tausend Wörtern können prinzipiell ebenfalls Teil von Untersuchungen bilden. Der Zeitaufwand der Annotation steigt jedoch mit der Zahl der Wörter. Auf Kürzungen langer Briefe wird verzichtet, da hierdurch die Vergleichbarkeit der Analysen gefährdet werden könnte. Vor allem Kürzungen am Beginn und Ende würden sowohl makrostrukturelle Kategorien als auch die dort typischerweise erscheinende Formelhaftigkeit nicht mehr erfassen. Generell erscheint es sinnvoller, bei einem Schreiber mehrere Briefe miteinander vergleichen zu können, als den Nähe- und Distanzwert nur eines oder weniger sehr langer Texte zu ermitteln. Insgesamt ist immer die jeweils konkrete Überlieferungssituation ausschlaggebend für die Auswahl der Briefe.

Denn neben Ausgewogenheit von Briefftypen und Textlängen spielt auch das Schreibdatum eine gewisse Rolle. Es ist vorteilhaft, Texte aus einem möglichst großen Zeitspektrum während des Anstaltsaufenthaltes eines Patienten zu bearbeiten, um auch individuelle Langzeitveränderungen, die oft auf Veränderungen im Gesundheitszustand zurückführbar sind, erfassen zu können. Aber auch sehr kleine Zeiträume können aufschlussreich sein. Manchmal bietet sich etwa die Möglichkeit, zwei am gleichen Tag geschriebene Briefe an unterschiedliche Adressaten miteinander zu vergleichen, was durch externe Faktoren ausgelöste Veränderungen nahezu ausschließt und eine Untersuchung adressatenabhängiger Variation ‚in Reinform‘ ermöglicht (vgl. S. 223, Fn. 60).

Oft entfällt auch eine Auswahl von Briefen, wenn nur eine geringe Textmenge überliefert ist, die dann vollständig untersucht werden kann. Teilweise eignen sich Briefe wegen mangelnder Lesbarkeit und/oder Verstehbarkeit als Folge des schlechten Gesundheitszustands eines Patienten nicht für Nähe-Distanz-Analysen. Derartige Dokumente bilden wertvolle Zeugnisse für patholinguistische Untersuchungen, können wegen Mangels an Kohärenz und grammatischen Strukturen aber nicht sinnvoll sprachlich analysiert werden

(vgl. Kap. 2.5.d). Zudem werden fragmentarisch überlieferte Texte nicht untersucht, da hierbei das gleiche Problem wie bei Kürzungen vorliegt, also für die Analyse zentrale Textbestandteile meist fehlen. Von Schreibern selbst nicht fertig gestellte oder als Entwurf vorliegende Texte können dagegen durchaus in die Untersuchungen einbezogen werden, da weniger äußere Umstände, sondern das Handeln der Schreiber ausschlaggebend für den Textzustand ist.

Bei Schreibern, von denen Dutzende Briefe überliefert sind, kann nur ein Teil ihrer Texte den recht aufwändigen Nähe-Distanz-Analysen unterzogen werden. Bei der Textauswahl soll dabei primär auf eine gewisse Ausgewogenheit von Adressaten geachtet werden, um damit spätere Verzerrungen der Nähe- und Distanzprofile in eine Richtung zu vermeiden. Bei vielfältigen Adressaten und eher kurzen Briefen werden generell mehr Briefe analysiert als bei sich wiederholenden Adressaten und langen Briefen. Es ist davon auszugehen, dass sich ab einer gewissen Zahl von Annotationen zufällige Schwankungen ausgleichen und valide Ergebnisse zustande kommen. Bei der Textarbeit hat sich gezeigt, dass bei etwa 500 bis 800 Annotationen der Einbezug weiterer Briefe meist kaum noch neue Erkenntnisse zu einem individuellen Schreiberprofil liefert, sondern die bisherigen Befunde nur noch stützt.¹²⁶ Bei geringerer Überlieferungsmenge muss man sich mit weniger Annotationen und womöglich unvollständigeren Schreiberprofilen begnügen. Es kann sich aber durchaus auch lohnen, bis zu 1000 Annotationen durchzuführen, um breite Einblicke in die Schriftsprache von Patienten zu erlangen. Deshalb soll dies als Richtwert für eine Obergrenze durchzuführender Annotationen festgelegt werden, der in bestimmten Fällen aber auch überschritten werden kann. Dies ist bei komplexen Entstehungskontexten von Briefen oder bei Schreibern mit schwer zu erklärenden diachronen Veränderungen erforderlich.¹²⁷ Als methodische Konsequenz bei der Briefauswahl ist jedenfalls festzuhalten, dass diese während den Annotationen immer noch hinterfragt und gegebenenfalls modifiziert werden sollte, da sich oft erst dabei schreiberspezifische Details herausstellen.

¹²⁶ Knapp 500 Annotationen genügten etwa bei Ignaz L. (kfb-1145), von dem nur 2 Privatbriefe, dagegen aber 13 offizielle Briefe und 3 Briefskizzen/Fragmente überliefert sind. Ausgewählt für die Nähe-Distanz-Analysen wurden die beiden Privatbriefe und 5 der offiziellen Briefe; weitere Analysen offizieller Briefe bringen hier wohl kaum noch neue Erkenntnisse. Gut 800 Annotationen wurden bei 3 offiziellen und 3 privaten Briefen von Crescenz H. (kfb-844) durchgeführt. Die Privatbriefe sind alle an ihren Bruder gerichtet und ergeben sehr ähnliche Nähe- und Distanzwerte, sodass eine Erweiterung der Analysen ebenfalls kaum lohnenswert erscheint.

¹²⁷ Bei zwei Schreibern wurde der Wert von 1000 Annotationen deutlich überschritten. Einerseits bei Martin B. (kfb-1621) mit knapp 2000 Annotationen bei Briefen aus seiner Hand und zusätzlich gut 600 bei nicht selbst verfassten Briefen. Seine Briefe werden für weitere Untersuchungen herangezogen (vgl. Kap. 5 & Kap 7.3), sodass sich eine vollständige Annotation lohnt. Andererseits erfolgen bei Mathilde W. (kfb-2871) knapp 1300 Annotationen, da bei ihr zusätzlich zum Adressaten noch ihre Stimmungslage zum Schreibzeitpunkt eine Rolle spielt (vgl. Kap. 8.1.2), was nur bei Einbeziehung mehrerer Briefe sinnvoll erfasst werden kann.

(c) Ergebnis: Ausgewählte Schreiber

Auf der Grundlage der in den vorigen Abschnitten entwickelten Kriterien werden für die Nähe-Distanz-Analysen 22 Patienten ausgewählt, 11 männliche und 11 weibliche. Dazu werden Briefe von 6 ihrer Angehörigen untersucht, sodass es sich insgesamt um 28 Schreiber handelt. Tab. 13 gibt eine Übersicht zu diesen Schreibern, von denen insgesamt 191 Briefe mit ca. 70 500 Wörtern analysiert werden (*pp* = Privatbrief von Patient, *po* = offizieller Brief von Patient, *ap* = Privatbrief von Angehörigem, *ao* = offizieller Brief von Angehörigem). Teilweise handelt es sich um nicht-autographe Briefe, die mit vorangestelltem *n* markiert sind. Insgesamt werden 17 486 Annotationen durchgeführt. Zu Detailvorstellungen der Schreiber siehe die entsprechenden Abschnitte von Kap. 6.2.

<i>Schreiber</i>	<i>Aufenthalt(e) in Kaufbeuren-Irsee</i>	<i>Analysierte Briefe</i>	<i>Wörter, Annotationen</i>
Katharina W. (kfb-35), *1810/11 Bierbrauersfrau, verh.	1850–51 ¹²⁸	4 (2pp, 2po)	W.: 1418 A.: 392
Hans A. (kfb-80), *1901 Lehrling, led.	1917–31 (†)	8 (2pp, 6po)	W.: 1793 A.: 509
Friedrich v. M. (kfb-102), *1826 Accessist, led.	1856–57	7 (3pp, 4po)	W.: 1710 A.: 455
Caroline K. (kfb-102-A), *? Pfarrerswitwe, verwitw.	– (Freundin von Friedrich von M.)	2 (1ap, 1ao)	W.: 808 A.: 174
Anna H. (kfb-120), *1834 Zimmermannstochter, led.	1854–58	6 (4pp, 2po)	W.: 2352 A.: 491
Anna S. (kfb-120-A), *? Schwertfegersfrau, verh.	– (Mutter von Anna H.)	4 (1ap, 2ao, 1nao)	W.: 1066 A.: 261
Louise M. (kfb-427), *1815 Privatiersfrau, verh.	1853–59	10 (6pp, 4po)	W.: 1653 A.: 431
Crescenz H. (kfb-844), *1844 Zieglerstochter, led.	1886–97 (†)	6 (3pp, 3po)	W.: 3649 A.: 813
Karolina H. (kfb-846), *1816 Schäfflerstochter, led.	1855–88 (†)	6 (4pp, 2po)	W.: 1582 A.: 393
Katharina S. (kfb-846-A), *? ?, verh.	– (Schwester von Karolina H.)	3 (1ap, 2ao)	W.: 1188 A.: 298
Georg B. (kfb-966), *1851 Buchhalter, verh.	1877–1904 (†)	8 (6pp, 2po)	W.: 2699 A.: 618
Ignaz L. (kfb-1145), *1820/21 Kassa-Controllleur, verh.	1866–74 (†)	7 (2pp, 5po)	W.: 2096 A.: 480
Caritas S. (kfb-1276), *1830 Zugeherin, led.	1888–89; 1890–91	6 (4pp, 2po)	W.: 1707 A.: 419

¹²⁸ Die Patientin wurde 1851 wieder aus der psychiatrischen Anstalt entlassen. Bei in der Einrichtung verstorbenen Patienten wird das Symbol † abgedruckt.

<i>Schreiber</i>	<i>Aufenthalt(e) in Kaufbeuren-Irsee</i>	<i>Analysierte Briefe</i>	<i>Wörter, Annotationen</i>
Martin B. (kfb-1621), *1832 Tagelöhner, verh.	1890–1906 (†)	22 (10pp, 5po, 2npp, 5npo)	W.: 10891 A.: 2632
Karolina B. (kfb-1621-A), *1840/41, Wäscherin, verh.	– (Ehefrau von Martin B.)	5 (2ap, 2ao, 1nao)	W.: 1580 A.: 451
Johannes G. (kfb-1623), *1851 Zimmergeselle, led.	1874–1905 (†), mit Unterbrechungen	9 (6pp, 3po)	W.: 2823 A.: 696
Andreas P. (kfb-1728), *1871 Maurer, Musiker, led.	1891–1904 (†)	4 (4pp)	W.: 2851 A.: 847
Georg P. (kfb-1728-A), *1867 ?, ?	– (Bruder von Andre- as und Vitus P.)	1 (1ap)	W.: 268 A.: 65
Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A), *1828, Straßenwärter, verwitw.	– (Vater von Andreas und Vitus P.)	6 (1ap, 4ao, 1nao)	W.: 601 A.: 219
Georg S. (kfb-1763), *1831 Mahlknecht, led.	1863–64; 1882–1916 (†)	11 (4pp, 7po)	W.: 5353 A.: 1013
Vitus P. (kfb-1901), *1860 Kutscher, led.	1887–99 (†)	4 (1pp, 3po)	W.: 998 A.: 264
Cosmas R. (kfb-2108), *1825/26 Schuhmachermeister, verh.	1872–82 (†)	6 (4pp, 2po)	W.: 1291 A.: 417
Anna S. (kfb-2325), *1866 Privatiere, led.	1892–93; 1900–01; 1911–42 (†)	7 (2pp, 5po)	W.: 2962 A.: 640
Maria E. (kfb-2817), *1848 Dienstmagd, led.	1897–1923 (†)	10 (4pp, 6po)	W.: 3601 A.: 1059
Maria C. G. (kfb-2827), *1845 Bauerstochter, led.	1877; 1878–79; 1880–1923 (†)	9 (7pp, 2po)	W.: 3358 A.: 861
Mathilde W. (kfb-2871), *1852 Ingenieursgattin, verh.	1891–1922 (†)	11 (5pp, 6po)	W.: 5549 A.: 1291
Magdalena R. (kfb-2950), *1887 Dienstmädchen, led.	1923–36	6 (3pp, 3po)	W.: 3618 A.: 1033
Albert R. M. (kfb-3796), *1866 Kunstmaler, led.	1908–10 (†)	3 (1pp, 2po)	W.: 1041 A.: 264

Tab. 13: Schreiberauswahl für die Nähe-Distanz-Analysen

4.3 Methoden für Detailanalysen zur intraindividuellen Variation

Das in den vorigen Kapiteln entwickelte Nähe-Distanz-Modell erstellt auf der Basis zahlreicher sprachlicher Merkmale für jeden Brief jeweils einen Wert für Nähe- und Distanzsprachlichkeit und vergleicht damit die Briefe eines Schreibers und auch mehrerer Schreiber untereinander. Die Aufsummierung der einzelnen Merkmale zu den beiden Werten kann dabei aber aufschlussreiche Variationsphänomene überdecken. Sowohl sprachliche Kreativität als auch Flexibilität innerhalb von Einzeltexten lässt sich nur in Detailanalysen einzelner Briefe nachweisen, was die Nähe-Distanz-Analysen schärfen, erweitern und auch korrigieren kann. Von Interesse ist im Folgenden, wie sich intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten (vgl. Kap. 4.3.1) und in individuellen Diachronien (vgl. Kap. 4.3.2) zeigt. Methodologisch relevant sind auch Überlegungen zur Weiternutzung bereits durchgeführter Annotationen für die neu perspektivierten Auswertungen, was sowohl die Kohärenz der Arbeit stärken als auch den Annotationsaufwand verringern soll.

Der Detailgrad der Analysen muss bei der Betrachtung intraindividuelle Variation in Einzeltexten sowie auch bei individuellem Sprachwandel größer sein als bei den bisherigen Nähe-Distanz-Analysen, was eine Einschränkung der zu untersuchenden Datenmenge erfordert. Die Reduktionen erfolgen dabei in zweierlei Richtung; einerseits stehen noch stärker als zuvor einzelne Individuen und deren sprachliches Handeln im Fokus, andererseits erfolgt eine Beschränkung auf Einzelphänomene. Das Vorgehen soll jedoch weiterhin qualitative mit quantitativen Methoden verknüpfen.

4.3.1 Intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten

Intraindividuelle Variation in Einzeltexten ist oftmals frei und nicht funktional erklärbar. Dabei handelt es sich nach Auer (1986) um *Code-Fluktuationen*, die für natürliche Sprachen typisch sind und bei denen die jeweilige Häufigkeit einer Variante von sprachexternen Faktoren wie der regionalen und sozialen Herkunft eines Schreibers beeinflusst wird. Teilweise lässt sich Variation in Einzeltexten aber erklären, was im Folgenden durch inhaltsabhängige und inhaltsunabhängige Faktoren geschieht. Hinsichtlich inhaltsabhängiger textinterner Variation wird im Folgenden näher auf (a) sprachliche Kreativität in Form von poetischem Sprachgebrauch und Codeswitching sowie (b) Appelle im Textverlauf eingegangen, bei inhaltsunabhängiger textinterner Variation auf (c) Einflüsse von Müdigkeit, Eile und Aufmerksamkeit bzw. Konzentration auf den Schreibprozess.

(a) Sprachliche Kreativität: Poetischer Sprachgebrauch und Codeswitching

Die wohl auffälligste Form von Variation innerhalb eines Textes stellt Codeswitching dar, ein punktueller Wechsel von einer Sprache bzw. Varietät in eine andere (vgl. Kap. 2.2). Daneben zeichnen Patienten oftmals einzelne Passagen ihrer Briefe durch poetischen Sprachgebrauch aus. Beide Phänomene werden in den Parametern der Nähe-Distanz-Analysen berücksichtigt (vgl. Kap. 4.1.3). Codeswitching wird in Rollenparameter 1b

unter ‚Konstruktionsübernahmen‘ annotiert (sowohl nahe- als auch distanzsprachlich), poetischer Sprachgebrauch als distanzsprachliches Merkmal in Situationsparameter 3d ‚(Rede)wendung, poetischer Stil‘ und als nahesprachliches Merkmal bei Rollenparameter 1a als eine Form der ‚Kontaktwiederherstellung im engeren Sinne‘. Im Folgenden werden beide Phänomene definiert und Methoden zu deren Erfassung in den zu untersuchenden Patientenbriefen diskutiert. In Kap. 7.1 werden das Auftreten und die Funktionen dieser Merkmale bei Näheschreibern sowie auch in Briefen des Dienstmädchens Magdalena R. (kfb-2950) untersucht. Bei diesen Schreibern ist sprachliche Kreativität und selbstbestimmtes sprachliches Handeln weniger zu erwarten als bei Schreibern mit höherer Schulbildung, was sich jedoch nicht bestätigen wird.

Hinsichtlich des poetischen Sprachgebrauchs wird einerseits auf die bekannte Definition von Jakobson (1979: 94) zurückgegriffen: „Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination.“ Äquivalente Strukturen können dabei auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen auftreten und unterschiedliche rhetorische Stilfiguren bedingen, etwa in der Lautung (z. B. Reim), Lexik (z. B. Anapher) und Syntax (z. B. Parallelismus). Die Definition poetischen Sprachgebrauchs soll jedoch nicht auf die strukturelle Ebene beschränkt bleiben, sondern auch die intertextuellen Bezüge einer Sprachsequenz berücksichtigen, die an bestimmte Textmuster oder Inhalte anknüpfen kann. Damit sollen literarische Kleinformen wie Redewendungen, Witze, kurze Lieder und Gebete sowie auch literarische und biblische Bezüge als poetisch klassifiziert werden. Abhängig vom Inhalt (ernst vs. heiter), der Herkunft (literarisch/biblisch vs. alltäglich) und der verwendeten sprachlichen Mittel (formell/archaisch vs. alltagssprachlich) wird eine solche Passage dann als nahe- oder distanzsprachlich klassifiziert.

Codeswitching wird definiert als abrupter, meist punktueller Wechsel des sprachlichen Codes innerhalb einer Sprachäußerung.¹²⁹ Der Wechsel kann zwischen unterschiedlichen Sprachen oder auch zwischen den Varietäten einer Sprache erfolgen. Ersteres erscheint bei ‚einfachen Schreibern‘ recht selten, teilweise gibt es aber auch bei diesen Bemühungen zur Verwendung des Französischen als Bildungssprache (vgl. Schiegg & Sowada (2019) und Fn. 132). Da es insbesondere bei historischen Texten oftmals weder formal noch funktional möglich und angemessen erscheint, einen Unterschied zwischen dem Wechsel in eine andere Sprache und dem in eine andere Varietät derselben Sprache zu machen (vgl. Putter 2011: 285) und dabei auch die Gefahr bestünde, Sprachen mit Standardsprachen

¹²⁹ Die Arbeit folgt damit prinzipiell dem *Matrix Language Frame*-Modell (vgl. Myers-Scotton 2004) der modernen Codeswitching-Forschung, das von einer Matrixsprache ausgeht, in die Codeswitching-Elemente eingebettet werden. Vgl. auch Muysken (2000) zur Vorstellung von Codeswitching als Einbettung in eine Matrixsprache (*Insertion*) oder kompletten Umschlag in eine andere Varietät (*Alternation*). Vgl. bereits die Differenzierung von *Einschaltung* vs. *Umschaltung* bei Stolt (1964: 44). Wegen der Etablierung des Begriffs *Codeswitching* in der Germanistik als fachsprachlich lexikalisierte Terminus wird das Kompositum in dieser Arbeit zusammengeschrieben (vgl. Glaser, Prinz & Ptashnyk 2021).

gleichzusetzen (vgl. Auer 2010: 461), wird in der vorliegenden Arbeit auch der Wechsel zwischen mehreren Varietäten als Codeswitching bezeichnet.¹³⁰

Die Erfassung von Codeswitching in bilingualen Sprachäußerungen ist mit keinen größeren Schwierigkeiten verbunden, insofern der strukturelle Unterschied der Sprachen hinreichend groß ist, um den Wechsel leicht erkennen zu können. Auch innersprachliches Codeswitching ist besonders gut erfassbar, wenn zwei Varietäten klar abgrenzbar sind. Dies ist meist der Fall bei Codeswitching in norddeutschen Texten, das bei Texten unroutinierter Schreiber des 19. Jahrhunderts oftmals zwischen dem (norddeutschen) Hochdeutsch und dem Niederdeutschen zu beobachten ist (vgl. Kap. 2.2). Im Süden des deutschen Sprachraums herrscht dagegen ein Kontinuum zwischen (süddeutschem) Hochdeutsch, Regionalsprachen und Dialekten vor, wobei pragmatische Faktoren wie Kommunikationspartner, Sprechsituation und Thema die Auswahl der Varianten aus dem komplexen Varietätenspektrum zwischen konzeptioneller Nähe und Distanz steuern (vgl. König, Elspaß & Möller 2019: 135).

Das Heranziehen rein struktureller Methoden zur Erfassung von Codeswitching ist in süddeutschen Patientenbriefen somit oft nicht ausreichend, weshalb diese mit funktionalen Untersuchungen der betreffenden Textpassage kombiniert werden sollen.¹³¹ Zusätzlich muss das individuelle sprachliche Repertoire eines Schreibers Berücksichtigung finden. Dieser methodische Dreischritt zur Klassifikation eines sprachlichen Segments als Codeswitching sowie zur Abgrenzung von einer Code-Fluktuation wird im Folgenden an einem schwierigeren Beispiel illustriert. In der Regel ist Codeswitching jedoch recht leicht auch als ein solches zu erkennen, insbesondere bei Kookkurrenz mehrerer strukturell auffälliger sprachlicher Merkmale. Allerdings wird im Folgenden keine strukturelle Untergrenze des Umfangs einer Codeswitching-Passage festgelegt, sodass eine solche selbst bei Einzelexemen oder sogar bei Einzellauten vorliegen kann, insofern diese funktional interpretiert werden können (vgl. Auer 2010: 461).¹³²

Der Schneider Pius G. (kfb-936) variiert in seiner 1883 verfassten Lebensgeschichte unter anderem bei seinen Pronomen zwischen schriftsprachlichen und regional-süddeutschen Varianten. So verwendet er bei den Personalpronomen der 1. Person Nominativ

¹³⁰ Teilweise findet sich auch in der historischen Sprachwissenschaft eine begriffliche Unterscheidung, etwa durch *Style Shifting* bei Pahta & Nurmi (2009: 30), womit diese „for clarity’s sake“ monolinguales Codeswitching bezeichnen. Hernández-Campoy (2016: 44) betont ebenfalls die funktionale Vergleichbarkeit von mono- und bilinguaem Codeswitching.

¹³¹ Vgl. Gumperz (1982) grundlegend für funktionale Erklärungen und Kategorisierungen von Codeswitching, vgl. Schendl (2015: 234) und Pahta & Nurmi (2009: 30) zu einer Übertragung auf historisches Codeswitching. Auch die Definition und Typologie von Codeswitching bei Auer (1999: 310) ist funktional ausgerichtet: „the juxtaposition of two codes (languages) is perceived and interpreted as a locally meaningful event by participants“.

¹³² Vgl. dazu den ungewöhnlichen Akzent in „Pestié“ (,Bestie‘), mit dem Pius G. (kfb-936) ein Wort ans Französische anlehnen möchte, um dadurch gegenüber dem adressierten Oberregierungsrat (19.09.1892) gebildeter zu wirken (vgl. Schiegg & Sowada 2019: 779).

Plural meist das schriftdeutsche *wir* (32 Belege), gelegentlich aber auch das süddeutsche *mir* (3 Belege; vgl. SBS Bd. 9.2: Karte 233). Es liegen somit strukturelle Wechsel in eine regional markierte Varietät vor, die allerdings in keinem der Fälle funktional interpretiert werden können und auch für den schriftlichen Sprachgebrauch des Schreibers recht unauffällig sind, da dort regelmäßig nicht-schriftsprachliche Varianten erscheinen. Bsp. (125a) zeigt eine kurze Passage, innerhalb der *wir* und *mir* wohl zufällig auf kleinem Raum nebeneinander variieren. Andere Elemente des Satzes sind als schriftsprachlich zu charakterisieren, so besonders die beiden Präteritalformen und die Temporaladverbien in Form erstarrter Genitive. Somit ist bei *mir* von einer *Code-Fluktuation* (vgl. Auer 1986: 119) auszugehen, die keine lokale Bedeutung aufweist, aber als Indikator für die Herkunft des Schreibers und dessen schriftlichen Sprachgebrauch dienen kann.

- (125) a. andern Tags gingen **wir** nach Wahlstadt, wo **mir** Mitags asen
 b. Es war Dreifaltigkeits Sonntag 78 Mitag 2 Uhr von dort weis ich nichts mehr von mir bis Montag in der früh 3 Uhr! Da ging Einer Namens M. [Nachname gekürzt] zum Mähen schrie zum Fenster hinein **Pius kenst mie!?** Die Antwort **ja dan geh ich adjee**.
Schneider Pius G. (kfb-936), Lebensgeschichte, 06.04.1883

Ein strukturell ähnliches Phänomen liegt in Bsp. (125b) vor, in dem Pius G. das Personalpronomen der 1. Person Akkusativ Singular in süddeutscher, gekürzter Form (vgl. König & Renn 2007: 52) als „mie“ wiedergibt. Diese Form verwendet der Schreiber nur einmal in diesem Text, die schriftdeutsche Vollform *mich* dagegen 50-mal. Anders als in Bsp. (125b) erscheinen in direkter Umgebung noch weitere Phänomene, die auf konzeptionelle Mündlichkeit deuten: So findet sich in der Frage des M. die typisch gesprochen sprachliche Ersparung des Subjektpronomens *du* sowie zur graphischen Hervorhebung des rufend geäußerten Satzes („schrie“) eine Doppelung der expressiven Interpunktionszeichen „!?““. Es folgt eine dialogische Struktur mit der von Pius G. geäußerten Antwortpartikel „ja“ und der Reaktion von M. wiederum darauf „dan geh ich adjee“. Bei Letzterer fällt besonders die Verschriftung des Abschiedsgrußes *Adieu*¹³³ mit doppeltem *e* auf, was die gesprochen sprachliche Entrundung von /ö:/ zu /e:/ anzeigt (König & Renn 2007: 46). Ebenfalls findet sich in „geh“ eine Apokope des auslautenden Schwa-*e*, ein recht seltenes Phänomen bei diesem Schreiber.

Diese Häufung konzeptionell mündlicher Marker (vgl. Labov 1972b: 237), die zudem teilweise noch recht auffällig im Sprachgebrauch des Pius G. sind, spricht aus struktureller Sicht für eine Codeswitching-Passage. Eine funktionale Interpretation bestätigt dies. So handelt es sich hier um die Wiedergabe einer dialogischen Struktur, die auch in anderen Patiententexten häufig in Form von Codeswitching erfolgt (vgl. Schiegg 2016a: 73). Hierbei wird zur Stärkung der Authentizität oftmals auf realitätsnähere, also die in der gesprochenen Sprache verwendeten Varianten, zurückgegriffen. Bsp. (125b) erfüllt damit

¹³³ Vor seiner Stigmatisierung während des 1. Weltkriegs war das französische Lehnwort *adieu* (von *a dieu*) eine geläufige Abschiedsformel im Deutschen (vgl. Pfeifer 2005: 12).

alle drei Kriterien des oben genannten methodischen Dreischritts zur Klassifikation einer Passage als Codeswitching. Im Nähe-Distanz-Modell würde diese im Rollenparameter 1b als nächsprachliche ‚Konstruktionsübernahme‘ klassifiziert.

Distanzsprachliche ‚Konstruktionsübernahmen‘ (Rollenparameter 1b) sind in Patiententexten selten. Ein solcher Fall liegt in Bsp. (126) vor, das aus einem recht nächsprachlichen Brief der Dienstmagd Maria E. (kfb-2817) stammt (vgl. Kap. 6.2.2.3). Dort zitiert sie ihren Vormund und verwendet das Fremdwort *konstatieren*, das in ihrem Text auffällt und als direkte Wiedergabe des (förmlichen) Gesprochenen dieser Person zu klassifizieren ist.

(126) Herr Curater sagte **müsse constadirt sein**

Dienstmagd Maria E. (kfb-2817), Brief an Bruder, 05.05.1899

Auch biblische Passagen und Lieder beinhalten oftmals formellere und archaische Varianten, die als eine Form von Codeswitching klassifiziert werden können (vgl. Schiegg 2016a: 70), in der vorliegenden Arbeit aber in den Bereich des ‚poetischen Stils‘ integriert werden. Da jeweils eine doppelte Distanz-Gewichtung vorgenommen wird, ist die Zuordnung für die Ermittlung von Distanzwerten unerheblich, und bei einer Einzelschreiberanalyse sind die entsprechenden Passagen ohnehin im Detail zu analysieren.

(b) Appelle im Textverlauf

Meist sind Patientenbriefe als polyfunktional zu charakterisieren und enthalten, insbesondere wenn es Privatbriefe sind, neben appellativen und informierenden auch kontaktfördernde Bestandteile.¹³⁴ Die Briefe bestehen damit aus mehreren kommunikativen Handlungen, die sich einzelnen Textsegmenten zuordnen lassen sollten. Dies führt Neumann (2019) in seiner Untersuchung zu historischen Soldatenbriefen durch. Während es ihm vor allem darum geht, den Anteil der jeweiligen Funktionen in den Briefen sowie deren Variation hinsichtlich Dienstgrad der Schreiber und Adressaten zu ermitteln (vgl. Neumann 2019: 105), beobachtet er auch bestimmte Verteilungen der Textfunktionen im Briefverlauf. So erscheinen Kontaktabschnitte überwiegend am Briefbeginn und Briefende (vgl. Neumann 2019: 98), Appelle zur Übermittlung von Briefen oder zum Schreiben eines Antwortbriefs vor allem am Briefende (Neumann 2019: 102). Quantitativ überprüft wurde eine solche Verteilung allerdings noch nicht. In Patientenbriefen nimmt die Appellfunktion eine zentrale Rolle ein, da Briefe für die Schreiber meist die einzige Möglichkeit darstellten, etwas zur Veränderung ihrer Lage zu bewirken.

Im fünfteiligen Dispositionsschema der antiken Rhetorik, an dem sich Briefsteller noch lange orientierten (vgl. Schiegg 2020a), erscheint die Appellfunktion vor allem im Kontext der *petitio*, dem vierten von fünf Bestandteilen eines danach gestalteten Briefs und damit an ähnlicher Stelle wie in den Soldatenbriefen. Auch wenn Neumann (2019: 51) das Dispositionsschema charakterisiert als „zu starres Analyseraster, das der Flexibilität der Gliederung in Privatbriefen nicht ausreichend Rechnung trägt“, so kann es doch in

¹³⁴ Vgl. auch Elspaß (2005a: 143) zur Polyfunktionalität von Privatbriefen.

Untersuchungen offizieller Briefe wie Bittbriefe des 19. Jahrhunderts nützlich sein (vgl. Klenk 1997). Da in der vorliegenden Arbeit auch die Briefe routinierter Schreiber sowie offizielle Schreiben analysiert werden, ist es gut möglich, dass derartige Briefstrukturen darin besonders zutage treten. Auch muss hier die im 19. Jahrhundert aufkommende Textsorte der Behördenbriefe berücksichtigt werden, bei denen üblicherweise noch vor der *narratio* am Briefbeginn eine Art *Betreff*, die *propositio*, formuliert wird, welche die Form eines Appells annehmen kann, wenn es sich etwa um einen Bittbrief handelt (vgl. Klenk 1997: 123).

Insgesamt erscheint es lohnenswert, die Verteilung von Appellen im Textverlauf zu untersuchen, um mögliche Muster für inhaltsabhängige textinterne Variation aufzudecken. Neumann (2019: 78f.) beobachtet, dass „bestimmte sprachliche Strukturen, zum Beispiel explizit performative Formeln und äquivalente Satzmuster, eine kommunikative Funktion direkt zum Ausdruck bringen“. Besonders die Appellfunktion wird in seiner Studie in der „Mehrzahl der Belege [...] direkt signalisiert“ (Neumann 2019: 99). Die Annotationen des Nähe-Distanz-Modells der vorliegenden Arbeit bieten bereits geeignete Voraussetzungen zur Analyse von Appellen im Textverlauf, da sich diese im Modell in drei sprachlichen Merkmalen manifestieren (vgl. Kap. 4.1.3): im Rollenparameter 1c ‚direkte Aufforderung‘ (nähesprachlich) und ‚indirekte Aufforderung‘ (distanzsprachlich) sowie im Rollenparameter 1e ‚Illokutionsnuancierung: explizit performative Ausdrücke‘ bei performativen Verben in Appellfunktion. Somit ist es möglich, die auf diese Weise sprachlich signalisierten Appelle zu erfassen und hinsichtlich ihrer Verteilung im Textverlauf zu analysieren. Aufschlussreich erscheint dabei der Vergleich von unroutinierten und routinierten Schreibern bezüglich dieser Verteilung sowie hinsichtlich der Verwendung von direkten und indirekten Aufforderungen. Auch die lexikalische Ausdifferenzierung der performativen Verben in Appellfunktion verdient eine nähere Betrachtung.

Da die Annotationen des Nähe-Distanz-Modells allerdings nicht alle Textfunktionen repräsentieren – etwa besitzt die Inhaltsfunktion keine Entsprechung –, sind Angaben zum Anteil der Appellfunktion im Vergleich zu den anderen Funktionen wie bei Neumann (2019: 104) nicht möglich; für die Fragestellung zur textinternen Variation von Appellen sind solche aber auch nicht von Relevanz. Auch der Grad an Höflichkeit und Direktheit kann nur hinsichtlich der drei annotierten Gruppen – direkte Aufforderungen, indirekte Aufforderungen und explizite Performative in Appellfunktion – unterschieden werden. Feinere Subdifferenzierungen würden weitere qualitative Analysen und Systematisierungen von Aufforderungen¹³⁵ voraussetzen, was generell lohnenswert erscheint, aber für die Analyse zur Verteilung von Appellen im Textverlauf nicht erforderlich ist.

¹³⁵ Vgl. Hindelang (1978: 121–123) für eine Klassifikation von Aufforderungen.

(c) Müdigkeit, Eile und Aufmerksamkeit im Einzeltext

Während poetischer Sprachgebrauch, Codeswitching und Appelle abhängig vom Inhalt bzw. der pragmatischen Struktur der Briefe erscheinen, soll schließlich diskutiert werden, inwiefern auch vom Textinhalt unabhängige Faktoren Einfluss nehmen können auf sprachliche Variation im Textverlauf. So könnte sich eine äußere Veränderung der Verschriftungssituation während des Schreibens eines Textes auch auf den Sprachgebrauch auswirken, ebenso wie Veränderungen im Zustand des Schreibers selbst. Ersterer Fall liegt dann vor, wenn ein Schreiber gestört wird und unter veränderten Bedingungen seinen Brief fortsetzen muss. Ein solcher Vorfall ist jedoch nur zu rekonstruieren, wenn er in seinem Brief selbst erwähnt wird. So beginnt der Schuhmacher Karl S. (kfb-1877) am 28.07.1912 einen Brief an den Pfarrer seiner Heimatgemeinde mit Tinte, geht aber auf S. 2 zum Bleistift über. Nachdem er noch seinen Satz mit einem letzten Wort in Bleistift beendet, kommentiert er den plötzlichen Wechsel seines Schreibinstruments:

(127) Ich mus jez mit Stift schreiben es kam jemand u nahm mir Tinte u Feder. So jez geht der Brief wiedr seine gleichen Gang fort

Schuhmacher Karl S., kfb-1877, Brief an Pfarrer, 28.07.1912

Auffällige sprachliche Veränderungen bewirkt der Stiftwechsel bei Karl S. jedoch nicht, sondern er setzt einfach den „gleichen Gang fort“.¹³⁶ Eine systematische, quantitative Auswertung lässt sich auf der Basis solch sporadischer Hinweise auf Veränderungen der Verschriftungssituation nicht durchführen.

Der Zustand der Patienten selbst scheint sich dagegen stärker auf das Schreiben auszuwirken. In ihren recht häufig auftretenden metasprachlichen Äußerungen beklagen die Schreiber nicht nur die widrigen Schreibumstände, ihre Schrift im Generellen (vgl. Kap. 2.4.d) oder die Briefzensur (vgl. die Beispiele in Kap. 3.3.2.d), sondern sie drücken immer wieder am Briefende aus, wie sehr sie das Briefschreiben beansprucht hat und dass sie ihren Brief mit körperlichen Beschwerden wie kalten und zitternden Händen, Schmerzen, Schwäche und Müdigkeit beenden müssen (Bsp. 128a–e).¹³⁷ Die Patienten geben dabei manchmal an, dass diese Einschränkungen Auswirkungen auf ihre Schrift haben. Daneben ist auch von Eile zu lesen, die Schreiber teilweise gegen Briefende haben (Bsp. 128f), sodass ihre „Feder anfangs imer schöner schreibt“ als bei der „Schnelle“ (Bsp. 128g) am Schluss.

(128) a. ich will jetzt aufhören, meine Hände sind starr wie Eis. (*Fabrikantentochter Bertha B., kfb-28, Brief an Mutter, 14.05.1877*)

¹³⁶ Eher scheint die bewusste Auswahl eines Schreibinstruments auch mit der nahe- bzw. distanzsprachlichen Gestaltung eines Textes zu korrelieren. Vgl. die Ausführungen zu Abb. 72, S. 412.

¹³⁷ Dies ähnelt mittelalterlichen Kolophonen, in denen Schreiber am Ende einer Handschrift u. a. ihre Erleichterung über den Abschluss ihrer mühsamen Arbeit zum Ausdruck bringen (vgl. Schiegg 2016b: 140).

- b. verzeihe mir mein schlechtes schreiben ich habe zwar lange dazu gebraucht aber der Arm hat mir wehe gethan und das es nicht schön geschrieben ist dafür bin ich Krank (*Fabrikwebersfrau Christina R., kfb-1818, Brief an Ehemann, 1886*)
- c. Ich kañ vor Zittern u Ärger nicht mehr schreiben. (*Apotheker Sebastian A., kfb-2409, Brief an Bekannten, ca. 1855–57*)
- d. Verzeihen Sie mir meine schlechte Schrift Meine Hand zittert und ich bin recht müde. (*Zimmermannstochter Anna H., kfb-120, Brief an Mutter, 21.10.1857*)
- e. Schluß mit diesem Brief kañ nicht mehr vor Schwachheit u. Müdigkeit (*Dienstmädchen Magdalena R., kfb-2950, Brief an Bekannte, 24.05.1936*)
- f. verzeihen sie mein schletes geschrib in dem ich sehr eilte das es ein Ende bekom (*Bierbrauersfrau Katharina W., kfb-35, Brief an Direktor, 16.04.1851*)
- g. Daß meine Feder anfangs imer schöner schreibt als jetzt wird es schon wieder nathürlich Schnelle. (*Dienstmagd Therese W., kfb-2091, Brief an Geliebten, 27.08.1892*)

Für Generalisierung eignen sich diese Einzelbeobachtungen zwar nicht, dennoch lässt sich die Hypothese aufstellen, dass beim Schreiben die Schwäche und Müdigkeit der Patienten zunimmt und deren Eile gegen Textende größer ist. Insgesamt hat dies sicherlich Auswirkungen auf die Aufmerksamkeit bei der Sprachproduktion, die nötig ist, um schriftsprachliche Konventionen einzuhalten. Man kann daher annehmen, dass der Grad an Schriftsprachlichkeit bei Schreibern, denen der Schreibprozess beschwerlich ist, im Textverlauf abnimmt.

Um diese Hypothese zu überprüfen, müssen die Häufigkeitsverhältnisse von Varianten einer Variable im Textverlauf untersucht werden. Geht man etwa wie Havinga (2021) davon aus, dass zunehmende Müdigkeit auch zu einer Zunahme konzeptionell mündlicher Elemente führt (vgl. Kap. 2.2), könnte man bei einer Teilung eines Briefs in zwei Hälften eine höhere Zahl schriftsprachlicher Varianten in der ersten als in der zweiten Briefhälfte erwarten (vgl. Abb. 37, Szenario 1). Auch wenn die metalinguistischen Aussagen in den vorigen Beispielen nicht darauf hindeuten, könnte es ebenso sein, dass sich ein Schreiber gegen Textende wieder verstärkt bemüht, einen formal und sprachlich korrekten Brief zu verfassen, sodass sich der Grad an Schriftsprachlichkeit gegen Textende wieder erhöht (vgl. Abb. 37, Szenario 2). Hierbei müsste dann eine Dreiteilung vorgenommen werden und sich besonders Teil 2 (Briefmitte) von den anderen beiden Teilen unterscheiden. Daneben sind auch individuellere Szenarien denkbar, bei denen Schreiber bei Müdigkeit und Schwäche eine Pause machen und dann erholt ihren Text wieder fortsetzen. Auf einen solchen Fall wurde in Kap. 2.5 bei einem mittelalterlichen Schreiber (*Tremulous Hand of Worcester*) hingewiesen (vgl. Thorpe & Alty 2015).

Um derartige mögliche Verläufe in Patientenbriefen empirisch untersuchen zu können, muss eine geeignete Auswahl an Variablen und Schreibern erfolgen. Für eine quantitative Untersuchung eignen sich nur solche Variablen, die mit hoher Frequenz in den relativ kurzen Patientenbriefen auftreten, da dann zufällige Schwankungen ausgeglichen werden können. Die graphematisch-lautliche Ebene erscheint diesbezüglich also vielversprechen-

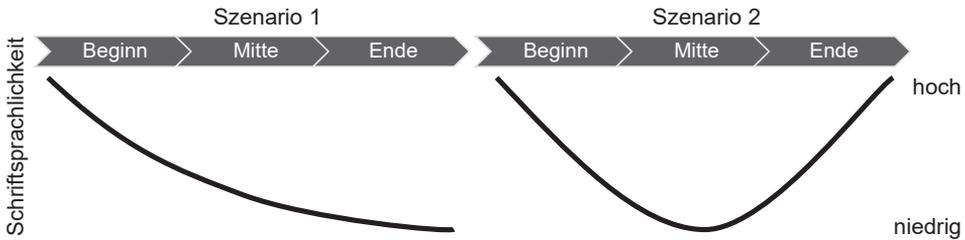


Abb. 37: Szenarien zur Entwicklung von Schriftsprachlichkeit im Briefverlauf

der als etwa die syntaktische Ebene. Die hohe Zahl zu berücksichtigender Varianten hat zur Folge, dass eine solche Untersuchung nur bei einer begrenzten Anzahl an Briefen durchgeführt werden kann. Da sowohl die Auswahl geeigneter Variablen als auch das Variationsverhalten selbst wohl sehr schreiberabhängig ist, muss hier besonders die eingangs erwähnte Fokussierung auf einzelne Individuen Berücksichtigung finden.

Um den zusätzlichen Aufwand neuer Annotationen zu vermeiden und Verbindungen zwischen den einzelnen Analysen herzustellen, soll wie auch in den vorigen Abschnitten auf Daten zurückgegriffen werden, die im Laufe der Arbeit bereits annotiert worden sind. Da das Nähe-Distanz-Modell jedoch weniger die graphematisch-lautliche Ebene berücksichtigt (vgl. Kap. 4.1.2.2), eignen sich die hierbei durchgeführten Annotationen nicht für die geplante Untersuchung. Daher soll auf die Annotationen zurückgegriffen werden, die im Rahmen der Validierung des Nähe-Distanz-Modells in Kap. 5 an den Briefen von Martin B. (kfb-1621) erfolgen (vgl. Kap. 5.3.1). Von ihm liegen zwar keine metalinguistischen Aussagen über Einflüsse wie Müdigkeit, Schwäche oder Eile auf seinen Schreibprozess vor, was jedoch Veränderungen im Textverlauf durch körperliche und gesundheitliche Faktoren nicht ausschließt. Sein Heranziehen fremder Unterstützung beim Verfassen seiner Briefe belegt aber, dass ihm die Einhaltung schriftsprachlicher Normen schwer fällt (vgl. Kap. 5.2.2). Eine frühere Untersuchung (vgl. Schiegg 2018) deutet zudem bereits auf mögliche Veränderungen im Textverlauf hin, indem dieser Schreiber in manchen seiner Briefe die als nächstsprachlich klassifizierten Varianten am Briefbeginn tendenziell vermeidet; im Textverlauf werden diese aber häufiger. Dies bietet gute Voraussetzungen für die geplante Analyse.

Eine Untersuchung der Häufigkeitsverhältnisse unterschiedlicher Varianten erfordert die oben beschriebene Teilung der Briefe. Um einen ersten Einblick in das Variationsverhalten des Schreibers hinsichtlich der ausgewählten Variablen zu erhalten, sollen Visualisierungen die Verteilung der Varianten im Textverlauf darstellen. Solche können mittels des MAXQDA-Tools *Dokumenten-Vergleichsdiagramm* erstellt werden. Die einzelnen Briefe werden dabei mit standardisierten Textlängen und farblich markierten Varianten zum Vergleich untereinander abgebildet. Bei einer recht klaren Verteilung der Varianten im Briefverlauf kann dabei bereits ersichtlich werden, ob ein Variationsverhalten wie in Szenario 1 (vgl. Abb. 37) vorliegt und damit eine Zweiteilung der Briefe möglich ist. Zwar ließe sich auch mit einer Dreiteilung Szenario 1 erfassen, indem idealerweise

schriftsprachliche Varianten mit abnehmender Häufigkeit in den drei Teilen auftreten. Die relative Kürze der Patientenbriefe dürfte jedoch auch bei hochfrequenten graphematisch-lautlichen Variablen zu großen zufälligen Schwankungen führen, die das Ergebnis verzerren könnten. Somit wird die kleinstmögliche Zahl der Briefteile angestrebt.

Nach der Teilung der Briefe werden die Häufigkeitsverhältnisse der einzelnen Varianten in den Briefteilen verglichen. Dabei soll untersucht werden, ob sich das durch die Visualisierung angedeutete Variationsverhalten auch in den exakten Werten niederschlägt. Von Interesse ist, ob die Ergebnisse bereits bei Einzelbriefen aussagekräftig sind oder erst durch Aggregation mehrerer Briefe und Briefftypen. Untersucht werden soll also auch, ob die Entwicklungen von Schriftsprachlichkeit im Textverlauf adressatenübergreifend vergleichbar sind. Da bei Martin B. zudem Verschlechterungen im Gesundheitszustand auftreten, die sich ebenfalls in der Form seiner Briefe niederschlagen (vgl. Schiegg 2018), ist schließlich zu analysieren, inwiefern der Faktor Krankheit für die Entwicklung der Aufmerksamkeit im Textverlauf ebenfalls eine Rolle spielt.

4.3.2 Diachrone Veränderungen im individuellen Sprachgebrauch

Der Sprachgebrauch eines Individuums kann sich auch noch im Erwachsenenalter verändern, was die moderne Soziolinguistik mit unterschiedlichen Konzepten beschreibt (vgl. Kap. 2.1.f). Auch dies ist ein bedeutender Bereich intraindividuelle Variation, der in historischen Patiententexten, auch in den in der vorliegenden Arbeit herangezogenen, zu beobachten ist. Bei der Untersuchung sollen einerseits Veränderungen bei einem Individuum bei stabilem Sprachgebrauch in der Sprachgemeinschaft (*age-grading*), andererseits die Auswirkungen von Sprachwandel in der Sprachgemeinschaft auf individuellen Sprachgebrauch (*communal change*) betrachtet werden.

Die erste Sichtweise ist bereits Bestandteil der Einzelschreiberanalysen in den jeweiligen Abschnitten von Kap. 6.2, in denen die konzeptionellen Profile im Detail entwickelt werden. Bei der Auswahl der Daten (vgl. Kap. 4.2) wurde darauf geachtet, nicht nur auf ein vielfältiges Spektrum zwischen privaten und offiziellen Briefen zurückzugreifen, um damit adressatenabhängige Variation untersuchen zu können. Die Briefe sollten außerdem aus einem möglichst großen Zeitraum während des Anstaltsaufenthalts eines Patienten stammen, um eventuelle intraindividuelle diachrone Variation ausfindig zu machen. Wegen der divergenten Überlieferungslage und der vielfältigen Faktoren, die intraindividuelle Variation beeinflussen können, muss hierbei auf eine einheitliche Methode zur Erfassung diachroner Veränderungen verzichtet werden. Stattdessen werden hier mögliche Beobachtungen mit der Schreiberbiographie und den konkreten Ergebnissen der Einzelanalysen in Zusammenhang gebracht und in die jeweiligen Einzelkapitel integriert. Neben Verschlechterungen der Sprach- und Schreibfähigkeit gegen Lebensende sind auch Verbesserungen zu erwarten bei Patienten, deren Gesundheitszustand sich ebenfalls bessert. Auch kurzzeitige Erkrankungen während des Aufenthalts können Einflüsse auf die Textproduktion zeigen. Intraindividuelle diachrone Variation ist folglich für jeden

Schreiber einzeln zu berücksichtigen und soll nur dann ausführlicher thematisiert werden, wenn hierzu auch Beobachtungen zu machen sind. Diese Befunde werden in Kap. 8.1 zusammengeführt.

Daran schließen in Kap. 8.2 zwei Einzelstudien an, die anhand ausgewählter sprachlicher Phänomene den Einfluss zur Entstehungszeit ablaufender Sprachwandelprozesse in der Sprachgemeinschaft (*communal change*) auf Patiententexte untersuchen. Dabei soll es einerseits um einen Normierungsprozess im Kontext der Zweiten Orthographischen Konferenz gehen, also einen Sprachwandelprozess ‚von außen‘, von dem auch Auswirkungen auf das Schreiben von Patienten denkbar sind. Schuster (2011: 174) beobachtet hier ein „größeres Forschungsdesiderat“, denn „[b]isher steht eher die diskursgeschichtliche Erfassung und Dokumentation der orthografiegeschichtlichen Debatten im Vordergrund, ohne systematisch der Frage nachzugehen, ob und inwieweit die deklarierten Ziele von den einzelnen Schreibern mitgetragen wurden“. Andererseits ging auch von psychiatrischen Anstalten und Krankenhäusern Sprachwandel aus, der sich auf lexikalischer Ebene nachzeichnen lässt. Dies soll als Sprachwandelprozess ‚von innen‘ bezeichnet werden und wird anhand der Ersetzung des Begriffs *Wärter* durch *Pfleger* ab den 1870er-Jahren sowohl am Gesamtkorpus historischer Patiententexte aus Kaufbeuren-Irsee als auch bei Einzelschreibern und deren intraindividuelle diachroner Variation analysiert.

5 Validierung des Nähe-Distanz-Modells

Bevor in Kap. 6 die Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analysen an unterschiedlichen Schreiberinnen und Schreibern diskutiert werden, soll die Eignung des hierfür entwickelten Modells überprüft werden. Dabei klärt Kap. 5.1 zunächst die Relevanz und Vorgehensweisen einer linguistischen Validierung. Anschließend stellt Kap. 5.2 die hierfür herangezogene Datengrundlage, Briefe des süddeutschen Tagelöhners Martin B. (kfb-1621), vor. Diese erlauben es, den Einfluss unterschiedlicher äußerer Faktoren, wie wechselnde Adressanten und einen sich verändernden Gesundheitszustand, auf die sprachliche Gestaltung der Briefe zu untersuchen. Zudem liegen bei einigen Briefen komplexe Formen der Textgenese vor, deren Abbildung in Nähe- und Distanzwerte eine besondere Herausforderung für das Modell darstellt. Zuerst führt Kap. 5.3 für dessen Validierung eine quantitative Variablenanalyse an sechs graphematischen Variablen durch. Dann gleicht Kap. 5.4 die Ergebnisse mit den Werten der Nähe-Distanz-Analysen ab, wobei auch die Briefe mit einbezogen werden, die Mitpatienten und ein Pfleger für Martin B. geschrieben haben. Dies führt in Kap. 5.5 zu einer Bewertung des Nähe-Distanz-Modells.

5.1 Relevanz und Vorgehensweisen der linguistischen Validierung

Für sich betrachtet besitzen die Nähe- und Distanzwerte nur eingeschränkt Aussagekraft. Auch wenn sich das in der vorliegenden Arbeit entwickelte Modell zur Ermittlung dieser Werte konzeptionell und methodisch an das von Ágel & Hennig (2006) anlehnt, verzichtet es im Gegensatz dazu darauf, die berechneten Werte zwischen zwei Pole zu legen. Dies hat zur Folge, dass die ermittelten Werte in Relation zu anderen Nähe- bzw. Distanzwerten betrachtet werden müssen. Ein direkter Vergleich einzelner Nähe- mit Distanzwerten ist jedoch dahingehend problematisch, dass die Werte jeweils auf einer unterschiedlichen Anzahl an Parametern beruhen, die aus der praktischen Textarbeit resultieren und keine gleichmäßige Ausdifferenzierung aufweisen, sondern ein leichtes Übergewicht in Richtung Nähesprachlichkeit zeigen.¹ Dies resultiert einerseits daraus, dass die Analysen auf dem zur Untersuchung von Nähesprachlichkeit ausgerichteten Modell von Ágel & Hennig (2006) aufbauen, andererseits daraus, dass zum großen Teil mit Briefen unroutinierter Schreiber sowie oft mit konzeptionell mündlichen Privatbriefen gearbeitet und daran das Modell weiterentwickelt wurde, was wiederum die Integration einiger nähesprachlicher Merkmale mit sich brachte. Allerdings erfuhr das Modell auch auf der Distanzseite deutliche Erweiterungen.

¹ Für die Berechnung des Nähewerts wurde auf 51 nähesprachliche Diskursmerkmale und 13 makrostrukturelle Nähemerkmale zurückgegriffen, für den Distanzwert dagegen nur auf 35 plus 16 Merkmale. Somit existieren im Modell gut 25 % mehr Möglichkeiten zur Erfassung von Nähe- als von Distanzmerkmalen.

Somit lassen sich zwar aus den Nähe- und Distanzwerten an sich keine direkten Aussagen ableiten, aber sie können zu anderweitigen Untersuchungen in Relation gesetzt werden. Um die ermittelten Nähe- und Distanzwerte zu validieren, können sowohl außersprachliche als auch innersprachliche Faktoren herangezogen werden. Außersprachlich lassen sich die Ergebnisse des Nähe-Distanz-Modells überprüfen, indem etwa Adressatentypen mit den Ausprägungen der Nähe- und Distanzwerte abgeglichen werden. Dabei ist zu erwarten, dass hohe Nähewerte eher bei vertrauten und niedrige Nähewerte bei fremden Adressaten erscheinen und dies umgekehrt für Distanzwerte gilt. Ebenfalls ist anzunehmen, dass routiniertere Schreiber, zumindest in ihren offiziellen Briefen, mehr Distanz- und weniger Nähemerkmale verwenden als unroutiniertere Schreiber. Ein außersprachlicher Abgleich muss jedoch mit besonderer Berücksichtigung der individuellen Schreibkontexte erfolgen, da auch andere Faktoren als der intendierte Adressat, beispielsweise der Gesundheitszustand, die aktuelle Stimmungslage des Schreibers² oder auch die Materialität des Textes³, die jeweiligen Nähe- und Distanzwerte beeinflussen können.

Innersprachlich validiert werden können die Werte, indem sie abgeglichen werden mit den Ergebnissen zusätzlicher linguistischer Analysen mit dem Ziel der Ermittlung von Nähe- und Distanzsprachlichkeit an den gleichen Einzeltexten. Um einen sinnvollen Vergleich durchführen zu können, sollte diese Analyse methodisch anders gelagert sein oder sich auf andere sprachliche Merkmale stützen als die 115 in das Modell der vorliegenden Arbeit integrierten Parameter. Beide Kriterien erfüllt die Studie bei Schiegg (2018) zur Erfassung von Nähe- und Distanzsprachlichkeit in 11 Briefen des Schreibers Martin B. (kfb-1621) anhand graphematischer Variablen. Die Untersuchung basierte auf der Beobachtung, dass die Briefe des Tagelöhners Martin B. (kfb-1621) hinsichtlich ihrer Graphematik deutliche Unterschiede in Abhängigkeit von den jeweiligen Adressaten aufweisen und bestimmte graphematische Varianten als Indikatoren für Nähe- und Distanzsprachlichkeit betrachtet werden können. Die zwei dabei näher analysierten graphematischen Variablen, die Verschriftung eines <c> in der Kombination <ch> und die Verwendung von Anzeigern für Vokalquantität, spielen im Nähe-Distanz-Modell der vorliegenden Arbeit keine Rolle, da sie einerseits stark schreiberabhängig sind und andererseits auf Grund ihrer hohen Frequenz wie andere graphematische Variablen auch aus der Untersuchung ausgeschlossen wurden (vgl. Kap. 4.1.2.2). Methodisch unterscheidet sich die Arbeit bei Schiegg (2018) dahingehend, dass sie lediglich diese zwei Variablen analysiert, die allerdings mit hoher Frequenz in den einzelnen Briefen erscheinen, während die vorliegende Untersuchung auf eine breite Palette an eher niedrigfrequenten Variablen fokussiert, um das große Spektrum der in der Textarbeit angetroffenen nahe- und distanzsprachlichen Merkmale zu erfassen. Ein zweiter methodischer Unterschied liegt in der Exaktheit des

² Vgl. Kap. 5.4.2 zum erhöhten Nähewert bei schlechterem Gesundheitszustand im Brief von Martin B. (kfb-1621) an den Bürgermeister (05.07.1905) und Kap. 6.2.2.13 zum ebenfalls erhöhten Nähewert bei wütender Stimmungslage im Brief von Mathilde W. (kfb-2871) an die Anstaltsdirektion (15.01.1903).

³ Vgl. dazu den hohen Nähe- und niedrigen Distanzwert einer Postkarte in Kap. 5.4.3.

variationslinguistischen Verfahrens, das die unterschiedlichen zur Verfügung stehenden Varianten berücksichtigt.⁴

Im Folgenden wird somit die Untersuchung bei Schiegg (2018) als Grundlage für die linguistische Validierung des Nähe-Distanz-Modells herangezogen. Diese wird überprüft, dabei leicht korrigiert⁵ und bezüglich der herangezogenen Texte und analysierten Variablen deutlich erweitert. So werden alle 15 aus der Hand dieses Schreibers stammenden Texte bearbeitet. Außerdem wird die Analyse um vier zusätzliche graphematische Variablen erweitert, um den Einfluss zufälliger Schwankungen bei den Einzelvariablen möglichst gering zu halten. Die Annotation ist wegen der hohen Frequenz der ausgewählten Variablen mit großem Aufwand verbunden und muss manuell durchgeführt werden, da es sich ja gerade um graphematische Besonderheiten handelt, die nur mit großer Unzuverlässigkeit in einer automatischen Suche erfasst würden. Daher muss sich die Validierung auf einen Schreiber beschränken.

5.2 Datengrundlage: Die Briefe des Tagelöhners Martin B.

Datengrundlage der folgenden Analysen bilden die in Martin B.s (kfb-1621) Patientenakte überlieferten Briefe. Kap. 5.2.1 liefert zunächst biographische Hintergründe zu diesem Patienten sowie Einblicke in dessen Verhalten und die Entwicklung seines Gesundheitszustands in der psychiatrischen Anstalt. Dies ist einerseits relevant zur Beurteilung seiner Texte, illustriert andererseits aber auch an einem konkreten Beispiel den Reichtum an kontextuellen Informationen zu einem einfachen Schreiber, wie ihn sonst wohl kaum ein weiterer Quellenbestand eröffnet. Anschließend erfolgt eine Einschätzung zur Schreibaktivität dieses Patienten während seines 15-jährigen Aufenthalts im Krankenhaus. Diese stellt sich recht komplex dar, was nicht nur auf die lange Schreibdauer mit unterschiedlichen Adressaten sowie die teilweise abgesendeten Briefe zurückzuführen ist, sondern vor allem auf die oft nicht selbst geschriebenen, sondern einem Pfleger oder Mitpatienten diktieren Briefe, die Martin B. im Anschluss wieder abgeschrieben hat, um ihnen den Anschein von Autographen zu geben. Die detaillierte Aufarbeitung dieser Textgenesen in Kap. 5.2.2 ist Voraussetzung für die anschließenden Variablen- und die Nähe-Distanz-Analysen.⁶ Die Komplexität der Schreiber- und Autorschaftsverhältnisse, wie sie bei Martin B. beobachtet werden kann, erscheint nur selten bei anderen Patienten, insbesondere dann nicht, wenn sie eine kürzere Aufenthaltsdauer hatten. Die folgenden Ausführungen sollen exemplarisch den hohen Detailgrad der kontextuellen Informationen in den Krankenakten illustrieren und dabei deren Relevanz zur Einschätzung von Textgenesen und für Untersuchungen zur intraindividuellen Variation aufzeigen.

⁴ Vgl. dazu das *Principle of Accountability* nach Labov (1972a: 94).

⁵ Zu den Korrekturen im Detail vgl. Kap. 5.3.2.

⁶ Auf die Briefe von Martin B.s Ehefrau Karolina wird im Kontext der Nähe-Distanz-Analysen eingegangen (vgl. Kap. 6.2.1.1).

5.2.1 Martin B.: Kontexte und Schreibaktivität

(a) Kontexte zu Martin B.

Martin B. wurde 1832 geboren und stammte aus einem kleinen Dorf bei Krumbach in Bayerisch-Schwaben. Er arbeitete als Tagelöhner im Eisenbahnbau und als Fuhrmann⁷ in unterschiedlichen Orten Bayerns: Rosenheim, Pasing und zuletzt in Krumbach. Von seiner vermutlich aus Pasing stammenden Frau Karolina⁸, mit der er die Tochter Wilhelmina hatte, lebte er längere Zeit geschieden, denn er sei laut eigener Aussage „eben ein hitziger Mensch u. ein Lump gewesen u. seine Frau auch nicht viel besser, deshalb hätten sich sich [sic] nicht vertragen“ (Krankengeschichte, 19.12.1890). Weiterhin gesteht er Alkoholmissbrauch ein und gibt an, dass er immer eine „schlechte Fassungsgebe u. schlechtes Gedächtnis“ (ebd.) gehabt habe, was sich seit ungefähr einem Jahr verschlimmere; er habe „verwirrte Sachen“ (ebd.) im Kopf und leide unter Gedächtnislücken.

Auslöser für die Einlieferung in eine psychiatrische Einrichtung war, dass er am 17.12.1890 „Therese E. [Name gekürzt] von Halbertshofen mehrmals unter Umständen auf das Gröblichste mißhandelte“ und nach der „Verbringung in das Amtsgerichtsgefängnis zu Krumbach zwei Personen, welche mit ihm in demselben Verwahrlöcale untergebracht waren, ohne jede Veranlassung mit Thätlichkeiten bedrohte“ (Bezirksamt Krumbach, 20.12.1890). Daher wurden ihm „Gemeingefährlichkeit“ (ebd.) und „krankhafte Störung seiner Geistestätigkeit“ (ebd.) attestiert. Laut einem Gutachten des Bezirksarztes Dr. Riederer vom 19.12. ist er „geisteskrank u. steht sogar der Ausbruch der Tobsucht bei demselben zu befürchten“ (ebd.). Somit sei er „aus Gründen der öffentlichen Sicherheit in der Heil- und Pflgeanstalt bei Kaufbeuren zu verwahren“ (ebd.).

Nach Anmeldung mit einem Telegramm des Bezirksamts Krumbach wurde er am 19.12. von zwei Krumbacher Gendarmen in die psychiatrische Anstalt in Kaufbeuren gebracht, wo er „in höchst verwahrlosten Zustande; bei äußerst dürrtiger Kleidung und durch und durch schmutziger Leibwäsche“ sowie „mit Läusen behaftet“ (Krankengeschichte, 19.12.1890) aufgenommen wurde. Die „vorgeschriebenen Aufnahmebelege, nehmlich Zahlungserklärung, ärztl. Fragebogen u. ortspolizeiliches Zeugnis [...] mit den nöthigen Wäsche- u. Kleidungsstücken“ (20.12.1890) wurden von der Anstalt angefordert und nachgereicht; nach Aufbrauchen seines Vermögens von 375,70 Mark musste die

⁷ Die Berufsbezeichnungen Tagelöhner und Fuhrmann finden sich in der Krankenakte. Hinweise auf den Eisenbahnbau liefert er im Brief an seine Ehefrau vom 10.03.1896: „ein Käld woh ich mir Ersbart hab durh füle Jaren Meistens auf tem Aisenbanbau“. Dass er „ein Lohnfurwerk angenommen“ habe, nachdem er sein „denkclergeschäft“ verkauft hatte, schreibt er im Brief an seine Base vom 12.06.1903.

⁸ Martin B. gibt in einem Brief an seine Base eine Aussage seiner Frau wieder, die auf deren Herkunft schließen lässt: „sie ziehe lieber wider nach Basing und fangen das Washen wieder an“ (12.06.1903). Auch sprachliche Charakteristika in ihren eigenen Briefen weisen auf eine Herkunft westlich von München (vgl. Kap. 6.2.1.1).

Heimatgemeinde die Verpflegungskosten der niedrigsten, dritten Klasse übernehmen, da seine Ehefrau vermögenslos war (vgl. Bezirksamt, Januar 1891).⁹ Bereits am 12.01.1891 wurde der Patient durch das Kaufbeurer Amtsgericht entmündigt; sein Krumbacher Vetter Joseph B., Käufler und Leihhausbesitzer, wurde als Vormund bestellt.

In der psychiatrischen Anstalt zeigte Martin B. zunächst ein aggressives Verhalten und verlangte beständig seine Entlassung. Da er sich im Mai 1891 zunehmend beruhigte und in der Krankengeschichte als „zufrieden und lenksam“ charakterisiert wurde, durfte er am 19.05. von seiner Ehefrau abgeholt werden, auch wenn ihr laut Entlassungsprotokoll „ärztlicherseits hievon abgerathen u. sie auf die etwa entstehenden Folgen aufmerksam gemacht wurde“. Zurück in seiner Heimat „vertrank er seinen ganzen Verdienst in Schnaps, es kam zu heftigen Auftritten in der Familie, er griff schließlich die Leute auf der Straße an“ (Krankengeschichte, 11.06.1891); seine Ehefrau habe er dabei „durch Drosselungen mißhandelt“ (Bezirksamt Krumbach, 11.06.1891), was dazu führte, dass er nach drei Wochen „wegen Sicherheitsgefährlichkeit wieder eingeschafft“ (Telegramm Bezirksamt, 11.06.1891) wurde. Diese Erfahrung führte dazu, dass der Patient trotz immer wieder zu beobachtenden Besserungen nicht mehr aus der psychiatrischen Behandlung entlassen, sondern am 21.02.1894 mit der „Diagnose: Secundäre Seelenstörung“ (Dr. Köhler, Krankengeschichte) zur Langzeitpflege nach Irsee überführt wurde.

Martin B.s Verhalten während des Aufenthalts in der psychiatrischen Anstalt wurde in seiner 27 Seiten umfassenden Krankengeschichte in Form unregelmäßiger, alle paar Wochen bis Monate erfolgter Notizen von den dortigen Anstaltsärzten festgehalten, wobei Frequenz, Umfang und Inhalt von den individuellen Präferenzen der Ärzte abhingen, die gelegentlich auch den Patienten selbst zu Wort kommen ließen (vgl. S. 178, Bsp. 116). In Martin B.s Verhalten zeigten sich zwei Tendenzen; einerseits besaß er einen ständigen Drang, die Einrichtung zu verlassen, was er durch Nahrungsverweigerung, Androhung von Selbstmord, Zerreißen von Kleidungsstücken und vor allem Schimpfen auf Personen in und außerhalb der Anstalt äußerte. Zwei Fluchtversuche – am 08.07.1895 durch losgerissene Zaunlatten und am 10.07.1899 bei der Heuernte – missglückten und er konnte in nahegelegenen Wirtshäusern wieder aufgegriffen werden. Daneben wird wiederholt geschildert, dass er gerne im Holzstadel arbeitete;¹⁰ mehrere Einträge der Jahre 1891–98 dokumentieren auch, dass er „fast den ganzen Tag“ (20.08.1891) las.

⁹ Dass die Kostenübernahme eine große Belastung für kleine Gemeinden war, belegt ein Schreiben des Bürgermeisters Sauter an die psychiatrische Anstalt mit Bitte um Überprüfung einer möglichen Entlassung des Patienten, da „eine so arme Gemeinde [...] kaum im Stande ist solche Quartals-Beträge aufzubringen“ (21.02.1892). Ab 1893 wurde dem Patienten eine teilweise Freistelle bewilligt, die den Betrag für die Gemeinde verringerte (vgl. Verwalter 12.02.1894).

¹⁰ Zusätzliche Anreize für die Arbeit waren das „Arbeitsbier“ (Krankengeschichte, Oktober 1902; vgl. Resch 2007) und weniger Überwachung im Freien, was zu Fluchtversuchen und dem Herausschmuggeln eines Briefs führte (vgl. Krankengeschichte, 09.09.1898, Tab. 14). Ebenfalls erhoffte er sich von der Anstalt ein „gutes Zeugnis [...] daß ich fleißig und thätig in der Arbeit bin“ (an Bürgermeister, 26.08.1903), womit er eine höhere Chance für eine Entlassung sah.

Martin B.s Verhältnis zu seinen Mitpatienten war zwiesgespalten. In den ersten Jahren seines Aufenthalts gibt die Krankengeschichte wiederholt an, er sei „aggressiv gegen Mitpatienten“ (07.01.1891), er mache „Angriffe“ (20.12.1890) auf sie und meide sie schließlich vollständig; er „verkehrt wenig mit den Mitpatienten“ (09.10.1891 und 10.07.1893). In Irsee „giebt es Streitigkeiten mit Pat. S. [Name gekürzt¹¹]“ (März 1902); er sei auch dort generell „seinen Mitpatienten gegenüber wenig verträglich“ (Oktober 1902). Dennoch hat er sich bei seiner Verlegung nach Irsee mit einem namentlich nicht genannten „Patienten angefreundet“ (01.03.1894). Martin B. selbst schreibt in einem durch ein ‚Waschmädchen‘ herausgeschmuggelten Brief an das Bezirksamt (September 1898), dass er in Irsee „gute Freunde haben würde, die sich meiner erbarmen würden, und mir manchmal heimlich einen Brief besorgen würden“. Somit schien er zu ausgewählten Mitpatienten durchaus auch freundschaftliche Kontakte gepflegt zu haben, besonders zu solchen, die ihn beim Schreiben von Briefen unterstützten.

Hinsichtlich seiner geistigen Verfassung erwähnt die Krankengeschichte ab 1895 immer häufiger „Wahnideen“ (08.07.1895), die er zunächst noch verbirgt, die aber dann, unter anderem in einem Brief vom 05.05.1897, „unverhüllt geoffenbart werden“. Später „spricht er auch mit Geistern in der Luft“ (30.05.1900) und zeigt „Hallucinationen“ (Juli 1900); es „macht sich deutlicher Schwachsinn bemerkbar“ (März 1901). Er „halluziniert stark“ (November 1901) dabei, in den späteren Jahren nimmt seine Geistesfähigkeit ab: „Aus allen seinen Reden geht ein weit vorgeschrittener Schwachsinn hervor“ (März 1902); er „liest ohne Verständniss, da er nie weiss, was er gelesen hat“ (Oktober 1904). Schließlich nimmt seine Gesundheit deutlich ab; die Krankengeschichte berichtet von Schwindel-, Schwäche- und Ohnmachtsanfällen in den Jahren 1905 und 1906, woraufhin er im November 1906 mit 74 Jahren verstirbt.

(b) Schreibaktivität Martin B.s im Zeitverlauf

Dem Kontakt nach außen maß Martin B. eine große Bedeutung zu, wie seine intensive Schreibaktivität über den ganzen Zeitraum seines Anstaltsaufenthalts hinweg belegt. Die Krankengeschichte schildert den positiven Einfluss der Korrespondenz auf ihn: „Ist ruhig und, wenn seine Briefe befördert werden oder wanner [sic] gar Briefe erhält, sogar liebenswürdig.“ (10.07.1899). Information von außen „beruhigte ihn einigermaßen“ (Juli 1898), wenngleich nicht alle Briefe an ihn ausgehändigt werden.¹² Die in der Zeit

¹¹ Der Patient konnte nicht als Schreiber von Patientenbriefen identifiziert werden.

¹² In einem in der Akte aufbewahrten Brief von seiner Schwester Josefa vom 28.10.1895 etwa erwähnt diese, „das Dein Weib dich abholen dürft! Aber sie wolle Dich nicht“. Deshalb könne er die Anstalt nicht verlassen, solle aber wenn möglich selbst abreisen und zu ihr kommen. Dieser Brief wurde laut Dr. Julius „dem B. [Name gekürzt] nicht ausgehändigt, sondern ihm nur gesagt, daß die Schwester bereit wäre, sich seiner anzunehmen“. Er führt fort, dieselbe erhalte „die Erklärung, daß eine Entlassung ihres Bruders nur mit Zustimmung seiner Frau u. Genehmigung des Bez. Amtes erfolgen könne“. Damit korrigiert der Arzt die Annahme der Schwester, dass der Patient einfach selbst abreisen könne.

von 1891 bis 1905 überlieferten Briefe des Patienten bilden wiederholte Appelle an unterschiedliche Adressaten, seine Entlassung aus der psychiatrischen Anstalt zu forcieren. Die Briefe zeugen von einem für einen Tagelöhner vergleichsweise hohen Grad an Schreibroutine, die sicherlich durch seine regelmäßige Lektüretätigkeit gefördert wurde. Besonders beachtlich ist seine Fähigkeit, biblisch-religiöse Inhalte und Wendungen argumentativ in seine Texte einzubetten und an den jeweiligen Adressaten angepasst zu modifizieren (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 265).

Tab. 14 liefert eine chronologische Übersicht über die in der Patientenakte dokumentierte Schreibaktivität Martin B.s.¹³ Diese zeigt sich zunächst in Form dort vorhandener, nicht abgesendeter Briefe (vgl. das Symbol ✓); auch finden sich in Antwortbriefen an Martin B. Hinweise auf abgesendete Briefe. Zusätzlich erwähnt die Krankengeschichte abgesendete Briefe: 23.04.1896 an Tochter; 20.01.1897 an Bezirksamt; 04.05.1897 an Bruder; Juli 1898 an Bürgermeister; April 1899 an sein „Mündel“.¹⁴ Die Krankengeschichte nennt die Briefe recht unsystematisch, sodass sich sowohl am Anfang (Jahr 1891) als auch am Ende der Schreibtätigkeit (Jahre 1903–05) überhaupt keine Äußerungen der die Akte führenden Ärzte Dr. Köhler und Dr. Ehrenfeld hierzu finden (vgl. das Symbol – in der letzten Spalte). Im Anschluss an die Tabelle erfolgen Ausführungen zu den Adressaten im zeitlichen Verlauf sowie zu den sieben unterschiedlichen Schreiberhänden, die an den überlieferten Briefen Martin B.s beteiligt waren. Durch *Kursivierung* hervorgehobene Briefe werden in die Variablenanalyse in Kap. 5.3 aufgenommen.

<i>in Akte</i>	<i>Datum, Adressat</i>	<i>Hand</i>	<i>Erwähnung in der Krankengeschichte (mit Angabe des gerade die Akte führenden Arztes)</i>
✓	<i>07.04.1891 Ehefrau</i>	<i>Hand 1: Martin B.</i>	– (Dr. Köhler)
✓	<i>13.04.1891 Ehefrau</i>	<i>Hand 1: Martin B.</i>	– (Dr. Köhler)
–	Juli 1891 Ehefrau	?	– (Hinweis auf abgesendeten Brief im Antwortbrief der Ehefrau an Martin B., 12.07.1891: „Mit kommervolen Herzen wil ich Dir Deinen Brif beantworten [...]“)
✓	<i>30.08.1891 Ehefrau</i>	<i>Hand 1: Martin B.</i>	– (20.08.1891: Dr. Zierl; 31.08.1891: Dr. Ullrich)
–	Jan. 1892 Ehefrau	?	– (Hinweis auf abgesendeten Brief im Antwortbrief der Ehefrau an Martin B., 24.01.1892: „Dein Brif hab ich mit Friden empfagn [...]“; vgl. Kap. 7.1, S. 467)
–	März 1894 Ehefrau	?	„Schrieb einen Brief an seine Frau, in dem er um Besuch bittet und droht, daß, wenn sie nicht käme oder wenigstens schriebe, er nichts mehr von ihr wissen wolle.“ (Dr. Wiemann, 25.03.1894)

¹³ Zwei nur mit Tag und Monat datierte Briefe an die Ehefrau stehen am Ende der Tabelle.

¹⁴ Dies ist sein Vormund, Vetter Joseph. Bei weiteren Briefnennungen bleibt unklar, ob die erwähnten Briefe abgesendet oder einfach nicht in der Akte aufbewahrt wurden.

<i>in Akte</i>	<i>Datum, Adressat</i>	<i>Hand</i>	<i>Erwähnung in der Krankengeschichte (mit Angabe des gerade die Akte führenden Arztes)</i>
✓	11.01.1895 Ehefrau	Hand 1: Martin B.	„Immer sehr unzufrieden, schrieb in diesem Zustande einen Brief an seine Frau, voll der heftigsten und Er Vorwürfe“ (Dr. Wiemann, 11.01.1895)
–	Aug. 1895 Ehefrau	?	„schrieb wieder an seine Frau, der er alles Unglück zuschreibt.“ (Dr. Wiemann, 10.08.1895)
✓	28.01.1896 Ehefrau	Hand 1: Martin B.	„Hat wieder einen Brief an seine Frau geschrieben, in welchem er dieselbe auffordert, ihn abzuholen. ‚Wenn alle Leute so gesund wären, wie ich schreibt B. [Name gekürzt], so gäbe es kein Narrenhaus.‘ Erkundigt sich nun bei jedem Besuche des Ref., ob der Brief auch abgeschickt sei.“ (Dr. Mockrauer, 29.01.1896)
–	09.03.1896 Ehefrau	?	„Übergab heute ein 2 große Bogen füllendes Schreiben an seine Frau, jedoch mit dem Verlangen: ‚daß es direkt an das k. Amtsgericht geschickt werde‘ zu welchem Zwecke dasselbe, als Beleg zu einer requirirten ‚Mitteilung von dort‘ auch veranlaßt u. benützt worden ist.“ (Dr. Julius, 09.03.1896)
✓	10.03.1896 Ehefrau ¹⁵	Hand 1: Martin B.	– (09.03.1896: Dr. Julius; 23.04.1896: Dr. Faber)
–	April 1896 Tochter	?	„Hat einen relativ vernünftigen Brief an seine Tochter geschrieben, man solle ihn abholen. Brief wurde abgesandt.“ (Dr. Faber, 23.04.1896)
–	Sept. 1896 Bruder	?	„[...] Erregung, da auf seinen – übrigens beförderten – Brief an seinen Bruder keine Antwort eintraf.“ (Dr. Faber, 20.09.1896)
✓	17.01.1897 Bezirks- amtmann	Hand 2: Pfleger	– (Dr. Faber)
–	20.01.1897 Bezirksamt	?	„Auf weiteren Brief von seinem Bruder, daß das Bezirksamt allein ihn herausnehmen könne aus der Anstalt, schrieb er am 20ten c. m. an bezeichnetes Amt eine Eingabe, die auch unter Beilage seiner sonstigen Schriftstücke abgesandt wurde; letztere erhalten genügend Stigmata seiner krankhaften Vorstellungen: Geisteserscheinungen, Teufel etc., so daß er leider wohl für immer uns erhalten bleibt.“ (Dr. Faber, Jan. 1897)
✓	04.05.1897 Bruder	Hand 2: Pfleger ¹⁶	„Heute ein Duplikat eines von B. [Name gekürzt] an seinen Bruder in Krumbach geschriebenen Briefes ad acta gelegt, worin die Wahneideen endlich unverhüllt geoffenbart werden.“ (Dr. Faber, 05.05.1897)

¹⁵ Wie beim vorigen Eintrag handelt es sich um einen sehr umfangreichen, zwei Bogen umfassenden Brief mit gut 1200 Wörtern. Es könnte sich um ein Duplikat des vorigen, abgeschriebenen Briefes handeln, da kaum zu erwarten ist, dass Martin B. an zwei aufeinanderfolgenden Tagen derartig umfangreiche Texte abgefasst hat.

¹⁶ Unterschrift 3-mal eigenhändig von Martin B.; Zusatz von Dr. Faber auf S. 4: „Dem Pfleger Kreis durch B. [Name gekürzt] diktiert Irsee d. 5 Mai 97 DFaber.“ Ebenfalls von Dr. Faber stammen Anstreichungen von Passagen mit Wahnvorstellungen.

<i>in Akte</i>	<i>Datum, Adressat</i>	<i>Hand</i>	<i>Erwähnung in der Krankengeschichte (mit Angabe des gerade die Akte führenden Arztes)</i>
–	Aug. 1897 Bruder	?	„Vor ca 10 Tagen schrieb er mit Erlaubnis einen Brief an seinen Bruder inhaltlich die Bitte ihm zur Freiheit zu verhelfen.“ (Dr. Faber, 04.09.1897)
✓	11.10.1897 Bruder, Vetter	Hand 2: Pfleger ¹⁷	– (Dr. Faber)
✓	15.05.1898 Bürgerm.	Hand 2: Pfleger	„B. welcher an den Bürgermeister seiner Heimatgemeinde einen Brief mit der Bitte um seine Entlassung aus der Anstalt, übergeben, zeigt ein im Allgemeinen ruhiges Wesen.“ (Dr. Summa, 16.05.1898)
✓	31.05.1898 Bruder	Hand 3: Patient G.	– Keine Erwähnung in Martin B.s Akte, aber Eintrag dazu in Johannes G.s (kfb-1623) Akte: „Für seinen Mitpat. B. [Nachname gekürzt] schrieb er gestern einen Brief, den ihm dieser diktierte, mit guter Schrift.“ (Dr. Summa, 31.05.1898)
–	Juli 1898 Bürgerm.	?	„Obwohl ein Brief B's an den Bürgermeister seiner Gemeinde abgeschickt wurde, schimpft er täglich, weil noch keine Antwort eingelaufen, in rücksichtsloser Weise.“ (Dr. Summa, Juli 1898)
✓	Aug. 1898 Bürgerm. ¹⁸	Hand 4: Patient B.	– (Dr. Summa)
–	Aug. 1898 Diverse	?	„Schreibt fortwährend Briefe an Gemeinden Bezirksamt, Angehörige, alle mit der Aufforderung, ihn abzuholen.“ (Dr. Summa, 02.09.1898)
✓	Aug. / Sept. 1898 Bezirks- amtman	Hand 4: Patient B.	„Heute kam vom Bez. A. Krumbach ein Brief B.'s zurück, den dieser durch B. [Name gekürzt] ¹⁹ hatte schreiben lassen und bei der Holzarbeit in einem unbewachten Moment einem der Waschmädchen zur Beförderung übergeben hatte. Als man ihm mitteilte, daß sein Brief zurückgekommen sei, schimpfte er furchtbar, drohte sich etwas anzutun, sich auszuhungern <i>etc.</i> Das Geständniß wurde ihm entlockt, indem man ihm andeutete, man wisse, wer den Brief befördert habe. Der Brief, der <i>ad act.</i> liegt, enthält die üblichen Schimpfereien über seine unberechtigte Einsperrung und über die Anstaltsleitung, über schlechte Behandlung u. s. w.“ (Dr. Summa, 09.09.1898)
–	Dez. 1898 Nichte	?	„Seit B. [Name gekürzt] einen Brief von einer Münchner Nichte erhalten, ist er merkwürdig ruhig geworden. Da aber nun auf seine Beantwortung desselben kein ihn von der Anstalt befreiender Bescheid eintrifft, wird er wieder merklich unruhiger [...].“ (Dr. Summa, 03.01.1899)
–	April 1899 Vetter Joseph	?	„Schrieb einen Brief an sein Mündel und erhält einen sehr vernünftigen zurück, in dem er aufgefordert wird, sich möglichst in die Anordnungen der Ärzte zu fügen.“ (Dr. Summa, 02.05.1899)

¹⁷ Unterschrift von Martin B. Wie beim Brief vom 04.05.1897 findet sich auf S. 1 mit dickem, blauem Buntstift in Dr. Fabers Hand der Name des Patienten, sodass anzunehmen ist, dass zu dieser Zeit Dr. Faber noch die Akte führte, bevor sie an Dr. Summa übergeben wurde.

¹⁸ Hierbei handelt es sich um eine Postkarte, aus der die Briefmarke ausgeschnitten ist und damit auch ein Teil des Textes, u. a. des Datums, fehlt.

¹⁹ Es handelt sich um den Patienten Georg B. (kfb-966).

<i>in Akte</i>	<i>Datum, Adressat</i>	<i>Hand</i>	<i>Erwähnung in der Krankengeschichte (mit Angabe des gerade die Akte führenden Arztes)</i>
✓	15.05.1899 Base ²⁰	Hand 1: Martin B.	(Dr. Summa)
–	„öfters“ Nichte, Schwager	?	– „Die Magazinersehefrau Walburga P. [Namen gekürzt] geb. B. [Name gekürzt], wohnhaft in München, hat hierorts vorgebracht, daß ihr Onkel Martin B. [Name gekürzt] öfters an sie u. ihren Ehemann schreibe [...]“ (Brief Bezirksamt Krumbach an Anstalt Kaufbeuren, 15.07.1899); „Schreibt von Zeit zu Zeit immer wieder den nämlichen Brief an seine Base“ (04.09.1899, Dr. Summa)
✓	06.01.1901 Bürgerm.	Hand 1: Martin B.	„hat den lebhaften Wunsch entlassen zu werden und schreibt an seinen Bürgermeister“ (Dr. Heinz, Januar 1901)
✓	24.09.1901 Schwager München	Hand 1: Martin B. ²¹	– (Dr. Heinz)
✓	27.12.1901 Bürgerm.	Hand 1: Martin B. ²²	– (Dr. Heinz)
✓	19.03.1903 Bürgerm.	Hand 3: Patient G.	– (Dr. Heinz)
✓	19.03.1903 Bürgerm.	Hand 1: Martin B. ²³	– (Dr. Heinz)
✓	12.06.1903 Base Krumbach	Hand 1: Martin B.	– (Dr. Heinz)
✓	26.08.1903 Bürgerm.	Hand 4: Patient B.	– (Dr. Heinz)
✓	14.05.1904 Bürgerm.	Hand 5	– (Dr. Ehrenfeld)
✓	01.06.1905 Bürgerm.	Hand 6	– (Dr. Ehrenfeld)
✓	05.07.1905 Bürgerm.	Hand 1: Martin B. ²⁴	– (Dr. Ehrenfeld)

Tab. 14: Dokumentierte Schreibaktivität von Martin B. (kfb-1621)

²⁰ Der Brief ist ohne Adressangabe an eine ‚Base‘ gerichtet. Aus dem Inhalt geht nicht hervor, ob es sich um seine Nichte Walburga P. in München handelt, an die er laut Krankengeschichte in dieser Zeit „öfters“ geschrieben habe (vgl. den folgenden Eintrag). Sie schreibt ebenfalls an die Anstalt und bittet um Besuch (18.03.1899, 10.04.1901). Der Münchener ‚Schwager‘ (Brief vom 24.09.1901) ist ihr Ehemann. Es könnte sich aber auch um die im Brief vom 12.06.1903 adressierte ‚Base‘ Maria B. in Krumbach, Schwester seines Vormunds Joseph B., handeln

²¹ Adresse am Textende durch Hand 4 (Patient B.); danach Zusatz des Irseer Assistenzarztes Dr. Heinz: „Angehörigen wollen nichts mehr erfahren. ad Act. 26 IX 01“.

²² Adresse am Textende durch Hand 4 (Patient B.); Zusatz von Dr. Heinz: „Ad Act. 27 XII 01“.

²³ Es handelt sich um eine Abschrift des vorigen Briefs. Vgl. die Edition in Kap. 5.2.2.b.

²⁴ Schreibort und Adresse am Briefbeginn mit Bleistift („Irsee 5. Juli 1905“) von anderer, unbekannter Hand 7 (vgl. S. 292, Abb. 38).

Bezüglich der zeitlichen Abfolge der Adressaten fällt auf, dass Martin B. in den ersten ca. 5 Jahren nur an seine Ehefrau schreibt, von der er in diesen Jahren ebenfalls Briefe erhält (vgl. Kap. 6.2.1.1): Die ersten 11 in der Akte dokumentierten Briefe (1891–96) sind alle an die Ehefrau gerichtet. Danach folgt kein Brief mehr an die Ehefrau, sondern er schreibt zunächst der restlichen engeren Familie wie seiner Tochter Wilhelmina und mehrmals seinem Bruder Michael (1896–98). Ab 1897 wendet er sich auch an offizielle Stellen wie das Bezirksamt Krumbach und ab 1898 an den Bürgermeister seiner Heimatgemeinde. Da die eingehenden Briefe recht spärlich sind, schreibt er der entfernteren Verwandtschaft wie seinem Vetter Joseph in Krumbach (11.10.1897), ab 1899 an eine Base und schließlich 1901 an den Münchener Schwager Michael B., den er persönlich überhaupt nicht kennt. Verstärkt wendet er sich in dieser Zeit an den Bürgermeister, seine letzten vier Briefe zwischen 1903 und 1905 richten sich ausschließlich an ihn. Martin B.s lange Aufenthaltsdauer führte also nicht nur zu wiederholten Bitten an vertraute Bekannte, sondern er erweiterte seinen Adressatenkreis durch offizielle, weniger vertraute und sogar ihm unbekannt Personen.²⁵

5.2.2 Schreiberhände und Textgesenen

(a) Schreiberhände von Martin B.s Briefen

Beim Abfassen von offiziellen Briefen griff Martin B. auf die Unterstützung von schreiberefahrenen Mitpatienten und einem Pfleger zurück, wohl um einen höheren Grad an Formalität und Korrektheit und damit auch bessere Chancen auf Entlassung zu erlangen. So erwähnt Dr. Summa an zwei Stellen in der Krankengeschichte im Jahr 1898, dass der Patient seine Briefe nicht immer selbst verfasst, sondern er „würde alle Tage Briefe diktieren, wenn man ihm Gelegenheit geben wird: er will eben seine Entlassung forcieren“ (Juli 1898). Zu einem Brief vom 05.09. gibt der Arzt konkret an, dass Martin B. diesen „durch B. [Nachname gekürzt; vgl. Hand 4] hatte schreiben lassen“ (09.09.1898). Auf dem Brief vom 04.05.1897 findet man eine Notiz von Dr. Faber: „Dem Pfleger Kreis durch B. [Nachname gekürzt] diktiert“. Ebenso erwähnt Dr. Summa in der Patientenakte von Johannes G. (kfb-1623; vgl. Hand 3): „Für seinen Mitpat. B. [Nachname gekürzt] schrieb er einen Brief, den ihn dieser diktierte [...]“ (31.05.1898). Eine vergleichende paläographische Untersuchung ergibt, dass bei den 28 in Martin B.s Namen verfassten Briefen 7 Schreiberhände²⁶ mitgewirkt haben (vgl. Tab. 14):

²⁵ Dass er in den späteren Jahren nicht mehr seiner Frau und Tochter schreibt, liegt aber auch daran, dass er nicht über Adressänderungen informiert wird: „ich kann meinem Weib und meiner Tochter nicht mehr schreiben wie ich gelesen habe im Briefe daß man sie in München wie auh in Krumbach niht mehr erfragen könne“ (Brief an Bürgermeister, 06.01.1901).

²⁶ Vgl. Ernst, Nievergelt & Schiegg (2019: 456f.) zur ‚Hand‘ als paläographischen Begriff und „Ausdruck der Schreibebeit, die eine bestimmte Person in der betroffenen Handschrift ausführte“. Sie steht u. a. „für eine individuelle Verwendung von Sprache, die als eine flexible

- Hand 1: Martin B. (Autograph); 15 Briefe (1891–1905) stammen vom Patienten selbst. Dass er diese geschrieben hat, macht die Unterschrift dieser Hand auf zwei nicht-autographen, von Hand 2 geschriebenen Briefen (04.05.1897; 11.10.1897) sehr wahrscheinlich. Ebenso decken die Briefe von diesem Schreiber fast die komplette Aufenthaltsdauer Martin B.s in der psychiatrischen Anstalt ab (1891–1906) und es bestehen Übereinstimmungen zwischen der sich verändernden Schrift und Sprache mit dem Gesundheitszustand des Patienten (vgl. Schiegg 2018: 114). Metasprachliche Hinweise dieser Hand zur Schreiberidentität²⁷ deuten ebenfalls darauf hin, schließen eine Unterstützung beim Schreiben aber nicht aus. Zusammenarbeit mit einem anderen Schreiber lässt sich beim Brief vom 19.03.1903 an den Bürgermeister klar nachweisen, da sich in der Akte eine von Hand 3 geschriebene Vorlage befindet (vgl. Abschnitt b). Unterstützung bei anderen Briefen ist ebenfalls anzunehmen (vgl. Abschnitt c).
- Hand 2: Pfleger Kreis; 4 Briefe (1897–98); Durch einen Zusatz von Dr. Faber auf dem Brief vom 04.05.1897 (vgl. S. 280, Fn. 16) können der Schreiber und das Diktat durch Martin B. als Art der Textproduktion bestimmt werden.²⁸ Eine solche Unterstützung durch einen Pfleger erscheint recht ungewöhnlich, ist aber auch bei anderen Schreibern wie Anna S. (kfb-2325) belegt (vgl. Kap. 6.2.2.14). Näheres über Pfleger Kreis konnte nicht ermittelt werden.
- Hand 3: Mitpatient Johannes G. (kfb-1623); 2 Briefe (1898; 1903); wegen paläographischer Übereinstimmungen mit seinen eigenen Patientenbriefen kann dieser Zimmergeselle identifiziert werden (vgl. Kap. 6.2.2.8).
- Hand 4: Mitpatient Georg B. (kfb-966); der namentliche Hinweis in Martin B.s Krankengeschichte (09.09.1898) auf einen von diesem Patienten geschriebenen Brief erlaubt, gestützt durch paläographische Vergleiche mit seinen eigenen Patientenbriefen, eine Zuordnung dieser Hand, von der 3 Briefe (1898–1903) sowie 2 Adresszusätze bei von Martin B. geschriebenen Briefen (24.09.1901; 27.12.1901) stammen. Dabei handelt es sich um einen schreiberfahrenen Buchhalter (vgl. Kap. 6.2.3.1). Auch für Johannes G. (kfb-1623) erstellte dieser Adresszusätze (vgl. Kap. 6.2.2.8).

anzunehmen ist, indem sie neben einer muttersprachlichen Kompetenz alle Entscheidungen, Sprache auch zu übernehmen, zu verändern und zu erneuern, miteinschließt.“

²⁷ Vgl. im Brief an die Base vom 15.05.1899 „Selbst geshriben“, an den Bürgermeister vom 06.01.1901 „selber geschriben“ und an den Bürgermeister vom 05.07.1905 „Selber Geshriben“.

²⁸ Von einem Diktat zeugen auch Fehler, die auf mündliche Missverständnisse zurückzuführen sind. Im Brief findet sich etwa der Satz „Er [Gott] ist ein langer Wärter, aber ein sehr strenger Strafer.“ Diese Formel ist an Psalm 7:12 angelehnt („Gott ist ein gerechter Richter und ein Gott, der täglich strafen kann.“) und wird von Martin B. in drei weiteren Briefen verschriftet, wobei er immer ‚langer Warter‘ schreibt (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 264). Der Pfleger verstand im Diktat wohl das im Anstaltskontext geläufigere Lexem *Wärter*. Die beiden Striche über dem „a“ wurden leicht ausgewischt, vermutlich bei einem Korrekturdurchgang Martin B.s. Ebenso auf einen Diktiervorgang deutet im Brief an Bruder und Vetter vom 11.10.1897 der falsche Anschluss des *wenn*-Satzes an den vorangegangenen statt folgenden Satz: „[...] übergieb meinem Bruder dieses Schreiben, wenn er krank wäre. Dann schreibe mir selber.“

- Hand 5: unbekannt;²⁹ 1 Brief (14.05.1904)
- Hand 6: unbekannt; 1 Brief (01.06.1905; Bleistift)
- Hand 7: unbekannt; Schreibort und Datum, evtl. auch die Liniiierung (vgl. S. 282, Fn. 24), als Zusatz auf einem Brief von Hand 1 (05.07.1905; Bleistift)

Die sieben Hände verteilen sich nicht zufällig auf die überlieferten Briefe. Auf Grund des recht langen Anstaltsaufenthalts Martin B.s ist davon auszugehen, dass seine sechs Helfer beim Verfassen der Briefe nicht alle in diesem Zeitraum dort verweilten. In der Tat verstarben zwei seiner Hauptunterstützer, Georg B. (kfb-966) und Johannes G. (kfb-1623), in den Jahren 1904 und 1905, was den Wechsel zu den neuen, nicht identifizierten Händen 5 bis 7 erklärt.

Es fällt auf, dass Martin B. alle Briefe an seine Ehefrau selbst geschrieben hat. Der erste nicht-autographe Brief vom 17.01.1897 ist ein formelles Schreiben an das Krumbacher Bezirksamt, an das er auch den Brief vom September 1898 schreiben lässt. Somit scheint er eher bei den offiziellen Briefen Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Dabei erstaunt es, dass die beiden Briefe an seinen Bruder (04.05.1897) sowie Bruder und Vetter (11.10.1897) ebenfalls aus der Hand des Pflegers stammen. In der Krankengeschichte zum ersten Brief findet sich jedoch der Hinweis, dass es sich hierbei um ein „Duplikat“ handle, das wohl der Pfleger angefertigt hat. Die Schreibsituation des zweiten Briefs, ebenfalls vom Pfleger geschrieben, wird nicht näher erklärt. Die beiden Privatbriefe an seine Nichte (15.05.1899) und Base (12.06.1903) stammen wieder von der Hand des Patienten, was die bisherigen Ausführungen stützt. In dieses Bild passt, dass Martin B. die Briefe an den Bürgermeister zunächst (15.05.1898, August 1898) nicht selbst geschrieben hat; auf den ersten Blick erstaunlich erscheint, dass spätere Briefe an den Bürgermeister dann oft wieder von Martin B. stammen.

(b) Brief vom 19.03.1903: Martin B.s Abschrift eines diktierten Briefs

Bei diesen späteren Briefen hat Martin B. eine weitere Strategie entwickelt, um bessere Chancen auf Absendung der Briefe und der damit erhofften Entlassung aus der Anstalt zu erhalten. Er wird bemerkt haben, dass auch die Briefe von geübteren Schreibern nicht den gewünschten Erfolg hatten. Dies könnte er darauf zurückgeführt haben, dass die Adressaten erkannten, dass die Briefe nicht aus seiner Hand stammen. Daraus könnten sie den Rückschluss gezogen haben, dass sein Gesundheitszustand zu schlecht sei, um noch selbst einen Brief zu verfassen und er auf Grund dessen auch nicht als geheilt aus der Anstalt entlassen werden könne. Als Lösung bot es sich ihm folglich an, zwar weiterhin Briefe schreiberfahreneren Personen zu diktieren, diese anschließend aber abzuschreiben und erst in dieser Form abzusenden. Dass dem Patienten ein solcher Gedankengang zuzutrauen ist, stützen seine metasprachlichen Reflexionen zum Zusammenhang von Schreib-

²⁹ Hände 5 bis 7 konnten nicht identifiziert werden. Der Abgleich mit Texten von 149 weiteren Patienten, die 1904/05 in Kaufbeuren-Irsee waren (vgl. S. 106, Abb. 14), blieb ergebnislos.

und Geistesfähigkeit in einem Brief vom 19.03.1903 an den Bürgermeister, bei dem genau diese Art der Textgenese vorliegt: „man sollte es doch ein sehen daß es mir nicht mehr im Kopf fehlt dem Schreiben nach sollt man es kennen daß Ich kein Unsinn wie früher Ich es geschrieben habe“ (Z. 23–27). Dieser Brief ist in zwei Versionen in der Akte überliefert, einmal als verschriftetes Diktat durch Johannes G. (Hand 3) und daneben als Abschrift dieser Vorlage durch Martin B.

Es folgt eine Edition des Briefs. Martin B.s Abschrift (vgl. S. 292, Abb. 38 links) dient dabei als Ausgangspunkt; Abweichungen zur Vorlage sind markiert: Weglassungen durch eckige Klammern, Hinzufügungen und Veränderungen durch Fettdruck, kommentiert in Fußnoten. Zeilenumbrüche der Vorlage werden mit / angezeigt, ein Seitenumbruch mit //.

30 Irsee den 19^[ten] März 1903[.] /
 Geehrtester Herr Bürgermeister! /
 Ich bin so frei an Sie zu schreiben; /
 halten Sie es mir nicht für unrecht /
 5 und sind Sie mir deswegen nicht böß /
 daß Ich Ihnen schon wieder geschrieben /
 habe[.] denn³¹ Ich habe den Herrn Do[c]ktor³²
 und / den Herrn Obera[r]zt wie auch den
 Herrn / Medezinalrath³³ gefragt[,] ob Ich denn
 10 gar / keine Hoffnung³⁴ mer³⁵ hab[,] um³⁶ hier fort
 zukōmen[.] / Man sagt halt zu mir es kōme
 auf Sie / an Herr Bürgermeister[.] Wen[n] Sie für /
 mich etwas thun wollen. Ich weiß es / bestiimt
 wie ich mi[c]h diesesmal zum³⁷ / aufführen und
 15 zu verhalten habe[.] / Es gibt kein Gesang und
 kein Gejodel / mehr[.] Ich hette³⁸ mir schon
 längst etwas / erspart[.] Ich kann mir no[c]h
 mal was / ersparen[.] daß³⁹ Ich mich wieder
 ordentlinch **ordenlich**⁴⁰ fortbringen kann[.] **Ich**

³⁰ Leichte Einrückung von Z. 1 und Z. 2 sowohl in Vorlage als auch in Abschrift.

³¹ In Vorlage *D* Großbuchstabe.

³² Das *D* in der Abschrift ist auffällig ausladend, was wohl aus der Nachahmung des ebenfalls deutlich hervortretenden, in lateinischer Schrift geschriebenen *D* in der Vorlage resultiert.

³³ In Vorlage *c* in *Medecinalrath*.

³⁴ Zweites *f* in *Hoffnung* in Vorlage mit Bleistift von der Schreiberhand ergänzt.

³⁵ **mer** eingefügt.

³⁶ **um** eingefügt.

³⁷ **m** hinzugefügt.

³⁸ In Vorlage *hatte*. Änderung von Indikativ zu Konjunktiv, wohl Fehler bei Abschrift.

³⁹ In Vorlage *D* Großbuchstabe.

⁴⁰ Fehlerhaftes **n** eingefügt, zusätzliches **ordenlich** ergänzt.

- 20 Ich⁴¹ bin no[c]h zu jeder / Arbeit fähig[;] Herr
 Bürgermeister probiren / Sie es mit mir[.]
 [S. 2] daß Sie sehen daß Ich / Die Wahrheit
 geschrieben hab, man sollte / es doch
ein sehen⁴²[.] daß es mir nicht mehr / im
 25 Kopf fehlt[.] dem Schreiben nach sollt /
 man es kennen[.] daß Ich kein Unsinn /
 wie früher Ich es geschrieben **habe**⁴³[;] / Herr
 Bürgermeister sind Sie mir nicht / **böß**⁴⁴
 und sorgen **und sorgen**⁴⁵ Sie für Mich
 30 **s**⁴⁶ daß Ich / bald entlassen werden
 kan[n] Ich hoffe in / Gottes Barmherzi[g]
 keit Willen daß Sie mir // eine Na[c]hricht
 zuschi[c]en würden Ich würde / mich glü[c]klich
 schätzen, wenn ich⁴⁷ no[c]hmal / zu meinen
 35 Freunden und Bekannten / koñen
 könnte[.] dann hätte Ich keinen Zorn /
 mehr[.] und wäre Zufrieden in Allem /
 wie es mir gehen wird gut oder
 schlecht[.] / Denn das eingesperrt sein ist
 40 mir zuwieder[.] / Ich bitte Sie no[c]mals
 Herr Bürgermeister / verlassen Sie mich
 nicht und sind Sie / mit mir barmherzig
 und **schü**[c]ken⁴⁸ Sie / [mir] **doh**⁴⁹ einmal ein paar
 Zeilen, daß Ich / [doch] **aimal**⁵⁰ weiß wie Ich daran
 45 bin
 [S. 3]⁵¹ **Euner**⁵²
 dankbarer untergebenster /
 Martin B. [Nachname gekürzt] [.] /

⁴¹ *Ich* in der Abschrift mit einem Tintenklecks überdeckt, deswegen wohl anschließend am Ende der vorigen Zeile ein zusätzliches **Ich** eingefügt.

⁴² In Vorlage *einsehen* zusammen geschrieben.

⁴³ In Vorlage *hatte*: Änderung von Plusquamperfekt zu Perfekt.

⁴⁴ In Vorlage *böse*: Apokopierung und Änderung der <s>-Graphie.

⁴⁵ Zusätzliches **und sorgen** eingefügt, Abschreibefehler.

⁴⁶ **s** eingefügt und wieder durchgestrichen.

⁴⁷ In Vorlage *ich* als Textergänzung, in Abschrift in Text integriert.

⁴⁸ In Vorlage *schicken*: Hyperkorrekte Rundung und Weglassung *c*.

⁴⁹ In Vorlage *mir* statt **doh**.

⁵⁰ In Vorlage *doch* statt **aimal**.

⁵¹ Einrückungen im Folgenden in Vorlage und in Abschrift, aber keine direkten Übereinstimmungen; in der Edition im Detail nicht nachgeahmt.

⁵² In Vorlage korrekt *Euer*.

- 50 ⁵³ **An Herrn**⁵⁴ I[.] Sauter[.] Bürgermeister /
 in / Hohenraunau
 Bezirksamt Kromba[c]h[.]⁵⁵ /
 [Herrn I Sauter / fon]⁵⁶
- [S. 4] **fon Martin**
- 55 **B.** [Nachname gekürzt]
fon Martin
B. [Nachname gekürzt]⁵⁷

Metasprachliche Äußerungen zur Entstehung dieses Briefs finden sich in der Patientenakte zwar nicht, der auf der obigen Edition basierende Vergleich der beiden Textfassungen in Kap. 5.4.3 bestätigt aber dieses Szenario. Im Folgenden wird der erste Schritt dieser Textgenese, das Diktat, thematisiert. Dass es sich um ein solches handelt und Johannes G. nicht nur inhaltliche Vorgaben zur eigenständigen Abfassung des Briefs erhalten hat, belegen einige für Martin B. charakteristische Formeln, die er immer wieder in seinen Briefen verwendet und teilweise auch modifiziert. Diese bilden eine Art sprachliches Gerüst, mit Hilfe dessen er sich durch den Brief hangelt. Dabei verwendet er ein recht großes Inventar an Phrasen und Kollokationen, das er in den einzelnen Briefen immer nur zum Teil einsetzt. Im Folgenden werden diese Mehrworteinheiten im Brief vom 19.03.1903 in der Reihenfolge ihres Auftretens zusammengestellt; parallele Belegstellen in anderen Briefen erscheinen in Fußnoten:

- Briefeinleitende Formeln: metasprachliche Thematisierung des Schreibprozesses
 - „Ich bin so frei an Sie zu schreiben“ (Z. 3)⁵⁸
 - „halten Sie es mir nicht für unrecht“ (Z. 4)⁵⁹
 - „sind Sie mir (deswegen) nicht bö(s)e“ (Z. 5, Z. 28f.)⁶⁰
 - „daß Ich Ihnen schon wieder geschrieben habe“ (Z. 6f.)⁶¹

⁵³ Die folgende Adressangabe erscheint in der Vorlage um 180 Grad gedreht und beginnt am unteren Blattrand. Die Tinte ist dort etwas verwischt, sie konnte nicht vollständig trocknen.

⁵⁴ **An Herrn** in Abschrift hinzugefügt.

⁵⁵ In Vorlage *Krombach*; der Ort heißt eigentlich *Krumbach*.

⁵⁶ Zusatz von Martin B.s Hand auf Vorlage. Die damit bewirkte Doppelung der Adressangabe ist auffällig; vielleicht hatte Martin B. übersehen, dass diese bereits vorgeschrieben war. Der Zusatz bricht ab; womöglich entschied sich Martin B. in diesem Moment, nicht den diktieren Brief abzusenden, sondern erst noch eine Abschrift davon anzufertigen.

⁵⁷ Die Doppelung resultiert evtl. aus der durch Tintenflecke eingeschränkten Lesbarkeit von Z. 54.

⁵⁸ Nahezu identisch in Hand 1: 12.06.1903: „Ich bin so frei an dich zu schreiben“.

⁵⁹ Recht große Variationsbreite dieser briefeinleitenden Formel mit gemeinsamem Kern ‚Verb Pro-nomen *es mir nicht für/in* Adjektiv‘; vgl. Hand 1: 06.01.1901: „Sie werden es mir ja nicht für unrecht aufnehmen“, 15.05.1899: „Du wirst es mir nicht in übel auf nehmen“.

⁶⁰ Hand 1: 24.09.1901: „sind Sie mir wegen der schlechten Schrift nicht böse“; ähnlich Hand 4: 26.08.1903: „sind Sie mir nicht mehr gut“.

⁶¹ Hand 1: 15.05.1899: „daß ich dir schon wieder geschriben hab“.

- Formeln im Hauptteil: Fragen, Versprechen, wiederholende Appelle
 - „ob Ich denn gar keine Hoffnung hab“ (Z. 9f.)⁶²
 - „kein Gesang und kein Gejodel“ (Z. 16)⁶³
 - „probiren Sie es mit mir“ (Z. 21f.)⁶⁴
 - „daß Ich die Wahrheit geschrieben hab“ (Z. 22f.)⁶⁵
 - „und sorgen Sie für Mich“ (Z. 29)⁶⁶
- Briefschließende Formeln: Schreibaufforderung, Abschiedsgruß
 - „in Gottes Barmherzigkeit Willen“ (Z. 30f.)⁶⁷
 - „Ich bitte Sie nochmals“ (Z. 40)⁶⁸
 - „ein paar Zeilen“ (Z. 43)⁶⁹
 - „daß Ich doch weiß wie Ich daran bin“ (Z. 43f.)⁷⁰
 - „Euer dankbarer untergebenster Martin B. [Name gekürzt]“ (Z. 45f.)⁷¹

Es fällt auf, dass alle sechs Texthände bezüglich dieser Formulierungen Parallelen zum Brief vom 19.03.1903 aufweisen, wobei diejenigen mit größerer Textmenge wie Hand 1 auch mehr Übereinstimmungen zeigen als die mit geringerer Textmenge wie Hände 5 und 6. Dies ist ein deutlicher Beleg dafür, dass Martin B. nicht nur Pfleger Kreis (Hand 2), sondern auch den anderen Händen 3 bis 6 seine Briefe diktiert hat.

(c) Weitere Hinweise für Unterstützung Martin B.s

Weitere Briefvorlagen sind in Martin B.s Akte nicht überliefert. Vergleichbare Szenarien kann man aber bei Briefen aus dem Jahr 1901 annehmen (an Bürgermeister: 06.01. und 27.12.; an Schwager: 24.09.). Die deutlichsten Indizien besitzt der Brief vom 06.01. wegen seiner charakteristischen Verwendung von Interpunktion, die bei Martin B. ansonsten recht spärlich oder überhaupt nicht zum Einsatz kommt.

⁶² Die Wendung *eine Hoffnung haben* erscheint in 5 weiteren Briefen. Hand 1: 24.09.1901, 27.12.1901 (2-mal), 12.06.1903; Hand 4: 05.09.1898; Hand 6: 01.06.1905.

⁶³ Die Kombination der beiden Lexeme findet sich in 2 weiteren Briefen: „daß ich gesungen und (u.) gejodelt habe (hab)“; Hand 2: 11.10.1897; Hand 4: 05.09.1898.

⁶⁴ Ähnlich in Hand 2: 11.10.1897: „Probiere es mit mir nochmal“.

⁶⁵ Identisch: Hand 1: 06.01.1901; Hand 2: 11.10.1897; ähnlich Hand 2: 04.05.1897: „ich habe die gründliche Wahrheit geschrieben“.

⁶⁶ Identisch: Hand 1: 06.01.1901, 27.12.1901; Hand 4: xx.08.1898; Hand 5: 14.05.1904.

⁶⁷ Hand 2: 17.01.1897: „um Gottes Barmherzigkeit willen“.

⁶⁸ Hand 1: 12.06.1903; Hand 6: 01.06.1905: „Ich bitte nochmals“.

⁶⁹ Hand 1: 06.01.1901, 27.12.1901 (3-mal); Hand 2: 04.05.1897; Hand 4: 05.09.1898, 26.08.1903; Hand 5: 13.05.1904; Hand 6: 01.06.1905; ähnlich Hand 1: 12.06.1903: „einige paar Zeilen“.

⁷⁰ Mit Einfügung von *einmal* in Hand 1: 28.01.1896: „das ih doh ainmal Wais wi ih daran bin“ und Hand 5: 14.05.1904: „daß ich einmal weiß wie ich daran bin“; ähnlich auch Hand 4: 05.09.1898: „ich weis jetzt nicht wie ich daran bin“.

⁷¹ Identisch in Hand 1: 24.09.1901, 27.12.1901; sehr ähnlich in Hand 4: 05.09.1898: „Euer dankbarer und untergebenster Martin B. [Name gekürzt]“.

Hier dienen dagegen häufig Semikola <;> zur Abgrenzung von Hauptsätzen. Dazu erscheinen einige Ausrufezeichen <!>, einmal sogar gedoppelt übereinander geschrieben. Der Punkt <.> sowie die Kombination Punkt-Bindestrich <.-> erscheinen jeweils nur einmal zur Markierung von Absätzen und damit zur Textstrukturierung. Zahlreiche Kommata <,> dienen der Unterteilung von Haupt- und Nebensatz, von inhaltlich zusammenhängenden Hauptsätzen und der Markierung einer weiten Apposition; in drei Fällen werden sie hyperkorrekt eingesetzt.⁷² Daneben fehlen aber auch einige Interpunktionszeichen, vor allem zur Abgrenzung von Haupt- und Nebensatz, und – wie im abgeschriebenen Brief von 1903 – besonders gegen Briefende. Schließlich erscheint noch ein Schrägstrich </> bei der in den Text integrierten Adressangabe „München Au wohnhaft Haus N 37/o in der Damstraße“.

Deutliche Parallelen zeigen sich in den Briefen von Hand 4 (Georg B., kfb-966). Besonders typisch für ihn ist der seltene Einsatz des Punktes beim Satzabschluss, dessen Funktion häufig das Semikolon einnimmt. Kommata erscheinen regelmäßig, teilweise in ähnlichen Kontexten hyperkorrekt.⁷³ Die Kombination Punkt-Bindestrich verwendet er am 26.08.1903 am Ende eines Absatzes.⁷⁴ Auch die Form der Adressangabe zeigt eine deutliche Parallele bei Georg B., der bei Martin B.s Brief an seinen Schwager (24.09.1901) Folgendes anfügt: „München – Au. Haus Numero 37/o. Damstraße.“.

Die beiden Briefe vom 24.09. und 27.12.1901 besitzen die Gemeinsamkeit, dass die Adressangaben am Briefende jeweils von Georg B. (Hand 4) ergänzt wurden, sodass hier bereits eine Zusammenarbeit mit diesem Schreiber belegt werden kann. Ob die Briefe wie der vorige auch auf eine Abschrift von dieser Hand zurückgehen, ist hier aber viel weniger eindeutig. So erscheinen beide Briefe – bis auf einen Punkt zur Abgrenzung der Datumsangabe von der Anrede im ersten Brief – komplett ohne Interpunktionszeichen, was einen so schlüssigen Abgleich über diese sprachliche Ebene wie im vorigen Brief verhindert. Ob eine mögliche Vorlage tatsächlich keine Interpunktion besaß oder Martin B. diese hier komplett wegließ, lässt sich nicht entscheiden. In letzterem Fall dürften auch Abgleiche auf anderen sprachlichen Ebenen erschwert sein.

Im Brief vom 24.09.1901 an den Schwager fällt eine Form der Textstrukturierung auf, wie sie in keinem anderen Brief von Martin B. vorliegt. Um den Beginn eines neuen Absatzes zu markieren, rückt er auf S. 2 seinen Text mehrere Zentimeter ein. Dies könnte auf

⁷² Dabei markieren zwei Kommata Ausklammerungen (z. B. „um mir behilflich zu sein, wegen meiner Entlassung“), eines unterteilt einen Satz mit mehrgliedrigem Verbalkomplex („warum sollte ich, es draußen auch nicht thun können“).

⁷³ Im Brief vom August/September 1898 erscheinen zwei hyperkorrekte Kommata vor Nachträgen: „wo man mich geholt hat [...] aus der Anstalt, wegen den 14. Tagen“; „ich möchte doch einmal wissen, in dieser furchtbaren Zeit“.

⁷⁴ Diese Kombination aus Punkt und Bindestrich <.-> ist für Georg B. (kfb-966) charakteristisch und erscheint auch in einigen seiner eigenen Briefe: einmal in 29.04.1884, einmal in einer Notiz von März 1891, zweimal in 10.01.1901; einmal auch verdoppelt zu <.-.-> in 29.04.1884.

eine Abschrift von Hand 4 hindeuten, die dies regelmäßig macht.⁷⁵ Etwas ungewöhnlich erscheint hier aber die Verschriftung des /oi/ mit dem Digraph <eü> statt mit <eu>, im vorliegenden Brief bei „Freüden“ und „freüen“. Diese ungewöhnliche Graphie erscheint in keinem der Briefe von Hand 4, dafür gibt es aber 13 Belege, 6 wiederum davon beim Lexem *Freude*, in den Briefen von Hand 3 in dessen eigener Akte (Johannes G., kfb-1623). Allerdings erscheint diese Graphie auch im vorigen Brief vom 06.01.1901, der eine deutliche Nähe zu Hand 4 aufweist, wo aber ebenfalls diese <eü>-Graphie bei „gefereüt“ und „Freüde“ verschriftet ist. Womöglich hatte sich Martin B. diese außergewöhnliche Graphie von Hand 3 abgeschaut und in den eigenen Sprachgebrauch übernommen; eine zu diesem Zeitpunkt bereits existierende Zusammenarbeit mit diesem Schreiber ist auf Grund des diktierten Briefs vom 31.05.1898 in der Akte belegt.⁷⁶ Auch eine Arbeit zu Dritt an diesem Brief ist denkbar. Daneben erfolgt eine Großschreibung von „Nichts“, die insofern aufschlussreich sein könnte, als Hand 4 dieses Wort ebenfalls fast immer groß schreibt (26 von 28 Belegen), Hand 3 dagegen immer klein (aber nur 3 Belege). In den Briefen aus der Hand von Martin B. gibt es neben 5 klein geschriebenen Belegen einen weiteren Beleg für Großschreibung (27.12.1901).

Dieser Brief vom 27.12.1901 ist am unklarsten hinsichtlich möglicher abschriftlicher Verhältnisse. So steht hier der eben genannten Großschreibung von „Nichts“ auch ein Beleg für eine Kleinschreibung: „wegen Was wegen Nichts und wieder nihts“. Das hier auftretende, große „Was“ ähnelt jedoch einem Beleg von Hand 4 im Brief vom 05.09.1898: „wie und Was“. Interpunktion fehlt hier allerdings wieder vollständig, sodass diesbezüglich keine Zuordnung einer Vorlage möglich ist und eine Zusammenarbeit mit Georg B. nur bei der Adressangabe sicher nachzuweisen ist.

Bei Martin B.s letztem Brief vom 05.07.1905 an den Bürgermeister (vgl. S. 292, Abb. 38 rechts), verfasst im Jahr vor seinem Tod, liegt eine Unterstützung durch Hand 7 vor, die Ort und Datum mit dickem Bleistift auf den Briefkopf geschrieben hat. Auf Grund der positionellen Absetzung der von Martin B. geschriebenen Briefanrede vom oberen Rand ist davon auszugehen, dass – im Gegensatz zur nachträglichen Hinzufügung der Adresse am Briefende bei den beiden Briefen von 1901 – zuerst Ort und Datum geschrieben wurden und dann Martin B. den Brief weitergeführt hat. Auffällig sind hier auch die mit dickem Bleistift sehr deutlich eingezeichneten Linien, die wohl ebenfalls von Hand 7 vorgezeichnet wurden. Das zittrige und unsaubere Schriftbild Martin B.s deutet an, dass er diese Zeilen nun auch nötig hatte, um den Brief abzufassen. Wegen des bereits sehr schlechten Gesundheitszustandes fehlte ihm wohl die räumliche und zeitliche Orientierung, sodass er diese Angabe am Briefbeginn einem anderen Schreiber überließ. Im restlichen Brief deutet nichts auf eine mögliche abgeschriebene Vorlage hin. Auf Unterstützung durch Georg B. oder Johannes G. konnte der Schreiber 1905 nicht mehr hoffen, da beide Patienten bereits verstorben waren. Der Brief ähnelt inhaltlich wegen

⁷⁵ Dass Martin B. auch Einrückungen in Abschriften übernimmt, zeigt das Beispiel des abgeschriebenen Briefs von 1903. Vgl. S. 286, Fn. 30.

⁷⁶ In diesem Brief erscheint jedoch keine <eü>-Graphie, sondern ein „freuen“ mit <eu>.

der zahlreichen Drohungen den Briefen an die Ehefrau (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 273). Inwiefern er sich auch sprachlich diesen annähert, müssen die Untersuchungen der folgenden Abschnitte zeigen. Ebenso scheinen die Briefe an die Base vom 15.05.1899 und 12.06.1903 zwar etwas formeller zu sein als diejenigen an seine Ehefrau, Hinweise auf Unterstützung durch andere Schreiber lassen sich dabei aber nicht ausmachen.⁷⁷

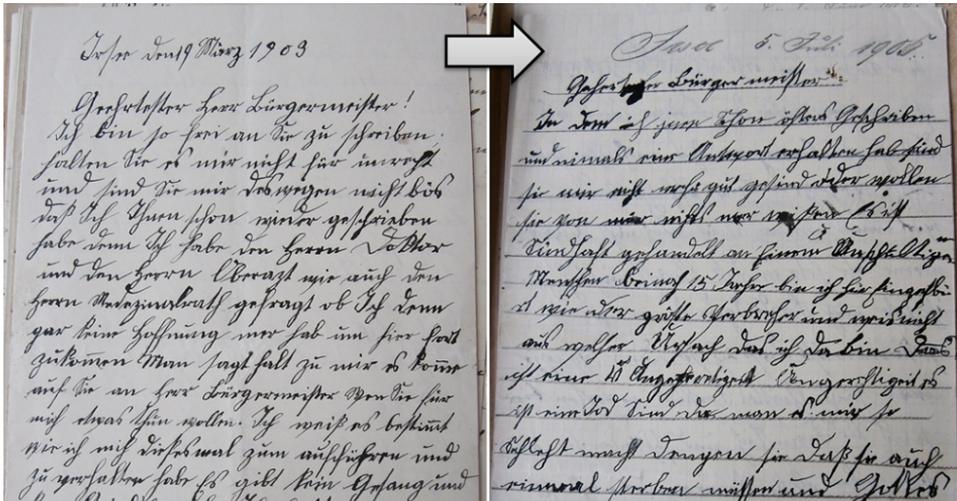


Abb. 38: Veränderungen der Schrift Martin B.s (kfb-1621): Briefe an den Bürgermeister (links: 19.03.1903; rechts: 05.07.1905)

5.3 Variablenanalyse

Die Briefe werden nun einer Variablenanalyse unterzogen und anschließend mit den Nähe-Distanz-Analysen abgeglichen. Dabei werden alle 15 Briefe aus Martin B.s Hand berücksichtigt, unabhängig von ihrer Textgenese. Denn auch bei den mit Unterstützung erstellten Briefen gehen zentrale Elemente auf Martin B. zurück, sowohl die zahlreichen Formeln und syntaktischen Strukturen beim Diktat als auch die vor allem auf graphematischer Ebene sichtbaren Änderungen bei der Abschrift.

⁷⁷ Auffällig sind dort die *th*-Graphien (vgl. Kap. 8.2.1) mit 2 bzw. 5 Belegen in Lexemen wie *thun* und *werth*, die in keinem Brief an die Ehefrau erscheinen, dafür aber in Briefen an den Bürgermeister, die vermutlich auf eine Vorlage zurückgehen. Hier kann jedoch nicht entschieden werden, ob Martin B. selbst eine gewisse Formalität in dieser Variante sieht und sie in offizielleren Briefen dem *t* vorzieht oder ob Reflexe abschriftlicher Verhältnisse vorliegen.

5.3.1 Auswahl und Definition graphematischer Variablen

Als graphematische Varianten gelten im Folgenden sowohl Varianten mit als auch ohne Bezug zur lautlichen Ebene.⁷⁸ Die Variablen wurden hinsichtlich dreier Kriterien ausgewählt; sie müssen in den zu analysierenden Texten (1) hochfrequent, (2) orthographisch normiert und (3) lexemunabhängig sein:

Ad (1), hochfrequent: Um gesicherte Aussagen über die Verteilung der Varianten in den Briefftypen treffen und zufällige Ausschläge möglichst vermeiden zu können, ist eine hohe Frequenz der Positionen, an denen die untersuchten Variablen erscheinen, von zentraler Bedeutung. Dadurch wird der Einfluss anderer Faktoren auf die Variation minimiert. Die sechs ausgewählten Variablen (vgl. die folgenden Seiten) erscheinen in den 15 Briefen (7774 Wörter) mit den absoluten Häufigkeiten von (a) 1521, (b) 1633, (c) 246, (d) 811, (e) 225 und (f) 275. Somit werden insgesamt 4711 Belege annotiert.

Ad (2), orthographisch normiert: Für eine Einschätzung einer Variante als nahe- und distanzsprachlich ist es von Relevanz, solche Variablen auszuwählen, bei denen zum Schreibzeitpunkt eine Schreibung als orthographisch normiert und die andere als davon abweichend klassifiziert werden kann. Die zu untersuchenden Texte von Martin B. stammen aus dem Zeitraum von 1891 bis 1905 und können daher nicht vor dem Hintergrund der Normierungen der Zweiten Orthographischen Konferenz von 1901 bewertet werden. Die auszuwählenden Variablen müssen bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine gewisse Konventionalisierung in der Schriftsprache erfahren haben und Varianten aufweisen, die als Abweichungen von der Schriftsprache klassifiziert werden können. Damit fallen etwa die unterschiedlichen *s*-Graphien heraus, bei denen man im 19. Jahrhundert noch eine „Uneinheitlichkeit der Regelungen“ (Schikorsky 1990: 257) beobachten kann, die in einer Vielfalt von schriftlichen Umsetzungen der *s*-Laute resultiert.⁷⁹

Ad (3), lexemunabhängig: In Patientenbriefen lassen sich teilweise lexikalisch gebundene Lautungen beobachten.⁸⁰ Beispielsweise führt Martin B. nur bei einem Lexem eine Plosivierung von /w/ zu /b/ durch, was womöglich auf die im Bairischen übliche

⁷⁸ Eine Unterscheidung in eine ‚graphemische‘ und ‚phonetische‘ Ebene wie etwa bei Elspaß (2005a: 426) erfolgt hier also nicht.

⁷⁹ Bei Martin B.s Privatbriefen kann man eine Tendenz zugunsten des <s> an Positionen beobachten, wo ein <ß> zu erwarten wäre (z. B. „gewis“, „mus“, „heist“, „grus“, „das“ [Subjunktion] im Brief an Ehefrau, 13.04.1891). Daneben finden sich aber noch einige weitere ungewöhnliche Varianten, etwa ein <ß> anstelle von <s> (z. B. „dißem“, „ehr lößen“ im selben Brief) oder <tz> für die Affrikate /ts/ (z. B. „nihtz“ im selben Brief), deren Bewertung auf Grund der Regelvielfalt nicht immer eindeutig ist.

⁸⁰ In Schiegg (2019b: 178) wurde beobachtet, dass Xaver P. (kfb-2115) nicht bei allen Lexemen den alten Diphthong /ou/ als <a> verschriftet (z. B. „ach“ – ‚auch‘), sondern sich beim Lexem *Kaufbeuren* an der ortsüblichen Aussprache mit Diphthong orientiert und bei *Frau* den in fast ganz Bayerisch-Schwaben aus der Standardsprache übernommenen /au/-Diphthong verschriftet, da im Dialekt das gebräuchlichere Wort hierfür *Weib* war.

Variation dieser beiden Laute zurückzuführen ist (vgl. SBS Bd. 7.1: Karte 2), für die Herkunft des Schreibers aus Bayerisch-Schwaben jedoch etwas ungewöhnlich ist. Jedenfalls verschriftet er das lexikalische Morphem *ewig*-, das er im Adjektiv *ewig* (7 Belege) und Substantiv *Ewigkeit* (7 Belege) gebraucht, in allen Fällen mit einem und führt darüber hinaus eine Rundung von /e:/ zu /ö:/ durch, sodass Belege wie „öbige“ und „Öbigait“ (beide Brief an Ehefrau, 10.03.1896) entstehen. Während er Rundungen bei zahlreichen unterschiedlichen Lexemen verschriftet (vgl. S. 297, Fn. 88), erscheint diese Variation zwischen Plosiv und Frikativ nur bei diesem einen Lexem, das er vielleicht nur in dieser Form aus dem Gesprochensprachlichen kennt.⁸¹ Lexemabhängige Variation wird in der Regel bereits durch Kriterium (1) ausgeschlossen, da Einzellexeme keine ausreichende Frequenz erreichen dürften. Jedoch müssen die ausgewählten Variablen unter Beobachtung bleiben bezüglich eventueller Präferenzen von Lexemen für bestimmte Varianten, die das Gesamtbild verzerren könnten.

Auf der Grundlage dieser drei Kriterien wurden sechs graphematische Variablen identifiziert, die sich bei Martin B. für eine Variablenanalyse eignen:⁸²

- a. <c> in der Kombination <ch> (vgl. Abb. 39)
- b. Anzeiger für Vokalquantität (Vokallänge und -kürze)
- c. graphematische Reflexe der Entrundung
- d. schriftsprachliches <ei> versus <ai>
- e. schriftsprachliches <v> versus <f>
- f. graphematische Reflexe der Konsonantenschwächung



Abb. 39: Graphematische Variable <c> in der Kombination <ch>; links: <c> nach <i> in *mich*, rechts: <c> nach <o> in *noch*, jeweils ‚vorhanden‘ vs. ‚nicht vorhanden‘; alle Belege von Martin B. (kfb-1621), Brief an Bürgermeister, 27.12.1901

Erläuterungen zu den Variablen:

- a. <c> in der Kombination <ch>: Oft ist in der Kurrentschrift zu beobachten, dass das Graphem <c> in der Kombination <ch> nicht oder nur sehr undeutlich verschriftet wird. Besonders beim schnellen Schreiben schwindet das nur aus einem kleinen

⁸¹ Da das Lexem allerdings in allen 14 Fällen in Privatbriefen an die Ehefrau erscheint, wissen wir nicht, wie es der Schreiber in einem formelleren Kontext verschriftet hätte.

⁸² Die ersten beiden Variablen wurden bereits in Schiegg (2018) bei 11 der 15 Briefe ausgewertet. Für die vorliegende Arbeit wurde die Auswertung noch einmal im Vier-Augen-Prinzip und unter Rückgriff auf die Faksimiles komplett wiederholt, was zu kleineren Korrekturen geführt hat; diese haben aber keine Auswirkungen auf die Ergebnisse der bestehenden Studie.

Häkchen bestehende <c> (vgl. Abb. 39). Dies kann auch aus Schreibroutine resultieren und sollte deswegen nicht automatisch als nächstsprachlich oder gar fehlerhaft klassifiziert werden. Bei Martin B. zeigen sich jedoch deutliche adressatenbedingte Unterschiede in der Häufigkeit dieser <c>-Verschriftungen. Allerdings wird diese auch noch von anderen Faktoren beeinflusst.

So hat die Schreibkonzentration innerhalb eines Briefs deutlichen Einfluss auf das Auftreten von <c>-Verschriftungen (vgl. Kap. 7.3). Auch hängt die Wahrscheinlichkeit einer <c>-Verschriftung vom vorhergehenden Graphem ab; endet dieses auf der Grundlinie, etwa bei einem <i>, so ist die Wahrscheinlichkeit für ein nachfolgendes <c> bei diesem Schreiber höher als wenn es auf der Mittellinie endet, beispielsweise bei einem <o>; hierbei müsste er für ein <c> noch einmal zur Grundlinie zurückkehren anstatt den Bogen des folgenden <h> einfach von der Mittellinie aus zu beginnen (vgl. Abb. 39). Die Wahrscheinlichkeit für einen <c>-Ausfall liegt in den Briefen Martin B.s an den Bürgermeister nach <i> nur bei 11,3 % (18 von 160 Positionen), nach einem <o> dagegen bei 74,2 % (23 von 31 Positionen).

Dies wird im Folgenden vernachlässigt, da die große Zahl von 1521 Belegstellen zu einer regelmäßigen Streuung der vorangehenden Grapheme führen sollte. Schließlich kann wegen der großen Quantität auch nicht zwischen unterschiedlicher Größe bzw. Ausprägungen des <c> differenziert werden.

- b. *Anzeiger für Vokalquantität*: Zur Anzeige von Vokallänge kann im Neuhochdeutschen ein nachfolgendes <h> dienen, beim Vokal <i> ein nachfolgendes <e>, ebenso Vokalverdoppelung. Vokalkürze kann durch Doppelkonsonanten angezeigt werden. Trotz der bis zur Zweiten Orthographischen Konferenz anhaltenden Diskussionen zur Abschaffung des Dehnungs-<e> (vgl. Elspaß 2005a: 435) können die Anzeiger für Vokalquantität ab den 1830er-Jahre in den meisten Fällen als konventionell gelten (vgl. Schikorsky 1990: 249). Schwankungen bei den Längenanzeigern in Texten des 19. Jahrhunderts werden von der Forschung als „Regelsicherheit bzw. -unsicherheit der Schreibenden“ (Elspaß 2005a: 438f.) charakterisiert; daneben wurde auch von der Formalität eines Textes abhängige intraindividuelle Variation beobachtet (vgl. Schikorsky 1990: 251).⁸³ Regionale Variation zeigte sich im 19. Jahrhundert noch bei <ie>-Schreibungen in *gieng-*, *fieng-* und *hieng-*, was sich auf die süddeutsche Lautung zurückführen lässt (vgl. Elspaß 2005a: 438). Diese Lexeme wurden daher, ebenso wie *gieb-*, aus der Untersuchung ausgeschlossen.⁸⁴

⁸³ Dies beschreibt Schikorsky (1990: 251) bei zwei Texten (1905) des Sozialdemokraten Molkenbuhr, dessen Varianz bei Anzeigern von Vokalquantität „wahrscheinlich aus situativen Unterschieden zwischen der Spontanität des Tagebuchschreibens und dem kontrollierteren Verfassen der Lebenserinnerungen“ resultiert.

⁸⁴ Tatsächlich finden sich bei Martin B., wie in einem süddeutschen Text erwartbar (vgl. Elspaß 2005a: 438), 3 Belege für „gieb-“, daneben auch 6 für „gib-“. Die anderen zwei Lexeme verwendet er in seinen Briefen nicht in den entsprechenden Flexionsformen.

Bei Martin B. fehlen Anzeiger für Vokalquantität einerseits, andererseits werden sie auch an Stellen gesetzt, wo sie nicht den schriftsprachlichen Konventionen entsprechen. Ähnlich beobachtet Schikorsky (1990: 249) zwei Abweichtungstypen, Auslassung und regelwidrige zusätzliche Markierung, zwischen denen sie keinen generellen Unterschied in der Häufigkeit feststellt. Bei Martin B. hingegen wurden 3,2-mal so viele Auslassungen wie regelwidrige Markierungen beobachtet (743 zu 231 Belege), was vor allem, aber nicht nur, auf die wenigen regelwidrigen Anzeiger für Vokalkürze zurückzuführen ist.⁸⁵ Bei den 15 Briefen besteht eine starke Korrelation zwischen beiden Typen fehlerhafter Anzeiger ($\rho \approx 0,82$; $p < 0,001$; Spearman; $\alpha = 0,05$) sowie auch zwischen den Typen korrekter Anzeiger für Vokalquantität ($\rho \approx 0,88$; $p < 0,001$; Bravais-Pearson; $\alpha = 0,05$ ⁸⁶). Dies spricht dafür, diese Typen zusammenzufassen.

Für die Art der Anzeiger für Vokalquantität beobachtet Schikorsky (1990: 249), dass „korrekte Bezeichnung der Vokalkürze den Autoren mehr Schwierigkeiten bereitete als die Vokallänge“. In der Tat beträgt auch bei Martin B. der Anteil korrekter Vokalkürzen 37,0 % (391 zu 517), der korrekter Vokallängen dagegen 43,1 % (268 zu 457). Der Unterschied ist nach einem Fisher-Test statistisch signifikant ($p = 0,013$; Odds Ratio = 1,29; $\alpha = 0,05$). Auch hier besteht bei den 15 Briefen eine starke Korrelation zwischen den beiden Anteilen ($\rho \approx 0,88$; $p < 0,001$; Spearman; $\alpha = 0,05$). Somit ist es sinnvoll, Vokalkürzen und -längen zu einer Variable *Vokalquantität* zusammenzufassen. Als ‚korrekt‘ bewertet werden alle schriftsprachlich korrekten Anzeiger für Vokallänge (Dehnungs-*h*, Dehnungs-*e*, Doppelvokal) und Vokalkürze (Doppelkonsonant), als ‚inkorrekt‘ sowohl fehlende als auch regelwidrige Verwendung dieser Anzeiger.

- c. *graphematische Reflexe der Entrundung*: Bezüglich der Vokalrundung besteht eine deutliche Diskrepanz zwischen der konservativen neuhochdeutschen Schriftsprache mit gerundeten Vokalen und der gesprochenen Sprache mit regional großräumig verbreiteten Entrundungen (vgl. König, Elspaß & Möller 2019: 149). Davon betroffen sind drei Alternationen, zwischen den Vokalen /y/ – /i/ und /ö/ – /e/ sowie zwischen den Diphthongen /oi/ – /ai/. Bei Schreibern aus Entrundungsgebieten wie dem Süddeutschen sieht man häufig eine „Unsicherheit zwischen ge-

⁸⁵ Anzeiger für Vokalkürze fehlen über 20-mal so häufig wie sie regelwidrig erscheinen (436 zu 21 Belege), während das Verhältnis bei Vokallängen nur knapp 1,5 beträgt (307 zu 210).

⁸⁶ Im vorliegenden Fall wurden die unterschiedlichen Typen für Vokallänge (Dehnungs-*e*, Dehnungs-*h* und Doppelvokal) bereits zu einer Variable zusammengefasst. Die Korrelation zwischen den ersten beiden Werten ist mit $\rho \approx 0,35$ (Spearman; $\alpha = 0,05$) zwar nur schwach und statistisch nicht signifikant ($p \approx 0,20$), was wohl auch auf die niedrigen Frequenzen der Einzelvariablen (201 Dehnungs-*h*, 177 Dehnungs-*e*) zurückzuführen ist. Die 13 Doppelvokal-Graphien treten zudem überwiegend in offiziellen Briefen korrekt auf (10 Bürgermeister/Schwager, 3 Base, 0 Ehefrau), was ebenfalls in dieses Bild passt.

sprechenssprachlich entrundeten und (nur) schriftsprachlich gerundeten Formen“ (Elspaß 2005a: 452), was sich in der Verschriftung sowohl entrundeter als auch hyperkorrekt gerundeter Formen zeigt.

Bei Martin B. ist dieses Phänomen besonders auffällig; in seinem längsten Brief an die Ehefrau tritt etwa alle 27 Wörter eine hierauf zurückzuführende Abweichung von der Schriftsprache auf.⁸⁷ Geklärt werden muss dabei (i), ob alle drei genannten Alternationen bei ihm in der Schriftlichkeit erscheinen, diese also lautunabhängig sind, sowie (ii), ob sie lexemunabhängig sind.

(i) Eine lautunabhängige Verschriftung der Entrundung liegt nicht vor, da der Schreiber in seinen 15 Briefen alle 98 Positionen eines schriftsprachlichen /ö/ auch mit einem <ö> wiedergibt. Die beiden gerundeten Vokale erscheinen dagegen zu großen Anteilen entrundet: /y/ -> /i/ als <i> zu 35,5 % (59 von 166 Positionen) und /oi/ -> /ai/ als <ei> bzw. <ai> zu 66,7 % (56 von 84 Positionen; vgl. Variable e).⁸⁸ Der Vokal /ö/ wird daher aus der Variablendefinition ausgeschlossen, da er in der Schriftlichkeit hier keine Reflexe der Entrundung zeigt.

(ii) Lexemunabhängigkeit scheint bei Entrundungen größtenteils zuzutreffen. Martin B. verwendet in seinen 15 Briefen insgesamt 63 unterschiedliche Lexeme, die Potential für Entrundungen ausweisen, also in der Schriftsprache ein /y/ (42 Lexeme) oder /oi/ (22 Lexeme) besitzen.⁸⁹ Den 63 Types stehen jedoch auf Grund der überschaubaren Textmenge von 7774 Wörtern nur 250 Tokens gegenüber, sodass jedes Lexem durchschnittlich viermal erscheint; der Median liegt mit dem Wert 2 noch einmal deutlich darunter. Somit kommen die allermeisten Lexeme nur mit niedriger einstelliger Häufigkeit vor; 52 Lexeme erscheinen bis zu fünf Mal und machen eine Untersuchung der Verteilung kaum aussagekräftig. Von den 21 Lexemen, die zwei bis fünf Mal auftreten, erscheinen immerhin 10 sowohl gerundet als auch ungerundet. Von den 11 häufigsten Lexemen sind 10 in beiden Ausprägungen vorhanden, was für eine Lexemunabhängigkeit der Entrundung spricht.⁹⁰ Ein wichtiger weiterer Einflussfaktor auf die Entrundung ist der Adressat des Briefs: So erscheint etwa das einzige nur in einer Ausprägung auftretende höherfrequente Lexem *Teufel*

⁸⁷ Es handelt sich um 55 Entrundungen und 30 hyperkorrekte Rundungen im 2300 Wörter umfassenden Brief vom 10.03.1896.

⁸⁸ Hyperkorrekte Rundungen erscheinen dagegen bei allen drei Vokalalternationen, wobei ein daraus resultierendes /ö/, verschriftet als <ö>, nicht nur von einem /e/ ausgehen kann, sondern auch von den anderen ungerundeten Vokalen /i/ und /ä/. Vgl. z. B. die Belege „Abröl“ („April“; an Ehefrau, 07.04.1891) und „Mörtz“ („März“; an Ehefrau, 10.03.1896). Vgl. auch das Beispiel bei Elspaß (2005a: 453): „Öpfel Beim“ („Apfelbäume“).

⁸⁹ Ein Lexem, *überzeugt*, weist beide Laute auf. Martin B. verschriftet es zweimal im Brief an seine Ehefrau vom 10.03.1896 in kurzem Abstand mit Entrundung des /oi/ als „über zeigt“.

⁹⁰ Diese 11 Lexeme lauten mit aufsteigender Häufigkeit: *freuen* (4 gerundet vs. 2 entrundet), *(be)reuen* (2 vs. 4), *gütig* (6 vs. 1), *müssen* (3 vs. 4), *über* (6 vs. 1), *Freude* (3 vs. 6), *Kaufbeuren* (1 vs. 9), *Teufel* (0 vs. 15), *Bürgermeister* (15 vs. 1), *würde* (7 vs. 15), *für* (35 vs. 4).

in allen 15 Belegen in Briefen an die Ehefrau des Schreibers und wird entrundet. Lediglich in offiziellen Briefen auftretende Lexeme wie *Bürgermeister*, das 15-mal an den Bürgermeister und einmal an den Schwager erscheint, sind überwiegend gerundet, hier in 15 Fällen.⁹¹ Etwas auffällig ist, dass die beiden Präpositionen unter den höherfrequenten Entrundungslexemen, *für* (39 Tokens) und *über* (7 Tokens), überwiegend nicht entrundet erscheinen, bei *für* in 35 Belegen, bei *über* in 6. Dazu kommt, dass alle *über*-Belege in Briefen an die Ehefrau erscheinen, die eigentlich zur Entrundung tendieren. Dies spricht für einen Einfluss eines weiteren Faktors, der wohl in der generell hohen Frequenz von Präpositionen und damit der kognitiven Festigkeit höherfrequenter Schreibungen besteht.

Da die Variable ‚Entrundung‘ folglich von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst ist, wird zur Vermeidung zusätzlicher Komplexität auf den Einbezug von hyperkorrekten Rundungen in diese Variable verzichtet. Einerseits müsste zunächst der linguistische Status von Hyperkorrekturen näher untersucht werden, denn Martin B. verschriftet diese nicht, wie man erwarten könnte, verstärkt in offiziellen, sondern überwiegend in Privatbriefen; Rundungen erscheinen in Briefen an die Ehefrau etwa dreimal so häufig wie an den Bürgermeister.⁹² Eine zusätzliche, methodische Schwierigkeit der Erfassung hyperkorrekter Rundungen besteht in der Prüfung der Lexemunabhängigkeit. Denn ungerundete Vokale kommen viel häufiger vor als gerundete und diese alle müssten berücksichtigt werden.

- d. *schriftsprachliches <ei> versus <ai>*: Neuhochdeutsche <ei>-Graphien gehen sowohl auf mhd. /ei/ als auch die frühneuhochdeutsche Diphthongierung von mhd. /i/ zurück; beide Diphthonge haben im Frühneuhochdeutschen eine Nukleussenkung zu /ai/ erfahren, die in der Schriftlichkeit nicht durchgeführt bzw. überwiegend wieder rückgängig gemacht wurde. Dies führte zur Diskrepanz zwischen /ai/-Lautungen und <ei>-Graphien im Neuhochdeutschen.

Martin B. verwendet <ei> sowie auch die Lautung reflektierende <ai>-Graphien. Diese graphematische Variable erfüllt die drei festgelegten Kriterien, ist also hochfrequent (811 mögliche Positionen), <ai> ist in der Regel nicht-schriftsprachlich⁹³ und die Verteilung der Varianten erscheint lexemunabhängig; im Gegensatz zu den Entrundungen kann auch keine graphematische Festigkeit bei höherfrequenten Le-

⁹¹ Die einzige Entrundung des Lexems *Bürgermeister* liegt in der Form „Bürgermeistr“ im etwas nächstsprachlicheren Brief an den Bürgermeister vom 05.07.1905 vor (vgl. Kap. 5.4.1).

⁹² Insgesamt wurden in den 15 Briefen 101 hyperkorrekte Rundungen gezählt, davon 91 in Briefen an die Ehefrau (5081 Wörter), 8 an den Bürgermeister (1364 Wörter), 1 an die Base (853 Wörter) und 1 an den Schwager (476 Wörter). Somit erscheint dieses Phänomen in den Briefen an die Ehefrau etwa alle 56 Wörter, an den Bürgermeister etwa alle 170 Wörter.

⁹³ Zur semantischen Differenzierung sowie auch bei Namen bleiben im Neuhochdeutschen einige Lexeme mit <ai>-Graphien erhalten. Diese werden hier nicht berücksichtigt; z. B. *Mai* (2 Belege im Brief an Base, 15.05.1899).

xemen festgestellt werden. So treten die in diese Variable einzubeziehenden Pronomen *ein*, *kein*, *mein*, *dein* und *sein* gleichmäßig in beiden Varianten auf.⁹⁴

- e. *schriftsprachliches <v> versus <f>*: Verschriftungen von germ. /f/ mit ahd. <v> im Anlaut und intervokalisch deuten eine positionsbedingte, stimmhafte Aussprache dieses Lautes im Althochdeutschen an, der im Laufe des 13. Jahrhunderts in eine stimmlose Lenis übergeht (vgl. Paul, Wiehl & Grosse 1998: 150f.). In der Schriftlichkeit blieb das <v> in zahlreichen Lexemen erhalten.

Martin B. hält diese graphematische Unterscheidung vor allem in den Privatbriefen nicht systematisch ein und verschriftet teilweise ein <f>, wo ein <v> zu erwarten wäre. Auf Grund der überschaubaren Anzahl an Lexemen mit <v> im Neuhochdeutschen ist diese Variable weniger frequent als die anderen, liegt mit 225 Positionen aber noch im Rahmen, um sie in die Variablenanalyse aufzunehmen. Bei kurzen Briefen mit geringem Vorkommen dieser Variable können aber schon Einzelbelege zu großen Schwankungen führen.⁹⁵ Variablen mit weniger möglichen Positionen nicht mehr in die Auswertung aufzunehmen, erscheint damit sinnvoll.

- f. *graphematische Reflexe der Konsonantenschwächung*: Die Binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung ist ein gesprochensprachliches Phänomen, das auch im Süddeutschen verbreitet ist (vgl. König, Elspaß & Möller 2019: 149). Reflexe davon zeigen sich bei Martin B. häufig in der Schriftlichkeit. Betroffen sind bei ihm alle drei Fortes /p/, /t/, /k/; ebenfalls kommt es zu hyperkorrekten Konsonantenhärtungen.⁹⁶ Da sich adressatenbedingte Unterschiede feststellen lassen, lohnt sich die Aufnahme in die Variablenanalyse. Allerdings muss hierbei, im Gegensatz zu den anderen fünf Variablen, auf die exakte Zählweise mit Ermittlung von Treffern pro möglichen Positionen verzichtet werden, da es nicht möglich ist, die in fast jedem Wort erscheinenden korrekten Verschriftungen zu erfassen.

Somit wird die Anzahl an Konsonantenschwächungen pro Brief gezählt und in Abhängigkeit zur Brieflänge gesetzt. Da bei der Korrelation der Variablenanalyse mit den Nähe- und Distanzwerten mit einem Mittelwert der sechs Variablen gearbeitet

⁹⁴ Flektierbarkeit und damit einhergehende Veränderungen in der Ausdrucksseite könnte Ursache für die fehlende kognitive Festigkeit der Schreibungen von Pronomen im Gegensatz zu den unflektierbaren Präpositionen sein.

⁹⁵ Vgl. etwa den von Martin B. abgeschriebenen Brief an den Bürgermeister vom 19.03.1903, der nur 4 Möglichkeiten zur Verschriftung von <v> bietet. Beim selbst verfassten Zusatz am Briefende schreibt er „fon Martin B. fon Martin B.“ [Name abgekürzt], was dazu führt, dass der Anteil korrekter <v>-Graphien auf 50 % fällt, während die anderen Variablen zwischen 85 und 100 % Schriftsprachlichkeit aufweisen.

⁹⁶ In den 15 Briefen erscheinen 201 hyperkorrekte Konsonantenhärtungen: 188 in Briefen an die Ehefrau (5081 Wörter), 9 an den Bürgermeister (1364 Wörter), 4 an die Base (853 Wörter), 0 an den Schwager (476 Wörter). Wie Rundungen werden sie nicht in den Analysen berücksichtigt.

wird, müssen die Frequenzwerte der einzelnen Variablen bezüglich ihrer Skalen vergleichbar sein. Dies macht hier zwei rechnerische Transformationen nötig:

(1) Indem die Treffer in Abhängigkeit zu allen Wörtern eines Briefs und nicht zu den möglichen Positionen in einem Brief gesetzt werden, sind die ermittelten Werte deutlich kleiner als bei den anderen Variablen und haben einen geringeren numerischen Abstand zueinander: Die Spanne reicht nur von 0 (= keine Konsonantenschwächung; an Bürgermeister, 19.03.1903) bis 0,08 (25 Schwächungen bei 313 Wörtern; an Ehefrau, 17.07.o.J.). Bei den anderen Variablen liegt die Differenz zwischen höchstem und niedrigstem Wert im Schnitt bei 0,92.⁹⁷ Die geringe Differenz von 0,08 bei den Konsonantenschwächungen führt dazu, dass diese Werte ein nur sehr geringes Gewicht bei der Mittelwertbildung erhalten würden. Daher wird in der ersten Transformation eine Streckung der Daten zwischen die Pole 0 und 1 vorgenommen; der niedrigste Wert 0 bleibt 0, der höchste Wert 0,08 (exakt: 25/313) wird an den Pol 1 gesetzt; alle Werte dazwischen werden mit dem Faktor 12,52 (bzw. 313/25) gestreckt.

(2) Eine zweite rechnerische Transformation ist nötig, da bei den vorigen Variablen der Anteil schriftsprachlich korrekter Varianten ermittelt wird, es sich bei Konsonantenschwächungen aber um davon abweichende Graphien handelt. Somit wird bei jedem Wert das Gegenereignis gebildet, indem er jeweils von 1 subtrahiert wird. Dies erfolgt ebenfalls bei der Variable Entrundungen.

5.3.2 Ergebnisse der Variablenanalyse

Die Verteilung der sechs Variablen zeigen Tab. 15 und Abb. 40. Die ersten fünf Variablen werden als Verhältnisse normgerechter Verschriftungen zu allen Positionen einer Variable angegeben, der sechste Wert zeigt aus Ermangelung der Gegenereignisse absolute Häufigkeiten von Konsonantenschwächungen. Die Mittelwerte stützen sich bei letzterer Variable allerdings auf die im vorigen Abschnitt beschriebene rechnerische Transformation.

Die Balken in Abb. 40 nehmen in der rechten Hälfte deutlich mehr Raum ein als in der linken, wo die Briefe an die Ehefrau platziert sind. Dies veranschaulicht den niedrigeren Grad normgerechter Verschriftungen bei ihr. Während die Balken in der rechten Hälfte – mit Ausnahmen des letzten Briefs an den Bürgermeister von 1905 – stets die 50 %-Linie normgerechter Verschriftungen erreichen bzw. überschreiten, geschieht dies in den Briefen an die Ehefrau nur selten. Ist dies der Fall, so handelt es sich meist um die vierte Variable, korrekte <ei>-Graphien, deren Mittelwert mit 70,8 % (vgl. Tab. 15)

⁹⁷ Differenz zwischen höchstem und niedrigstem Wert bei (a) <c>-Graphien: 0,88; (b) Vokalquantität: 0,88; (c) Entrundung: 1; (d) <ei>/<ai>: 0,83; (e) <v>/<f>: 1.

auch generell etwas erhöht ist.⁹⁸ Die anderen Mittelwerte schwanken nur wenig zwischen 0,421 bei <v> und 0,540 bei KS (Konsonantenschwächung).

Für den Abgleich der Ergebnisse der Variablenanalyse mit den Werten der Nähe-Distanz-Analyse (vgl. Kap. 5.4) erscheint es sinnvoll, die sechs Variablen zu einem Mittelwert zusammenzufassen. Damit gleichen sich einerseits die Schwankungen zwischen den Variablen aus, andererseits wird die Berechnungsgrundlage mit nur einem Wert für jeden der 15 Briefe besser handhabbar als mit jeweils 6 Werten, also insgesamt 90 Werten, wie sie in Abb. 40 dargestellt sind. Ein solcher Mittelwert ist jedoch nur dann aussagekräftig, wenn die einzelnen Variablen auch miteinander korrelieren und der Mittelwert damit zwar zufällige Schwankungen ausgleicht, dabei aber nicht anderweitige Effekte nivelliert.

<i>Brief an... (Wörter)</i>	<c>	VQ	VR	<ei>	<v>	KS	<i>Mittelw.</i>
Frau, 07.04.91 (271)	17/53	10/63	0/8	7/28	0/14	19	0,142
Frau, 13.04.91 (329)	23/64	24/82	2/6	14/28	0/7	22	0,275
Frau, 30.08.91 (366)	18/102	21/73	2/5	18/33	1/6	27	0,275
Frau, 11.01.95 (638)	16/113	27/154	2/12	36/65	1/25	28	0,255
Frau, 28.01.96 (603)	10/116	27/126	4/17	23/60	1/16	24	0,247
Frau, 10.03.96 (2300)	147/432	51/400	23/78	182/248	3/86	89	0,341
Frau, 08.06.?? (261)	2/53	5/62	3/4	5/30	0/4	11	0,251
Frau, 17.07.?? (313)	0/46	15/66	0/5	24/32	0/9	25	0,163
Base, 15.05.99 (267)	44/50	30/43	4/6	25/25	8/8	1	0,866
Base, 12.06.03 (586)	61/107	77/119	10/13	78/80	17/20	1	0,798
Schw., 24.09.01 (476)	82/98	121/130	17/18	33/33	9/9	3	0,939
Bürg., 06.01.01 (441)	77/94	80/95	23/26	49/49	5/5	3	0,910
Bürg., 27.12.01 (340)	67/80	65/78	19/19	37/37	6/6	5	0,914
Bürg., 19.03.03 (312)	51/59	80/88	16/16	27/28	2/4	0	0,873
Bürg., 05.07.05 (271)	36/54	26/54	6/13	28/35	4/6	17	0,548
<i>Mittelwert</i>	<i>0,462</i>	<i>0,460</i>	<i>0,527</i>	<i>0,708</i>	<i>0,421</i>	<i>0,540</i>	<i>0,520</i>

Tab. 15: Verhältnisse normgerechter Verschriftungen zu allen Positionen von 5 graphematischen Variablen in 15 Briefen von Martin B.: <c> = <c> in <ch>; VQ = Vokalquantität; VR = Vokalrundung; <ei> = <ei> statt <ai>; <v> = <v> statt <f>; 6. Variable: absolute Häufigkeit von Konsonantenschwächungen (KS)

⁹⁸ Der Ausreißer nach oben mit einem Wert korrekter Vokalrundungen (VR) von 75 % im Brief an die Ehefrau vom 08.06.?? hängt wohl mit der Kürze dieses Briefs und der niedrigen Zahl von nur 4 möglichen Positionen dieser Variable zusammen.

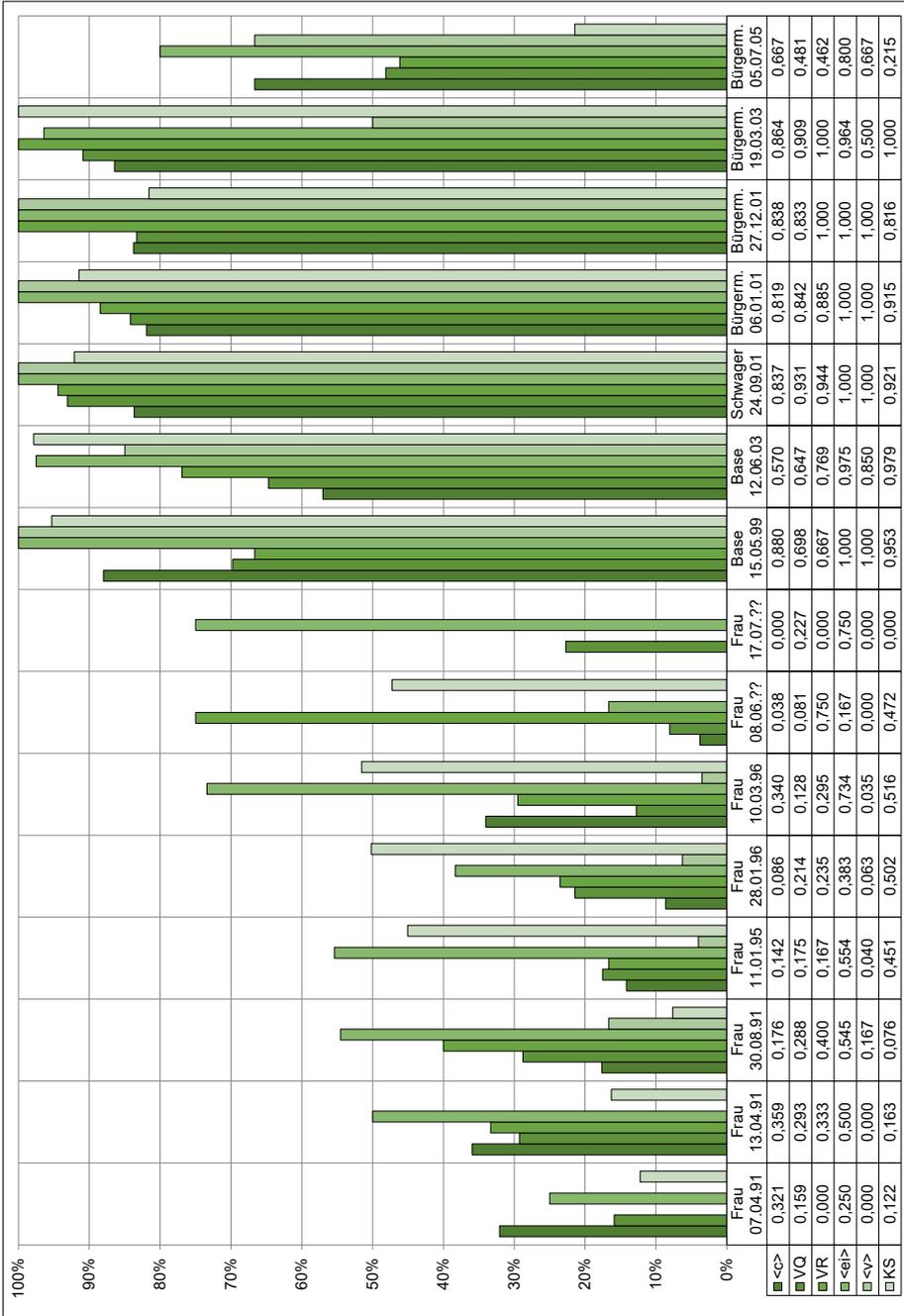


Abb. 40: Anteil normgerechter Verschreibungen von 6 graphematischen Variablen in 15 Briefen von Martin B.: <c> = <c> in <ch>; VQ = Vokalquantität; VR = Vokalschwächung; <ei> = <ei> statt <ai>; <v> = <v> statt <f>; KS = Konsonantenschwächung (transformiert)

Diese Annahme einer Korrelation der einzelnen graphematischen Variablen wird im Folgenden anhand der beiden ersten Variablen, Verschriftung von <c> in der Kombination <ch> und Anzeiger für Vokalquantität, rechnerisch überprüft. Diese Variablen besitzen mit 1521 bzw. 1633 Belegen in den 15 Briefen die höchste Dichte an Annotationen und sind damit weniger Schwankungen als niedrigerfrequente Variablen ausgesetzt. Unter Rückgriff auf Spearmans Rangkorrelationskoeffizienten⁹⁹ ergibt sich zwischen diesen beiden Variablen in der Tat eine starke Korrelation von $\rho \approx 0,82$ ($p < 0,001$).¹⁰⁰

Abb. 41 veranschaulicht den Zusammenhang der beiden Variablen und zeigt dabei deutliche adressatenbedingte Gruppierungen.¹⁰¹ So befinden sich alle Briefe an die Ehefrau im Diagramm links unten; diese Briefe zeigen also eine recht große Ähnlichkeit bei den beiden Variablen, indem diese in kaum einem Brief zu mehr als 30 % die beiden orthographischen Normen einhalten. In der gegenüberliegenden Ecke, in der sich die normgerechten Schreibungen ansiedeln, gruppieren sich der Brief an den Schwager, die drei Briefe an den Bürgermeister von 1901 und 1903 und der Brief an die Base von 1899. Dass der Brief an den Schwager einen derart hohen Grad korrekter Graphien aufweist, ist nicht verwunderlich, da Martin B. diesen persönlich nicht kennt und daher einen formellen Brief verfasst; auch abschriftliche Verhältnisse sind, ebenso wie beim Brief an den Bürgermeister von 1903, nicht auszuschließen (vgl. Kap. 5.2.2 c). Die im Diagramm zu beobachtende Nähe zu den beiden Briefen an den Bürgermeister von 1901 kann ebenfalls aus der spezifischen Textgenese mit Diktat und anschließender Abschrift resultieren.

Zwei in Abb. 41 mit Datum markierte Briefe befinden sich zwischen den beiden Punktwolken etwa in der Mitte des Diagramms und damit zwischen den beiden Polen völliger Normeinhaltung und -missachtung. Der Brief an den Bürgermeister von 1905 weicht deutlich von den restlichen Briefen an diesen Adressaten ab. Die Unterschiede zwischen den beiden Briefgruppen an den Bürgermeister – drei ‚frühere‘ Briefe von 1901/1903 vs. ein ‚später‘ Brief von 1905 – sind bezüglich beider Variablen statistisch signifikant, wie zwei Fisher-Tests bestätigen.¹⁰² Dieser Rückgang an Korrektheit in der Orthographie ist in Verbindung zum abnehmenden Gesundheitszustand von Martin B. zu sehen, der sich bereits beim Vergleich des Schriftbildes angedeutet hatte (vgl. S. 292, Abb. 38). Dennoch

⁹⁹ Auf Grund der zusätzlichen und der teilweise korrigierten Daten sind im Gegensatz zu Schiegg (2018: 111) die Voraussetzungen für Bravais-Pearson nicht mehr erfüllt (keine Normalverteilung); Shapiro-Wilk normality test für <c>-Graphien: $p = 0,045$; für Vokalquantität: $p = 0,030$ – signifikanter Unterschied zur Standardnormalverteilung ($\alpha = 0,05$).

¹⁰⁰ Die Teststärke ist auf Grund des kleinen Stichprobenumfangs sehr schwach: $p = 0,11$ ($n = 15$; $\rho = 0,2$; $\alpha = 0,05$).

¹⁰¹ Auch wenn nicht ganz klar ist, ob sich die beiden an eine ‚Base‘ adressierten Briefe auf die gleiche Adressatin beziehen (vgl. S. 282, Fn. 20), werden die Briefe wegen ihrer vergleichbaren Kommunikationssituation in den folgenden Auswertungen zusammen behandelt.

¹⁰² Fisher-Test zu <c>-Graphien: 1901/1903: c: 195; kein c: 36 versus 1905: c: 38; kein c: 18; $p = 0,0072$; Odds Ratio: 2,56; Fisher-Test zu Vokalquantität: 1901/1903: korrekt: 225; inkorrekt: 36 versus 1905: korrekt: 26; inkorrekt: 28; $p \approx 7,375 \cdot 10^{-9}$; Odds Ratio: 6,67.

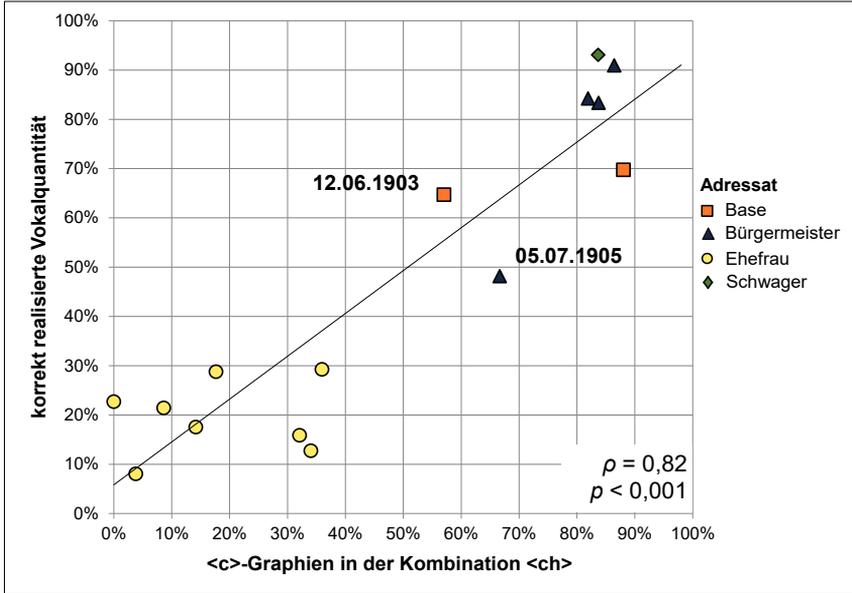


Abb. 41: Korrelation zweier graphematischer Variablen bei Martin B.

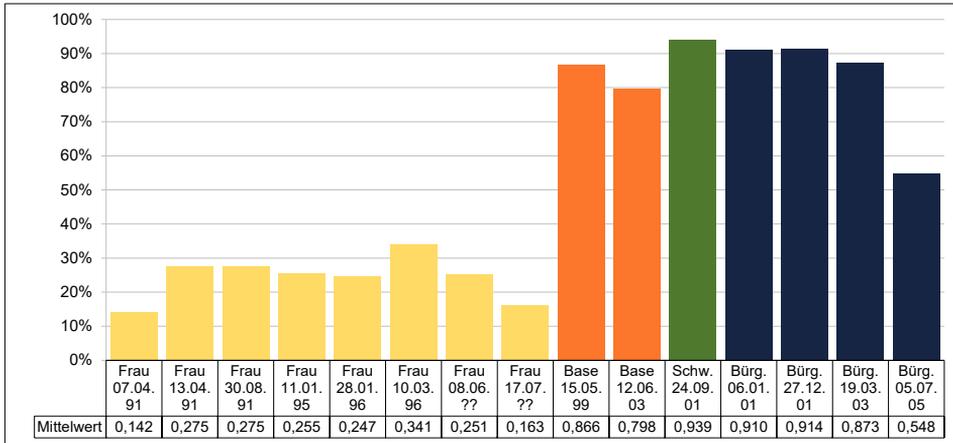


Abb. 42: Mittelwerte normgerechter Verschriftungen der 6 graphematischen Variablen in 15 Briefen von Martin B.

ist der Brief hinsichtlich der graphematischen Variablen weiterhin deutlich normgerechter als alle Briefe an die Ehefrau. Womöglich ist auch die häufigere Abweichung von den orthographischen Normen im zweiten Brief zwischen den beiden Polen, adressiert an die Krumbacher Base (12.06.1903), auf die zu dieser Zeit durchaus schon zu beobachtenden Veränderungen im Gesundheitszustand (vgl. Kap. 5.2.1) zurückzuführen. Denn ein vier Jahre zuvor an eine Base adressierter Brief ist in der Nähe der offiziellen Briefen zu verorten. Dies resultiert wohl aus dem entfernten Verwandtschaftsverhältnis und der mangelnden Vertrautheit der Kommunikationspartner.

Abb. 42 zeigt die Mittelwerte normgerechter Verschriftungen der untersuchten Variablen. Die bei den Einzelvariablen zu beobachtenden Schwankungen sind hier größtenteils ausgeglichen und man erkennt noch deutlicher die Zweiteilung in niedrige Balken links bei den Briefen an die Ehefrau und höhere Balken in der rechten Hälfte. Die vorigen Beobachtungen zu Abb. 41 bestätigen sich hier. Der Brief an den Schwager und die drei Briefe an den Bürgermeister von 1901 und 1903 bewegen sich auf einem sehr ähnlichen, hohen Niveau mit einem Anteil korrekter Verschriftungen zwischen 0,873 und 0,939. Der Wert für den Brief an den Bürgermeister von 1905 ist noch etwas stärker auf 0,548 gesunken. Dagegen liegt der Brief an die Base von 1903 nun nicht mehr so tief, aber mit einem Mittelwert von 0,798 immer noch deutlich unter den anderen offiziellen Briefen.

5.4 Nähe-Distanz-Analyse bei Martin B. im Vergleich

5.4.1 Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analyse

Nach den in Kap. 4.1 entwickelten Methoden wurden bei den 15 Briefen von Martin B. Nähe-Distanz-Analysen durchgeführt und dabei für jeden Brief ein Nähe- und Distanzwert ermittelt. Diese finden sich neben der Differenz der beiden Werte (= Differenzwert) in Tab. 16. Die aufgelisteten Regiowerte sind erst später von Relevanz (vgl. Kap. 6.1.4).

Die Nähe- und Distanzwerte werden in Abb. 43 veranschaulicht. Die auf der y-Achse eingezeichneten Nähewerte bewegen sich zwischen 0,216 (Brief an Bürgermeister) und 0,361 (Brief an Ehefrau). Die Distanzwerte auf der x-Achse sind deutlich niedriger und umfassen lediglich Werte von 0,088 (Brief an Ehefrau) bis 0,218 (Brief an Schwager).

Bezüglich der Verteilung der einzelnen Wertepaare sind wie bei den Variablenanalysen im vorigen Kapitel Gruppierungen zu beobachten. Die Briefe an die Ehefrau bilden bei den hohen Nähe- und niedrigen Distanzwerten eine Punktwolke links oben in der Abbildung. Dagegen befinden sich die drei Briefe an den Bürgermeister von 1901 und 1903 sowie der Brief an den Schwager auf Grund ihrer niedrigeren Nähewerte im unteren Drittel des Diagramms. Bezüglich ihrer Distanzwerte sind diese vier Briefe zwar recht breit gestreut, besitzen aber immer noch einen höheren durchschnittlichen Distanzwert (0,163) als die Briefe an die Ehefrau (0,114). Damit grenzen sich diese Briefe wie bei der Variablenanalyse sowohl hinsichtlich ihres Nähe- als auch ihres Distanzwerts von den

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehefrau, 07.04.1891	pp	271	0,301	0,116	0,185	2
(2) Ehefrau, 13.04.1891	pp	329	0,320	0,132	0,188	2
(3) Ehefrau, 30.08.1891	pp	366	0,361	0,111	0,250	2
(4) Ehefrau, 11.01.1895	pp	638	0,325	0,120	0,205	2
(5) Ehefrau, 28.01.1896	pp	603	0,311	0,091	0,219	2
(6) Ehefrau, 10.03.1896	pp	2298	0,287	0,088	0,199	1
(7) Ehefrau, 08.06.??	pp	261	0,287	0,115	0,172	2
(8) Ehefrau, 17.07.??	pp	313	0,310	0,134	0,176	2
(9) Base, 15.05.1899	pp	267	0,282	0,129	0,154	1
(10) Base, 12.06.1903	pp	586	0,280	0,107	0,173	2
(11) Schwager, 24.09.1901	pp	476	0,239	0,218	0,021	1
(12) Bürgermeister, 06.01.1901	po	441	0,231	0,141	0,091	2
(13) Bürgermeister, 27.12.1901	po	340	0,216	0,115	0,102	2
(14) Bürgermeister, 19.03.1903	po	312	0,248	0,178	0,070	0
(15) Bürgermeister, 05.07.1905	po	271	0,277	0,150	0,127	2

Tab. 16: Nähe-, Distanz-, Differenz- und Regiowerte in den Briefen von Martin B.

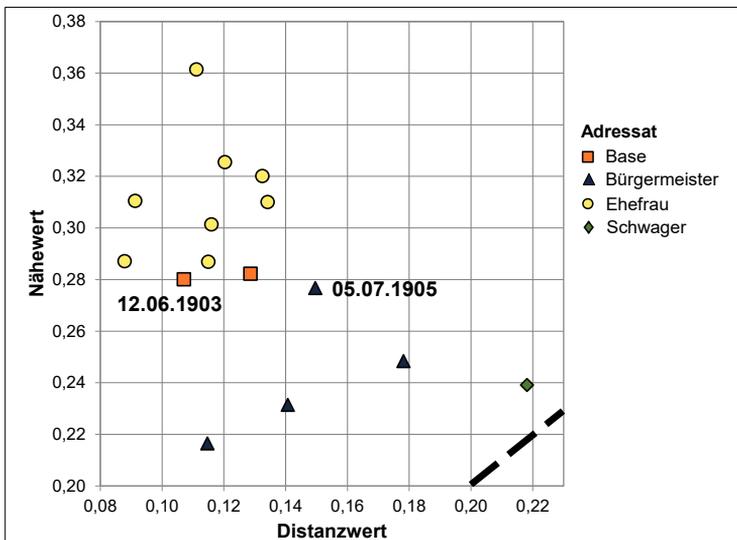


Abb. 43: Nähe- und Distanzwerte in den Briefen von Martin B.

Briefen an die Ehefrau ab. Der Zusammenhang der Nähe- und Distanzwerte ist dabei nur schwach ($\rho \approx -0,39$) und statistisch nicht signifikant ($p = 0,15$; Spearman¹⁰³).

Eine weitere Parallele der beiden Analysen existiert bezüglich des letzten Briefs an den Bürgermeister vom 05.07.1905. Im Vergleich zu den anderen offiziellen Briefen erreicht dieser mit einem Wert von 0,277 einen vergleichsweise hohen Grad an Nähesprachlichkeit und liegt damit recht genau zwischen den Nähewerten der restlichen Bürgermeisterbriefe (Durchschnitt 0,232) und der Briefe an die Ehefrau (Durchschnitt 0,313). Weiterhin ist er aber mit einem Distanzwert von 0,150 distanzsprachlicher als alle Briefe an die Ehefrau (Maximum: 0,134; Durchschnitt: 0,114). Der erhöhte Nähewert lässt sich im Vergleich zu den anderen Briefen an den Bürgermeister weniger auf die grammatische oder lexikalische Ebene zurückführen, sondern resultiert aus der Vielzahl an Korrekturen und fehlerhaften Wiederholungen; auch die nicht selbst geschriebene Datums- und Ortsangabe fallen hier ins Gewicht. Der Distanzwert ist ebenfalls weniger bedingt durch Besonderheiten auf der sprachstrukturellen Ebene, sondern durch textlinguistische Charakteristika, wie sie in den Briefen an die Ehefrau nicht vorhanden sind: Es erscheinen eine positionelle Absetzung am Briefbeginn, eine distanzsprachliche Anredeformel („Gehertter Bürger meiste“), ein knapper und eher formeller Abschied mit Vor- und Nachnamen („nebst Grus Martin B.“ [Namen gekürzt]) und ein metalinguistischer Kommentar zur Schrift („Selber Geshriben“); auch wird der Adressat gesiezt.

Die beiden Briefe an die Base ähneln sich in ihren Nähewerten sehr und sind diesbezüglich zwischen den offiziellen und privaten Briefen angesiedelt. Dies trifft auch bei der Variablenanalyse zu, wobei die beiden Briefe nun, wie man in Abb. 43 erkennen kann, den Privatbriefen deutlich näher sind, während sie in der Variablenanalyse fast die Werte der offiziellen Briefe erreichen. Die erhöhten Nähewerte resultieren zunächst aus nächersprachlichen grammatischen Phänomenen, wie sie in den offiziellen Briefen nicht erscheinen, etwa dem possessiven Dativ¹⁰⁴, der doppelten Negation¹⁰⁵ und der *tun*-Fügung¹⁰⁶. Auffällig sind auch die zahlreichen nächersprachlichen, das Verständnis erschwerenden Ellipsen und Inkongruenzen, die auf fehlende Kasusendungen oder Schreibfehler zurückgehen, wie sie sich im Brief von 1903 häufen. Auch Reflexe lautlicher Phänomene wie Synkopen können nur hier, aber nicht in den offiziellen Briefen beobachtet werden. Ebenso tragen textlinguistisch-pragmatische Charakteristika der Privatbriefe wie nächersprachliche Grußformeln und Duzen zur nächersprachlichen Prägung der Briefe bei. Bezüglich ihrer Distanzwerte sind die Briefe an die Base mit einem Durchschnittswert von 0,118 sehr ähnlich zu denen an die Ehefrau mit 0,114.

¹⁰³ Die Variable Nähemerkmale ist zwar normalverteilt (Shapiro-Wilk normality test: $p \approx 0,90$), die Variable Distanzwerte aber nicht (Shapiro-Wilk normality test: $p \approx 0,04$). Damit sind die Voraussetzungen für Bravais-Pearson nicht erfüllt.

¹⁰⁴ Vgl. „im [= dem] Ludwig M. [...] sein Haus“; „meim Weib ihre Mutter“; „meim Weib ihre Ttochter Emma“ (alle drei: 12.06.1903).

¹⁰⁵ Vgl. „nihts bestimtes weiß man niht“ (12.06.1903).

¹⁰⁶ Vgl. „wann du dein Versprechen halten thust“ (15.05.1899).

Die Kombination zahlreicher unterschiedlicher Parameter auf mehreren sprachlichen Ebenen scheint ein ausgewogeneres Bild der Nähe- und distanzsprachlicheren Charakteristika bei den Briefen an die Base zu liefern als die sehr eng angelegte Variablenanalyse mit nur sechs graphematischen Variablen. Generell sind die bereits hier ersichtlichen, punktuellen Übereinstimmungen der Variablenanalyse mit der Nähe-Distanz-Analyse erstaunlich groß, sodass es sich lohnt, die Ergebnisse beider Analysen im folgenden Kapitel zu vergleichen und bezüglich ihrer Validität zu bewerten.

Zuvor soll noch auf den Nutzen der sogenannten *Differenzwerte*, also die Differenzen zwischen den einzelnen Nähe- und Distanzwerten, eingegangen werden. Diese sind zwar deutlich weniger aussagekräftig als die einzelnen Nähe- und Distanzwerte, können die beiden Werte aber zu einem zusammenfassen und damit den Vergleich unterschiedlicher Schreiber und deren Klassifikation in Schreibertypen erleichtern und objektivieren. Etwas problematisch an den Differenzwerten ist allerdings, dass sich daraus die einzelnen Nähe- und Distanzwerte nicht mehr ableiten lassen und sie nivelliert werden können, wenn etwa die Differenz zweier hoher Werte zum gleichen Ergebnis führt wie die zweier niedriger Werte. Liegt allerdings bei einem Schreiber ein negativer Zusammenhang zwischen Nähe- und Distanzwerten vor, so ist diese Problematik nicht zu erwarten, sondern viel eher eine Verstärkung der einzelnen Effekte. Bei Martin B. besteht durchaus ein Zusammenhang zwischen Nähe- und Distanzwerten, deren statistische Überprüfung allerdings zu keinem signifikanten Ergebnis führte (siehe oben). Abb. 44 zeigt die ermittelten Differenzwerte in den Briefen von Martin B.

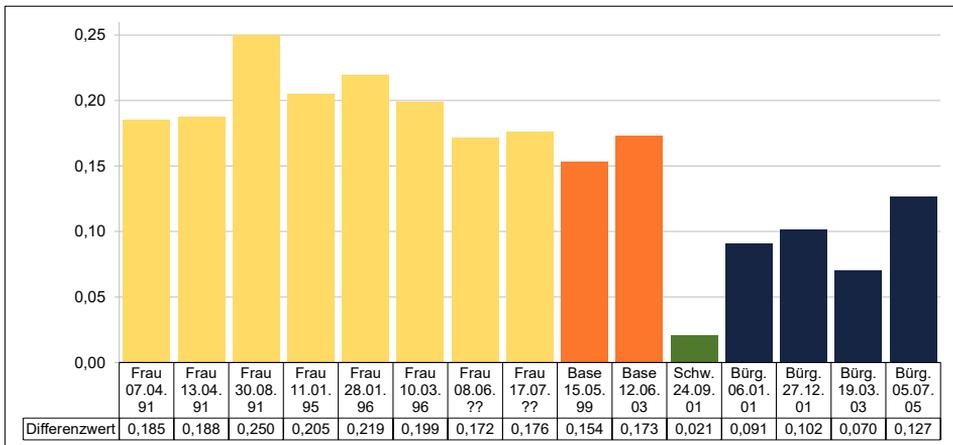


Abb. 44: Differenzwerte (Nähe- minus Distanzwerte) in den Briefen von Martin B.

Alle Differenzwerte sind hier positiv; bei jedem Brief ist also der Nähe- größer als der Distanzwert, sodass der schriftliche Möglichkeitsraum von Martin B. in Richtung Nähesprachlichkeit verschoben ist. Besonders überwiegen die Nähewerte bei den Briefen an die Ehefrau, die durchschnittliche Differenz beträgt hier 0,199. Die Briefe an die Base besitzen ebenso eine hohe Differenz von durchschnittlich 0,163, was obige Beobachtungen einer recht hohen Nähesprachlichkeit dieser Briefe bestätigt. Die Briefe an den Bürgermeister liegen mit einem durchschnittlichen Differenzwert von 0,097 deutlich darunter. Auffällig unter diesen ist wiederum der Brief von 1905, dessen Wert von 0,127 wegen seiner erhöhten Nähesprachlichkeit größer ist als in den restlichen Briefen an diesen Adressaten (Durchschnitt: 0,088). Beim Brief an den Schwager ist der Wert mit 0,021 sehr klein, der Nähewert ist nur wenig größer als der Distanzwert. Der Brief ist also durch seinen immer noch vorhandenen leicht positiven Ausschlag im Bereich der Nähesprachlichkeit anzusiedeln, deutlich entfernt von den Briefen professioneller Schreiber, die diesen Bereich nie, auch nicht in ihren privaten Briefen, berühren (sogenannte *Distanzschreiber*). Selbst in Briefen, bei denen Martin B. Unterstützung durch andere Schreiber erhalten hat, sind die nähesprachlichen Einflüsse Martin B.s oder auch die mangelnde Professionalität dieser Schreiber so groß, dass auch die auf diese Weise entstandenen Briefe noch einen klaren Nähecharakter besitzen.

5.4.2 Vergleich mit der Variablenanalyse

Beim Abgleich der Nähe-/Distanzwerte mit der Variablenanalyse werden im Folgenden zunächst die Ergebnisse bei Einzelparametern miteinander verglichen. Einzelne Variablen werden also getrennt voneinander mit den Nähe- und Distanzwerten korreliert. Dies erfolgt für die beiden höherfrequenten Variablen <c> in der Kombination von <ch> und Anzeiger für Vokalquantität. Darauf aufbauend wird untersucht, inwiefern die Gesamtergebnisse der beiden Analysen übereinstimmen. Dabei wird mit den Mittelwerten der Variablenanalyse operiert; sie werden einzeln mit den Nähe- und den Distanzwerten verglichen. Abschließend werden die Nähe- und Distanzwerte zu Differenzwerten zusammengefasst und mit den Mittelwerten der Variablenanalyse korreliert, sodass in den finalen Vergleich alle zu Martin B.s Briefen durchgeführten Analysen einfließen. Die Streudiagramme a bis f in Abb. 45 veranschaulichen die erfolgten Vergleiche.

Ad a und b: Die Korrelation der Nähemerkmale mit dem Anteil von <c> in der Kombination <ch> ergibt einen mittelstarken Zusammenhang von $\rho \approx -0,73$ (Spearman), der statistisch signifikant ist ($p < 0,01$); ähnlich ist die Korrelation mit dem Anteil korrekter Anzeiger für Vokalquantität: $\rho \approx -0,69$ (Spearman; $p < 0,01$). Beide Diagramme zeigen, wie auch in den zuvor durchgeführten Analysen, die Gruppierung von Briefen an die Ehefrau in der einen und die vier formelleren Briefe in der gegenüberliegenden Ecke. Der Brief an den Bürgermeister von 1905 setzt sich in beiden Fällen, der an die Base von 1903 nur bezüglich der <c>-Graphien von den restlichen Briefen deutlich ab.

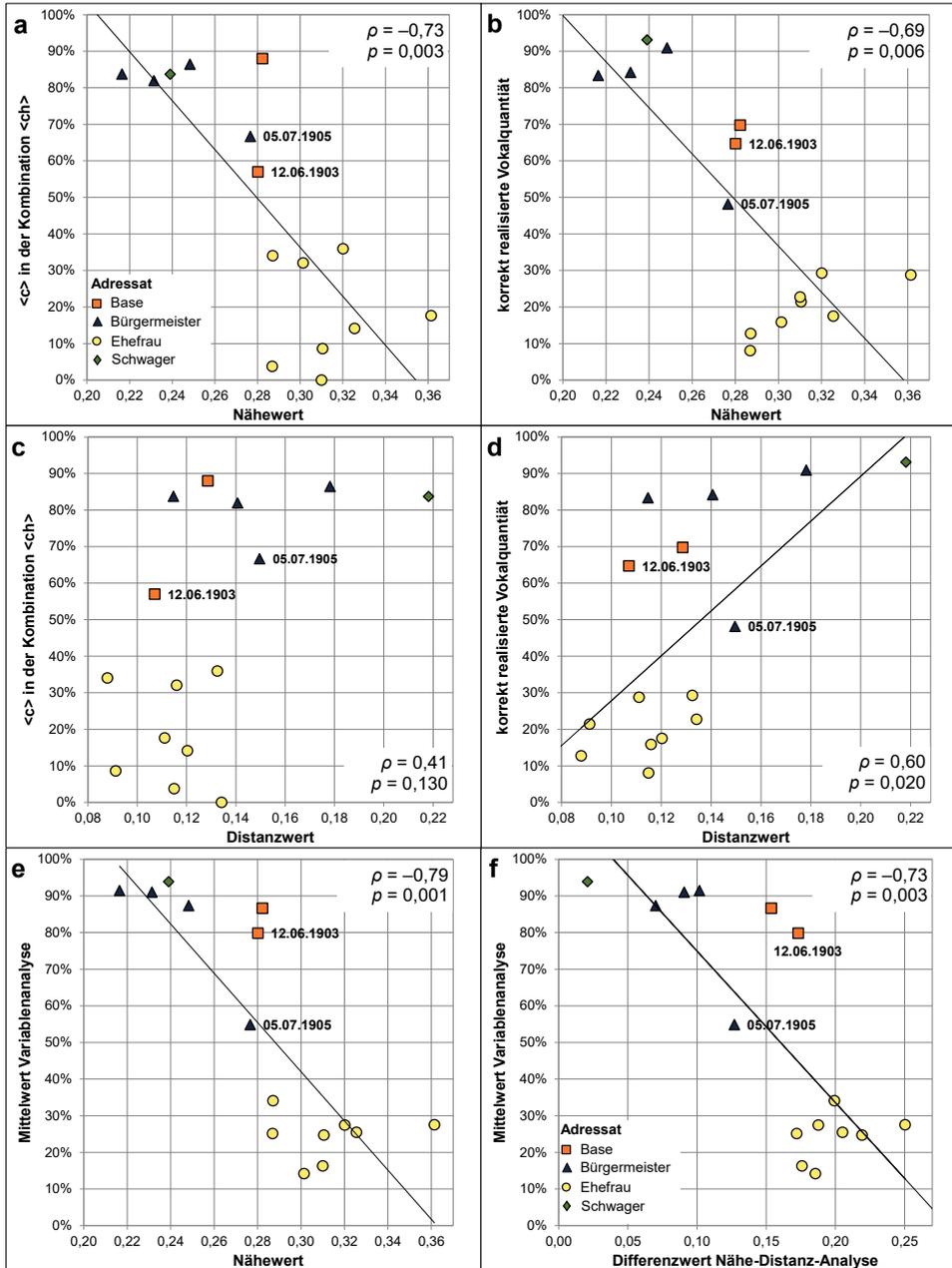


Abb. 45: Vergleiche der Variablenanalyse mit den Nähe-Distanz-Analyse; a–d: Einzelparameter; e–f: aggregierte Werte

Ad c und d: Die Korrelation der Distanzmerkmale mit dem Anteil von <c> in der Kombination <ch> ergibt nur einen schwachen Zusammenhang von $\rho \approx 0,41$, der nicht statistisch signifikant ist ($p = 0,13$); der Zusammenhang mit dem Anteil der Anzeiger für Vokalquantität ist dagegen mittelstark mit $\rho \approx 0,60$ und statistisch signifikant (Spearman; $p < 0,05$). Der Distanzwert scheint in der vorliegenden Auswertung somit weniger aussagekräftig zu sein, was weiter unten noch diskutiert wird.

Ad e: Zu den zwei bisher betrachteten graphematischen Variablen werden nun die vier weiteren hinzugenommen und die Werte der sechs Variablen zu Mittelwerten zusammengefasst (vgl. Abb. 42). Diese werden mit den Nähe- und Distanzwerten abgeglichen. Die Korrelation der Nähewerte mit den Mittelwerten der Variablenanalyse ergibt einen mittelstarken Zusammenhang: $\rho \approx -0,79$ (Spearman; $p < 0,001$). Die Korrelation der Distanzwerte mit den Mittelwerten ist dagegen nur schwach mit $\rho \approx -0,36$ und nicht statistisch signifikant (Spearman; $p = 0,19$); Letzteres wird nicht visualisiert. Im Vergleich zu den Diagrammen a und b sind die Schwankungen auf der y-Achse bei den Briefen an die Ehefrau ausgeglichener, was aus der Mittelwertbildung resultiert. Die Ergebnisse bestätigen somit die Validität der Mittelwertbildung bei der Variablenanalyse.

Ad f: Das letzte Diagramm zeigt die Korrelation des Differenzwerts aus der Nähe-Distanz-Analyse mit dem Mittelwert der Variablenanalyse. Hier ergibt sich ein mittelstarker Zusammenhang: $\rho \approx -0,73$ (Spearman; $p < 0,01$). Durch den Einbezug des Distanzwertes werden die Werte auf der x-Achse stärker gestreckt, wobei dies auf Grund der höheren Distanzwerte besonders bei den offiziellen Briefen der Fall ist und diese deutlich weiter nach links verschoben werden als die Privatbriefe an die Ehefrau. Damit bewirkt der Distanzwert eine bessere Ausdifferenzierung der Ergebnisse; besonders der Brief an den Schwager setzt sich hier wegen seines hohen Distanzwertes von der Gruppe der Briefe an den Bürgermeister ab. Auch der Brief an den Bürgermeister von 1905 entfernt sich auf der x-Achse weiter von den Privatbriefen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass bei Martin B. besonders bei den Nähewerten Übereinstimmungen zwischen der Variablenanalyse und der Nähe-Distanz-Analyse existieren. Alle ermittelten Korrelationen sind hier stark und statistisch signifikant, was hinsichtlich der recht kleinen Stichprobe von 15 Briefen beachtlich ist. Der Abgleich mit den Distanzwerten ergab hingegen nur teilweise signifikante Ergebnisse, die Korrelationswerte sind deutlich schwächer. Sowohl für Einzelbeobachtungen als auch für die Berechnung des Differenzwertes erwiesen sich die Distanzwerte jedoch als aussagekräftig.

Die größere Validität der Nähewerte könnte einerseits aus dem Nähe-Distanz-Modell selbst resultieren, das auf der Näheseite weiter ausdifferenziert ist und etwa 25 % mehr Möglichkeiten zur Erfassung von Nähe- als von Distanzmerkmalen bietet (vgl. Kap. 5.1). Da das Modell während der Annotationen aber an die jeweiligen Texte angepasst und erweitert wurde, erscheint es sinnvoller, die Zahl der tatsächlich durchgeführten Annotationen zu betrachten. So erfolgten im Rahmen der Nähe-Distanz-Analyse bei den 15 Briefen von Martin B. insgesamt 1310 Annotationen auf der Näheseite (1234 mikro- und 76 makrostrukturelle Merkmale) und 548 Annotationen auf der Distanzseite (505 mikro-

und 43 makrostrukturelle Merkmale). Die Zahl der Nähe-Annotationen überwiegt hier also mit einem Faktor von 2,39.¹⁰⁷ Dies hat zur Folge, dass die Näheseite auf einer deutlich größeren Datengrundlage beruht und zu aussagekräftigeren Werten geführt hat.

Im Folgenden wird untersucht, wo sich im Nähe-Distanz-Raum die nicht-autographen, also von anderen Schreibern nach Diktat von Martin B. erstellten Briefe ansiedeln und inwiefern sich diese spezifische Form der Textgenese im Modell darstellen lässt.

5.4.3 Vergleich mit den nicht-autographen Briefen

Ziel des Vergleichs mit den nicht-autographen Briefen ist es, zu untersuchen, ob sich die Schreiber mittels ihrer Nähe- und Distanzwerte untereinander differenzieren (interindividuelle Variation) und inwiefern es auch hier intraindividuelle Variation zu beobachten gibt. Nach einem generellen Überblick zu diesen Texten in Abschnitt (a) werden in Abschnitt (b) im Detail die für das Nähe-Distanz-Modell relevanten Veränderungen nachvollzogen, die sich bei Martin B.s Abschrift des Briefs vom 19.03.1903 ergeben haben.

(a) Überblick

Mit dem Nähe-Distanz-Modell wurden alle fünf von den beiden Mitpatienten Georg B. (kfb-966) (Hand 4) und Johannes G. (kfb-1623) (Hand 3) im Namen Martin B.s geschriebenen Briefe analysiert. Von den vier Briefen des Pflegers Kreis (Hand 2) wurden zwei ausgewählt, ein privater und ein offizieller.¹⁰⁸ Siehe Tab. 17.

Abb. 46 erweitert das Diagramm von Abb. 43 (S. 306) um die analysierten nicht-autographen Briefe Martin B.s. Im Vergleich zum vorigen Diagramm fällt die stärkere vertikale Streckung auf; das Koordinatensystem ist nach unten erweitert, umfasst nun also Texte mit geringeren Nähewerten als zuvor. Die bisherige Skala der Distanzwerte reicht dagegen für die hinzugefügten Briefe aus. Diese weisen sich also nicht durch eine erhöhte Distanzsprachlichkeit, sondern teilweise durch eine niedrigere Nähesprachlichkeit aus.

Dies zeigt sich besonders bei den Briefen des Pflegers Kreis (blaue Symbole). Der an den Bruder Martin B.s gerichtete Brief (11.10.1897) erreicht einen Nähewert von 0,150, der an das Bezirksamt (17.01.1897) nur 0,143. Der Distanzwert dagegen ist im Brief an den Bruder mit 0,162 etwas niedriger als in dem an das Bezirksamt mit 0,175. Die ermittelten Werte zeigen insofern intraindividuelle Variation, als dass sich in den Nähe- und Distanzwerten die Unterschiede zwischen offiziellem und privatem Brief ausdrücken.

¹⁰⁷ Der durchschnittliche Nähewert beträgt 0,285, der durchschnittliche Distanzwert 0,130. Hier überwiegt der Nähewert mit dem etwas niedrigeren Faktor von 2,19, was auf die tendenziell längeren nähesprachlichen Privatbriefe zurückzuführen ist, deren Einzelwerte bei der Durchschnittsbildung dann weniger Gewicht besitzen.

¹⁰⁸ Wegen der fehlenden weiteren kontextuellen Informationen zu diesem Schreiber erscheint eine Analyse aller Briefe wenig aufschlussreich.

Schreiber	Brief an...	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz
Pfleger (Hand 2)	Bezirksamtman, 17.01.97	279	0,143	0,175	-0,031
Pfleger (Hand 2)	Bruder, 11.10.97	510	0,150	0,162	-0,012
Georg B. (Hand 4)	Bürgermeister, xx.08.98	155	0,272	0,111	0,161
Georg B. (Hand 4)	Bezirksamtman, 05.09.98	1378	0,224	0,145	0,079
Georg B. (Hand 4)	Bürgermeister, 26.08.03	277	0,177	0,176	0,001
Johannes G. (Hand 3)	Bruder, 31.05.98	224	0,254	0,138	0,116
Johannes G. (Hand 3)	Bürgermeister, 19.03.03	296	0,226	0,192	0,034

Tab. 17: Nähe-, Distanz- und Differenzwerte: nicht autographe Briefe Martin B.s

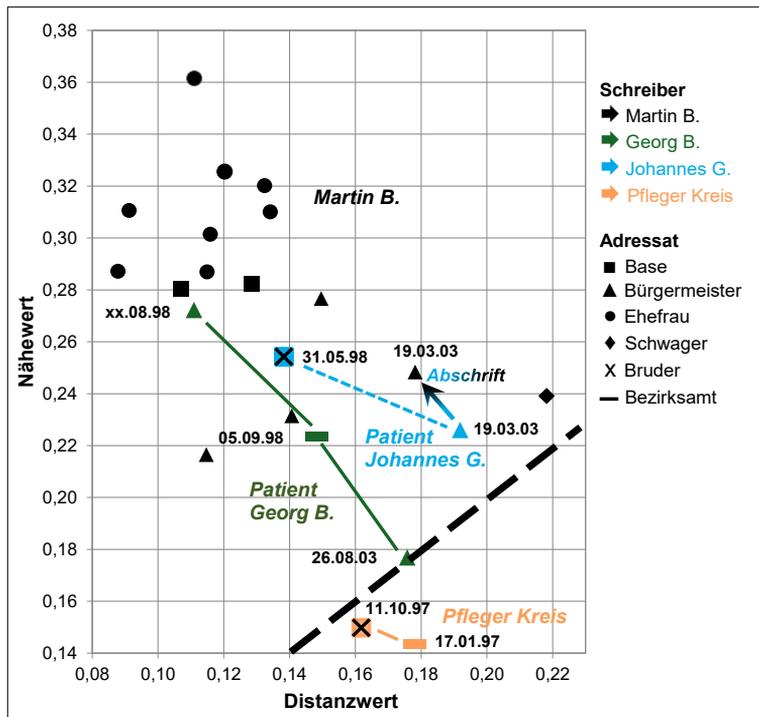


Abb. 46: Nähe- und Distanzwerte unterschiedlicher Schreiberhände

Wie man in Abb. 46 erkennen kann, liegen die Wertepaare der beiden Briefe recht nahe beieinander, was für eine hohe Konsistenz der beiden Texte des Pflegers spricht. Dabei befinden sie sich aber in deutlicher Entfernung zu den anderen Briefen. Die Differenzwerte beider Briefe sind leicht negativ, sodass sie unter der schwarz gestrichelten Orientierungsachse ($y = x$) liegen. Damit unterscheiden sie sich von allen anderen Briefen in der Akte Martin B.s mit durchwegs positiven Werten. Somit kann der Pfleger als schreibroutinierter als die beiden unterstützenden Mitpatienten und Martin B. selbst eingeschätzt werden. Vielleicht hatte Martin B. zudem geringeren Einfluss auf die Gestaltung dieser Briefe als bei den an die Mitpatienten diktieren, zu denen er wohl engeren Kontakt pflegte als zu einem Mitglied des Anstaltspersonals.

Die an den Mitpatienten Georg B. (kfb-966) diktieren und von diesem geschriebenen Briefe sind weiter im Diagramm verstreut (grüne Symbole). Der Brief an den Bürgermeister vom 26.08.1903 liegt in der Nähe der beiden Briefe des Pflegers und setzt sich auf Grund seines niedrigen Nähewerts (0,177) deutlich von den restlichen Briefen ab. Auch der niedrige Differenzwert (0,001) zeigt, dass es sich bei ihm als Buchhalter um einen recht routinierten Schreiber handelt. Der Brief an das Bezirksamt vom 05.09.1898 ähnelt den offiziellen Briefen Martin B.s; besondere Nähe besteht zum Brief aus Martin B.s Hand vom 06.01.1901, bei dem auch am deutlichsten eine Vorlage Georg B.s zu erkennen ist (vgl. Kap. 5.2.2). Beachtlich sind der hohe Nähewert (0,272) und niedrige Distanzwert (0,111) des Schreibens an den Bürgermeister vom August 1898. Dabei handelt es sich um die einzige Postkarte unter den Texten Martin B.s; sie ist beschädigt und hat nur 155 Wörter,¹⁰⁹ eignet sich aber trotzdem für die Analysen. Die Materialität dieses Textes hatte deutlichen Einfluss auf die Textgestaltung. So erlaubte der mangelnde Platz keine positionellen Absetzungen; auch längere, komplexere Satzstrukturen werden vermieden. Auf der Näheseite schlägt sich die große pragmatische Direktheit in Form von sieben Aufforderungen mit Imperativen und zwei direkten Fragen an den Adressaten nieder. Unter anderem daraus resultieren der hohe Nähe- und niedrige Distanzwert.

Die beiden von Johannes G. (kfb-1623) geschriebenen Briefe siedeln sich bezüglich ihrer Nähe- und Distanzwerte in etwa bei den offiziellen Briefen aus der Hand Martin B.s an (rote Symbole). Der Brief an den Bürgermeister (19.03.1903) ist vergleichsweise recht distanzsprachlich (0,192) und wenig nähesprachlich (0,226), der an den Bruder (31.05.1898) dagegen weniger distanzsprachlich (0,138) und stärker nähesprachlich (0,254). Er erreicht aber nicht den Grad der Nähesprachlichkeit, den Martin B.s selbst verfasste Privatbriefe besitzen. Die räumliche Verteilung der beiden Briefe im Diagramm ist ähnlich wie bei denen des Pflegers, aber in Richtung Nähesprachlichkeit verschoben. Das Nähe-Distanz-Modell ist hier wiederum in der Lage, die Unterschiede zwischen einem privaten und einem offiziellen Brief abzubilden. Der Brief an den Bürgermeister

¹⁰⁹ Die Briefmarke der Postkarte wurde ausgeschnitten, sodass auf deren Rückseite auch ein Teil des Textes fehlt; bei 8 der 19 Zeilen fehlen links jeweils etwa 2 Wörter. Der Sinn ist aber wegen der hohen Formelhaftigkeit vollständig zu erfassen. Nähe- und Distanzmerkmale wurden in den 155 erhaltenen Wörtern annotiert. Die Anschrift auf der Vorderseite wurde nicht mitgezählt.

vom 19.03.1903 diente Martin B. als Vorlage, die er mit einigen kleineren Änderungen abgeschrieben hat (vgl. die Edition in Kap. 5.2.2.b). Abb. 46 zeigt, dass bei der Abschrift eine leichte Verschiebung nach links oben stattgefunden hat, der abgeschriebene Brief also etwas weniger distanzsprachlich (0,192 -> 0,178) und dafür nähesprachlicher wurde (0,226 -> 0,248). Dies wird nun im Detail nachvollzogen.

(b) Auswirkungen der Briefabschrift (1903) auf die Nähe- und Distanzwerte

Typische Fehler bei Kopierprozessen machen deutlich, dass es sich bei der Textfassung aus Martin B.s Hand um die kopierte und bei der aus Johannes G.s Hand um die Vorlage handelt (vgl. die Edition auf S. 286–288). So erscheinen im Brief von Martin B.s Hand doppelt abgeschriebene und ausgelassene Wörter sowie ein Zeilensprung.¹¹⁰ Auch zeigen sich Anpassungen im Bereich der Interpunktion und Orthographie¹¹¹, die charakteristisch für die Texte Martin B.s sind. Daneben zeigen sich auf lautliche Reflexe rückführbare Schreibungen¹¹² und kleinere Anpassungen der Grammatik.¹¹³ Dass Martin B. um grammatische und inhaltliche Verbesserungen bemüht war, belegen der Versuch der Korrektur einer in der Vorlage missglückten Infinitivkonstruktion¹¹⁴ sowie die Einfügungen von Wörtern an vier Stellen des Textes. Dabei handelt es sich um kleinere lexikalische Ergänzungen: das spezifizierende Adverb „mer“ (Z. 10), die verstärkende Partikel „aimal“ (Z. 45)¹¹⁵, die verdeutlichende Erweiterung der Adressatenangabe („An Herrn“, Z. 49) und die hinzugefügte Absenderangabe auf der Briefrückseite (Z. 54–57).

Längere Hinzufügungen oder umfangreichere syntaktische Modifikationen liegen allerdings nicht vor. Die wenigen Ergänzungen fallen wegen ihrer orthographischen Feh-

¹¹⁰ Verdoppelungen finden sich bei „ordentlich ordentlich“ (Z. 19) sowie „und sorgen und sorgen“ (Z. 29), eine Weglassung bei „mir“ (Z. 43). Wohl aus einem fehlerhaften Zeilensprung resultiert die Verschiebung von „doch“ von Z. 44 um eine Zeile nach oben.

¹¹¹ Bei der Abschrift erscheinen gelegentlich die aus Martin B.s nähesprachlichen Briefen bekannten Phänomene (vgl. Kap. 5.3.1) wie Weglassungen eines <c> in der Kombination <ch> (hier auch bei <ck> in Z. 33 und Z. 42) und ein <ai> für <ei> (Z. 44).

¹¹² Martin B. elidiert schwach artikulierte Konsonanten: <r> in „Oberarzt“ (Z. 8), <t> in „ordentlich“ (Z. 19) und <g> in „Barmherzikeit“ (Z. 31). Er verschriftet eine Apokope in „böß“ (Z. 29) und eine hyperkorrekte Rundung in „schüken“ (Z. 42).

¹¹³ Es erfolgt eine Verschiebung vom Plusquamperfekt ins geläufigere Perfekt (Z. 27). Ein verdeutlichendes *um* wird zur Einleitung einer Infinitivkonstruktion eingefügt.

¹¹⁴ Bei „wie ich mich diesesmal zu aufführen [...] habe“ (Z. 14f.) erscheint trotz Partikelverb eine Voranstellung der Infinitivpartikel *zu*, die Martin B. in „zum“ änderte. Dies führt zwar ebenfalls zu keiner schriftsprachlichen, aber einer im Gesprochenen üblichen Konstruktion.

¹¹⁵ Diese Partikel wird hier in eine häufiger bei Martin B. zu beobachtende Formulierung eingefügt, in die er – insofern dies syntaktisch möglich ist – üblicherweise das Lexem *einmal* integriert (vgl. S. 289, Fn. 70). Hier könnte Johannes G. beim Diktat auf dieses Lexem verzichtet haben, vielleicht um eine Wiederholung in der vorhergehenden Zeile zu vermeiden. Bei der Abschrift passte Martin B. die Konstruktion dann wieder an seinen Sprachgebrauch an.

lerhaftigkeit auf: fehlendes Dehnungs-<h> bei „mer“ (Z. 10), <ai> statt <ei> bei „aimal“ (Z. 44), <f> statt <v> bei „fon“ (Z. 54); diese Phänomene sind typisch für die selbst geschriebenen Briefe Martin B.s und fanden in der graphematischen Variablenanalyse Berücksichtigung (vgl. Kap. 5.3). Weitere Veränderungen zu nicht normgerechten Schreibungen wie das zunehmende Weglassen der Interpunktion sind wohl auf das Nachlassen an Konzentration bei der Abschrift zurückzuführen (vgl. Kap. 7.3). Mangelnde Sorgfalt sollte Martin B. allerdings nicht angelastet werden, da er einerseits auch die genannten korrigierenden Anpassungen durchführt und keineswegs eine unreflektierte Kopie vornimmt. Andererseits sollte auch seine Krankheitsgeschichte berücksichtigt werden, die ab etwa 1900 die immer stärker werdenden Einschränkungen seiner geistigen Fähigkeiten hervorhebt. Angesichts dessen ist ein derart komplexer Prozess der Textgenese beachtlich.

Tab. 18 listet diejenigen Unterschiede von Vorlage und Abschrift auf, die bei der Anwendung des Nähe-Distanz-Modells Berücksichtigung finden. Dort erscheinen nur Merkmale, die bei der Abschrift zu Änderungen in den Werten führen. In den Spalten ‚Nähe‘ und ‚Distanz‘ wird getrennt für die Mikro- und Makrostrukturen notiert, in welche Richtung dabei Verschiebungen stattfinden, wobei die Briefvorlage den Ausgangspunkt und die Abschrift den Endpunkt der Aufsummierungen bilden. Tab. 19 berechnet im Anschluss die Nähe- und Distanzwerte für beide Briefe.

Zeile	Änderung	Nähe	Distanz
	<i>Ausgangspunkt Briefvorlage Mikrostrukturen</i>	58	42
10	nachträglicher Korrekturdurchgang der Vorlage (mit Bleistift ergänztes „f“ in „Hoffnung“) (Distanz 2c: Reparaturen), bei Abschrift in Text integriert	-	-1 (41)
10	unnötiges „um“ zur Einleitung einer Infinitivkonstruktion eingefügt (Nähe 2d: einfachere Hypotaxen)	+2 (60)	-
12	aggregativer Nebensatz „Wenn Sie für mich etwas thun wollen.“ (Nähe 2d: einfachere Hypotaxen) in Abschrift durch Weglassung des Punktes vor „Wenn“ an vorigen Satz angeschlossen ¹¹⁶	-2 (58)	-
17	Plusquamperfekt „hatte“ (Distanz 3a: Tempus) bei Abschrift zu Konjunktiv „hette“ (Distanz 3b: Modus) geändert; also lediglich Verschiebung der distanzsprachlichen Kategorie	-	-
19	fehlerhafte Wiederholung bei „ordenlich“ (Nähe 5c: Fehler)	+1 (59)	-
20	Korrektur bei „ich“ (Nähe 2c: Reparaturen)	+1 (60)	-
27	Plusquamperfekt „hatte“ (Distanz 3a: Tempus) bei Abschrift zu Perfekt „habe“	-	-1 (40)

¹¹⁶ Die teilweise Weglassung der Interpunktion wird makrostrukturell nächstsprachlich gewertet.

Zeile	Änderung	Nähe	Distanz
29	Apokope bei „böß“ (Nähe 5b: Sprech-/Schreibeinheitenbildung)	+1 (61)	–
29	fehlerhafte Wiederholung bei „und sorgen“ (Nähe 5c: Fehler)	+1 (62)	–
29	Korrektur bei „s“ (Nähe 2c: Reparaturen)	+1 (63)	–
34	Korrektur in Vorlage bei eingefügtem „ich“ (Nähe 2c: Reparaturen), bei Abschrift in Text integriert	-1 (62)	–
44	Wiederaufnahme von „aimal“ (Nähe 1c: P-R-Engführung)	+2 (64)	–
45	Nicht auf Lautung zurückzuführender Schreibfehler „Euner“ (<i>euer</i>) (Nähe 5c: Fehler)	+1 (65)	–
53	fehlerhafte Wiederholung bei Doppelung der Anschrift „J. Sauter“ (Nähe 5c: Fehler) bei Abschrift beseitigt	-1 (64)	–
56	fehlerhafte Wiederholung bei Doppelung der Absenderangabe „fon Martin B.“ (Nähe 5c: Fehler)	+1 (65)	–
	<i>Ergebnis Briefabschrift Mikrostrukturen</i>	65	40
	<i>Ausgangspunkt Briefvorlage Makrostrukturen</i>	3	5
–	Teilweises Fehlen von Interpunktion (Nähe 6d: Interpunktion)	+1 (4)	–
	<i>Ergebnis Briefabschrift Makrostrukturen</i>	4	5

Tab. 18: Veränderungen von Diskursmerkmalen bei Martin B.s Abschrift der Briefvorlage an den Bürgermeister (19.03.1903)

Text	Untersuchungsebene	Nähewert	Distanzwert
Vorlage (296 Wörter)	Mikrostrukturen	$58/296 = 0,196$	$42/296 = 0,142$
	Makrostrukturen	0,03	0,05
	Gesamt (Summe)	0,226	0,192
Abschrift (312 Wörter)	Mikrostrukturen	$65/312 = 0,208$	$40/312 = 0,128$
	Makrostrukturen	0,04	0,05
	Gesamt (Summe)	0,248	0,178

Tab. 19: Berechnung der Nähe- und Distanzwerte in Vorlage und Abschrift von Martin B.s Brief an den Bürgermeister (19.03.1903)

Das Nähe-Distanz-Modell ist in der Lage, die grammatischen Änderungen bei der Abschrift vollständig zu erfassen. Die Tempus- und Modusverschiebungen (Z. 17, Z. 27) sind dabei wie das Einleitewort der Infinitivkonstruktion (Z. 10) berücksichtigt.¹¹⁷ In den Nähewerten lassen sich auch fehlerhafte Wiederholungen (Z. 19, Z. 29, Z. 53, Z. 56), Schreibfehler (Z. 45) und Korrekturen (Z. 20, Z. 29, Z. 34) abbilden, die von einem geringeren Planungsgrad bei der Textproduktion bzw. Fehlern bei der Abschrift zeugen. Eine der Textkorrekturen in der Vorlage wird jedoch als distanzsprachlich bewertet, da sie aus einem nachträglichen Korrekturvorgang resultiert (Z. 10); in die Abschrift ist sie fest integriert. Die lexikalischen Veränderungen sind nur teilweise für den konzeptionellen Charakter des Textes von Relevanz, indem die Wiederaufnahme von „aimal“ (Z. 44) als nächsprachlich gewertet wird. Veränderungen in der lautliche Ebene sind lediglich durch die Apokope (Z. 29) in den Nähewerten repräsentiert. Auf Lautungen rückführbare Schreibfehler müssen im Modell unberücksichtigt bleiben (vgl. Fn. 112), da diese in anderen Patientenbriefen teilweise derart häufig sind, dass deren Annotation nicht durchführbar ist (vgl. Kap. 4.1.2.2). Ähnlich verhält es sich mit der Ebene der Graphematik, bei der die Zunahme inkorrekt Schreibungen in der Abschrift unerfasst bleiben muss; in der graphematischen Variablenanalyse kamen diese jedoch zur Geltung. Die teilweise Weglassung der Interpunktion (25 weggelassene Zeichen) wird dagegen bei den Makrostrukturen als nächsprachlich gewertet (vgl. Kap. 4.1.2.6); dies erhöht den Nähewert pauschal um 0,01. Im vorliegenden Brief entspricht dies dem Zusatz von drei mikrostrukturellen Nähemerkmalen,¹¹⁸ was von der Gewichtung her angemessen erscheint.

Trotz der nicht vollständigen Erfassung aller nahe- und distanzsprachlichen Merkmale kommt das Nähe-Distanz-Modell bei den Briefen vom 19.03.1903 zu schlüssigen Ergebnissen. Die leichte Zunahme des nächsprachlichen und Abnahme des distanzsprachlichen Charakters der Briefabschrift im Vergleich zu Vorlage drückt sich klar in den Ergebnissen der Analyse aus (vgl. Tab. 19).

5.5 Zwischenbewertung

Der Abgleich der Nähe-Distanz-Analyse mit der Variablenanalyse ist als erfolgreich zu bewerten. Zwei methodisch unterschiedliche Herangehensweisen an die Texte eines Schreibers führen hierbei zu ähnlichen Ergebnissen, was die Validität des Modells bestätigt. Die Nähe-Distanz-Analyse ist dabei der Variablenanalyse in mehrerlei Hinsicht überlegen. Durch ihren Einbezug von über hundert gewichteten Merkmalen aus unterschiedlichen sprachlichen Ebenen ist sie deutlich ausgewogener als die an den Charakteristika eines Einzelschreibers entwickelte Variablenanalyse. Zwar kann Letztere intraindividu-

¹¹⁷ Da die Tempusverschiebung in Z. 17 mit einer Modusverschiebung einhergeht, verändert sich der Wert nicht. Ebenso resultiert die Korrektur einer missglückten Infinitivkonstruktion in einer nicht-schriftsprachlichen Konstruktion (vgl. S. 315, Fn. 114). Letzterer Fall erscheint nicht in der Tabelle, da die Kategorie ‚aggregative Infinitivkonstruktion‘ im Modell nicht wechselt.

¹¹⁸ Berechnung: $(65 + x)/312 = 0,208 + 0,01$; $x = 3,016$.

elle Variation bei hochfrequenten Variablen sehr detailliert herausarbeiten, sie kann aber nicht ohne Weiteres auf andere Schreiber übertragen werden und eignet sich daher nicht für interindividuelle Vergleiche. Auch sind die Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analysen in Form von Wertepaaren (Nähewert/Distanzwert) deutlich plastischer und innerhalb eines Koordinatensystems darstellbar, während man mit der Variablenanalyse für jede Variable Einzelwerte erhält, die nur bei einer Mittelwertbildung eine gewisse Anschaulichkeit erreichen. Für die vergleichende Untersuchung von Texten mehrerer Schreiber mit Darstellung ihrer Schreiberprofile ist daher die Nähe-Distanz-Analyse geeigneter. Die Variablenanalyse konnte hier zur Validierung beitragen, wird aber wegen ihrer Einschränkungen nicht weiter verfolgt. Die umfangreichen Annotationen bei den Briefen Martin B.s werden dagegen noch für anderweitige Untersuchungen zur intraindividuellen Variation herangezogen (vgl. Kap. 7.3).

Die Durchführung der Nähe-Distanz-Analyse bei Martin B. hat gezeigt, dass diese sowohl für seine autographen als auch seine nicht-autographen Briefe zu plausiblen Werten führt. Diese Ergebnisse der Analyse decken sich mit außersprachlichen Gegebenheiten und ermöglichen detaillierte inter- und intraindividuelle Differenzierungen. Obwohl Martin B. durch sein Diktat massiv auf die Gestaltung der Briefe eingewirkt hat, gelang es in den Analysen, die vier Schreiber wegen ihrer charakteristischen Nähe- und Distanzwerte zu unterscheiden. Dass trotz dieses erheblichen Störfaktors noch aussagekräftige Werte ermittelt werden konnten, spricht für die Validität des entwickelten Modells. Intraindividuelle Variation zeigt sich vor allem zwischen den privaten und offiziellen Briefen bei allen vier Einzelschreibern. Dabei erweist sich das Modell als ausdifferenziert genug, um teilweise recht geringe Unterschiede erfassen zu können. Selbst die kleinen Veränderungen bei einer Textabschrift lassen sich damit gut nachvollziehen.

Voraussetzung für diese sprachlichen Analysen war eine detaillierte philologische Aufarbeitung der Schreibaktivität und der komplexen Textgenesen. Diesbezüglich bildet Martin B. einen besonders vielschichtigen Fall, dessen genaue Betrachtung vielfältige Einsichten in den bislang unbekanntem Schreibkontext einer historischen psychiatrischen Anstalt lieferte. So konnten hier unter Einbezug der offiziellen Aufzeichnungen in seiner Krankengeschichte Szenarien einer kollaborativen Textproduktion mit dem Ziel der Erstellung eines formellen, aber gleichzeitig authentischen und damit wirkungsvollen Textemplars rekonstruiert werden. Die Strategien, die dieser Schreiber im Zeitverlauf entwickelte und mit Unterstützung von Mitpatienten und einem Pfleger umsetzte, sind beachtlich und als Teil seiner sprachlichen Flexibilität zu sehen.

Die Analysen konnten außerdem Einflüsse unterschiedlicher äußerer Faktoren auf die Nähe- und distanzsprachliche Gestaltung eines Textes aufzeigen. Insbesondere der sich verschlechternde Gesundheitszustand Martin B.s macht sich in seinen späteren Briefen bemerkbar. Auch die Materialität der Textzeugnisse kann Auswirkungen auf die verwendeten sprachlichen Muster haben, was die Analyse einer kleinformatischen Postkarte zeigen konnte. Derartige äußere Faktoren dürfen bei der Interpretation der Nähe- und Distanzwerte nicht außer Acht gelassen werden, ebenso wie den sprachlichen Untersuchungen

philologische Betrachtungen zur Textgenese und -überlieferung vorangestellt sein müssen. Damit sind nun die Voraussetzungen zur Untersuchung der sprachlichen Flexibilität einer großen Bandbreite an historischen Schreiberinnen und Schreibern mit dem Nähe-Distanz-Modell geschaffen.

6 Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analysen: Variation zwischen Einzeltexten

Dieses Kapitel präsentiert die Ergebnisse der Anwendung des Nähe-Distanz-Modells (vgl. Kap. 4.1) auf 191 historische Briefe von 28 unterschiedlichen Schreiberinnen und Schreibern, wobei es sich um 22 Patientinnen und Patienten sowie 6 Angehörige handelt (zur Auswahl vgl. Kap. 4.2). Zunächst stellt Kap. 6.1 die Ergebnisse schreiberübergreifend vor. Hierfür erfolgt in Kap. 6.1.1 eine Verortung dieser Schreiber in einem Raum, der durch die Nähe- und Distanzmerkmale aufgespannt wird. Die anschließenden Kapitel überprüfen Zusammenhänge von Nähe und Distanz mit den drei Varietätendimensionen Diastratik (vgl. Kap. 6.1.2), Diaphasik (vgl. Kap. 6.1.3) und Diatopik (vgl. Kap. 6.1.4), streben also einen empirischen Nachweis der Varietätenkette an (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595). Kap. 6.2 diskutiert schließlich qualitativ und im Detail die einzelnen Schreiberprofile unter Rückgriff auf kontextuelle Faktoren und individuelle Verwendungen der Diskursmerkmale.

6.1 Schreiberübergreifende Ergebnisse

6.1.1 Schreiberprofile im Nähe-Distanz-Raum

6.1.1.1 Darstellung der Profile

Dieser Abschnitt interpretiert die ermittelten Nähe- und Distanzwerte anhand graphischer Darstellungen und bildet damit die Grundlage für die Typisierung der einzelnen Schreiber in Kap. 6.1.1.2. Die ermittelten Einzelwerte werden an dieser Stelle nicht aufgelistet, sondern sind bei den einzelnen Schreibern in Kap. 6.2 zu finden.

Abb. 47 (S. 322) veranschaulicht zunächst die Ausprägungen und Spannweiten der Nähe- und Distanzwerte schreiberabhängig in Form von Boxplots. Nicht abgebildet sind dabei zwei ebenfalls untersuchte Briefe, die Angehörige von Patienten nicht selbst verfasst haben und erst in den Einzelanalysen thematisiert werden.¹ Die nicht selbst geschriebenen Briefe von Martin B. (kfb-1621) (vgl. Kap. 5.4.3) sind dagegen aufgeführt und werden, da sie in den folgenden Kapiteln keine Rolle mehr spielen, wie ein eigener Schreiber behandelt und in der Legende mit ‚NA‘ (= nicht authentisch) versehen. Somit handelt es sich hier um 29 unterschiedliche Schreiber mit 189 Briefen und insgesamt 378 Nähe- und Distanzwerten.

¹ Es handelt sich um einen nicht selbst verfassten Brief von Karolina B. (kfb-1621-A) und einen von Joseph P. (kfb-1728-A/kfb-1901-A). Der zu großen Teilen von einem fremden Schreiber geschriebene Brief von Anna S. (kfb-120-A) wird in der Untersuchung gelassen, um später dessen Effekt auf die Schreibergruppierung analysieren zu können (vgl. Kap. 6.1.2).

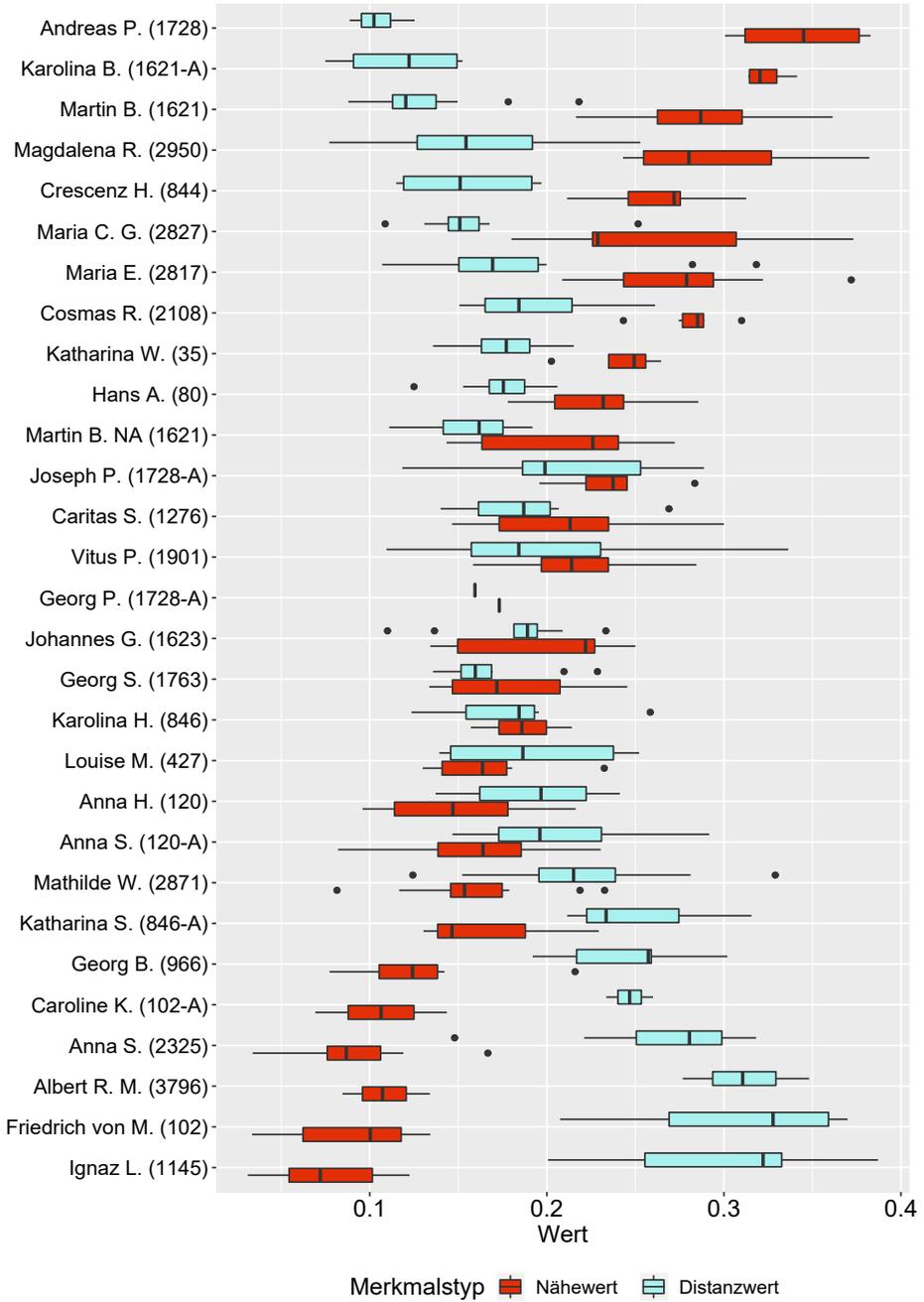


Abb. 47: Spannweiten der Nähe- und Distanzwerte bei den Einzelschreibern

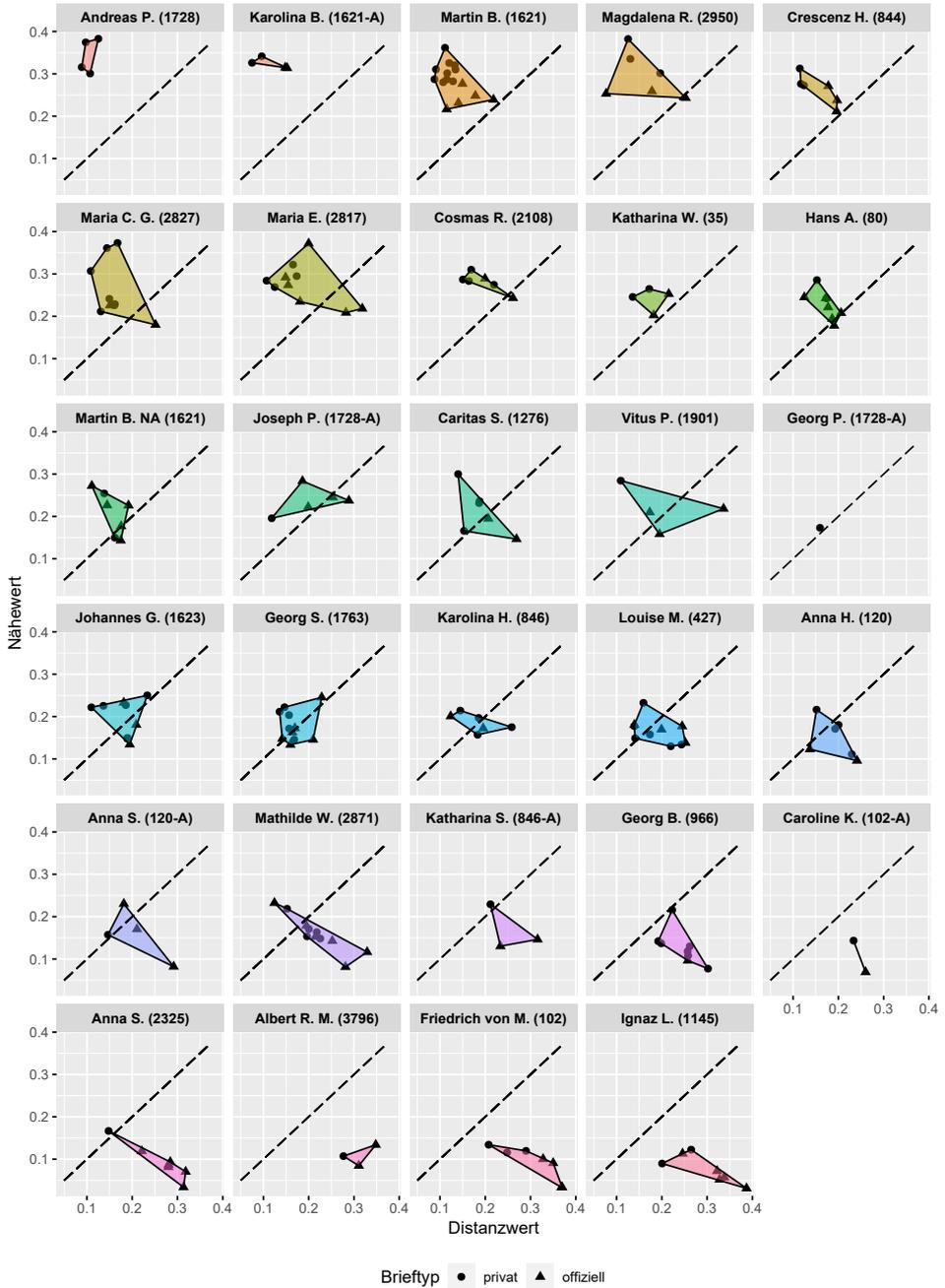


Abb. 48: Nähe-Distanz-Profile der Einzelschreiber; jedes Symbol steht für einen Brief

Die vertikale Anordnung der Schreiber basiert auf der mittleren Differenz der Nähe- und Distanzwerte eines Schreibers, den sogenannten *Differenzwerten*. Diese sind bei Schreibern mit hohen Nähewerten größer als bei Schreibern mit hohen Distanzwerten. Es ergibt sich eine X-förmige Figur, bei der oben die Schreiber mit stark ausgeprägten Nähe- und niedrigen Distanzwerten angesiedelt sind. In der Mitte befindet sich ein Übergangsbereich mit etwa ausgeglichenen Nähe- und Distanzwerten; unten dreht sich das Verhältnis dieser Werte um. Nähe- und Distanzwerte zeigen einen statistisch signifikanten negativen Zusammenhang, was die mittelstarke Korrelation von $\rho \approx -0,694$ nach Spearman bestätigt ($p < 0,0001$).²

Ebenfalls zeigt Abb. 47, dass sich die Nähe- und Distanzwerte der jeweiligen Einzelschreiber oft innerhalb recht enger Wertebereiche bewegen. So beträgt die durchschnittliche Breite der Boxen, also der Bereich, in den die Hälfte der Werte fällt, bei den Nähewerten 0,045 und bei den Distanzwerten 0,046 Einheiten (Quartilsabstand). Dabei sind bei einigen Boxen lange Whisker und auch einige Ausreißer zu erkennen, die auf eine gewisse Streuung von Nähe- und Distanzwerten bei einzelnen Briefen hindeuten. Dies wird bei den Analysen zu den Einzelschreibern näher betrachtet (vgl. Kap. 6.2).

Abb. 48 (S. 323) spannt auf der Grundlage der Nähe- und Distanzwerte für jeden dieser 29 Schreiber einen zweidimensionalen Raum auf, in den die Wertepaare der einzelnen Briefe als Punktsymbole eingezeichnet werden. Die Sortierung der Schreiber erfolgt wiederum nach den mittleren Differenzwerten. Die äußeren Punktsymbole werden durch Linien verbunden, sodass sich geometrische Figuren ergeben. Die damit eingeschlossenen Flächen veranschaulichen das Nähe-Distanz-Profil der einzelnen Schreiber auf der Basis der analysierten Briefe. Trotz der sehr guten Überlieferungssituation der Patientenbriefe, die eine Auswahl von Schreibern mit vielen Briefen und Brieftypen begünstigt, muss – wie bei allen historischen Quellen – mit den Daten gearbeitet werden, die mehr oder weniger zufällig noch vorhanden sind. Generell ist davon auszugehen, dass die überlieferten Briefe nur einen Teil der (schriftlichen) Sprachkompetenz eines Schreibers zwischen Nähe- und Distanzsprachlichkeit abdecken und die dargestellten Flächen durch den Einbezug weiterer Daten bei einigen Schreibern auch noch etwas größer werden könnten. Zwar wurde bei der Auswahl der Briefe auf ein möglichst breites Spektrum von Adressatentypen und damit eine große Varianz zwischen nahe- und distanzsprachlichen Briefen geachtet.³ Aber es wurden auch Schreiber in die Analysen einbezogen, von denen nur drei oder vier Briefe überliefert sind, was dann oft auch zu recht kleinen Flächen in der Abbildung führt. Schreiber mit nur einem oder zwei Briefen wurden teilweise ebenfalls untersucht, wenn es sich dabei um Angehörige eines Patienten handelt, was dann geometrisch in einen Punkt (ein Brief) bzw. eine Linie (zwei Briefe) übersetzt wird.

Trotz der überlieferungsbedingten Einschränkungen lassen sich aus Abb. 48 einige Schlüsse ziehen. So bestätigt sich zunächst die bei der vorigen Abbildung gemachte

² Da nur die Nähe- aber nicht die Distanzwerte normalverteilt sind (Shapiro-Wilk normality test), wird auf Spearman zurückgegriffen. Teststärke: $p = 0,796$ ($n = 191$; $\rho = 0,2$; $\alpha = 0,05$).

³ Zur Korrelation von Adressatentyp und Nähe- bzw. Distanzsprachlichkeit vgl. Kap. 6.1.3.

Beobachtung, dass sich die Nähe- und Distanzwerte der Einzelschreiber in klar abgegrenzten, oftmals recht kleinen Bereichen bewegen. Dies ist nicht nur bei Schreibern mit wenigen Texten der Fall, sondern man erkennt oft eine klare Verortung der einzelnen Texte in einem bestimmten Bereich, etwa bei Hans A. (kfb-80) und Georg S. (kfb-1763), deren 8 bzw. 11 untersuchte Briefe sich innerhalb recht kleiner Flächen befinden. Damit erscheint es möglich, die Schreiber bestimmten Profilen zuzuordnen, charakterisiert durch die Position ihrer Briefe im Nähe-Distanz-Raum und/oder durch ihre Variationsbreite zwischen Nähe- und Distanzsprachlichkeit. Während Letztere besonders bei den Einzeluntersuchungen eine Rolle spielt, soll die Typisierung der Schreiber auf der Basis ihrer Positionierung im Variationsraum erfolgen. Generell ist bezüglich des Flächeninhalts festzuhalten, dass dieser bei den eher nächsprachlichen Schreibern nicht tendenziell kleiner ist als bei den distanzsprachlichen. So fallen besonders die großen Figuren bei Maria C. G. (kfb-2827) und Maria E. (kfb-2817) auf, während jene bei den distanzsprachlichen Schreibern teilweise etwas gedrängter scheinen, etwa bei Friedrich von M. (kfb-102) und Ignaz L. (kfb-1145). Dies heißt, dass der Variationsraum unroutinierter Schreiber genauso groß oder sogar noch größer als bei routinierten sein kann.

Zudem zeigen sich in der Abbildung bereits Auffälligkeiten zur Positionierung der Briefftypen. Diese wurden durch unterschiedliche Symbole kenntlich gemacht, Privatbriefe mit Kreisen, offizielle Briefe mit Dreiecken. Dabei ergibt sich die Tendenz, dass in den einzelnen geometrischen Flächen Kreissymbole eher links oben verteilt sind, Dreieckssymbole eher rechts unten, was auf einen Zusammenhang von Briefftyp und Nähe- oder Distanzsprachlichkeit hindeutet, der sich jeweils innerhalb der einzelnen konzeptionellen Profile, also im Bereich der intraindividuellen Variation zeigt. Die in dieser Darstellungsweise nur teilweise erkennbare Tendenz wird in den folgenden Abschnitten näher untersucht.

6.1.1.2 Typisierung der Profile

Eine Typisierung der einzelnen Schreiberprofile muss, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, auf der Basis ihrer Positionierung im Nähe-Distanz-Raum erfolgen und sollte sich wegen der Zufälligkeit der Überlieferung nicht auf einen Mittelwert aus dem Gesamtumfang der Nähe- und Distanzwerte stützen. Letzteres Vorgehen erscheint nur mittels elizitierter Daten in experimentellen Settings sinnvoll, wie sie lediglich in gegenwartssprachlich orientierten Studien erhoben werden können.

Zur Orientierung und als Basis der Typisierung wurde in Abb. 48 (S. 323) bei jedem Schreiber eine Ursprungsachse ($y = x$) eingezeichnet, welche die Nähe-Distanz-Räume in zwei Hälften teilt (vgl. zur Vorgehensweise Kap. 4.1.2.1). Wegen der oben berechneten negativen Korrelation der Nähe- und Distanzwerte kann man eine allmähliche Verschiebung der einzelnen Figuren senkrecht zu dieser Achse, von links oben nach rechts unten, erkennen. Die meisten der Figuren schneiden die Achse, beinhalten also Briefe mit negativer sowie auch positiver Differenz aus Nähe- und Distanzwert. Unter den Figuren

der ersten beiden Zeilen befinden sich fünf, die vollständig über dieser Achse liegen, also nur Briefe mit größerem Nähe- als Distanzwert beinhalten, während in den letzten beiden Zeilen fünf Figuren komplett darunter liegen und damit in allen Briefen größere Distanzwerte aufweisen.

Auf der Grundlage dieser Positionierung im Nähe-Distanz-Raum lassen sich drei Typen von Schreibern unterscheiden: (a) *Näheschreiber* (alle Briefe im Nähebereich), (b) *Nähe-Distanz-Schreiber* (Briefe im Nähe- und Distanzbereich) und (c) *Distanzschreiber* (alle Briefe im Distanzbereich) (vgl. Kap. 4.1.2.1). Diese Typisierung erscheint aussagekräftiger als eine Sortierung der Schreiber nach mittlerem Differenzwert, wie sie als erste Heuristik für Abb. 47 und Abb. 48 eingesetzt wurde, denn bei der Bildung des mittleren Differenzwerts spielt die ungleichmäßige Überlieferungslage ansonsten eine zu starke Rolle. Wegen der nicht zufälligen Verteilung der Briefftypen bei den Einzelschreibern (vgl. die Kreis- und Dreieckssymbole in Abb. 48) kommt es zu Verzerrungen bei der Mittelwertbildung; Schreiber mit nur wenigen nähesprachlichen Briefen erhalten damit einen niedrigeren mittleren Differenzwert als solche mit vielen Briefen dieses Typs.

Dies zeigt sich etwa an Anna S. (kfb-2325), unter deren 7 untersuchten Briefen nur ein Privatbrief bearbeitet werden konnte, was zu einem recht niedrigen mittleren Differenzwert führt. Da dieser Privatbrief leicht die Achse überschreitet, soll diese Schreiberin dennoch als Nähe-Distanz-Schreiberin klassifiziert werden, denn nur auf Grund der Überlieferungslage besitzen wir von ihr keine weiteren nähesprachlicheren Texte. Im Gegenzug ragen bei Maria E. (kfb-2817) zwei Briefe an den Kaiser von Russland deutlich in den Distanzbereich, während alle anderen ihrer insgesamt 10 analysierten Briefe sich im Nähebereich gruppieren. Unabhängig davon, wie stark das Übergewicht in Richtung Nähesprachlichkeit ist, soll auch diese Schreiberin als Nähe-Distanz-Schreiberin klassifiziert werden, wobei ihr Profil insgesamt natürlich recht nähesprachlich ist. Diese Vorgehensweise einer Typisierung nach Position der geometrischen Fläche im Nähe-Distanz-Raum kann Ungleichgewichte in der Überlieferung teilweise reduzieren und für die Einschätzung eines Schreiberprofils auch Einzeltexte stärker berücksichtigen, deren Werte bei einer Mittelwertbildung eingeebnet würden.⁴ Bei den drei damit gebildeten Schreibergruppen dürfen Subdifferenzierungen aber nicht außer Acht gelassen werden.

Abb. 49 (S. 327) gruppiert die einzelnen Schreiber anhand dieser Typisierung, wobei deren Anordnung innerhalb der drei Gruppen weiterhin auf der Basis des mittleren Differenzwerts der untersuchten Briefe erfolgt. Die Nähe- und Distanzwerte der einzelnen Briefe werden zur Darstellung auf linearen Skalen zu Differenzwerten (Differenz von Nähe- minus Distanzwert) zusammengefasst und auf horizontal angeordneten *Violin-Plots* abgebildet. Diese umschließen die einzelnen Punktsymbole und setzen die Briefftypen in der Vertikale leicht voneinander ab. In die Abbildung wurde eine vertikale Linie ($x = 0$) eingezeichnet, die den einzelnen Ursprungsachsen ($y = x$) in Abb. 48 (S. 323)

⁴ Die Arbeit mit einem mittleren Differenzwert pro Briefftyp löst die Problematik nicht, da eine Zweiteilung von Briefftypen wiederum eine recht grobe Untergliederung darstellt (vgl. die zusammenfassenden Überlegungen in Kap. 9.1.d).

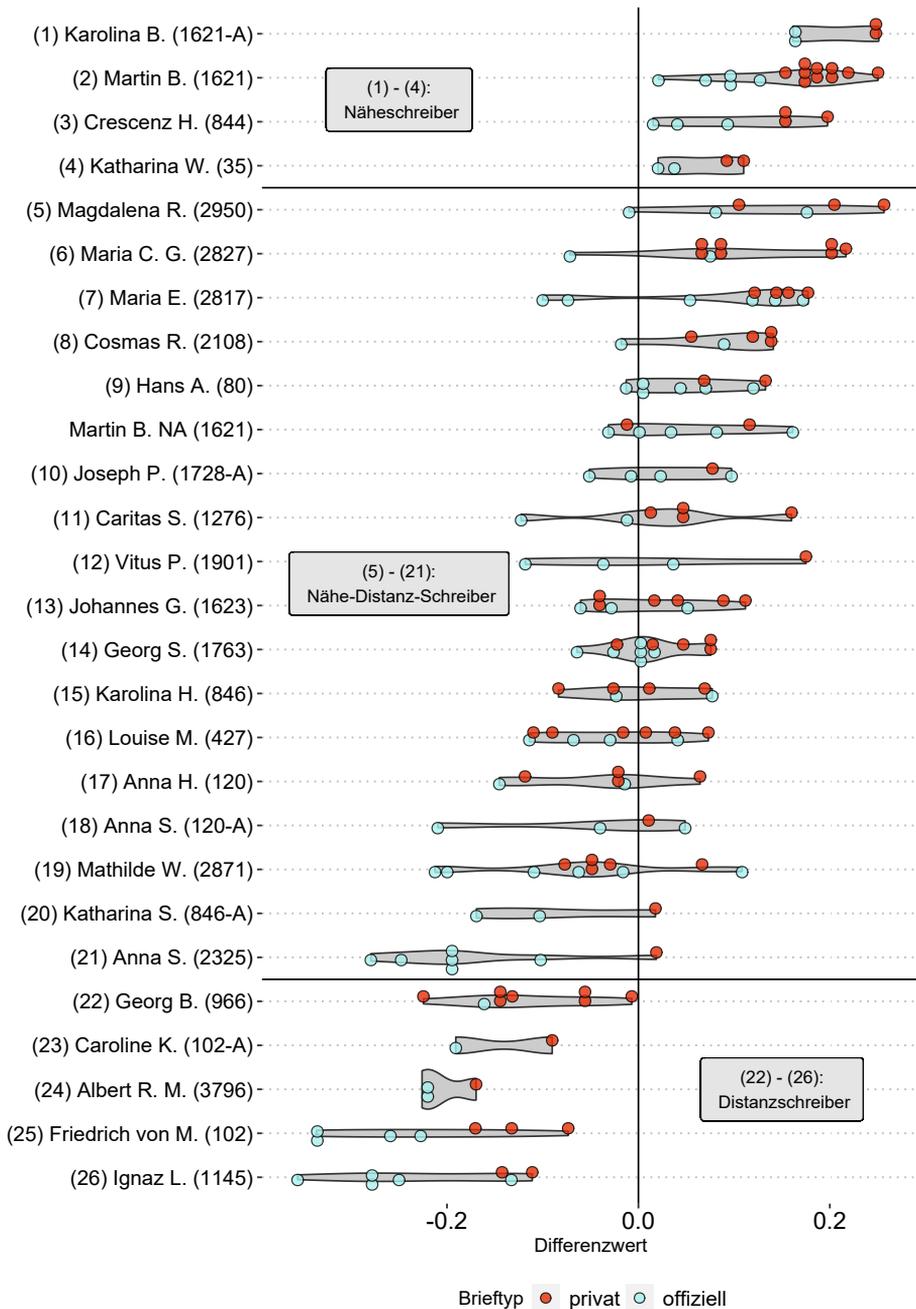


Abb. 49: Differenzwerte in den Briefen von Schreibern mit zwei Briefftypen (privat und offiziell); jeder Punkt symbolisiert einen Brief

entspricht. Näheschreiber weisen dabei Ausschläge zum positiven, Distanzschreiber zum negativen Differenzwert auf, Nähe-Distanz-Schreiber in beide Richtungen.

Schreiber mit nur einem Brief bzw. auch nur einem Briefftyp werden in dieser Abbildung nicht dargestellt, da hierbei keine Aussage bezüglich des Schreibertyps getroffen werden kann. So wäre eine Klassifizierung von Georg P. (kfb-1728-A) als Näheschreiber kaum zulässig, da der einzige überlieferte Brief von ihm ein Privatbrief an seinen Bruder Andreas in der Anstalt mit leicht positivem Differenzwert von 0,01 ist. Dass ein offizieller Brief von ihm einen negativen Differenzwert hervorbringen würde, ist bei seiner recht großen Schreibkompetenz anzunehmen, kann aus der Überlieferung aber nicht belegt werden. Ähnlich liegt auch von dessen Bruder Andreas P. (kfb-1728) kein offizieller Brief vor. Auch wenn seine vier untersuchten Privatbriefe deutlich nächsprachlich sind und er mit 0,24 sogar den höchsten durchschnittlichen Differenzwert aufweist (vgl. S. 323, Abb. 48), wäre es nicht gerechtfertigt, ihn als Näheschreiber einzuordnen. Somit reduziert sich in Abb. 49 die Zahl der dargestellten Schreiber von 29 auf 27.⁵ Von diesen können 4 als Näheschreiber typisiert werden (Nr. 1–4), 17 als Nähe-Distanz-Schreiber (Nr. 5–21) und 5 als Distanzschreiber (Nr. 22–26).

6.1.2 Diastratik: Der Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf

Gleicht man die Anordnung der Schreiber in Abb. 49 (S. 327) mit den Metadaten zu diesen Personen in Tab. 13 (S. 260) ab, so ist ein Zusammenhang zwischen Schreibertyp und Beruf festzustellen. Alle Distanzschreiber gehen Berufen nach, die als schriftnah charakterisiert werden können und stammen auch aus einer sozialen Schicht, bei der eine höhere Schulbildung anzunehmen ist; etwa finden sich darunter eine Pfarrerswitwe (Caroline K., kfb-102-A), ein Buchhalter (Georg B., kfb-966) und ein Kassa-Controllleur (Ignaz L., kfb-1145). Die Näheschreiber dagegen üben handwerkliche oder dienende Tätigkeiten, also schriftferne Berufe, aus.⁶ Bei den Nähe-Distanz-Schreibern sind beide Berufsgruppen vertreten. Abb. 50 veranschaulicht diese Beobachtungen und ordnet die einzelnen Berufe der Schreiber in der Reihenfolge der im vorigen Kapitel dargestellten Schreibertypen an. Dieser Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf ist nach einem Fisher-Test statistisch signifikant ($p \approx 0,001$).⁷ Die Gruppe der Nähe-Distanz-Schreiber ist dabei recht heterogen und umfasst unterschiedlichste Typen von Berufen, wobei in Abb. 50 links die schriftfernen und rechts in einem Übergangsbereich sowohl schriftferne als auch einige schriftnahe Berufe angesiedelt sind.

⁵ Die nicht selbst verfassten Briefe von Martin B. (NA) werden weiterhin in die Abbildung aufgenommen; allerdings wird keine Schreibernummer vergeben.

⁶ Bei jungen Schreibern oder unverheirateten Frauen ohne Beruf wird in den Patientenakten üblicherweise der Beruf der Eltern angegeben, bei verheirateten Frauen der Beruf des Ehemanns. Diese Angaben werden in die vorliegende Arbeit übernommen (vgl. S. 104, Fn. 52).

⁷ Überprüft wurde eine Kontingenztafel mit den Spalten ‚schriftfern‘ / ‚schriftnah‘ und den Zeilen ‚Distanz‘ / ‚Gemischt‘ / ‚Nähe‘: 0 / 5; 14 / 3; 4 / 0.

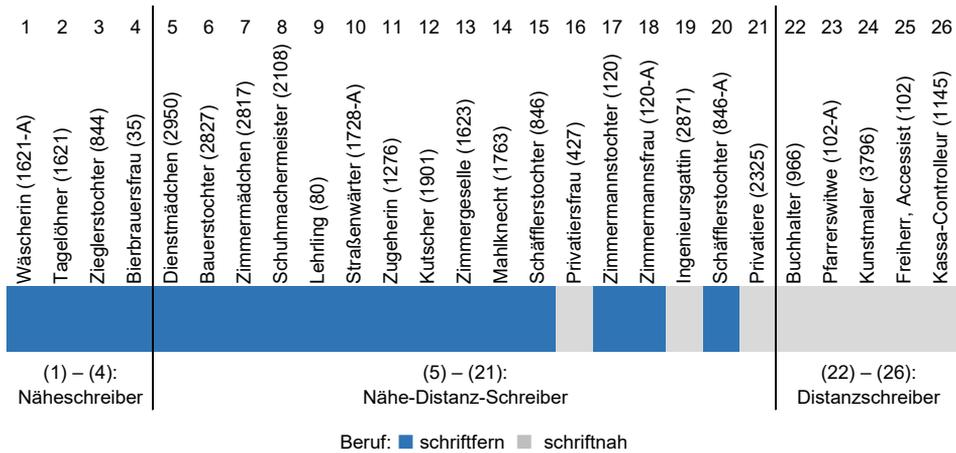


Abb. 50: Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf

Dieser Übergangsbereich zwischen schriftfernen und schriftnahen Berufen soll nun genauer betrachtet werden. Etwas auffällig wirkt in Abb. 50 die vergleichsweise niedrige Positionierung der wohlhabenden Privatiersfrau Louise M. (kfb-427). Ihre Texte sind insgesamt konzeptionell mündlicher als die der Zimmermannstochter Anna H. (kfb-120), ihrer Mutter Anna S. (kfb-120-A) und der Schäfflerstochter Katharina S. (kfb-846-A), die als schriftfern klassifiziert wurden. Dreierlei Erklärungen sind hierfür denkbar. Ein in ihrer Krankenakte überlieferter Brief eines Bekannten von ihr, Anwalt Baron du P. (05.07.1853), an die psychiatrische Anstalt klärt über ihre biographischen Hintergründe auf (vgl. Kap. 6.2.2.11); so stamme sie „aus niedrigem Stande“ und sei von „einem edel denkenden und friedliebenden Manne zur Gattin erwählt worden“, ein „Banquier Freiherr von W. [Nachname gekürzt]“. Dies ermöglichte ihr einen gesellschaftlichen Aufstieg, ohne den in diesen Schichten üblichen Bildungshintergrund zu besitzen. Eine zweite Erklärung könnte sich in der Erkrankung der Schreiberin finden, die womöglich ihre Schreibfähigkeit beeinflusst hat. Dies ist bei Louise M. wohl weniger von Relevanz, da sie nur zu Beginn ihres Aufenthalts aus Entrüstung über ihre Einweisung in die psychiatrische Anstalt einen recht nächsprachlichen Brief verfasst und sich später um eine gewählte Ausdrucksweise bemüht (vgl. Kap. 8.1.2).

Schließlich ist es auch denkbar, dass die anderen auffällig hoch platzierten Schreiberinnen aus Handwerkerfamilien beim Abfassen ihrer Texte Unterstützung erhielten und deshalb den vergleichsweise hohen Grad an Distanzsprachlichkeit erreichten. Besonders bei Angehörigenbriefen kann dies häufiger beobachtet werden, und bei den beiden höchstplatzierten schriftfernen Schreiberinnen handelt es sich tatsächlich um Angehörige. Eindeutig nachzuweisen ist eine fremde Unterstützung allerdings nur, wenn mehrere Schreiberhände an den Briefen eines Schreibers beteiligt sind. Einer der vier in die Untersuchung einbezogenen Briefe von (18) Anna S. (kfb-120-A) wurde, bis auf einen autographen Zusatz nach Textende, in der Tat von einem anderen, geübteren Schreiber

verfasst.⁸ Dieser Brief vom 03.10.1855 wurde bewusst nicht wie andere nicht selbst verfasste von der Untersuchung ausgeschlossen (vgl. S. 321, Fn. 1), sodass dessen Einfluss auf die Positionierung der Schreiberin im Nähe-Distanz-Raum nun gezeigt werden kann. Die vier untersuchten Briefe von ihr erhalten einen mittleren Differenzwert von -0,050, wobei der nicht-autographe einen Ausreißer mit einem Wert von -0,210 bildet (vgl. in Abb. 49 den deutlichen Abstand dieses Briefs von den anderen). Betrachtet man nur die drei selbst verfassten Briefe der Schreiberin, so ändert dies nichts an ihrer generellen Einordnung als Nähe-Distanz-Schreiberin, da es hier sowohl positive Differenzwerte als auch einen negativen gibt. Allerdings beträgt der mittlere Differenzwert dieser drei Briefe 0,003, was die Schreiberin direkt auf die Position von Louise M. setzt und jene mit einem Differenzwert von -0,003 in Abb. 50 um eine Position nach rechts auf Platz 17 verschiebt.

Dieses Beispiel illustriert, dass die genauere Anordnung der Schreiber lediglich eine Momentaufnahme bildet, resultierend nicht nur aus der Überlieferungslage, sondern auch aus der Auswahl der analysierten Texte. Die insgesamt recht kleinen Schreiberprofile sprechen aber für eine gewisse Konsistenz im schriftlichen Sprachgebrauch der Patienten und eine grundsätzliche Validität der Ausführungen über den Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf.

Außer diesem Zusammenhang lassen sich keine weiteren klaren Korrelationen mit dem Schreibertyp feststellen. Etwas auffällig ist, dass unter den Patienten aus den schriftnahen Berufsgruppen nur eine Frau als Distanzschreiberin eingruppiert werden konnte, dagegen vier Männer, während bei den Nähe-Distanz-Schreibern drei Frauen und kein Mann der schriftnahen Gruppe erscheint. Die überschaubare Anzahl der untersuchten Schreiber erlaubt es jedoch nicht, diesbezüglich Generalisierungen anzustellen; mögliche Zusammenhänge mit den geringeren Bildungschancen von Frauen lassen sich nur andeuten. Auch über diachrone Entwicklungen sind an dieser Stelle keine Aussagen möglich. Bei den untersuchten Briefen lässt sich etwa keine Abnahme an Formalität um die Jahrhundertwende feststellen, da auch aus dieser Zeit Distanzschreiber erfasst werden können: Albert R. M. (kfb-3796) (um 1910) und Georg B. (kfb-966) (um 1900). Ersterer verwendet sogar noch Submissionstriche, die für ein hohes Bewusstsein für eine formelle Briefgestaltung sprechen (vgl. Kap. 4.1.2.6, S. 224).

Der beobachtete Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf ist insgesamt klar ersichtlich. Das höhere schriftsprachliche Normbewusstsein und generell auch die größere Schreibkompetenz von Personen mit schriftnahen Berufen drücken sich deutlich in den Nähe- und Distanzmerkmalen aus. Eine Korrelation zwischen dem Nähe-Distanz-Kontinuum und der Diastratik, also der „sozialen Distribution sprachlichen Wissens“ (Oesterreicher & Koch 2016: 43), liegt in den untersuchten Daten somit vor.

⁸ In der Patientenakte befinden sich noch zwei weitere nicht-autographe Briefe von Anna S. (kfb-120-A), die allerdings nicht in die Untersuchung einbezogen wurden.

6.1.3 Diaphasik: Briefftypen im Nähe-Distanz-Raum

Dieser Abschnitt untersucht den Zusammenhang zwischen diaphasischer Variation und dem konzeptionellen Kontinuum. Dies erfolgt durch die Analyse der Verteilung von Briefftypen, also privater und offizieller Briefe, im Nähe-Distanz-Raum. Eine genauere Betrachtung nach den unterschiedlichen Adressaten mit individuellen Graden der Vertrautheit zum Schreiber kann nur unter Rückbindung kontextueller Faktoren im Rahmen der qualitativen Untersuchungen zu den Einzelschreibern erfolgen (vgl. Kap. 6.2). Zunächst werden hier die Schreiberprofile in den Fokus genommen, bevor die Briefftypen schreiberunabhängig betrachtet werden.

In den vorigen Abschnitten wurde beobachtet, dass sich die Briefftypen nicht zufällig im Nähe-Distanz-Raum zu verteilen scheinen, sondern dass offizielle Briefe tendenziell distanzsprachlicher und private Briefe tendenziell nächsprachlicher sind. Dies zeigte bereits Abb. 48 (S. 323) und noch deutlicher Abb. 49 (S. 327). Dort kann man erkennen, dass sich bei einigen Schreibern innerhalb ihrer Profile Privatbriefe eher rechts ansiedeln, offizielle Briefe eher links, erstere also tendenziell einen höheren Differenzwert besitzen als letztere. Der Unterschied zwischen privaten und offiziellen Briefen bezüglich ihres Differenzwerts ist bei den Briefen in dieser Abbildung, die nicht selbst verfassten von Martin B. (kfb-1621) ausgeschlossen, schreiberunabhängig signifikant ($n = 177$; $p < 0,0001$; $\alpha = 0,05$) und besitzt eine hohe Teststärke.⁹

Einige Schreiberprofile verhalten sich dabei idealtypisch. Bei den vier Näheschreibern besteht eine klare Zweiteilung ihrer Profile mit Nähebriefen auf der einen Seite und Distanzbriefen auf der anderen. Ähnlich verhält es sich bei den Distanzschreibern, deren Profile lediglich etwas nach links in Richtung negativem Differenzwert verschoben sind. Die beiden Ausreißer dort lassen sich aus den individuellen Schreibkontexten heraus erklären.¹⁰ Das heißt, dass sich die intraindividuelle Variation zwischen Nähe- und Distanzsprachlichkeit bei beiden Schreibergruppen strukturell ähnlich darstellt, dieser Prozess jedoch im Nähe-Distanz-Raum deutlich versetzt ist. Dies bestätigt Labovs Bild zur Ähnlichkeit zwischen dem ‚careful pipefitter‘ und ‚casual salesman‘ (vgl. Kap. 2.1.e). Abb. 51 illustriert diese Beobachtung durch die Gegenüberstellung der Differenzwerte in den Briefen von vier Schreiberinnen. Die niedrigsten Differenzwerte der beiden Näheschreiberinnen Crescenz H. (kfb-844) und Katharina W. (kfb-35) erscheinen in offiziellen

⁹ Ermittlung mit einem zweiseitigen t -Test: $t = -5,4005$; $p = 202 \cdot 10^{-7}$; Teststärke: $p \approx 0,91$ ($n1 = 88$; $n2 = 89$; $\rho = 0,5$; $\alpha = 0,05$).

¹⁰ Ein Ausreißer zeigt sich bei einem offiziellen Brief von (26) Ignaz L. (kfb-1145), der sich bezüglich seines Differenzwerts zwischen den beiden Privatbriefen ansiedelt. Es handelt sich hierbei um einen Brief an einen Augsburger Buchhändler (07.01.1867), den er als seinen Vormund persönlich kennt, sodass er diesen Brief nächsprachlicher gestaltet als die anderen offiziellen Briefe an den König und das Stadtgericht (vgl. Kap. 6.2.3.4). Auffällig ist auch der sehr distanzsprachliche Privatbrief von (22) Georg B. (kfb-966) an seine Eltern (02.01.1903), der besonders förmlich abgefasst ist (vgl. Kap. 6.2.3.1).

Briefen und sind nahezu identisch mit den höchsten Differenzwerten in den Privatbriefen der deutlich routinierteren Schreiberinnen Katharina S. (kfb-846-A) und Anna S. (kfb-2325). Bei allen vier Schreiberinnen ist eine Zweiteilung der Brieftypen zu erkennen; die strukturell ähnlichen Profile sind lediglich bezüglich ihrer Differenzwerte verschoben.

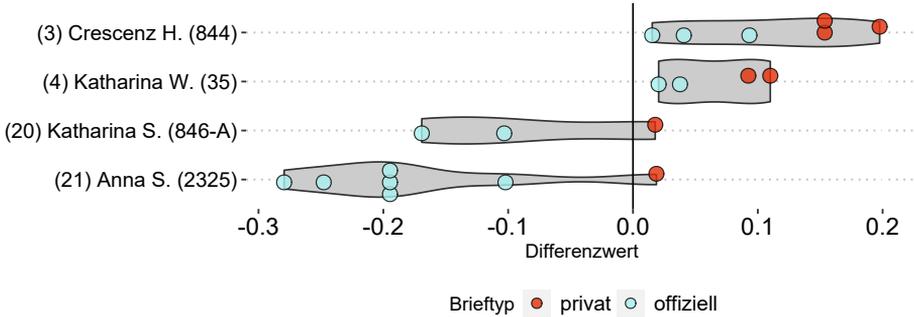


Abb. 51: Differenzwerte von vier Schreiberinnen aus Abb. 49

Bei Nähe-Distanz-Schreibern erscheinen daneben oftmals auch Überlagerungen der einzelnen Punkte und keine klaren Zweiteilungen der Profile, was daraus resultiert, dass die Unterschiede zwischen Nähe- und Distanzwert bei vielen Briefen dieser Schreiber recht gering sind. Wegen der recht großen Anzahl an Briefen dieser Schreiber ($n = 121$) erscheint eine statistische Überprüfung zum Unterschied zwischen privaten und offiziellen Briefen bezüglich ihres Differenzwerts hier sinnvoll. Trotz der Überlagerungen ergibt sich ein signifikanter Effekt ($p < 0,0001$; $\alpha = 0,05$) mit recht hoher Teststärke¹¹, sodass sich auch die Nähe-Distanz-Schreiber tendenziell in das bekannte Bild einreihen.

Der Faktor Schreiber spielt eine zentrale Rolle für die Ausprägung der jeweiligen Nähe- und Distanzwerte. Dennoch lohnt es sich, die einzelnen Brieftypen auch schreiberunabhängig zu betrachten und zu prüfen, ob dabei immer noch eine Korrelation zwischen Brieftyp und konzeptioneller Gestaltung besteht. Abb. 52 zeigt diese Verteilung aller untersuchten 191 Briefe im Nähe-Distanz-Raum. Man erkennt deutlich, dass sich die Privatbriefe in der Ecke links oben häufen, die offiziellen Briefe rechts unten und es einen großen Übergangsbereich mit beiden Brieftypen gibt. Die Boxplots an den Rändern des Streudiagramms veranschaulichen mehrerlei. Zunächst bestätigen sie diese Verteilung der Briefe durch ihre sowohl für den Nähe- als auch den Distanzwert deutlich verschobenen Mediane und Boxen. So beträgt der Median des Nähewerts bei den Privatbriefen 0,226, der bei offiziellen Briefen 0,179; dagegen ist der Median des Distanzwerts bei Privatbriefen 0,159, der bei offiziellen Briefen 0,206.

¹¹ Ermittlung mit einem zweiseitigen t -Test: $t = -4,9584$; $p = 2,435 \cdot 10^{-6}$; Teststärke: $p \approx 0,78$ ($n_1 = 63$; $n_2 = 58$; $\rho = 0,5$; $\alpha = 0,05$).

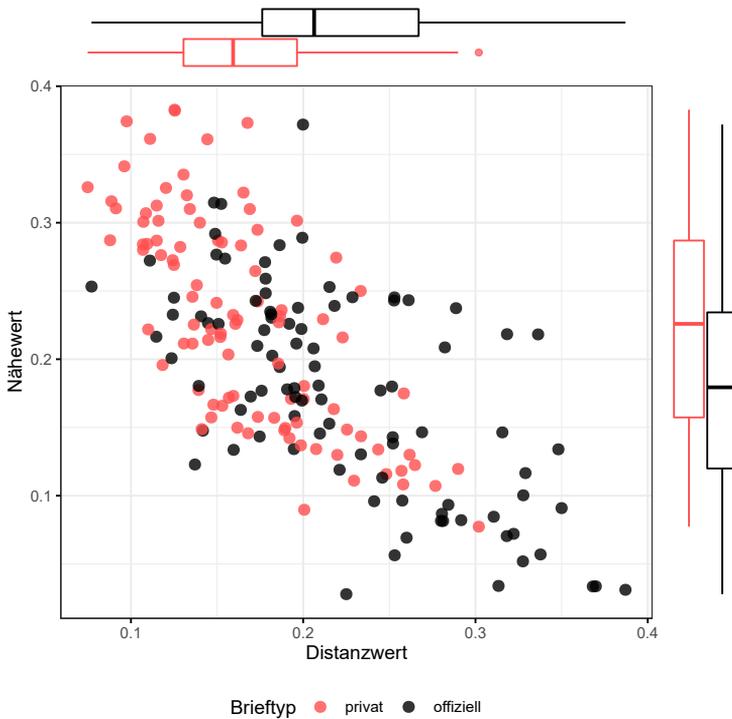


Abb. 52: Verteilung der Briefftypen im Nähe-Distanz-Raum

Daneben ist auffällig, dass die Streuung der einzelnen Punkte nicht ganz gleichmäßig ist. So sind die beiden Boxen bei den Nähewerten mit den Quartilsabständen von 0,130 (Privatbriefe) und 0,114 (offizielle Briefe) deutlich breiter als die bei den Distanzwerten mit Abständen von 0,066 (Privatbriefe) und 0,091 (offizielle Briefe). Dies bedeutet, dass sich die Patientenbriefe bezüglich ihrer Nähewerte generell weiter ausdifferenzieren als bezüglich ihrer Distanzwerte. Daraus kann man jedoch nicht schließen, dass insgesamt deutlich mehr Nähe- als Distanzwerte annotiert wurden. So ist die Summe aller Nähewerte mit 38,61 nur etwa um 4,2 % größer als die aller Distanzwerte mit 37,07; die jeweiligen Wertepaare fügen sich gut in ein Diagramm mit ähnlicher Achsenskalierung ein, obwohl sie völlig unabhängig voneinander erhoben wurden. Jedoch lässt sich daraus ableiten, dass sich Nähewerte in Patientenbriefen vielfältiger ausdifferenzieren und damit auch klarer abgebildet werden als Distanzwerte. Dies resultiert einerseits wohl daraus, dass Briefe als dialogische Textsorten bereits einen gewissen Grad an Nähesprachlichkeit besitzen (vgl. Kap. 2.3). Andererseits wurden in die Analyse zahlreiche Texte weniger routinierter Schreiber einbezogen, deren sprachliche Charakteristika sich oft besser mit nähesprachlichen Parametern erfassen ließen.

Zudem besitzen die Privatbriefe bei den Nähewerten etwas breitere Boxen als offizielle Briefe; umgekehrt sind offizielle Briefe bei den Distanzwerten etwas breiter gestreut (vgl. die Quartilsabstände oben). Dies ist ein Hinweis darauf, dass sich der jeweilige Briefftyp recht gut in seiner prototypischen Konzeption ausdifferenziert. Auch die unterschiedlichen Längen der Whisker an den Boxen, also die Spannweite der vorkommenden Daten, sind auffällig. Wie man in Abb. 52 erkennt, sind diese bei den offiziellen Briefen länger als bei den privaten, was besonders klar beim Distanzwert zu sehen ist, wo sie fast die komplette Spanne der Werte abdecken. Privatbriefe dagegen erreichen nie besonders hohe Distanzwerte oder sehr niedrige Nähewerte. Das heißt, dass manche der Schreiber auch ihre offiziellen Briefe wenig distanzsprachlich und recht nächsprachlich gestalteten. Dies resultiert daraus, dass einige Texte unroutinierter Schreiber untersucht wurden, die weniger in der Lage waren, sehr distanzsprachliche Briefe zu verfassen.

Die Verteilung der Briefftypen im Nähe-Distanz-Raum wird nun statistisch überprüft. In Kap. 6.1.1.1 wurde bereits festgestellt, dass Nähe- und Distanzwerte insgesamt eine mittelstarke Korrelation von $\rho \approx -0,694$ aufweisen. Dies gilt sowohl für Privatbriefe ($\rho \approx -0,721$; Spearman; $p < 0,0001$) als auch offizielle Briefe ($\rho \approx -0,607$; Spearman; $p < 0,0001$). Ebenso besteht ein signifikanter Unterschied zwischen privaten und offiziellen Briefen bezüglich ihres Differenzwerts (siehe oben). Die Frage, inwiefern sich private und offizielle Briefe bezüglich ihrer Nähe- und Distanzwerte, also zweier Variablen, unterscheiden, wurde damit noch nicht untersucht. Hierfür muss eine multivariate Varianzanalyse (MANOVA) durchgeführt werden. Da eine Normalverteilung der Residuen weder bei den offiziellen noch den privaten Briefen gegeben ist¹² und nach einem Adjusted Quantile Plot sechs Ausreißer existieren, muss dabei auf eine robuste MANOVA zurückgegriffen werden.¹³ Diese ergibt nach zwei unterschiedlichen Testverfahren einen signifikanten Effekt des Briefftyps auf den Merkmalstyp ($p < 0,0001$).¹⁴ Bei Privatbriefen sind dabei die Ränge bei Nähe (0,588) höher als bei Distanz (0,366), bei offiziellen Briefen umgekehrt (Nähe: 0,415; Distanz: 0,629). Somit beeinflussen die offiziellen Adressaten und Kontexte stärker die Distanzwerte, die privaten stärker die Nähewerte.

Sowohl innerhalb der einzelnen Schreiberprofile als auch unabhängig von den Schreibern bestehen folglich deutliche Zusammenhänge der Nähe- und der Distanzwerte mit adressatenbedingter Variation, die hier durch die zwei Briefftypen dargestellt wurde. Dies belegt die Affinität des Nähe-Distanz-Kontinuums zur Diaphasik.

¹² Shapiro-Wilk normality test für offizielle Briefe: $p \approx 0,02$; für Privatbriefe: $p \approx 0,14$.

¹³ Hierfür wurde nach Field, Miles & Field (2012: 733) vorgegangen und das R-Paket *WRS* verwendet. Da die Homogenität der Kovarianz-Matrizen gegeben ist, kann eine robuste MANOVA eingesetzt werden. Um eine Unabhängigkeit der Schreiber zu gewährleisten, wurden hier alle nicht selbst verfassten Briefe ausgeschlossen, auch die Martin B.s (kfb-1621).

¹⁴ Nach Field, Miles & Field (2012: 733) wurden die Testverfahren nach Munzel & Brunner (R-Funktion *mulrank*; Ergebnis: $p \approx 2,38 \cdot 10^{-10}$) und nach Choi & Marden (R-Funktion *cmanova*; Ergebnis: $p \approx 2,02 \cdot 10^{-8}$) eingesetzt.

6.1.4 Diatopik: Regionalität

6.1.4.1 Regionalität im Nähe-Distanz-Raum

Als dritte Varietätendimension neben der Diastratik und Diaphasik werden nun Zusammenhänge der Nähe- und Distanzsprachlichkeit mit der Diatopik untersucht. Kleinere Studien zur Korrelation regional markierter mit nächsprachlichen Merkmalen führten bislang zu widersprüchlichen Ergebnissen. Insbesondere in der Sprachgeschichte bildet eine empirische Überprüfung ein Forschungsdesiderat (vgl. Kap. 4.1.2.3.a).

Hierfür wurden zunächst die in Kap. 4.1.2.3.b entwickelten Methoden zur Erfassung von Regionalsprachlichkeit in Patientenbriefen auf alle 191 untersuchten Briefe angewandt, sodass diesen jeweils ein Regiowert (0, 1 oder 2) zugewiesen werden konnte. Das Verfahren erwies sich insofern als praktikabel, als dass Briefe mit einer großen Menge regionalsprachlicher Merkmale in die höchste Kategorie 2 eingeordnet werden konnten, ohne dass jedes Merkmal einzeln erfasst und klassifiziert werden musste. Genaue Untersuchungen von Zweifelsfällen konnten damit auf ein Mindestmaß reduziert werden und waren nur dann nötig, wenn diese die Zuordnung zu einer der drei Kategorien direkt beeinflussten.¹⁵ Die festgelegten Grenzen zwischen den einzelnen Werten führen zu ähnlich großen Gruppen von Briefen, denen die drei Regiowerte zugeordnet werden können: 70 Briefe mit Regiowert 0, 60 mit Regiowert 1 und 61 mit Regiowert 2. Dies erlaubt sinnvolle, statistisch abgesicherte Untersuchungen zur Verteilung dieser Werte.

Abb. 53 zeigt die Verteilung der Regiowerte im Nähe-Distanz-Raum. Briefe mit Regiowert 0 finden sich überwiegend in der unteren Bildhälfte, also bei niedrigen Nähewerten; ebenso sind diese, wie auch die Boxplots veranschaulichen, tendenziell weiter rechts angeordnet als Briefe mit anderen Regiowerten; sie sind also distanzsprachlicher. Briefe mit Regiowert 2 verhalten sich dem genau entgegengesetzt, sind also in der Regel sehr nahe- und wenig distanzsprachlich. Briefe mit Regiowert 1 siedeln sich in der Mitte der beiden Gruppen an, wo es oftmals zu stark überlagerten Clustern dieser Briefe kommt. Daneben sind die Briefe mit Regiowert 1 aber auch recht weit im Nähe-Distanz-Raum verstreut. Dies kann unter anderem dadurch erklärt werden, dass bereits bei einem regionalsprachlichen Treffer eine Einordnung in diese Kategorie erfolgt (vgl. Kap. 4.1.2.3), sodass auch bei Briefen mit hohen Distanzwerten gelegentlich solche mit Regiowert 1 erscheinen (vgl. den in Fn. 15 genannten Brief mit Distanzwert 0,348 und Nähewert 0,134).

Bezüglich der Positionierung der beiden Gruppen von Boxplots an den Rändern von Abb. 53 ist zu erkennen, dass die drei Boxen auf der Seite der Nähewerte deutlicher voneinander getrennt sind als die bei den Distanzwerten, wo sich die Boxen von Regiowert 0 und 2 sogar leicht überschneiden. Dies zeigt, dass bei den vorliegenden Daten im Bereich

¹⁵ Beispielsweise wurde die einzige identifizierte regionalsprachliche Form von Albert R. M. (kfb-3796), eine kausale Verwendung der Subjunktion *nachdem* (16.01.1909), nach Konsultation der Forschungsliteratur als süddeutsch und damit regionalsprachlich klassifiziert (vgl. Gillmann 2018: 489), sodass dieser Brief den Regiowert 1 statt 0 erhält.

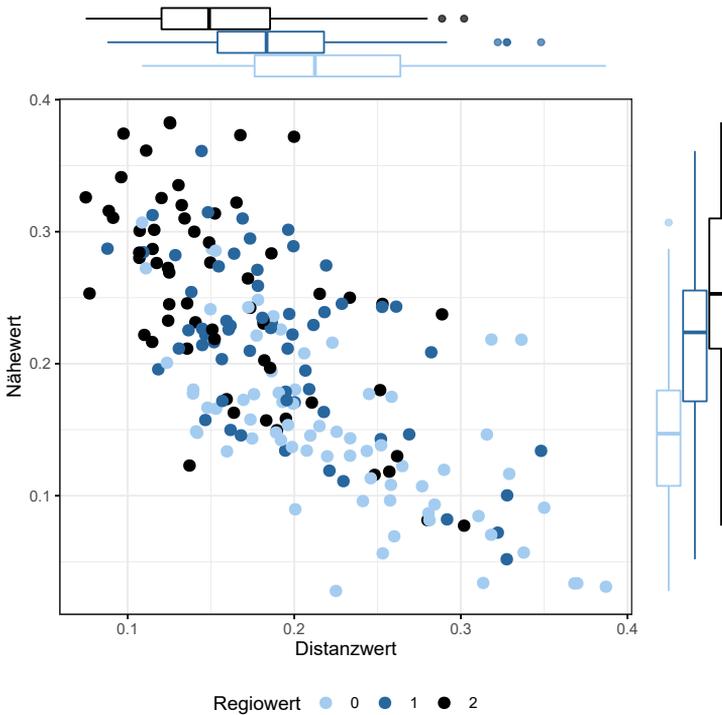


Abb. 53: Verteilung der Regiowerte im Nähe-Distanz-Raum

der Nähesprachlichkeit eine deutlichere Unterscheidung nach Regiowerten erfolgt als bei der Distanzsprachlichkeit, wobei aber auch dort die drei Boxen klar gestaffelt sind. Dies geht mit den Ergebnissen des vorigen Kapitels zur deutlicheren Ausdifferenzierung der Nähe- als der Distanzwerte in den vorliegenden Daten einher. Für eine statistische Prüfung des in der Forschung diskutierten Zusammenhangs von Regionalität und Nähesprachlichkeit liefern die bisherigen Beobachtungen gute Voraussetzungen.

Zunächst wird hierfür das ganze Spektrum der vorhandenen Daten, also sowohl die Nähe- als auch die Distanzwerte, genutzt. Mittels einer multivariaten Varianzanalyse (MANOVA) wird überprüft, inwiefern die drei Regiowerte mit den Nähe- und Distanzwerten zusammenhängen. Da eine Normalverteilung der Residuen nur bei Regiowert 1 und 2, aber nicht bei 0 vorliegt¹⁶ und der Adjusted Quantile Plot fünf Ausreißer ermittelt, muss auf eine robuste MANOVA zurückgegriffen werden.¹⁷ Nach zwei unterschiedlichen Testverfahren erhält man hier einen signifikanten Effekt des Regiowerts auf den Merk-

¹⁶ Shapiro-Wilk normality test für Regiowert 0: $p \approx 0,01$; für 1: $p \approx 0,06$; für 2: $p \approx 0,12$.

¹⁷ Die Vorgehensweise entspricht der auf S. 334, Fn. 13 beschrieben.

malstyp ($p < 0,0001$).¹⁸ Dabei sind bei Regiowert 0 die Ränge bei Nähe (0,302) niedriger als bei Distanz (0,647), bei Regiowert 1 sind sie in etwa ausgeglichen mit leichter Tendenz zur Distanz (0,502 vs. 0,543), bei Regiowert 2 sind die Ränge bei Nähe (0,667) höher als bei Distanz (0,350). Dies belegt, dass die Frequenz regionalsprachlicher Merkmale einen klaren Zusammenhang mit den Nähe- und Distanzwerten besitzt. Interessanterweise bestätigt sich bei dieser Betrachtung auch die obige graphische Beobachtung, dass Regiowert 1 etwas in Richtung Distanzsprachlichkeit verschoben ist.

Bisherige Studien operierten ohne Distanzwerte, sodass für eine bessere Vergleichbarkeit im Folgenden die Distanzwerte ausgeblendet werden und alleine die Korrelation von Regional- und Nähesprachlichkeit überprüft wird. Damit wird das zweidimensionale Bild von Abb. 53 auf die eindimensionale Nähewert-Achse projiziert. Die Boxplots zeigen die erwähnte, deutliche Staffelung der drei Regiowerte, die mit einer univariaten Varianzanalyse (ANOVA) statistisch überprüft werden kann. Da Homoskedastizität der Nähe- und Regiowerte gegeben ist,¹⁹ kann eine normale ANOVA eingesetzt werden, die einen signifikanten Effekt zeigt ($p < 0,0001$).²⁰ Die Effektstärke ist mit $r \approx 0,53$ bzw. $\omega^2 \approx 0,28$ groß.²¹ Ein Bonferroni-korrigierter post-hoc Test zeigt, dass sich alle drei Gruppen von Regiowerten bezüglich der zugeordneten Nähewerte statistisch signifikant unterscheiden, Regiowert 0 gegen 2 mit $p \approx 5,4 \cdot 10^{-14}$, Regiowert 0 gegen 1 mit $p \approx 1,6 \cdot 10^{-6}$ und Regiowert 1 gegen 2 mit $p \approx 0,01$ ($\alpha = 0,05$).

Damit besteht ein Zusammenhang von Regionalität und Nähesprachlichkeit in den untersuchten Patientenbriefen, was die Ergebnisse von Denkler & Elspaß (2007) und Elspaß (2008a) zu den Auswandererbriefen (vgl. Kap. 4.1.2.3.a) nun auf einer deutlich größeren Datengrundlage stützt. Neben der Diastratik und Diaphasik zeigen sich folglich auch deutliche Affinitäten der Diatopik zur Nähe- sowie auch zur Distanzsprachlichkeit, was wiederum die Existenz der Varietätenkette bestätigt.

6.1.4.2 Regionalität und Diastratik bzw. Diaphasik

Die gerichteten Beziehungen der Varietätenkette bestehen nicht nur zwischen den Varietätendimensionen und dem konzeptionellen Kontinuum, sondern auch zwischen den drei Dimensionen untereinander (vgl. Kap. 2.3.b). Die vorhandenen Daten zur Diatopik werden daher nun dafür genutzt, um mögliche Zusammenhänge der Regiowerte zur Diastratik und Diaphasik zu überprüfen. Gemäß der Varietätenkette müssten höhere Regiowerte mit diastratisch und diaphasisch stärker markierten Briefen korrelieren.

¹⁸ Nach dem gleichen Vorgehen wie auf S. 334, Fn. 14 ergibt der Test nach Munzel & Brunner $p \approx 2,220 \cdot 10^{-16}$ und nach Choi & Marden $p \approx 9,481 \cdot 10^{-10}$.

¹⁹ Ein Levene-Test ergibt $Pr(> F) = 0,194$ und kann bei einem Alpha-Niveau von 0,05 als nicht signifikant abgelehnt werden.

²⁰ Hierfür wurde die *R*-Funktion *aov* verwendet. Ergebnis: $p \approx 8,52 \cdot 10^{-14}$.

²¹ Zur Berechnung und Einschätzung der Ergebnisse wurde auf Field, Miles & Field (2012: 454f.) zurückgegriffen.

Hinsichtlich der Diastratik wird zunächst die Verteilung der Regiowerte bei den drei Schreibertypen untersucht, da diese in Zusammenhang mit den unterschiedlichen schriftnahen bzw. schriftfernen Berufsgruppen stehen (vgl. Kap. 6.1.2). Tab. 20 und Abb. 54 (S. 339, oben) zeigen die Ergebnisse. Es besteht ein deutlicher Überhang stark regional-sprachlicher Briefe (Regiowert 2) bei den Näheschreibern und nicht regional-sprachlicher Briefe (Regiowert 0) bei den Distanzschreibern.²² Bei den Nähe-Distanz-Schreibern sind die Regiowerte in etwa ausgeglichen. Die Verteilung ist nach einem Fisher Test mit $p \approx 9,68 \cdot 10^{-8}$ statistisch signifikant ($\alpha = 0,05$). Damit besteht in den vorliegenden Daten eine deutliche Affinität zwischen Diatopik und Diastratik.

<i>Regiowert</i>	<i>Briefe Näheschreiber</i>	<i>Briefe Nähe-Distanz-Schreiber</i>	<i>Briefe Distanzschreiber</i>
0	1	44	19
1	8	45	4
2	20	32	4

Tab. 20: Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten bei den drei Schreibertypen

Für die Untersuchung zur Diaphasik wird wieder auf die beiden Briefftypen offiziell und privat zurückgegriffen. Bei allen vorhandenen 191 Briefen wird die Verteilung der Regiowerte betrachtet. Tab. 21 und Abb. 54 (S. 339, unten) zeigen, dass bei Privatbriefen der Anteil mit Regiowert 2 am höchsten ist, der mit Regiowert 1 in der Mitte liegt und der mit Regiowert 0 am geringsten ist. Die Verhältnisse drehen sich bei den offiziellen Briefen um. Diese Verteilungen sind nach einem Fisher Test mit $p \approx 0,04$ ebenfalls statistisch signifikant ($\alpha = 0,05$). Somit ist in den Patientenbriefen auch ein Zusammenhang zwischen Diatopik und Diaphasik zu konstatieren.

<i>Regiowert</i>	<i>Private Briefe</i>	<i>Offizielle Briefe</i>
0	28	42
1	31	29
2	38	23

Tab. 21: Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten bei den zwei Briefftypen

Außerdem ist beim Vergleich der beiden Auswertungen in Abb. 54 zu erkennen, dass die Balken bei den Schreibertypen deutlich stärkere Ausschläge aufweisen als bei den Briefftypen. Zwar sind dort ebenfalls klare und statistisch signifikante Tendenzen vorhanden, die Einzelwerte selbst unterscheiden sich aber nicht um ein Vielfaches voneinander. Daraus ist abzuleiten, dass der Faktor Schreibertyp einen größeren Einfluss auf den

²² In die Untersuchung wurden die 177 Briefe der 26 Schreiber einbezogen, die in Kap. 6.1.1.2 den drei Schreibertypen zugeordnet wurden.

Regiowert haben dürfte als der Faktor Briefftyp. Dieser starke Einfluss von Schreibern liegt auch bei den Nähe- und Distanzwerten vor. Dies ermöglicht eine klare Abgrenzung der Schreiber voneinander, was bereits Abb. 48 (S. 323) und Abb. 49 (S. 327) sowie die dazugehörigen Ausführungen verdeutlicht haben. Dass der Regiowert auf ähnliche Weise beeinflusst wird, bestätigt diese Beobachtungen. Einzelschreiber als Ausgangspunkte der Analyse sprachlicher Variation zu nehmen, erscheint damit folgerichtig (vgl. Kap. 4.2).

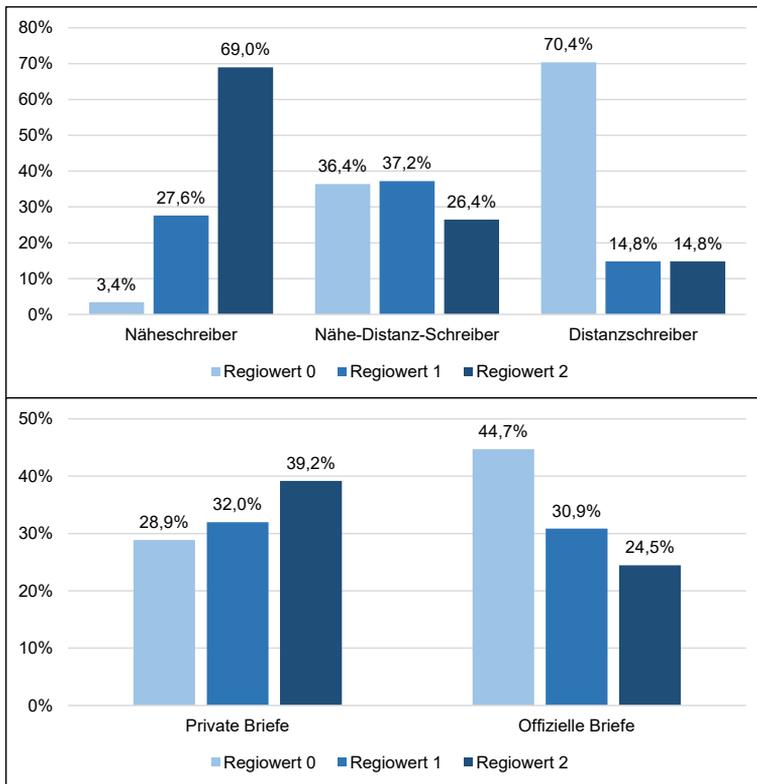


Abb. 54: Anteil der Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten bei den drei Schreibertypen (oben) und zwei Briefftypen (unten)

Abschließend ist festzuhalten, dass die Ausführungen dieses und der vorigen Kapitel auf einer recht breiten Datenbasis die bei Koch & Oesterreicher (1994: 595) weitgehend intuitiv postulierte Varietätenkette empirisch bestätigen konnten. In den untersuchten Patientenbriefen bestehen klare Zusammenhänge des Nähe-Distanz-Kontinuums mit den drei Varietätendimensionen Diastratik, Diaphasik und Diatopik, die auch untereinander deutliche Affinitäten besitzen.

6.2 Intraindividuelle Variation: Konzeptionelle Profile im Detail

Die einzelnen konzeptionellen Profile und das individuelle sprachliche Handeln der analysierten Schreiber stehen im Fokus dieses Kapitels. Auf den Grundlagen der bisherigen, schreiberübergreifenden Ergebnisse führt es qualitative Detailanalysen unter Rückgriff auf individuelle (Schreib-)Biographien, kommunikative Konstellationen und Krankheitsverläufe durch. Basierend auf der in Kap. 6.1.1.2 vorgestellten Typisierung der konzeptionellen Schreiberprofile erfolgt eine Gliederung in Näheschreiber (vgl. Kap. 6.2.1), Nähe-Distanz-Schreiber (vgl. Kap. 6.2.2) und Distanzschreiber (vgl. Kap. 6.2.3). Die Reihenfolge der vorgestellten Schreiber folgt wie in Abb. 49 (S. 327) dem absteigenden Differenzwert (Nähe- minus Distanzwert), der bei den Nähe-Distanz-Analysen ermittelt wurde. Familienangehörige und Bekannte werden direkt im Anschluss an den jeweiligen Patienten vorgestellt. Jene lassen sich durchwegs dem gleichen Schreibertyp wie der Patient zuordnen. Dabei handelt es sich um die Näheschreiber Martin B. (kfb-1621) und seine Ehefrau Karolina B. Als Nähe-Distanz-Schreiber gelten Anna H. (kfb-120) und ihre Mutter Anna S., Karolina H. (kfb-846) und ihre Schwester Katharina S. sowie Vitus P. (kfb-1901) und sein Vater Joseph P. (kfb-1728-A).²³ Distanzschreiber bilden Friedrich von M. (kfb-102) und seine Bekannte Caroline K.

Die einzelnen Abschnitte sind jeweils nach dem gleichen Schema aufgebaut. Zunächst erfolgen Informationen über die Biographie der Schreiber, die Ursachen für die Verbringung in die psychiatrische Anstalt sowie das Verhalten während des Anstaltsaufenthalts. Daraufhin werden die in der Patientenakte überlieferten Briefe skizziert und die Auswahl der untersuchten Briefe begründet. Es folgt jeweils eine Tabelle mit den Nähe-, Distanz-, Differenz- und Regiowerten (im Folgenden: Kennwerte) sowie eine Abbildung des Schreiberprofils im Nähe-Distanz-Raum. Abschließend wird die Lokalisierung der einzelnen Briefe in diesem Raum unter Rückgriff auf sprachliche Merkmale erläutert, wobei auch Einschätzungen zu eventuellen Einflüssen von Erkrankungen oder zu anderen Auffälligkeiten in der sprachlichen Gestaltung erfolgen. Je nach Überlieferungslage und Ergiebigkeit für die Fragestellungen der Arbeit kann der Umfang der jeweiligen Abschnitte variieren.

6.2.1 Näheschreiber

Im Folgenden werden die vier Näheschreiber vorgestellt, also Schreiber, deren Briefe vollständig auf der Näheseite des Nähe-Distanz-Raums liegen. Dabei handelt es sich um den Tagelöhner Martin B. (kfb-1621) mit seiner Ehefrau Karolina B. (kfb-1621-A), die Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844) und die Bierbrauersfrau Katharina W. (kfb-35).

²³ Da von Vitus P.s (kfb-1901) Bruder Andreas P. (kfb-1728) nur Privatbriefe vorliegen, wurde auf eine Schreiber-Typisierung verzichtet. Das gleiche gilt für einen weiteren Bruder, Georg P. (kfb-1728-A).

6.2.1.1 Tagelöhner Martin B. (kfb-1621) mit Ehefrau

Biographische Hintergründe, Krankheit und Schreibaktivitäten des 1832 geborenen Tagelöhners und Fuhrmanns Martin B. (kfb-1621) wurden bereits in Kap. 5.2 thematisiert. Die ermittelten Nähe-, Distanz-, Differenz- und Regiowerte werden in diesem Kontext in Tab. 16, S. 306 aufgelistet. In seiner Akte finden sich daneben noch einige Briefe von Angehörigen, die entweder an ihn selbst oder an die Anstaltsleitung gerichtet sind (vgl. S. 278, Fn. 12). Für die Nähe-Distanz-Analysen besonders geeignet erscheinen die Briefe von seiner Ehefrau Karolina B. (kfb-1621-A), da einerseits sowohl Privatbriefe an den Ehemann als auch offizielle Briefe vorliegen, andererseits die Zahl der geschriebenen Briefe unter denen der Angehörigen am größten ist: vier Briefe aus ihrer Hand und ein nicht selbst geschriebener Brief. Abb. 55 zeigt die Schreiberprofile der beiden. Der nicht selbst geschriebene Brief von Karolina S. wurde in der Orientierungsgraphik rechts oben als X eingezeichnet und bisher nicht berücksichtigt (vgl. S. 321, Fn. 1).

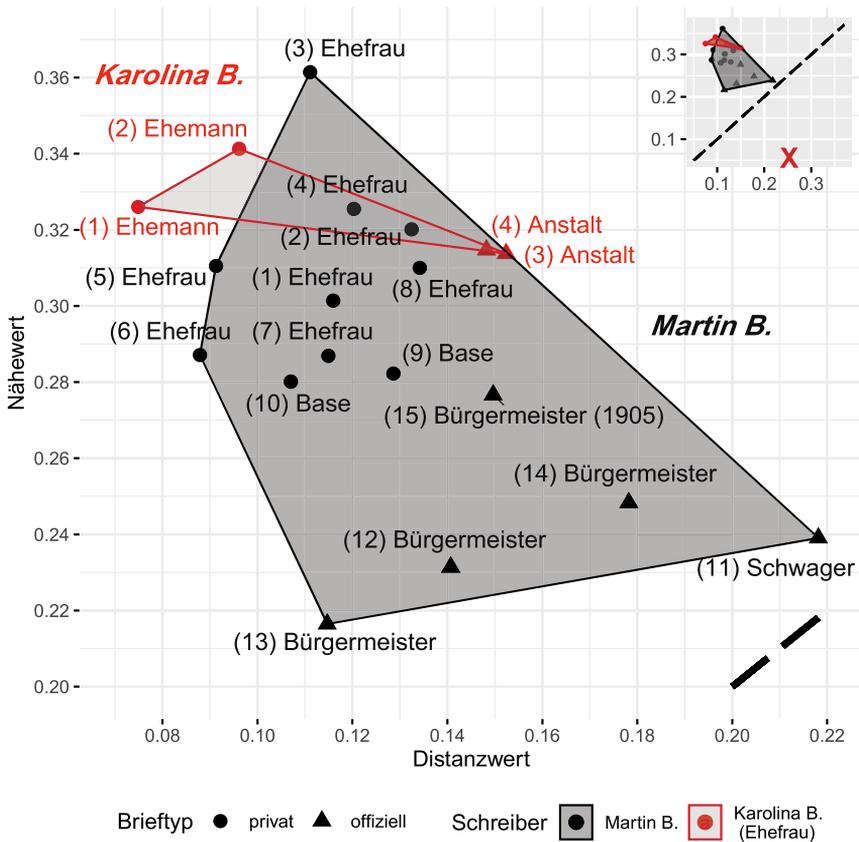


Abb. 55: Schreiberprofile von Martin B. (kfb-1621) und seiner Ehefrau

Karolina B. (kfb-1621-A):

Da Karolina B. keine Kaufbeurer Patientin ist, sind in den Anstaltsunterlagen nur sehr spärliche Informationen über sie vorhanden. In Martin B.s Krankenakte wird ihr Stand wie üblich aus dem des Ehemanns abgeleitet und sie wird als „Tagelöhnersfrau“ (z. B. 19.05.1891, Protokoll zum Austritt von Martin B.) bezeichnet. Die Verpflegungskosten ihres Mannes kann sie nicht übernehmen. In den Briefen erfährt man weitere Details. So gibt Martin B. im Brief an seine Base vom 12.06.1903 indirekt eine Aussage der Frau wieder, die zur Berufsbezeichnung Wäscherin in der vorliegenden Arbeit geführt hat: „sie ziehe lieber wider nach Basing und fangen das Waschen wieder an“. Ebenso ist daraus abzuleiten, dass sie aus München-Pasing komme bzw. dort einige Zeit verbracht habe. Dies lässt sich durch sprachliche Charakteristika in ihren Briefen bestätigen, die es unwahrscheinlich machen, dass sie wie ihr Ehemann aus dem schwäbischen Krumbach stammt. So finden sich bei ihr typisch bairische Formen wie ein /i/ in einer Singularform von *kommen* (2. Sg. „kimst“, 24.01.1892; vgl. SBS Bd. 6: Karte 52) neben der eher schwäbischen, aber auch etwas westlich von München schon vorkommenden Palatalisierung des /s/ im Inlaut vor Konsonant bei *sonst* („sonst“, 12.07.1891; vgl. Renn & König 2006: 69). Die Schreiberin könnte um 1840/41 geboren sein, da sie im Brief an ihren Ehemann vom 12.07.1891 klagt „und was ist ein Weib mit 50 Jahr“.

Das schwierige Verhältnis zwischen den Ehepartnern wird daran deutlich, dass diese laut Krankengeschichte „längere Zeit geschieden gelebt“ haben; nach der kurzzeitigen Entlassung im Mai 1891 habe Martin B. zudem die Ehefrau „durch Drosselungen mißhandelt“ (Schreiben Bezirksamt Krumbach, 11.06.1891), woraufhin er endgültig in die psychiatrische Anstalt verbracht wurde. Dennoch zeigte sie weiterhin Interesse an ihm und seinem Gesundheitszustand, wie die überlieferten Briefe an ihn und die Anstaltsleitung belegen. Im November 1895 besucht sie ihren Mann sogar in der Anstalt. Dass sie sich danach tatsächlich wieder in München aufhält, belegt einerseits ihr letzter Brief an den Kaufbeurer Oberarzt vom 07.06.1896, den sie im Münchener Krankenhaus rechts der Isar geschrieben hat und in dem sie ihrem Ehemann alles verzeiht. Andererseits beklagt sich Martin B.s ‚Base‘ Wally B. aus München in einem Brief an die Anstaltsleitung (18.04.1899) über Karolina B.s Verhalten ‚hier‘: „kan ich doch dem Man nicht schreiben was die Person für einen Lebenswandel hier führt“. Spätere Informationen über sie bzw. Korrespondenz von ihr finden sich in der Akte nicht. Martin B.s Vermutungen im Brief an die Base vom 12.06.1903 bleiben Spekulation: „wie ich nun auch gehört habe soll mein Weib gestorben sein aber nihts bestimtes weiß man niht“.

Die ermittelten Werte für Karolina B. finden sich in Tab. 22. Abb. 55 zeigt die Schreiberprofile sowohl von Martin als auch Karolina B. Beim eingefärbten Profil der Ehefrau, das auf etwa 450 Annotationen basiert, erkennt man deutlich die adressatenabhängige Gestaltung ihrer Briefe. So sind die beiden Briefe an die Anstalt deutlich distanzsprachlicher als die an den Ehemann, die auch etwas höher liegen, also mehr Nähemerkmale aufweisen. Karolina B.s Privatbriefe sind jeweils etwa doppelt so lang wie ihre offiziellen Briefe, was dem typischen Muster bei diesen Briefftypen entspricht (vgl. Kap. 3.2.2 d).

Nähesprachlicher werden die Privatbriefe dadurch, dass sie ihren Ehemann wiederholt direkt anspricht und zu Handlungen auffordert, was durch zahlreiche Modalpartikeln unterstrichen wird. Auch die absoluten Häufigkeiten von Apokopen (23 privat zu 7 offiziell) und Klisen (7 zu 2) sind dort höher. Grammatisch ähneln sich die Briefe ansonsten, wobei Inkongruenzen bei den offiziellen sogar noch verstärkt auftreten (15 zu 27) und vielleicht aus dem misslungenen Bemühen um Korrektheit resultieren. Distanzsprachlicher werden ihre offiziellen Briefe u. a. durch mehr komplexe Satzstrukturen, indirekte Aufforderungen, Sätzen und distanzsprachliche Schlussformeln.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehemann, 12.07.1891	ap	565	0,326	0,075	0,251	2
(2) Ehemann, 24.01.1892	ap	486	0,341	0,096	0,245	2
(3) Anstalt, 20.10.1895	ao	204	0,314	0,152	0,161	2
(4) Anstalt, 07.06.1896	ao	254	0,315	0,148	0,166	1
(5) Anstalt, 17.10.1894	nao	71	0,056	0,253	-0,197	0

Tab. 22: Kennwerte bei Karolina B. (kfb-1621-A)

Jedoch belegen auch die Privatbriefe ihre Kenntnis von konventionellen Briefstrukturen und enthalten die üblichen Briefmuster wie Ort und Datum, Anrede, Einleit- und Schlussformeln. Die Formeln überschneiden sich teilweise mit denen ihres Mannes²⁴, was daraus resultieren könnte, dass beide Ehegatten Briefe voneinander besaßen und sich gegenseitig an deren Formulierungen orientierten.²⁵ Auch strukturiert Karolina B. in den beiden Privatbriefen ihre Argumentation gegen die Abholung ihres Mannes am Beginn mit der logischen Reihung *zum ersten ... zum zweiten*, was als distanzsprachliche Operator-Skopos-Struktur klassifiziert wurde. Allerdings wiederholt sie ihre Inhalte dann mehrfach, was den Briefen zwar Nachdruck verleiht, aber zu fehlender Kohärenz und dem recht großem Umfang im Vergleich zu den offiziellen Briefen führt. Sie schließt Brief (2) mit einem Poesiealbumspruch, der in der Kategorie 3d, ‚poetischer Stil‘, als distanzsprachlich bewertet wird (vgl. S. 58, Bsp. 72; vgl. auch Kap. 7.1.c).

Der nicht selbst verfasste Brief (5) von Karolina B. (vgl. in Abb. 55 rechts oben als X eingezeichnet) weicht sprachlich von den restlichen Briefen deutlich ab, indem dort – trotz seiner außergewöhnlichen Kürze – einige distanzsprachliche Merkmale wie komplexe Nebensätze ersten und zweiten Grades und ein attributiver Genitiv erscheinen, sowie auch

²⁴ Bei beiden Schreibern erscheinen im Briefschluss etwa die Formeln *ich (be)schließe mein Schreiben, Bitte um Antwort, verbleibe und viele Grüße an*.

²⁵ Martin B. war einige Jahre im Besitz der beiden Privatbriefe seiner Ehefrau, die er dann (stark zerfleddert) der Anstalt überließ und die mit blauem Farbstift gekennzeichnet wurden: „Übergab neulich die mit ‚1897‘ bezeichneten Briefe seiner Frau, (welche beigelegt sind), zum durchlesen: was der Direktor zu dem darin Enthaltenem sage?“ (Krankengeschichte, 03.03.1897).

sonstige textstrukturelle Formalia eingehalten sind. Die hohen Distanz- und niedrigen Nähewerte sprechen hier für einen professionellen Schreiber, der für Karolina B. den Brief knapp und präzise verfasste.

Zur Beschreibung der Verteilung von Martin B.s Briefen im Nähe-Distanz-Raum sei auf Kap. 5.4.1 verwiesen. Vergleicht man die Briefe der Ehepartner, so erkennt man eine große Ähnlichkeit in der Konzeption der Privatbriefe, wobei Karolina B. durchschnittlich weniger distanzsprachlich und auch etwas nächsprachlicher schreibt. Ihre beiden offiziellen Briefe liegen bezüglich ihrer Nähewerte dagegen sogar auf der Höhe der Privatbriefe von Martin B., die Distanzwerte heben sich jedoch davon etwas ab. Dass Martin B.s offizielle Briefe weniger nächsprachlich sind, liegt vor allem daran, dass er bei deren Abfassung Unterstützung durch andere Patienten und einen Pfleger hatte, indem diese von ihm diktierte Briefe niederschrieben, die er dann teilweise wieder abschrieb (vgl. Kap. 5.2.2). Während Martin B. also dennoch Einfluss auf die nicht selbst abgefassten Briefe hatte und diese damit weiterhin deutlich auf der Näheseite anzusiedeln sind, fällt der für Karolina B. geschriebene Brief aus dem Muster der restlichen Briefe. Insgesamt sind aber beide Schreiber klare Näheschreiber mit vergleichbaren Nähe-Distanz-Profilen.

6.2.1.2 Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844)

Crescenz H. (kfb-844)²⁶ ist eine 1844 geborene, ledige Zieglerstochter aus einem kleinen Dorf bei Dillingen an der Donau. Wie den Wiedergaben von Selbstberichten am Beginn ihrer Kaufbeurer Krankengeschichte zu entnehmen ist, sei sie „schon von Kindheit auf krank und presthaft“ gewesen, „habe viel Leibkrämpfe, Schmerzen im Leib und Erbrechen gehabt“, sodass sie sich schon längere Zeit in ärztlicher Behandlung befunden habe. Außerdem habe sie „die Schule nur kurz, die Feiertagsschule gar nicht besucht“.

Am 28.02.1886 wurde sie mit 41 Jahren auf Grund ihrer schlechten körperlichen und geistigen Verfassung nach Kaufbeuren verbracht; ihre Verpflegungskosten mussten wie auch bei Martin B. (kfb-1621) von der Armenpflege des Heimatortes übernommen werden. In der Anstalt hielt sie sich meist in ihrem Bett auf und sah sich von unterschiedlichen körperlichen Leiden geplagt; die Ärzte gingen dabei jedoch davon aus, dass sie „übertreibt und simuliert“ (Mai 1886). Ihre Unzufriedenheit drückt sie in Beschwerden über Verpflegung und Behandlung aus (Februar 1887), sie „schimpft laut in den gemeinsten und rohsten Ausdrücken“ (August 1891), die oftmals auch in ihren Briefen zu finden sind. Die leicht reizbare Patientin hat häufig Konflikte mit den Mitpatientinnen, sie „nimmt an keiner Unterhaltung theil, ist immer ungesellig, einsam“ (Februar 1887). Dennoch ist sie „recht gut im Stande, leichtere Arbeiten zu verrichten“ (Mai 1886), was sich auch bei Verschlechterung ihres Gesundheitszustands nicht zu ändern scheint, sodass sie in der Anstaltsgärtnerei eingesetzt wird (August 1891).

²⁶ Die Schreibweise des Vornamens variiert in der Krankenakte, selbst nennt sie sich „Kreszentia“. Zur einfacheren Identifizierung wird die Schreibweise des Aktendeckels übernommen.

Eine Diagnose findet sich erst kurz vor ihrer Verbringung nach Irsee: „Secundäre Seelenstörung (hysterische Verrücktheit)“ (Dr. Zierl, 26.07.1892; vgl. S. 72, Fn. 132). Diese Überführung von der Heil- in eine Pflegeanstalt resultiert aus den zunehmenden Wahnvorstellungen der Patientin, etwa ihrer Einbildung, „man wolle sie ganz ‚hinmachen‘, man gebe keine Ruhe, bis sie ganz ‚verrückte‘“ (März 1891). In Irsee ändert sich ihr Zustand kaum; aber sie hilft in der Küche mit und beschäftigt sich mit Nähen, Stricken und Kirchbesuchen, die ihr Freude bereiten (Oktober 1892). Dabei wechseln Phasen der Gereiztheit, von den Ärzten als „Sturm“ bezeichnet, mit Episoden „von mildester Gutmütigkeit, ja selbst Dankbarkeit für Unbedeutendes“ (Juni 1894). Mit den psychischen Problemen geht ab 1896 eine Verschlechterung ihrer körperlichen Verfassung einher, was sich in tuberkulösen Geschwülsten äußert, denen sie im Juli 1897 mit 53 Jahren erliegt.

Trotz ihrer kurzen Schulausbildung verfasst Crescenz H. während ihres Anstaltsaufenthalts zahlreiche, oftmals auch recht lange Briefe. Wie auch bei den anderen Patienten werden diese von den Ärzten als Belege für die Erkrankung herangezogen; so lassen ihre Schreiben am „Fortbestande ihrer krankhaften Gefühls- u. Urteilsweise keinen Zweifel übrig“ (April 1893). Es handelt sich dabei um „Klagebriefe“ (November 1892), der Irseer Oberarzt Dr. Julius bezeichnet sie deshalb sogar als „die alte Querula“ (März 1895). Obwohl auch Briefe von ihr abgesendet wurden (vgl. im Brief ihres Bruders: „Deinen Brief haben wir erhalten [...]“ 19.03.1893), finden sich noch 45 Briefe²⁷ und ein Beschwerdeschreiben in ihrer Akte. Es handelt sich um 38 Privatbriefe, allesamt an ihren Bruder Sylvester, der die elterliche Ziegelei übernommen hatte. Daneben finden sich 8 offizielle Briefe an den „Vater König“ (4 Briefe), den „Hochwürden Dekan“ (2), den Augsburger Bischof (1) und einen unklaren Empfänger (1). Für die Analyse verwendet wurden jeweils ein Brief an die drei offiziellen Adressaten und auch drei Privatbriefe an ihren Bruder, der früheste, der späteste und ein undatierter (vgl. Tab. 23). Die beiden in der Akte überlieferten, von ihrem Bruder geschriebenen Briefe, einer an die Patientin und einer an den Oberarzt, werden wegen ihrer Kürze von jeweils etwa 100 Wörtern nicht in die Analyse einbezogen.

Abb. 56 zeigt Crescenz H.s Schreiberprofil, das wiederum komplett über der Orientierungsachse liegt und damit als Näheprofil zu klassifizieren ist. Ähnlich wie bei Karolina B. (kfb-1621-A) kann man eine Zweiteilung des Profils erkennen, indem die drei Privatbriefe links oben, also bei hohen Nähe- und niedrigen Distanzwerten angeordnet sind, die drei offiziellen Briefe rechts unten bei den vergleichsweise höheren Distanz- und niedrigeren Nähewerten. Dabei ist der Brief an den König (4) und damit das an die offiziellste der drei Instanzen gerichtete Schreiben auch am wenigsten nächsprachlich.

Dieser Brief an den König (4) und einer der Briefe an den Bruder (3) wurden im Rahmen einer Bachelorarbeit auch mit dem ursprünglichen Modell nach Ágel & Hennig (2006) analysiert (vgl. S. 192, Fn. 5), was zu Nähewerten von 34,1 % und 42,3 % geführt hat. Der Privatbrief ist nach diesem Modell also 1,24-mal so nächsprachlich wie der

²⁷ Ein Brief ist zunächst an den Bruder und ab S. 3 an den Dekan gerichtet und wird deshalb doppelt aufgeführt.

offizielle Brief. In der vorliegenden Arbeit beträgt das Verhältnis der Nähesprachlichkeit zwischen den beiden Briefen 1,29 (vgl. Tab. 23). Dies belegt eine gewisse Anschlussfähigkeit zum Ausgangsmodell, deutet aber gleichzeitig auch auf dessen geringere Differenzierungsfähigkeit hin.

Insgesamt sind die Briefe von Crescenz H. sehr nähesprachlich; Zusammenhänge sind auf Grund der komplett fehlenden Interpunktion und den häufigen Inkongruenzen und Verschiebungen vor und hinter die Satzklammer oftmals nur schwer herzustellen. Dennoch lassen sich bei einzelnen Merkmalen Unterschiede zwischen den Briefftypen herausarbeiten, die zur Differenzierung privater und offizieller Briefe geführt haben. So zeichnen sich die offiziellen Briefe durch eine höhere Indirektheit aus, was besonders auffällig an der Vermeidung von Personendeixis erkennbar ist, die im Brief an den König (4) mit 21 „Seiner Gnaden“-Anreden und im Brief an den Bischof (6) immerhin mit einem Beleg für „Seiner Hochwürden“ zur Geltung kommt. Ebenso sind die Aufforderungen in den offiziellen Briefen meist sehr indirekt²⁸; im Brief an den Bruder erfolgen sie dagegen durch Imperativformen. Auch zeigen nur die offiziellen Briefe deutlichere positionelle Absetzungen am Briefende und ein Bemühen um sorgfältige Schrift (vgl. S. 54, Bsp. 35), was für ein Bewusstsein für makrostrukturelle Brief-Konventionen der Schreiberin spricht. Auffällig ist die höhere Frequenz an Korrekturen in den offiziellen Briefen (12 vs. 3), die wohl aus dem Bemühen um Korrektheit resultieren, hier aber auf der Näheseite verbucht wurden.

Nur wenige Nähemerkmale erscheinen bei dieser Schreiberin ausschließlich in den Privatbriefen, meist ist lediglich die Frequenz der Einzelmerkmale etwas höher, etwa bei der doppelten Negation, die dort doppelt so häufig erscheint (2 Belege offiziell, 4 privat). Dennoch fällt auf, dass sie Klisen nur in Briefen an den Bruder verschriftet (8 Belege), ebenso wie eine *tun*-Fügung und ein possessiver Dativ nur dort Einzelbelege sind. Die in der Krankengeschichte wiederholt genannten Beschwerden und Schimpfereien finden sich durchwegs auch in ihren Briefen wieder; bei den hier untersuchten Texten erscheinen „Mörderfreiheit“ (Brief 2) sowie „Mörderhauß“ (Brief 6), die als nähesprachliche Lexik klassifiziert wurden. Über die Nichtabsendung von Briefen äußert sie ebenfalls ihre Unzufriedenheit (vgl. S. 135, Bsp. 84). Ihren letzten in der Akte überlieferten Brief (2) verfasste Crescenz H. etwa 3 Monate vor ihrem Tod. Dieser liegt hinsichtlich seiner Nähe- und Distanzwerte zwischen den anderen beiden untersuchten Privatbriefen und ist diesbezüglich unauffällig. Auch das Schriftbild ist ordentlich und der Brief ist im Gesamten gut verständlich, wobei er inhaltlich vor allem aus Klagen über ihre Behandlung in der Anstalt und ihren schlechten Gesundheitszustand besteht. Ihr letzter Wunsch wird ihr durch Nichtabsendung des Briefes verwehrt: „wen nur komen dürfest u mich hollen das ich in meinem Stübchen sterben dürfte“.

²⁸ Vgl. die Bitte an den Dekan (Brief 5): „stehe bei Ihnen unter Thränen zu sorgen das mich mein Bruter hollen darf in mein Stübchen wo ich for her wahr“.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Bruder, 21.06.1892	pp	387	0,313	0,115	0,198	1
(2) Bruder, 11.04.1897	pp	446	0,276	0,117	0,159	2
(3) Bruder, 1886–97	pp	997	0,273	0,124	0,148	2
(4) König, 13.06.1887	po	991	0,211	0,196	0,015	1
(5) Dekan, 10.04.1893	po	430	0,238	0,197	0,041	1
(6) Bischof, 06.09.1887–97	po	398	0,271	0,178	0,093	1

Tab. 23: Kennwerte bei Crescenz H. (kfb-844)

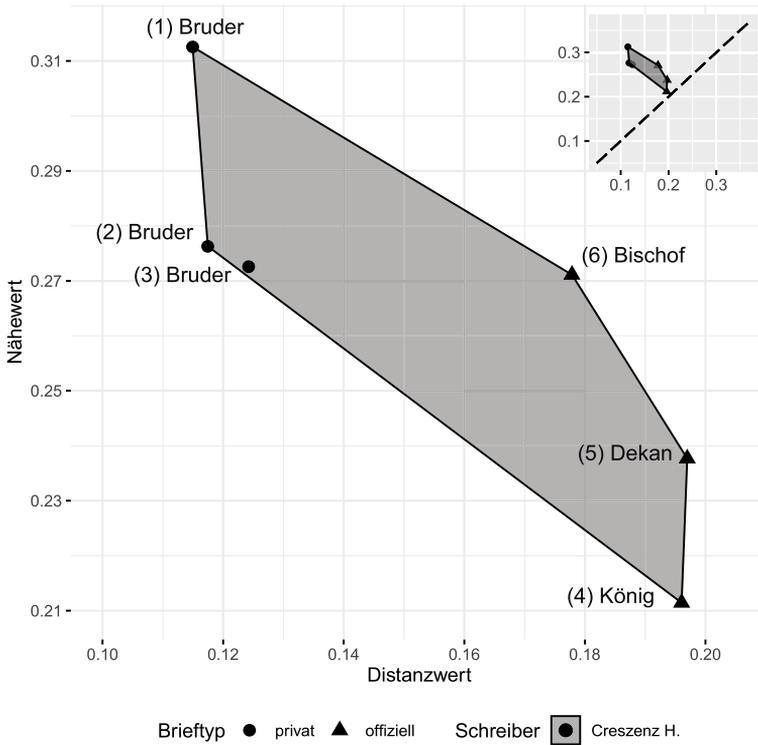


Abb. 56: Schreiberprofil von Crescenz H. (kfb-844)

6.2.1.3 Bierbrauersfrau Katharina W. (kfb-35)

Katharina W. (kfb-35) wurde 1810/11²⁹ geboren und stammt aus einer Augsburger Bierbrauerfamilie. Ein in ihrer Irseer Krankenakte überlieferter, 20-seitiger Bericht des Augsburger praktischen Arztes Dr. Hertel vom 14.03.1850 gibt detailliert Auskunft über die familiären Hintergründe und die Entstehung ihrer „Gemüthsgestörtheit“ (S. 1). So haben sie und ihre 14 Geschwister „neben etwas rauher Erziehung im elterlichen Hause die bloße Volksschulbildung“ (S. 6) erfahren, wobei sie aber „leicht gelernt und das einmal Aufgefaßte in der Schule wie noch später gut behalten haben“ (S. 7) soll. Auch wenn die „Rauhheit der Eltern [...] aller Lektüre feindselig entgegentrat“ (S. 9), schien sie „von Jugend auf das Bedürfniß nach besserer Geistesbildung in sich verspürt zu haben, denn sie unterhielt sich gerne mit Personen höherer Stellung“ (S. 9); dieser „Zug des Emporstrebens über ihre Sphäre“ (S. 8) äußerte sich auch in häufigen Theaterbesuchen. Wegen der „starren Abneigung des Vaters gegen die gebildeteren Stände“ (S. 9) heiratete sie mit 21 Jahren „wohl dem Willen der Eltern gemäß“ (S. 9) einen Brauer, dem sie „geistig bei weitem überlegen“ (S. 10) war. Bei der Geburt ihres dritten von insgesamt zwölf Kindern entwickelte sie 1836 schließlich eine „stille Melancholie“ (S. 14), die in eine „*Mania puerperalis*“ (S. 14) überging und bis zu einem Selbstmordversuch durch Ertränken im Jahr 1848 führte. Seit 1849 war sie „in sichtbar gestörtem Gemüthszustand“ (S. 15) und hatte den „fixen Wahn, daß ihr Gatte untreu“ (S. 15) sei. Dies führte bis zum „Krieg mit ihrem Manne“ (S. 16); sie „vergriff sich an ihrem Mann mehrmals schon thätlich“ (S. 16). Der ärztliche Bericht spricht sich schließlich für die Einlieferung in die „Kreis-Irrenanstalt zu Irsee“ aus, um einen Übergang ihrer „*Ecstasis* [...] in wirkliche Tobsucht mit unheilbarem Charakter“ (S. 18) aufzuhalten.

Am 17.03.1850 wird sie somit in die ein halbes Jahr zuvor eröffnete ‚Kreisirrenanstalt Irsee‘ verbracht. Laut ihrer Krankengeschichte hat sie dort „Sehnsucht nach Hause“, die sich in „laute[m] Weinen“ (20.04.1850) bis hin zur „Depreßion“ (08.05.1850) äußert. Oftmals wechseln „Heiterkeit“ und „Melancholie“ (26.08.1850) einander ab, wobei ihr unangepasstes Verhalten sie auch zweimal ins Gitterzimmer führt (27.9. und 16.12.1850). Zeitweise wird sie als „sehr verwirrt“ (30.09.1850) beschrieben. Behandelt wird sie mit wiederholten Tropfbädern, am 05.12.1850 werden ihr „12 Schropfköpfe in Nacken und Rücken gesetzt“. Ihre Stimmung wechselt mit dem neuen Jahr, sie wird als „immer heiter, guter Laune“ (26.01.1851) und „sehr ordentlich“ (15.02.1851) beschrieben und am 06.04.1851 von Dr. Hagen „geheilt entlassen“. An einer Stelle ihrer Krankengeschichte wird auch ihre Schreibtätigkeit kommentiert, wobei der entsprechende Brief nicht in der Akte liegt und damit wohl abgesendet wurde: „Gestern schrieb sie einen Brief nach Hause, in welchem sie um Wolle bat, hinten dann aber war ein Wust von Unsinn, ohne Zusammenhang Alles, und darauf aufmerksam gemacht, konnte sie nicht einsehen, wie

²⁹ Wie in den frühen Patientenakten üblich, erfährt man auch in der von Katharina W. nicht das Geburtsjahr, sondern das Alter. So ist diese Patientin im April 1850 bei ihrer Aufnahme 39 Jahre alt, was auf die Geburtsjahre 1810 oder 1811 schließen lässt.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Schwager, 15.04.1850	pp	420	0,246	0,136	0,110	2
(2) Schwägerin, 25.01.1851	pp	221	0,265	0,172	0,092	2
(3) Direktor, 16.04.1851	po	451	0,253	0,215	0,038	2
(4) Direktor, 13.05.1851	po	326	0,203	0,182	0,021	2

Tab. 24: Kennwerte bei Katharina W. (kfb-35)

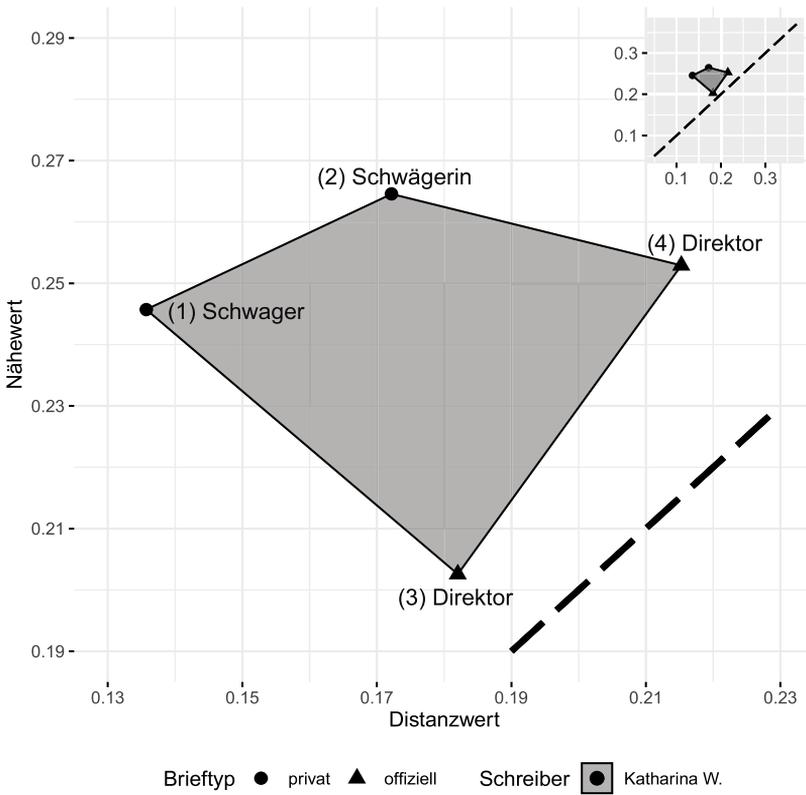


Abb. 57: Schreiberprofil von Katharina W. (kfb-35)

man deutlicher schreiben könnte“ (15.10.1850). Auch in den zahlreichen überlieferten Briefen ihres Schwagers an den Anstaltsdirektor ist immer wieder von Korrespondenz zwischen ihr und ihrem Ehemann die Rede (z. B. 12.05. und 15.07.1850).

In der Krankenakte überliefert sind vier von Katharina W. geschriebene Briefe, darunter zwei private, einer an ihren Schwager und einer an ihre Schwägerin, sowie zwei offizielle an den Oberarzt (vgl. Tab. 24), wobei die beiden Letzteren erst aus der Zeit nach ihrem Anstaltsaufenthalt stammen und von der ehemaligen Patientin von zu Hause aus geschrieben wurden. Darin berichtet sie zehn Tage nach ihrer Entlassung über ihren Gesundheitszustand und bittet um Rücksendung von in der Anstalt vergessenen Gegenständen (Geldbörse und Taschenmesser). Auffällig sind der freundschaftliche Stil (vgl. die Schlussformel „Ihre sie Gute Freundin Katharina W.“; Brief 3) und ihr Wunsch, mit dem Direktor in Kontakt zu bleiben. Auch der etwa einen Monat später verfasste Brief (4) beginnt in einem plaudernden Ton über das Wetter, woraufhin sie dem Direktor und dem Anstaltspfarrer Zech den Kauf einer Droschke anbietet. All dies sind Belege für ihre bereits erwähnte Kontaktfreudigkeit zu höherstehenden Personenkreisen.

Auch sprachlich finden sich in ihren Texten Anzeichen dafür, dass sie gebildet wirken möchte. Dies zeigt sich an ihren eloquenten Formulierungen vor allem auf der lexikalischen Ebene, etwa in Brief (3) an den Direktor bei der Beschreibung ihrer Rückreise nach Hause in „das Gelobte Land“, bei der ihr im Wagen etwas unwohl wurde und sie sich „bequemern musste zu gehen“. Dass sie deswegen aber nicht in die Anstalt zurückgebracht werden muss, formuliert sie sehr komplex und etwas umständlich mit dem Bild eines nicht benötigten Bandes des Direktors: „dis band wo Sie die Letzte mahl in bad zu mir sagte das sie mich gleich wieder herziehen werden denke ich werden sie wohl unbenütz behalten dürfen“.

Der Ton ihrer Briefe erinnert somit durchaus an den von Distanzschreibern, allerdings ist ihre mangelhafte Schreibfertigkeit unübersehbar. So erschweren das oftmalige Fehlen von Interpunktion, zahlreiche Inkongruenzen, Ellipsen und Parenthesen die Lesbarkeit ihrer Briefe deutlich. Graphematisch ist ein Durcheinander von Groß- und Kleinschreibung sowie fehlenden und vorhandenen Längenzeigern zu beobachten (vgl. das vorige Beispiel), was allerdings nicht in die Nähe-Distanz-Analysen aufgenommen werden konnte (vgl. Kap. 4.1.2.2 d). Auch der komplett fehlende Wechsel zu lateinischer Schrift, etwa zur Auszeichnung von Ort, Datum und Namen, ähnlich auch bei den anderen Näheschreibern zu beobachten, spricht für eine nur kurze Schreibausbildung. Dies schlägt sich auch in den Nähe- und Distanzwerten nieder, die das Schreiberprofil von Katharina W. in Abb. 57 veranschaulicht, das vollständig im Nähebereich liegt. Die beiden offiziellen Briefe an den Direktor sind dabei näher an der Orientierungsachse und besitzen damit einen niedrigeren Differenzwert als ihre insgesamt stärker näh- und weniger distanzsprachlichen Privatbriefe. Insgesamt decken sich bei dieser Schreiberin die biographischen Kontexte mit der Struktur ihrer Texte. Ihr Streben nach Bildung und Kontakt zu höheren sozialen Schichten sind darin klar erkennbar; jedoch bleiben für eine Kleinbürgerstochter des 19. Jahrhunderts diese gesellschaftlichen Bereiche unerreichbar.

6.2.2 Nähe-Distanz-Schreiber

Im Folgenden werden die 17 Nähe-Distanz-Schreiber vorgestellt, also Schreiber, deren Briefe teilweise auf der Nähe- und teilweise auf der Distanzseite des Nähe-Distanz-Raums liegen. Dabei handelt es sich um 14 Patienten und 3 Angehörige (vgl. S. 327, Abb. 49).

6.2.2.1 Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950)

Magdalena R. (kfb-2950) wurde 1887 als Tochter eines Schuhmachers und Kaufmanns geboren und stammte aus einem kleinen Dorf bei Kempten im Allgäu. Nach dem Besuch der Volksschule arbeitete sie im Geschäft ihrer Eltern und nach deren Tod an unterschiedlichen Dienststellen als Dienstmädchen. Laut dem in ihrer Akte überlieferten Bericht eines Arztes ihres Heimatorts vom 04.10.1923 war sie bis zum Sommer desselben Jahres „[g]eistig normal“, suchte ihn dann aber mehrfach auf und „äußerte Kleinheits- u. Versündigungsideen: sie werde hingerichtet oder im Schweinestall gemetzgert, weil sie Geschlechtsverkehr gehabt habe; sie sei das Essen nicht wert u. verweigerte die Nahrungsaufnahme in den letzten Tagen. Nachts entfloh sie durch's Fenster und trieb sich im Hemd herum. Sie habe dem Teufel unterschrieben u.s.w.“.

Auf Grund von Verfolgungswahn und Selbstmordgefahr wird sie Ende September 1923 in die Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren gebracht, wo sie in der Krankengeschichte als „sehr ängstlich und stark gehemmt“ beschrieben wird. Sie „[m]eint, man wolle sie hinrichten, sie habe so viel gesündigt“. 1925 wird sie nach Irsee verlegt, wo sich ihr Zustand bessert, sodass sie im November 1928 entlassen wird. Im Juli 1933 erfolgt allerdings ein Wiedereintritt, da sie laut bezirksärztlichem Gutachten an „Sinnestäuschungen, Wahnvorstellungen und Willensstörungen“ leidet; dem Arzt gegenüber ist sie völlig apathisch und er resümiert: „Sie ist geisteskrank“. In der psychiatrischen Anstalt verändert sich aber ihr Verhalten und sie wird 1936 beschrieben als „ziemlich geschwätzig, hat viele Wünsche, möchte bald dies, bald das, weint manchmal um aber bald wieder zu lachen und zu schimpfen“. Dabei beschäftigt sie sich mit Handarbeiten. Ihr Zustand bessert sich also deutlich, sodass sie im August 1936 von zwei Schwestern abgeholt wird und in die „Offene Fürsorge“³⁰ zu ihrem Bruder entlassen wird. Noch zwei Einträge aus demselben Jahr finden sich in ihrer Krankengeschichte; bei Besuchen des Kaufbeurer Anstaltspersonals werden „keine besonderen Beschwerden“ bei der ehemaligen Patientin notiert; sie „hat sich gut eingewöhnt und eine günstige Unterkunft gefunden.“

In Magdalena R.s Akte sind 16 offizielle Briefe, 8 Privatbriefe, 1 Zettel mit Sprüchen und 5 beschriftete Ränder kleiner Kalenderblätter. Sie schreibt oftmals auf Postkarten, nutzt auch Rückseiten von Werbekarten und dünnes Einwickelpapier für ihre Texte. Von den Briefen stammen 5 aus der Zeit des ersten Anstaltsaufenthalts (alle offiziell), 2 schrieb sie zwischen den beiden Aufenthalten von zu Hause an die Anstalt und 8 sind aus dem

³⁰ Vgl. Söhner (2016) zur familiären psychiatrischen Verpflegung in Bayerisch-Schwaben.

Jahr 1936, also vom Ende ihres zweiten Aufenthalts in Kaufbeuren (4 offiziell, 4 privat). Dazu sind 8 ihrer Briefe undatiert (4 offiziell, 4 privat).³¹ Auch nicht an die Patientin weitergeleitete Briefe ihrer Angehörigen sind überliefert (vgl. S. 133, Fn. 130).

Zur Analyse ausgewählt wurden je 3 zumindest auf das Schreibjahr datierbare offizielle und private Briefe (vgl. Tab. 25), mit denen der Richtwert von etwa 1000 Annotationen (vgl. Kap. 4.2) bereits leicht überschritten wurde. Ihre Privatbriefe adressiert sie dabei meist an mehrere Personen zu Hause wie Schwester, Bruder, Schwägerin und Base, die somit als ‚Verwandte‘ zusammengefasst sind. Ihre offiziellen Briefe sind in der Regel an einen namentlich nicht genauer bezeichneten Oberarzt gerichtet, ab 1931 an einen ‚Herrn Medizinalrat‘. Auch dem Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde und dessen Frau schreibt sie gelegentlich.

Abb. 58 zeigt das Schreiberprofil von Magdalena R., das fast vollständig im Nähebereich liegt und nur beim Brief an den Oberarzt von 1926 leicht in den Distanzbereich ragt. Auffälligerweise handelt es sich dabei um den einzigen untersuchten Brief aus dem ersten Aufenthaltszeitraum, der hier einen leicht negativen Differenzwert aufweist. Bezüglich ihrer Nähewerte liegen die drei offiziellen Briefe alle in ähnlicher Höhe unter den Privatbriefen, bei ihren Distanzwerten unterscheiden sich die offiziellen Briefe jedoch deutlich. Hier ist der genannte Brief an den Oberarzt der mit dem höchsten Distanzwert, während der an den Bürgermeister den niedrigsten Distanzwert aufweist, der sogar noch die Werte der Privatbriefe klar unterschreitet. Die drei Privatbriefe grenzen sich somit bezüglich ihrer Nähewerte deutlich von den offiziellen ab. Der besonders hohe Nähewert des nur auf 1936 datierbaren Briefs kann ein Ausreißer sein, der auf die geringe Länge dieses Briefs zurückzuführen ist. Die auffällige elliptische Gestaltung dieses Briefs bestätigt aber den nächsprachlichen Wert.

Unterschiedliche Faktoren führen zu den hohen Nähewerten in den Briefen von Magdalena R. Ihre Syntax ist von zahlreichen aggregativen Präzisionen nach der rechten Satzklammer und teilweise fehlender Kohäsionsmarkierung geprägt. Dazu kommen außergewöhnlich viele Ellipsen, die bis zur Unverständlichkeit einzelner Passagen führen. Dies scheint jedoch weniger wie bei den Näheschreibern aus Unroutiniertheit im Schreiben zu resultieren, sondern ist oft durch ihren durch inhaltliche Sprünge und Auslassungen zu charakterisierenden Stil bedingt, der einige typisch mündliche Komponenten umfasst. Sie stellt in ihren Briefen regelmäßig Kontakt zu den intendierten Adressaten her, fordert diese durch einige Imperative zu Handlungen auf und spricht sie mit Anredenominativen an. Besonders auffällig sind bei dieser Schreiberin die zahlreichen sprachspielerischen Passagen, bei denen sie in Form von Codeswitching in ihren Allgäuer Dialekt oder in regiolektale Formen übergeht (vgl. Schiegg & Foldenauer 2021: 381f.) und dabei kurze humorvolle Sprüche verschriftet, die sich in ihren Briefen leicht variierend wiederholen. Diese wurden meist nächsprachlich als Form der Kontaktwiederherstellung klassifiziert. Teilweise erscheinen aber auch ernsthaftere, distanzsprachliche poetische Passagen.

³¹ Ein Teil der undatierten Briefe befindet sich auf Rückseiten von Werbekarten, die wohl aus der Zeit ihres zweiten Anstaltsaufenthalts stammen.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Verwandte, 24.05.1936	pp	807	0,301	0,196	0,105	1
(2) Verwandte, Juli 1936	pp	1093	0,335	0,131	0,205	2
(3) Verwandte, 1936	pp	178	0,382	0,126	0,257	2
(4) Oberarzt, Mai 1926	po	487	0,243	0,253	-0,010	1
(5) Medizinalrat, 24.07.1936	po	758	0,259	0,178	0,081	1
(6) Bürgermeister, August 1936	po	295	0,253	0,077	0,176	2

Tab. 25: Kennwerte bei Magdalena R. (kfb-2950)

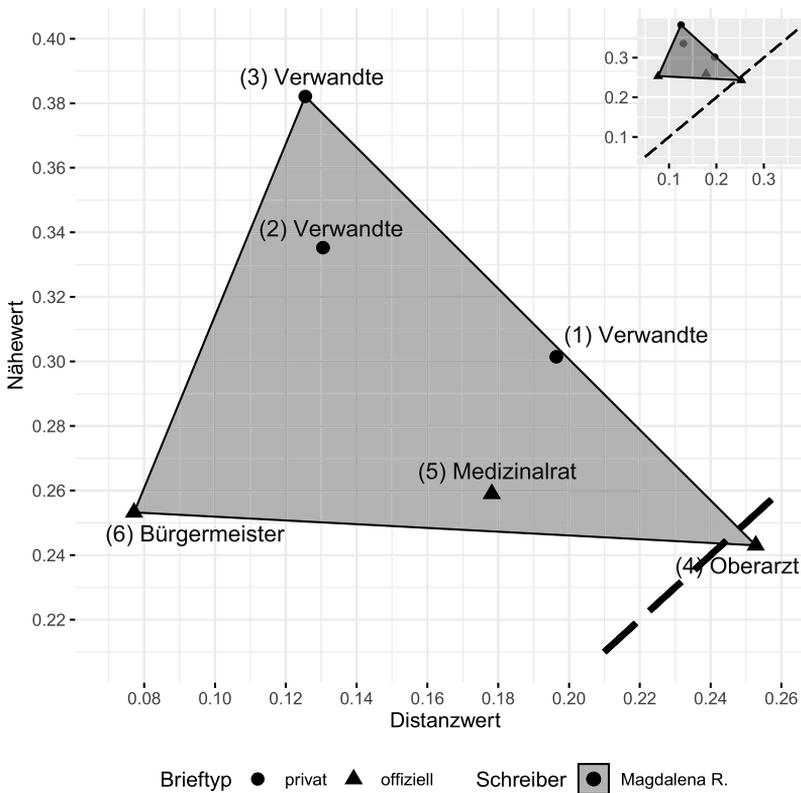


Abb. 58: Schreiberprofil von Magdalena R. (kfb-2950)

Die ungewöhnlich geringe Distanzsprachlichkeit ihres Schreibens an den Bürgermeister (6) ihres kleinen Heimatortes und dessen Frau, das in Form einer Postkarte überliefert ist, resultiert wohl aus einem recht vertrauten Verhältnis zu diesen. So war Magdalena R. mit der Frau des Bürgermeisters befreundet, was daraus ersichtlich wird, dass sie auch einmal einen Brief (undatiert) nur an diese schreibt, sie dort duzt und sich schließlich verabschiedet mit „Gruß v. d. einsten Freundin“. Auch die Anmerkung „Alles Nähere dann mündlich“ im analysierten Schreiben an Bürgermeister mit Ehefrau belegt ein persönliches Verhältnis, da sie damit auf eine spätere Kontaktsituation verweist. Eine Transkription mit Abbildung der Postkarte findet sich in Kap. 7.1.a, wo diese im Detail hinsichtlich Elemente sprachlicher Kreativität analysiert wird. Im Gegensatz dazu ist eine direkte Kommunikation mit dem Oberarzt trotz räumlicher Nähe kaum möglich, wie die Schreiberin im Brief an diesen (4) erläutert: „indem ich heißer bin u. ich nicht soviel reden kann u. Sie nicht soviel Zeit haben hinzustehen für mich um mich anzuhören“.

Dieser Brief an den Oberarzt stammt von 1926 und damit aus dem ersten Anstaltsaufenthalt der Schreiberin. Er ragt als einziger von den untersuchten in die Distanzseite und hat einen leicht negativen Differenzwert. In der Tat unterscheidet er sich sowohl inhaltlich als auch sprachlich deutlich von den restlichen Briefen. Detailliert schildert Magdalena R. darin ihre körperlichen Beschwerden und die Geschichte ihrer Erkrankung; ebenso beklagt sie sich über die Behandlung in der psychiatrischen Anstalt, in der sie sich zu unrecht untergebracht fühlt. Im Vergleich zu den Briefen von 1936 fällt auf, dass das Sprachspielerische hier fast vollständig fehlt; durch distanzsprachliche Lexik, Funktionsverbgefüge (*Bitte stellen*, *Achtung schenken*) und komplexe Satzstrukturen wirkt der Brief sehr formell. Er zeigt eine starke Zurückhaltung der Schreiberin, indem sie sich zunächst beim Oberarzt kurz bedankt („für das gesandte Omllett“) und dann die oben zitierte Begründung liefert, weshalb sie überhaupt einen Brief schreibt: ihre Heiserkeit und dessen Zeitnot. Dabei vermeidet sie, ihm alleine die Schuld für den mangelnden Kontakt zuzuschreiben. All dies deckt sich mit den Beschreibungen der ängstlichen und gehemmten Patientin bei ihrem ersten Anstaltsaufenthalt, während in den späten Briefen ihre Aufgewecktheit durch zahlreiche humorvolle und gewitzte Sprüche und Anekdoten deutlich zum Ausdruck kommt.

Bei dieser Schreiberin wurde deutlich, dass die Nähe- und Distanzwerte an sich zwar geeignet sind, um einen groben Eindruck von der sprachlichen Gestaltung einzelner Texte zu erhalten; sie überdecken aber zahlreiche Details, die nur bei der Berücksichtigung kontextueller Faktoren und in qualitativen Analysen zum Vorschein kommen. Ein detaillierter Blick auf die außergewöhnliche sprachliche Kreativität mit poetischen Passagen und Codeswitching bietet sich an, um diese facettenreiche Schreiberin und ihr sprachliches Handeln besser zu verstehen. Daher widmet sich Kap. 7.1 ausführlich der sprachlichen Kreativität von Magdalena R.

6.2.2.2 Bauerstochter Maria Cleopha G. (kfb-2827)

Die ledige Bauerstochter und Dienstmagd Maria Cleopha G. (kfb-2827) wurde 1845 in einem kleinen Dorf bei Babenhausen im Unterallgäu geboren. Ein Bericht des Kaufbeurer Direktors Dr. Kiderle vom 20.03.1879 gibt Aufschluss über ihren „Geisteszustand“. So sei sie „schon im Jahre 1870 kurze Zeit an Melancholie erkrankt“ und leide „seit Dezember 1876 an Tobsucht“. Daraufhin wird sie 1877 in die psychiatrische Anstalt verbracht. Wegen Besserung ihres Zustandes wird sie nach kurzer Zeit entlassen, aber bereits im Oktober 1878 nach einem „Rückfall“ (Protokoll der Wiederaufnahme, 12.10.1878) wieder aufgenommen. Im bereits zitierten Schreiben von Dr. Kiderle wird deutlich, dass sich bei ihr ein „hohe[r] Grad von heiterer Erregung und Verwirrtheit, verbunden mit Schlaflosigkeit und anhaltendem Bewegungsdrang“ wiederholt mit Phasen ohne Krankheits-symptome abwechselt; insgesamt lasse sich dabei „ein geringer Grad an Schwachsinn nicht verkennen“. Bereits 1879 stellt der Arzt fest, dass ihre Anfälle „durch ihr Auftreten als periodische Form sehr geringe Aussichten auf vollständige Heilung“ haben, „daß die Krankheit sehr wahrscheinlich noch einige Jahre dauern wird und eine Wiederherstellung der Integrität der geistigen Thätigkeit der Kranken nicht mehr zu erwarten ist.“ Auch 1879 darf sie die Anstalt verlassen, wobei sie bereits im darauffolgenden Jahr wieder nach Kaufbeuren verbracht wird. 1889 wird sie schließlich als Langzeitpatientin in die Pflegeanstalt Irsee überführt. Dort verbringt sie die restlichen 34 Jahre ihres Lebens bis zu ihrem Tod im Dezember 1923 im Alter von 78 Jahren. Da ihre Krankengeschichte nicht mehr in ihrer Akte vorhanden ist, lassen sich nur sehr sporadische Informationen über die Entwicklung ihres gesundheitlichen Zustandes ermitteln. Laut einer Briefskizze von Dr. Ullrich vom 24.11.1897 an den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde leide sie etwa weiterhin „an sogenanntem circulärem Irresein“.

Ihre außergewöhnlich lange Zeit in psychiatrischer Behandlung führt zur Überlieferung von Briefen aus einem Zeitraum von 25 Jahren.³² Deren Verteilung ist allerdings sehr unregelmäßig. Von ihren frühen Aufenthalten sind keine Briefe überliefert, lediglich zwei Schreiben an die Anstalt aus dem Jahr 1879 während eines Heimataufenthalts. Die restlichen 15 datierten Briefe stammen von 1891 bis 1896, einer ist von 1904. Ein Privatbrief und eine kurze Notiz sind undatiert, ebenso wie ein Loblied auf die bayerische Monarchie; wohl von 1888 stammt eine Art Lobestext auf das fünfzigjährige Bestehen der Irseer Anstalt. Aus den letzten 19 Jahren ist nichts überliefert. Dazu kommt, dass einige Briefe äußerst kurz sind und einer der drei offiziellen Briefe nur fragmentarisch überliefert ist (24.11.1893); diese eignen sich nicht für die Nähe-Distanz-Analyse. Die einzigen anderen beiden offiziellen Briefe sind von 1879, was eine diachrone Vergleichbarkeit zudem erschwert. Zur Analyse ausgewählt wurden diese beiden offiziellen Briefe sowie eine hinsichtlich Adressaten und Schreibzeitpunkten breite Streuung von 7 Privatbriefen (vgl. Tab. 26).

³² Die Briefe der Patientin befinden sich fälschlicherweise in der Akte von Veronika G. (kfb-1148).

Abb. 59 zeigt das Schreibprofil von Maria C. G., das bis auf den offiziellen Brief an den Direktor (9) komplett im Nähebereich liegt und dort eine recht große Fläche abdeckt. Ein Großteil ihrer Briefe ist jedoch eng gruppiert, was insofern beachtlich ist, als dass es sich dabei um Briefe an unterschiedlichste Adressaten und aus der kompletten Zeitspanne der Überlieferung handelt: von 1879 (Brief an Frau Hopp) bis 1904 (Brief an Neffen). Somit scheint diese Schreiberin eine große Konsistenz in der sprachlichen Gestaltung ihrer Briefe aufzuweisen, die sie in manchen Fällen jedoch nicht aufrecht erhält. Eine kontextuelle Betrachtung der Briefe kann diese Diskrepanzen erklären.

So beschreibt Maria C. G. detaillierter als die meisten anderen Patienten den Alltag und aktuelle Ereignisse in der psychiatrischen Anstalt und geht dabei oft auch auf ihren Gesundheitszustand ein, der, wie bereits auch Dr. Kiderle festgestellt hat, starken Schwankungen unterworfen ist (siehe oben). Besonders schlecht ging es ihr laut eigener Aussage 1894, wie sie in Brief (5) an Bruder und Schwägerin schildert: „Ich wa am Schleim u. Nerfen Fieber, sechs Monat krank in Tobhaus“.³³ Sie drückt darin eine große Verzweiflung aus: „O! Gott! weiß . ich. sterben könnte, das wäre gut, aber ich kañ nicht sterben:- auser ich nehne mir sellst das; Leben“. Vom Schriftbild her ist dieser Brief deutlich unregelmäßiger als die anderen, zeigt verwischte Tinte und Fingerabdrücke. Auch auf der sprachlichen Ebene macht sich dies bemerkbar, indem dieser Brief von den untersuchten der nächstsprachlichste ist. Meist sind die hier erscheinenden Nähemerkmale typisch für sie und treten ganz ähnlich auch in ihren anderen Briefen auf, etwa zahlreiche aggregative Präzisierungen, Anredenominative, Gefühlsäußerungen, Kasusinkongruenzen, Ellipsen und Apo- sowie Synkopen. Erhöht ist jedoch die Zahl von 8 nicht auf Lautung zurückführbaren Schreibfehlern wie verdoppelte („Sshwägerin“, „schwwer“, „Ichhr“) und weggelassene Graphien („wa[r]“, „geg[e]ben“). Die Auffälligkeit betrifft also wieder die graphematische Ebene, die eng mit dem Schriftbild zusammenhängt, das sie auf Grund ihrer noch vorhandenen Beeinträchtigungen wohl nicht in der sonst bei ihr üblichen Art gestalten kann.

Lediglich der Brief an den Freund Wilhelm (6) zeigt noch mehr derartige Schreibfehler (16 Stück³⁴) und ebenfalls eine etwas unregelmäßige, aber deutlich gebesserte Schrift. Dieser Brief hat die zweitgrößte Nächstsprachlichkeit und weist ähnliche Nähemerkmale wie der vorige auf. Es fällt auf, dass dies trotz etwa zwei Jahren Abstands der chronologisch anschließende Brief ist und sich die Patientin vielleicht weiterhin in einem schlechten Zustand befand, der auch ihre Schreibfähigkeit beeinträchtigte. Sie zeigt sich resigniert und ist mit der medizinischen Behandlung unzufrieden: „Bei meiner Gesundheit

³³ Aus Maria C. G.s Texten geht auch hervor, dass die Russische Grippe im Winter 1889/90 die Anstalt heimsuchte: „Am der neuen Krankheit sei heißt Inuffenzia Da sind diesen Winter! - in Irrsee! - alle Pflegerinnen recht krank dagelegen.“ (Brief an Freundin Monika, 14.05.1890).

³⁴ Kürzungen am Wortende wurden meist als Apokopen klassifiziert, da dies für die Berechnung des Nähewerts keine Auswirkungen hat. Teilweise könnten diese auch als Schreibfehler oder Inkongruenzen bewertet werden, etwa „vergess[en]“, „groß[es]“ und „unsäglich[en]“.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Familie/Freundin, 31.12.1889	pp	409	0,307	0,109	0,198	0
(2) Onkel, 31.12.1889	pp	439	0,226	0,161	0,065	1
(3) Freundin Monika, 14.05.1890	pp	524	0,241	0,150	0,092	0
(4) Bruder, 04.07.1893	pp	358	0,229	0,162	0,067	1
(5) Bruder, 22.07.1894	pp	297	0,373	0,168	0,205	2
(6) Freund Wilhelm, 20.05.1896	pp	269	0,361	0,144	0,217	1
(7) Neffe, 03.11.1904	pp	322	0,211	0,131	0,081	1
(8) Frau Hopp, 07.10.1879	po	480	0,226	0,151	0,075	2
(9) Direktor, 07.10.1879	po	260	0,180	0,252	-0,072	2

Tab. 26: Kennwerte bei Maria C. G. (kfb-2827)

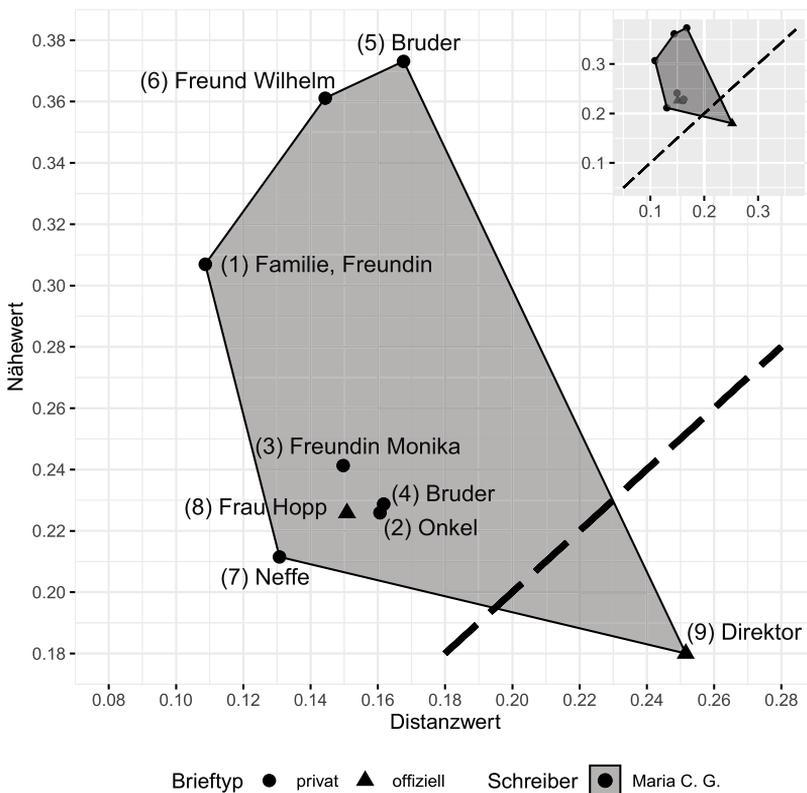


Abb. 59: Schreiberprofil von Maria C. G. (kfb-2827)

geht es immer in Wechsel der Monate. Den Cathar. bring ich den ganzen Wint nicht weg Mediziniren ist mir ganz entleidet ich mag nicht nach Homopachtie“.

Ebenfalls überdurchschnittlich nähesprachlich ist der Brief an ihre Familie (1), zwei Monate nach ihrer Überführung nach Irsee. Der Brief zeichnet sich durch einige Ellipsen, nähesprachliche Lexik, Apokopen und Inkongruenzen aus. Maria C. G.s Gesundheitszustand scheint hier zwar nicht gut zu sein, sich aber gebessert zu haben: „Ich bin etwas leidend!“; „Ich bin jetzt schon wieder: besser.“ Der am gleichen Tag verfasste Brief an ihren Onkel (2) ist deutlich weniger nähe- und dafür distanzsprachlicher. Etwa spricht sie diesen zu Beginn bereits mit einem Distanzgruß an: „Hochwürder. Hochverehrender! Herr: Onkel!“.

Dennoch finden sich auch noch einige nähesprachliche Merkmale wie Kasusinkongruenzen, aggregative Präzisierungen und Apokopen.

Vom 07.10.1879 existieren ebenfalls zwei Briefe, beide offiziell, welche die Patientin von zu Hause aus geschrieben hat. Einer ist an eine „Frau Hopp“ (8) in der Kaufbeurer Anstalt gerichtet, deren Identität allerdings nicht geklärt werden konnte. Da die Schreiberin diese siezt und förmlich mit „Geehrte Frau Hopp“ adressiert, wurde das Schreiben als offizieller Brief eingestuft. Einiges spricht aber auch für eine Klassifizierung als Privatbrief. So schließt Maria C. G. den Brief informell mit „Ihre Bekañte“. Inhaltlich ist er ebenfalls recht persönlich, da sie ausführlich von ihrer Familie und ihren Reisen erzählt und dabei auch unangenehme Erfahrungen zuhause³⁵ und bei ihrem Anstaltsaufenthalt nicht ausspart. Die Zahl der Nähe- und Distanzmerkmale deckt sich recht genau mit den anderen Privatbriefen, besonders häufig vertreten sind aggregative Präzisierungen und Korrekturen, was auf eine mangelnde Konzentration bei der Abfassung des Briefes deuten könnte. Daneben erscheinen aber auch Emotionsäußerungen (zweimal „Gott sei Dank“ und „Gott tausendmahl Dank“).

Der parallel dazu geschriebene Brief an den Direktor (9) ist deutlich kürzer als der an Frau Hopp, was für offizielle Briefe typisch ist. Inhaltlich sind die Briefe jedoch recht ähnlich, wobei sie hier auch ausführlich ihren Dank für die erfahrene Behandlung ausdrückt. Ihren Gesundheitszustand stellt sie in diesem Brief ebenfalls positiver als in dem an Frau Hopp dar, wohl um keine Zweifel an der Richtigkeit ihrer Entlassung aufkommen zu lassen.³⁶ Dieser Brief reicht als einziger deutlich in den Distanzbereich, was u. a. bedingt ist durch mehrere komplexe Nebensätze ersten Grades. Ihr Bemühen um Formalität zeigt sich auch beim Einsatz distanzsprachlicher Adverbien (*sogleich, stets, bereits, allein*) und einem Dativ-e („Glückwünsche zum hohen Namens-Feste darbringen“).

Legt man die beiden Briefe an Frau Hopp und den Direktor direkt nebeneinander (vgl. Abb. 60), so erkennt man bei letzterem eine großzügigere Einrichtung des Textes. Der Briefkopf nimmt hier genau eine halbe Seite ein, wobei die zweizeilige Anrede „Hochge-

³⁵ „Darauf haben mich die Meinigen iñer hart behandelt aus lauter Zorn alle vier Wochen eingesperrt die Läden zugenagelt u. geschlagen u. gestoßen. Ich koñte doch nicht dafür das mir der liebe Gott so viel Leiden schickte.“

³⁶ Vgl. „Ich bin Gott sei Dank recht gesund“ (an Direktor) vs. „zuerst war ich hie u. da so des Monats krank“ (an Frau Hopp).

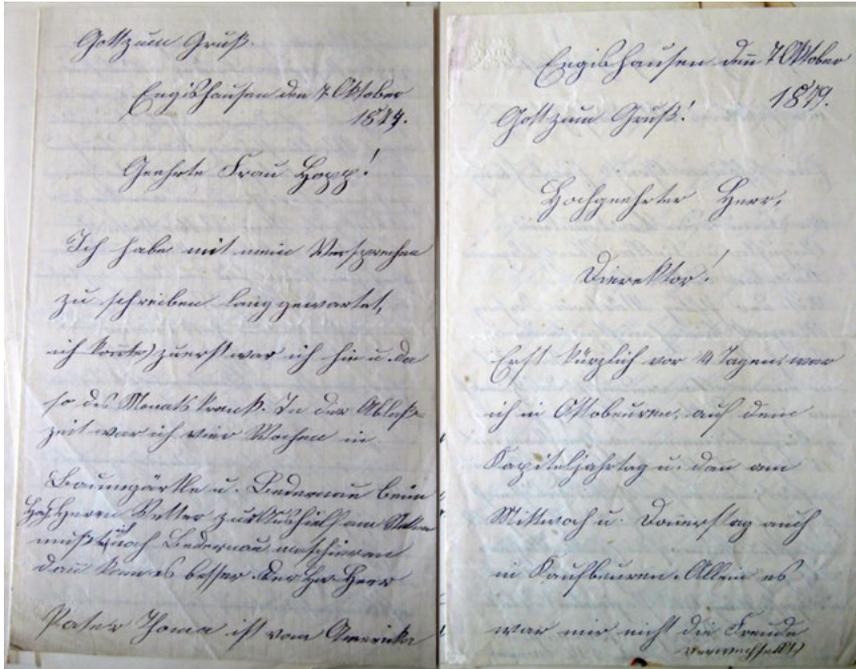


Abb. 60: Vergleich von S. 1 der offiziellen Briefe von Maria C. G. (kfb-2827); links: an Frau Hopp, rechts: an Direktor

ehrter Herr, / Direktor!“ prominent in der Mitte steht. Beim Brief an Frau Hopp ist hierfür nur eine Drittel Seite eingeplant. Auch der linke Rand ist beim Brief an den Direktor auf allen vier Briefseiten etwas größer. Auf den ersten drei Seiten lässt die Schreiberin im Brief an den Direktor jeweils eine Zeile frei, während der Briefbogen im anderen Brief oft ohne Zeilenabstand und enger beschriftet ist. Man kann dort auf S. 1 auch mehr Durchstreichungen und Ergänzungen erkennen. Gegen Ende gerät die Schreiberin jedoch bei beiden Briefen in Platznot, was beim Brief an den Direktor daraus resultiert, dass sie nach Abschluss des Briefs ohne Zeilenabstand noch eine Beschwerde über eine Wärterin ergänzt, die ihr bei Entlassung nicht alle Effekten zurückgegeben haben soll. Im Brief an Frau Hopp erscheint diese Passage stellenweise fast wortgleich, aber weniger als Beschwerde sondern eher als Bitte, sich um die Problematik zu kümmern; nun ist die Stelle in den Brief integriert. Dies ist ein Hinweis darauf, dass sie den Brief an Frau Hopp als zweites geschrieben haben könnte. Vielleicht hat im Laufe dieses langen, nächtlichen Schreibprozesses auch ihre Konzentration nachgelassen, denn abschließend fügt sie an „Ich bitt um entschuldigung es war Nacht 2 Uhr.“ (Brief 8).³⁷

³⁷ Im Brief an den Direktor (9) erfolgt der Zusatz fast wortgleich: „Ich bitte um Entschuldigung es war 2 Uhr Morgens.“ Beim direkten Vergleich mit (8) erkennt man auch hier das größere Bemühen um orthographische Korrektheit: keine Apokope bei „bitte“; Großschreibung von „Ent-

Maria C. G. kann folglich als eine Patientin charakterisiert werden, deren wechselnder Gesundheitszustand sich in der Nähe- und distanzsprachlichen Gestaltung ihrer Texte widerspiegelt, wobei hier besonders die graphematische Ebene betroffen ist. Vom Faktor Krankheit unabhängige Untersuchungen sind somit nur beim Vergleich zeitgleich geschriebener Texte möglich; dies erlauben trotz des Ungleichgewichts in der Überlieferungslage jeweils zwei am gleichen Tag verfasste Briefe. Dabei zeigt sich deutlich, dass es sich auch bei dieser Bauerstochter um eine flexible Schreiberin handelt, die in der Lage ist, einen distanzsprachlichen Brief zu verfassen, der sowohl auf der sprachlichen als auch auf der makrostrukturellen Ebene einen recht hohen Grad an Formalität aufweist. Wie bei Magdalena R. (kfb-2950) zeichnet sich einer ihrer als offiziell klassifizierten Briefe eher als ein Näheschreiben aus, was jedoch durch die recht hohe Vertrautheit der Kommunikationspartner erklärt werden kann. Die qualitativen Untersuchungen ermöglichten es somit wieder, scheinbare Ausreißer der Nähe-Distanz-Analyse einzuordnen und Übergangsbereiche zwischen den offiziellen und privaten Briefen aufzuzeigen.

6.2.2.3 Dienstmagd Maria E. (kfb-2817)

Maria E. (kfb-2817) wurde 1848 im bayerisch-schwäbischen Illertissen geboren. Bereits „mit 14 Jahren kam sie in die Fremde, war von da ab in verschiedenen Stellungen /: als Kinderfrau, Hausmädchen, p, :/ in zahlreichen besseren Familien, mit denen sie öfter große Reisen machte. So kam sie mit manchen höheren Persönlichkeiten in indirekte Berührung“. Diese biographischen Informationen stammen aus der Anamnese der Patientin in der Kreis-Irrenanstalt München, die nach polizeilicher Einweisung am 17.02.1897 erfolgte und in ihre Kaufbeurer Krankenakte eingelegt ist. Dabei wurden bei ihr auch „Erinnerungsfälschungen“ beobachtet, da die Patientin dachte, „daß Prinz Otto und sonstige hohe Herrschaften ihr besondere Aufmerksamkeit schenkten; damals sollten schon Abmachungen zwischen der Königin und ihr gemacht worden sein“. Dem Prinzregenten habe sie „Beschwerdeschriften geschickt, suchte wiederholt den König Otto in Fürstenried zu sprechen“. Bei ihrer letzten Dienststelle in München „suchte sie wiederholt den Prinzregenten abzapfen, um ihre Beschwerden anzubringen. – Am Morgen ihres Einlieferungstages ist ihr dies an der Residenz gelungen, worauf sie festgehalten und eingeliefert wurde“. In der Anstalt werden ihr „Größenideen“ und „Wahnideen“ attestiert, die Ärzte beobachteten „[v]iele wechselnde (hysterische) Klagen“ (23.02.1897). Ende Februar wird sie von einer Münchener Pflegerin nach Kaufbeuren gebracht, wo die Armenpflege ihres Heimatortes die Verpflegungskosten übernimmt.

Bei der Aufnahme am 27.02.1897 wird detailliert Maria E.s sprachliches Verhalten geschildert: „[Sie] erzählt sehr weitläufig und breitspurig, vermengt ältere und jüngere Ereignisse, geräth zusehends immer mehr in Affekt und Eifer und damit zugleich in eine

schuldigung“ und Verwendung einer adverbialen Zeitangabe „Morgens“ statt einer aggregativen Präzisierung von „Nacht“ durch das angefügte Attribut „2 Uhr“.

gewiße Verworrenheit, nennt eine Menge von Fürsten, Königen, Prinzen, Großfürsten u.s.w. und häuft Anklagen, Beschuldigungen, Rechtfertigungen, Proteste, Größen- und Verfolgungsideen in bunter Reihenfolge aufeinander.“ Die nächsten 26 Jahre bis zu ihrem Tod im Mai 1923 verbringt die Patientin in der psychiatrischen Anstalt. Dabei ist sie „manchmal ruhiger, meist aber heftig erregt, schäumt förmlich vor Wuth, erfüllt mit ihrem gellenden, kreischenden Geschrei und Geschimpfe die ganze Abtheilung, überhäuft die Ärzte mit den gemeinsten Beschimpfungen“ (10.04.1904). Ihre Krankheit äußert sich darin, dass sie „[g]lanz von ihrer paranoiden Beeinträchtigungsidee erfüllt“ (20.05.1911) ist und sich dabei als „Königsbraut“ (29.10.1905) sieht, die „10 Millionen bei Rothschild liegen“ (01.10.1911) hat. In besseren Phasen hilft sie jedoch beim Gemüseputzen und unterstützt die Pflegerinnen, indem sie sich „liebvoll einiger Kranken“ (01.02.1911) annimmt. Im Dezember 1912 kommt sie nach Irsee, wo „keine wesentliche Veränderung ihres bisherigen Zustandes“ (02.03.1913) eintritt. Auf 19 Seiten dokumentieren die Irseer Oberärzte Dr. Zierl und Dr. Maier ihren über zehnjährigen Aufenthalt dort und gehen detailliert auf die sich wiederholenden und erweiternden Wahnideen ein. Hinzuweisen ist auf eine Beobachtung vom 19.11.1917: „Sie gebraucht in ihren Äusserungen fast immer die gleichen, zum Teil selbsterfundnen Ausdrücke und Redewendungen“. 1922 wird sie körperlich als „noch rüstig“ charakterisiert, zeigt geistig aber das „Zustandsbild halluzinatorischer Verrücktheit“ (20.05.1922). Im März 1923 muss sie jedoch wegen ihrer „zunehmenden Gebrechlichkeit“ ins Krankenzimmer und stirbt zwei Monate später mit 75 Jahren.

Wie bei einigen anderen Langzeitpatienten findet sich auch in Maria E.s Krankenakte eine Vielzahl von Schriftstücken. Es wurden 44 Briefe gezählt (19 privat, 25 offiziell) sowie eine undatierte, 12-seitige Lebensgeschichte, die vor allem ihre angeblichen Beziehungen zu bayerischen und italienischen Königsfamilien thematisiert. Die Briefe stammen von 1897 bis 1922 (15 sind undatiert) und decken fast den gesamten Zeitraum ihres Anstaltsaufenthaltes gleichmäßig ab. Die Privatbriefe richtet sie meist an ihren Bruder Nikolaus, aber auch an weitere Verwandte und Bekannte in Illertissen. Die offiziellen Briefe schreibt sie überwiegend an den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde, wobei hier zeitlich gestaffelt vier unterschiedliche Personen adressiert werden, von denen aber nur die ersten beiden tatsächlich auch das Bürgermeisteramt in Illertissen inne hatten.³⁸ Ebenso schreibt

³⁸ Am 03.03.1897 schreibt sie an Franz Ranz (Amtszeit 1876–30.09.1897), am 25.10.1897 und 18.07.1898 an Joseph Lumper (Amtszeit 01.10.1897–30.04.1917). Am 07.03.1912 richtet sie einen Brief an „Bürgermeister Fischer“, obwohl Lumper noch im Amt ist; am 19.02.1922 an „Herrn Fröher ehemaliger Bürgemster“, obwohl Karl Jegg (01.05.1917–14.08.1921) auf Lumper folgte, den Josef Rimmel 1937 ablöste (vgl. Nebinger & Rieber 1954: 162f.). Maria E.s restliche Briefe an einen Bürgermeister sind an keine namentlich genannte Person gerichtet. Ihre Bitte an ihren Bruder um Mitteilung zum aktuellen Bürgermeister bleibt wegen der Briefzensur unbeantwortet: „Schreibe mir jetzt wär in Illertissen Bürgermeister ist“ (24.06.1913). Im Jahr 1897 hatte sie diese Information einer Zeitung entnommen: „Zu meiner Überraschung laß ih in der Augsburger Zeitung Das Sie das Bürgemeister-Amt übernommen haben“ (25.10.1897).

sie dem Anstaltsdirektor, dem Pfarrer, der Gemeindeverwaltung, dem Amtsgericht und dem Kaiser von Russland.

Die Texte dieser Schreiberin sind schwer verständlich, Satzgrenzen sind oft wegen fehlender Interpunktion und thematischen Sprüngen zwischen Bitten um Abholung und Ausführungen zu den Königshäusern kaum zu erkennen, sodass sich diese Briefe an der Grenze dessen befinden, was noch sinnvoll mit dem Nähe-Distanz-Modell analysiert werden kann. Bei der Auswahl der Briefe (vgl. Tab. 27) wurde somit nicht wie sonst verstärkt auf eine möglichst große Vielfalt an Daten geachtet, sondern es wurden auch zur Kontrolle mehrere vergleichbare Briefe mit einbezogen, anhand derer eine Überprüfung der Konsistenz der Ergebnisse erfolgen kann. Bei den Privatbriefen wurden daher lediglich solche an den Bruder ausgewählt, wobei hier zusätzlich auf eine ähnliche Länge von zwischen ca. 300 und 500 Wörtern geachtet wurde. Die offiziellen Adressaten wurden vielfältiger ausgewählt; drei Briefe an den Bürgermeister, der Brief ans Amtsgericht und die beiden an den Kaiser von Russland wurden zur Untersuchung herangezogen. Die zwei Briefe von 1921 (Amtsgericht) und 1922 (Bürgermeister) sind dabei die spätesten datierbaren dieser Schreiberin.

Abb. 61 zeigt das Schreiberprofil von Maria E. Dieses weist deutliche Ähnlichkeiten mit dem von Maria C. G. (kfb-2827) (vgl. S. 357, Abb. 59) auf, indem sich auch hier die meisten der Briefe in einem recht kleinen Raum gruppieren. Die vier ähnlichen Briefe an den Bruder befinden sich in dieser Gruppe. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Nähe-Distanz-Analysen trotz ihrer schwierigen Durchführbarkeit auch hier konsistente Ergebnisse hervorbringen können. Wie zu erwarten war, besitzt das Schreiberprofil hier wieder ein Übergewicht auf der Näheseite, wobei die beiden Briefe an den Kaiser von Russland deutlich in die Distanzseite ragen.

Bei einem der beiden Briefe an den Kaiser (10) handelt es sich um eine kurze, mit Bleistift geschriebene Skizze (120 Wörter) von Brief (9) (487 Wörter), die sich auf der letzten Seite von Brief (9) befindet. Die beiden Texte, die Maria E. vermutlich in der Frühzeit ihrer Anstaltsaufenthalte oder auch schon davor verfasst hat³⁹, wurden getrennt voneinander analysiert und führen zu einem sehr ähnlichen Ergebnis, obwohl bei der Skizze nur 48 und bei der Reinschrift 140 Annotationen vorliegen. Dies zeigt, dass bereits Ausschnitte von Briefen für die Nähe-Distanz-Analysen geeignet sein können.

Die Reinschrift dieses Briefes (9) setzt sich deutlich von den restlichen Briefen der Schreiberin ab. Bereits die Größe des Briefbogens, der nach der Faltung in der Mitte

³⁹ Die Briefe an den Kaiser von Russland sind nicht datiert, allerdings verwendet Maria E. noch ihre Münchener Adresse („zu Zeit Wohnhaft in München“; „zur Zeit Würzerstraß 19“) und gibt wohl ihr Alter an („ih bin jetzt 48 Jahre über die Zeit“), das zu den Jahren 1895/96 passen würde (geboren: 03.02.1848). In der Akte liegt der Briefbogen neben der Münchener Krankengeschichte, sodass er vielleicht zusammen mit dieser nach Kaufbeuren übernommen wurde. Womöglich handelt es sich um einen Brief vor ihrer Zeit in der Münchener Anstalt (1897), da bereits bei der Aufnahme davon die Rede ist, dass sie „[n]achweisbar [...] seit etwas über 2 Jahren“ Beschwerdeschriften geschrieben habe und König Otto sprechen wollte.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Bruder, 05.05.1899	pp	290	0,295	0,173	0,121	1
(2) Bruder, 26.11.1900	pp	507	0,269	0,125	0,144	2
(3) Bruder, 30.09.1905	pp	477	0,322	0,165	0,157	2
(4) Bruder, 24.06.1913	pp	316	0,284	0,107	0,177	2
(5) Bürgermeister, 12.07.1899	po	575	0,235	0,181	0,054	1
(6) Bürgermeister, 28.12.1902	po	402	0,274	0,155	0,119	1
(7) Amtsgericht, 28.08.1921	po	135	0,292	0,149	0,143	2
(8) Bürgermeister, 19.02.1922	po	292	0,372	0,200	0,172	2
(9) Kaiser, ca. 1897–1923	po	487	0,209	0,282	-0,074	1
(10) Kaiser, ca. 1897–1923	po	120	0,218	0,318	-0,100	0

Tab. 27: Kennwerte bei Maria E. (kfb-2817)

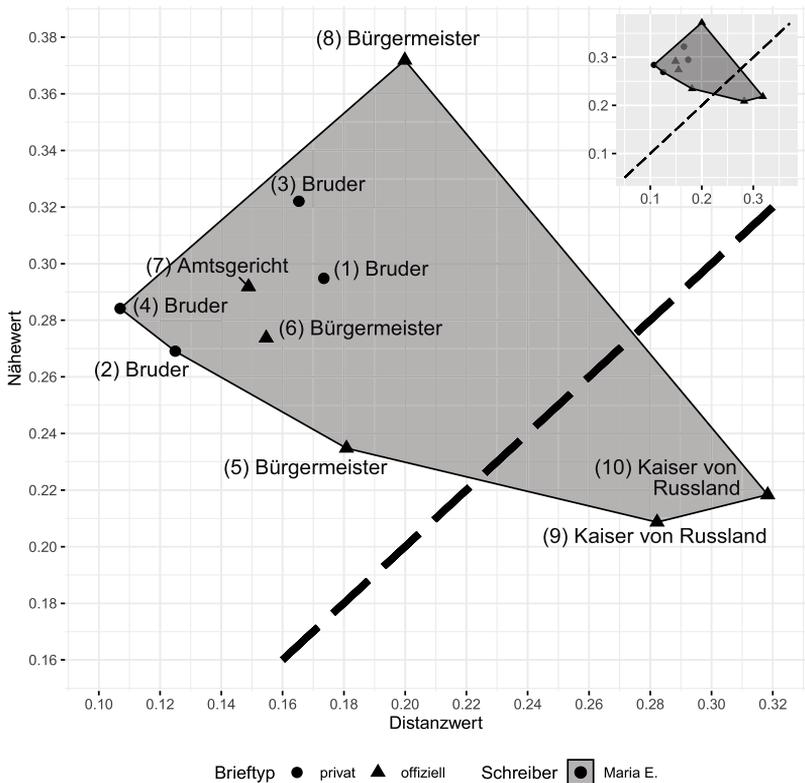


Abb. 61: Schreiberprofil von Maria E. (kfb-2817)

in etwa DIN A4-Format besitzt, überragt die anderen Briefe, die meist auf A5-Format oder kleiner geschrieben sind. Ebenfalls lässt sie mehrere Zeilen am oberen Rand frei, setzt die Anrede durch Zentrierung und eine Leerzeile deutlich vom Rest des Briefes ab und verwendet auch einen breiten linken Rand. Abb. 62 zeigt sowohl diesen und zum Vergleich links einen offiziellen Brief von Maria E. an den Bürgermeister, der ein kleineres Papierformat und keine Ränder bzw. Abstände besitzt. Somit differenziert sie bereits innerhalb ihrer offiziellen Briefe deutlich.⁴⁰ Formale Gestaltungsrichtlinien, wie sie Maria E. im Brief an den Kaiser umsetzt, finden sich auch in Briefstellern des 19. Jahrhunderts (vgl. Kap. 4.1.2.6). Inhaltlich ist dieser Brief allerdings sehr unklar; vermutlich bittet sie den Kaiser, ihr ein Empfehlungsschreiben auszustellen, damit sie vor König Otto vorsprechen kann. Dies ist in umfangreiche Ausführungen zu unterschiedlichen Königs- und Kaiserfamilien eingebettet, die wohl ihre angeblichen Beziehungen und ihr Wissen zu diesen herausstellen sollen.

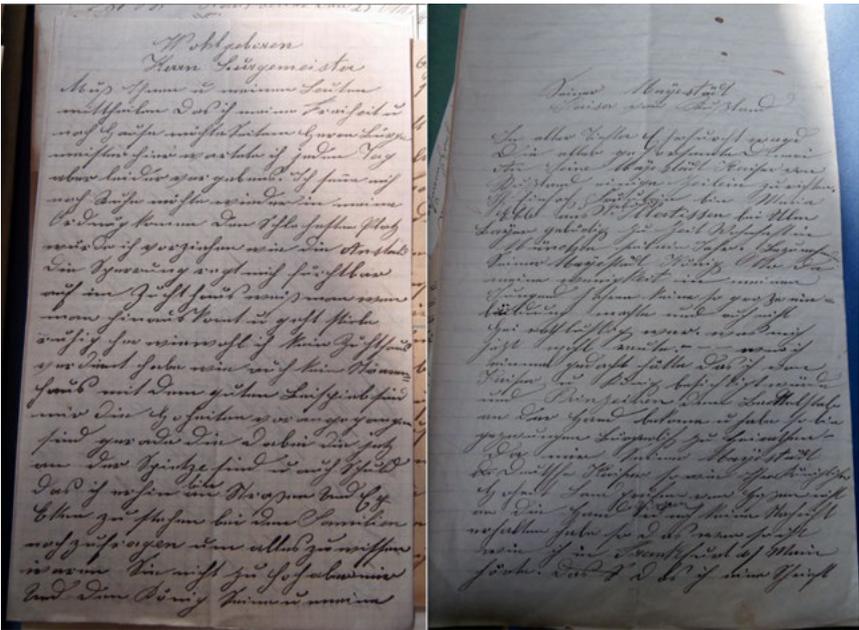


Abb. 62: Vergleich von S. 1 zweier offizieller Briefe von Maria E. (kfb-2817); links: an Bürgermeister (12.07.1899), rechts: an Kaiser von Russland

Sprachlich fällt die Indirektheit des Briefes auf, die soweit geht, dass dessen Intention kaum noch erkennbar ist. In der Briefskizze etwa erscheint noch eine Bitte, bei deren Formulierung sie bereits dort Unsicherheiten zeigt, indem sie das Aufforderungsverb

⁴⁰ In einigen privaten und auch manchen offiziellen Briefen setzt Maria E. die Briefanrede überhaupt nicht ab und beschriftet auch jeden Freiraum an den Rändern.

zwei Mal korrigiert von *fordern* über *wünschen* zu *brauchen*⁴¹; anscheinend gelingt ihr keine zufriedenstellende Form, sodass sie diese Bitte in der Reinfassung komplett streicht. Maria E. spricht den Adressaten an keiner Stelle direkt an, sondern verwendet Ehrbezeugungen wie „Ihre Durhlauhtister Vater Kaiser von Rußland“. Auch vermeidet sie es oft, direkt von sich zu sprechen und nutzt Umschreibungen wie „Meine Persohn“, „Meine Klinigkeit“ und „meine wenigkeit“. An 14 Stellen umgeht sie damit die Verwendung von Personendeixis, was jeweils als distanzsprachlich gewertet wurde. Auch wenn das Nähe-Distanz-Modell nicht direkt die Verständlichkeit eines Textes bewerten kann, so lässt sich doch die erhöhte Zahl von Anakoluthen (4) der Näheseite zuordnen, die wohl aus dem übermäßigen Bemühen um komplexe Satzstrukturen resultieren. Auch die 16 im Schreibprozess erfolgten Korrekturen – in den restlichen analysierten Briefen wurden insgesamt 12 derartige Korrekturen gezählt – gehen auf diesen Wunsch nach Korrektheit zurück, sind aber nähesprachlich zu bewerten. Zwei Belege für spätere Korrekturdurchgänge (Ergänzung vergessener Wörter) mit Bleistift und dickerer Tinte gehen dagegen in die Distanzseite ein (vgl. Kap. 4.1.2.4). Das Fehlen von Schreibort und -datum erhöht wiederum den Nähewert. Beim Brief an den Bürgermeister findet sich beides auf der letzten Seite.

Distanzsprachlichkeit zeigt sich im Brief an den Kaiser nicht nur in der formellen Briefgestalt und der hohen Indirektheit, sondern auch auf der lexikalischen Ebene, besonders durch die Verwendung schriftsprachlicher Konnektoren (*da*, *sowie*, *denn*). In diesem Kontext fällt auch die untertänige, archaische Schlussformel auf. Die Schreiberin setzt zunächst mit ihrer üblichen Formel an, die sie sowohl in offiziellen als auch privaten Briefen verwendet („Schließe al mein“⁴²), führt diese aber nicht zu Ende, sondern streicht sie durch und schreibt stattdessen: „Jndem ih Ihre Kaiserlih *Mayestädt* Huld und Knade Gehorsamt enpflehle ersterbe ih in aller Tiefter Ehrfurht“. Sehr förmlich erscheint hierbei die Formel *in allertiefster Ehrfurcht ersterben*, die zum Schreibzeitpunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Fn. 39) allerdings längst als veraltet galt⁴³ und bei den Patientenbriefen nur in sehr formellen Briefen von routinierten Schreibern in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu finden ist.⁴⁴

⁴¹ Vgl. „Den Ih fordere ^{Wünshe brchen} ein Pensinonial P Geld von Seiner *Majestädt*“.

⁴² Bei den in den Nähe-Distanz-Analysen untersuchten Briefen erscheint die Formel in den Briefen an den Bruder (2: „Schließe mein Schreiben“; 4 identisch: „Shliese mein Shreiben“) und Bürgermeister (6: „Schliesse mein Schreiben“; 8: „also Shliese mein Schreiben“).

⁴³ Baasner (1999: 23) verweist auf einen metalinguistischen Beleg eines am Münchener Hof Tätigen aus dem Jahr 1858, der bezüglich eines Briefs an den König empfiehlt, nicht mehr zu *ersterben*, sondern zu *verharren* (vgl. Elspaß 2005a: 159).

⁴⁴ Der Kassa-Kontrollleur Ignaz L. (kfb-1145) verwendete die Formel *in allertiefster Ehrfurcht ersterben* in den 1860er-Jahren, wenn er an den König oder die Kaiserin schrieb, aber nicht bei anderen offiziellen Adressaten. Auch der Schulverweser Ulrich K. (kfb-98) schreibt „ersterbe in tiefster Ehrfurcht“ (09.11.1855) im Brief an das „königliche Direktorium“.

Bei unroutinierten Schreibern ist häufiger zu beobachten, dass sich diese zur Formulierungshilfe auf nicht mehr dem Zeitgeschmack entsprechende Formeln stützen (Elspaß 2005a: 171). Maria E.s Wissen um diese ungewöhnliche Formel und besonders auch die gestalterische Einrichtung eines sehr offiziellen Briefes ist aber außergewöhnlich und findet sich in dieser ausgeprägten Gestalt kaum bei anderen unroutinierten Schreibern. Bei ihrem Kontakt mit höherstehenden Personen im Kontext ihrer Dienstverhältnisse konnte sie sich wohl schriftliche Umgangsformen aneignen, die einer Person ihres Standes ansonsten nicht zugänglich waren. Falls die Schreiberin den Brief tatsächlich vor ihrer Zeit in der psychiatrischen Anstalt verfasst hat (vgl. Fn. 39), ist es auch gut möglich, dass sie im Haus ihrer Dienstherrschaft Zugang zu Briefvorlagen oder einem (alten) Briefsteller hatte, woran sie sich orientierte. Dass sie beim Schreiben auch Unterstützung von einem routinierten Schreiber erhielt, ist auf Grund der schweren Verständlichkeit und der immer noch recht hohen Nähesprachlichkeit des Briefes aber unwahrscheinlich.

Ihre anderen Briefe, die sie während ihres Anstaltsaufenthaltes verfasst hat, sind deutlich weniger formell und allesamt auf der Näheseite zu verorten. Der mit Abstand nächstesprachlichste Brief (8) ist gleichzeitig auch ihr letzter Brief und an „Herrn Fröher ehemaliger Bürgermeister“ im Januar oder Februar 1922 adressiert.⁴⁵ Der hohe Nähewert resultiert vor allem aus der großen Zahl von Kasusinkongruenzen bzw. fehlenden Kasusendungen (13) sowie den vielen Ellipsen (25), vor allem Topikellipsen (23). Ebenso fallen bei diesem vergleichsweise kurzen Brief die 4 doppelten Negationen ins Gewicht. Der Distanzwert des Briefs ist dennoch recht hoch und die formalen Briefstrukturen wie positionelle Absetzungen am Briefbeginn und -ende sind vorhanden. Maria E.s sprachliches Bewusstsein macht sie in einem metasprachlichen Kommentar am Briefende deutlich: „verzeiht mein Schlechten Schreiben hab in aufregung geshrieben“. Ihre eigenen Ansprüche kann sie allerdings nicht erfüllen, was vielleicht nicht nur auf die genannte Aufregung zurückzuführen ist, sondern auch auf die zunehmende Verschlechterung ihrer geistigen Verfassung in ihrem vorletzten Lebensjahr. Maria E.s zweitletzter überlieferter Brief ans Amtsgericht (7) zeigt auffälligerweise auch den zweithöchsten Nähewert unter den analysierten offiziellen Briefen. Dieser kurze Brief weist drei auffällige Wiederholungen auf (z. B. „erfahren erfahren“), die auf Planungsschwierigkeiten hindeuten.

Die anderen analysierten Briefe gruppieren sich auf einer recht kleinen Fläche. Der Brief (5) an einen namentlich nicht genannten Bürgermeister weist nach den Kaiser-Briefen den niedrigsten Nähewert auf. Dieser Brief wurde in einer Seminararbeit zusammen mit einem Bürgermeister-Brief (6) sowie zwei Briefen an den Bruder (1 und 2) mit dem ursprünglichen Modell nach Ágel & Hennig (2006) analysiert (vgl. S. 192, Fn. 5), was zu einem etwas höheren Nähewert der Privatbriefe (37,7 %) im Vergleich zu den offiziellen Briefen (35,5 %) geführt hat. Die Analysen in der vorliegenden Arbeit bestätigen einerseits diese Ergebnisse: Die beiden Privatbriefe erhalten einen durchschnittlichen

⁴⁵ Maria E. gibt als Datum den 18.01.1922 an. Am Rand findet sich mit Bleistift der Zusatz „19 II. 22“, sodass die Patientin den Brief wohl falsch datiert hat. Ein Herr Fröher war zudem nie Bürgermeister von Illertissen (vgl. Fn. 38).

Nähewert von 0,282, die offiziellen 0,254. Andererseits zeigen die Werte auch die größere Differenzierungsfähigkeit des überarbeiteten Modells: der Nähewert ist in diesen Privatbriefen um 11,0 % größer, nach dem Modell von Ágel & Hennig (2006) nur um 6,2 %. Der Einbezug der Distanzwerte sowie zusätzlicher Briefe gibt nun ein recht plastisches Bild von dieser Schreiberin, die formelle Briefkonventionen kennt und teilweise auch versucht, gebildet zu wirken, indem sie etwa auch französische Einsprengsel verwendet.⁴⁶ Ebenso nutzt sie in erzählerischen Passagen das Präteritum, da ihr wohl bekannt ist, dass dieses Tempus in der konzeptionellen Schriftlichkeit üblich ist (vgl. Fischer 2018: 155); dabei gebraucht sie auch ihr weniger geläufige Formen, die sie fälschlicherweise schwach bildet.⁴⁷ Ihre mangelnde Schreibfähigkeit führt insgesamt jedoch dazu, dass ihre Texte inhaltlich nur teilweise verständlich sind.

6.2.2.4 Schuhmachermeister Cosmas R. (kfb-2108)

Vom 1825/26⁴⁸ geborenen Augsburger Schuhmachermeister Cosmas R. (kfb-2108) berichtet ein Augsburger Bataillonsarzt am 11.01.1872, dass dessen „Geschäft ganz darniederliegt“ und er unfähig sei „auf seiner Profession zu arbeiten“. Denn bei Besuchen konnte der Arzt dessen Arbeitsweise sehen: Er „scheidet das Leder in kleine, unbrauchbare Stückchen, zupft das Garn in Fasern, statt es zusammenzudrehen; Gegenstände entfallen leicht und wiederholt den Händen, besonders wenn er rasch nach denselben greift“. Dabei zeige er „hochgradige Gereiztheit besonders gegen seine Frau“; er ließ „schon Bedrohungen gegen seine Frau und Kinder laut werden [...], nämlich gegen deren Leben; manchmal grenze sein Benehmen an Tobsucht, und es seien schon alle Hausbewohner dadurch alarmiert worden, auch mit einem Messer in der Hand habe er sich bei Hausbewohnern ohne bekannte Ursache eingefunden; Nachts gehe er oft mit brennenden Kerzen umher“. Dabei leide Cosmas R. auch an „Gehörshalucinationen; er hört Klopfen, Läuten, Sprechen, Tritte im Haus, glaubt Diebe im Haus, und rief deßhalb auch schon um Hülfe zum Fenster hinaus“. Obwohl er als „sehr redselig“ beschrieben wird, findet er „manchmal die passenden Worte schwer oder auch gar nicht“. Der Arzt kommt zum Schluss, dass der Schuhmacher „unzweifelhaft an Geistesstörung“ leide und deshalb eine Verbringung in eine Heilanstalt „sowohl im Interesse der Familie als auch der Hausbewohner und der Nachbarschaft dringend geboten“ sei. Das einen Tag darauf angefertigte Schreiben

⁴⁶ Auf ihre Reisetätigkeit mit ihrer Dienstherrschaft sind wohl ihre rudimentären Französischkenntnisse zurückzuführen. Bei einem Brief an ihren „cousin Alous“ (27.12. ohne Jahr) versucht sie den Monat des Datums auf Französisch zu schreiben: „*Dezembre*“. In ihrem Lebenslauf rekapituliert sie eine Situation in Paris und schreibt „am vorbeigehen sagt [er] schläft er dem mit Ihnen *es quil dorrtton avec vous*“.

⁴⁷ Besonders in ihrem rückblickenden Lebenslauf kommen derartige Formen vor; z. B.: „ich Schreibe“, „mir Scheinte“, „sitzte“, „stoßte“, „steigte“ – aber „sah“, „kam“, „ging“.

⁴⁸ Ein Geburtsjahr wurde in seiner Akte nicht gefunden; laut Bericht des Augsburger Arztes (11.01.1872) war er 46 Jahre alt, sodass er 1825 oder 1826 geboren wurde.

des Bezirksarztes bestätigt, dass Cosmas R. „geradezu sicherheitsgefährlich“ und damit „dessen Entfernung aus dem Wohnhause jedenfalls nöthig“ sei.

Bei seiner Aufnahme in Kaufbeuren ist am 21.01.1872 von einer zunehmenden „Paralyse“ die Rede, auch seine Schreibfähigkeit wird kommentiert: „sein Gang ist mühsam, die Schrift zitternd, die Zeilen ineinander verwirrend“. Wiederholt werden sein Kopfschmerz und seine Gehörstäuschungen thematisiert, ebenso seine „Größenideen“ (Dezember 1872), nach denen er sich einbildet, Portier, Oberkämmerer, Philosoph, Kaiser von Österreich und Gott zu sein. Im Dezember 1873 ist „wachsende Verwirrtheit“ zu beobachten, wobei in seinem Verhalten Vorwürfe und Beschuldigungen mit „ruhigen Stunden“ wechseln; in diesen sei er „stets das freundliche und überaus höfliche Männchen, das sich behaglich dahier fühlt und sich Speise u. Trank ganz besonders gut schmecken läßt“. Im März 1874 werden eine „große Schwäche der Intelligenz, Trübung des Gedächtnisses, Größenwahn mit reichen Hallucinationen“ beobachtet. Nach einigen Jahren in „unveränderte[m] Zustand“ (Juli 1878) verstirbt der Patient im November 1882, „psychisch unverändert, körperlich im ganzen geschwächer“, nach „einigen Tagen an auffallender Schweratmigkeit“.

In Cosmas R.s Akte finden sich – neben einem kurzen Schuldschein – 6 von ihm geschriebene Briefe, die alle analysiert wurden (vgl. Tab. 28). Drei davon richtete er an seine Ehefrau, einen an seine Mutter (ab der zweiten Briefhälfte an seine Frau) und zwei an seinen Kurator, einen Augsburger Spenglermeister. Ebenso wurden 3 Briefe seiner Ehefrau an den Anstaltsdirektor aufbewahrt, aus denen hervorgeht, dass sie ihm regelmäßig zu Feiertagen ein „kleine[s] Kistchen“ (25.03.1875) gesendet hat. Da kein Privatbrief der Ehefrau vorliegt, wurden diese Briefe nicht den Nähe-Distanz-Analysen unterzogen.

Die Ausführungen der Krankengeschichte zur Schrift und Zeilenführung bestätigen sich; die Texte von Cosmas R. zeigen ein unregelmäßiges Schriftbild, wie es oft bei Patienten mit Paralyse beobachtet werden kann (vgl. Kap. 3.3.4). Jedoch variieren die Beeinträchtigungen in der Schrift deutlich. Bei Brief (2) an seine Ehefrau etwa ist die erste Seite recht sauber gestaltet, die Zeilen sind eingehalten und kein Zittern ist zu erkennen; sprachlich und inhaltlich ist dieser Teil sehr klar gehalten; Cosmas R. verspricht, dass sie nach seiner Entlassung „einen sparsamen guten und braven Mann“ bekommen wird, der das „Schuhmacher-Geschäft mit noch größerer Kenntniß und Vortheil [...] wie früher“ betreiben wird. Auf den beiden folgenden Seiten nimmt durch einige Durchstreichungen und Ergänzungen eine gewisse Unordnung zu, auch die Verständlichkeit wird durch Satzbrüche eingeschränkt. Als Handwerker ist er voller Tatendrang, er plant einen „neuen Guß oder Rinne im Hausgang“ sowie „einen neuen Röhrkasten [...] so schön wie in ganz Augsburg keiner ist und noch keiner war.“⁴⁹ Cosmas R. hat den Brief wohl an seinen „ruhigen Tagen“ verfasst, an denen er in der Krankengeschichte zeitgleich als „ehrsamer Schuhmacher, der sein Geschäft wieder betreiben will“ (Dezember 1872) beschrieben wird. Der vergleichsweise hohe Nähewert ist hier einerseits auf die Direktheit

⁴⁹ Dies ist ein „kasten in dem sich das röhrwasser sammelt, brunnentrog“ (DWB Bd. 14, Sp. 1132).

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehefrau, 24.01.1872	pp	226	0,283	0,164	0,119	1
(2) Ehefrau, 17.12.1872	pp	312	0,310	0,169	0,141	1
(3) Ehefrau, 21.04.1882	pp	337	0,274	0,219	0,055	1
(4) Mutter/Frau, 02.04.1872–82	pp	141	0,287	0,151	0,136	0
(5) Kurator, 06.04.1872	po	139	0,289	0,199	0,089	1
(6) Kurator, 30.11.1872	po	136	0,243	0,261	-0,018	1

Tab. 28: Kennwerte bei Cosmas R. (kfb-2108)

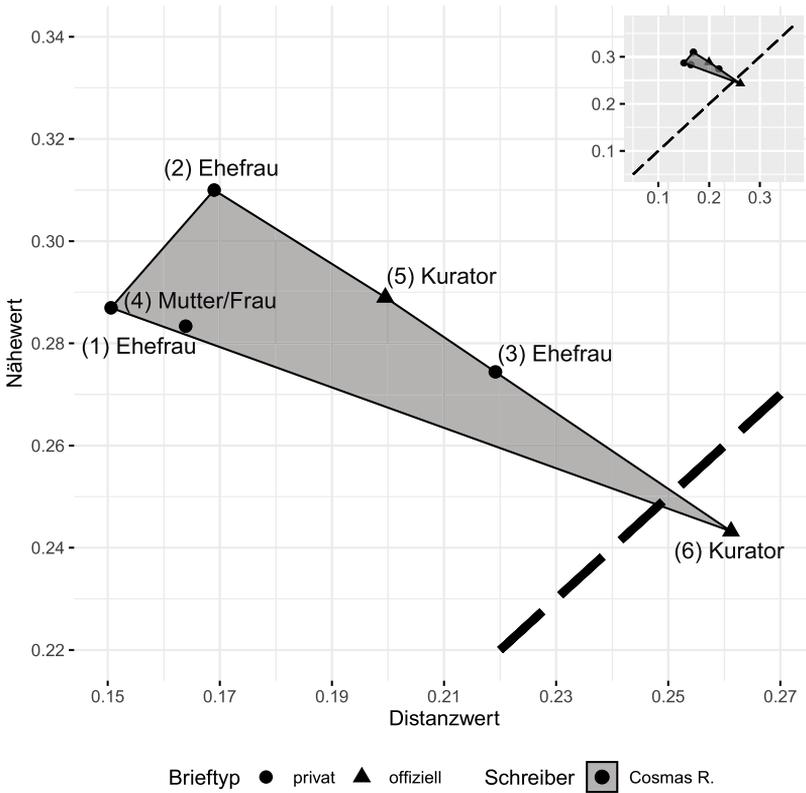


Abb. 63: Schreiberprofil von Cosmas R. (kfb-2108)

des Briefs zurückzuführen (5 Imperative; keiner in den restlichen Briefen), andererseits auf die aggregativen Strukturen und zahlreichen Korrekturen (16) auf den beiden hinteren Seiten. Andere Briefe, etwa der drei Tage nach Anstaltsaufnahme an seine Frau (Brief 1), zeigen ein deutlich unsaubereres Schriftbild, das parallel auch in der Krankengeschichte kommentiert wird; in den Nähe- und Distanzwerten macht sich das Schriftbild nicht bemerkbar, es korreliert hier also nicht mit den hierfür relevanten sprachlichen Merkmalen.

Von den beiden offiziellen Briefen an seinen Kurator ragt Brief (6) in die Distanzseite. Dieser zeichnet sich durch besondere Höflichkeit und Indirektheit aus. Obwohl es sich um seinen Nachbar handelt, spricht ihn Cosmas R. als „Hochgehrter Herr!“, „ehrengedachter Herr“ bzw. „Werthester Herr“ an und vermeidet Personendeixis, indem er auf sich als „Der gehorsamst ergebenst, Unterzeichnete“ referiert. Grammatisch fallen zwei Partizipialkonstruktionen auf, wie sie unroutinierte Schreiber kaum verwenden: „In der Jesuiten Gasse F 402. wohnend“ bzw. „In seinen schönsten Kleider angezogen“. Der Brief an denselben Adressaten einige Monate zuvor (Brief 5) ist zwar ebenfalls recht höflich geschrieben, aber doch viel direkter und fordernder.⁵⁰ Dieser ist auch weniger distanz- und stärker nächsprachlich.

Hierzu passt der späteste Brief (3) dieses Schreibers an seine Ehefrau, der nach einer Überlieferungs- bzw. Schreiblücke von fast zehn Jahren nur etwa ein halbes Jahr vor seinem Tod entstanden ist und nach Arztnotiz auf dem Brief auch dessen „letzter Brief“ war. Der Brief wirkt unterwürfig und fast übertrieben förmlich, wie bereits die Anrede zeigt: „Inigste Geliebte meines Herzens ewig unvergeßliche meiner Seele! . _ . Hochvererter oder auch *Prima Donnan* und allerliebste Gemahlin“. Insgesamt erscheinen hier 8 Belege für Vermeidung von Personendeixis, in 7 Fällen spricht er sie nicht direkt an (z. B. „Ich bitte Allerliebste“), einmal vermeidet er die direkte Selbstreferenz („ihren Mann“). Dies ist für Privatbriefe ebenso ungewöhnlich wie die Tatsache, dass Cosmas R. seine Ehefrau im vorliegenden Brief siezt. Grammatisch distanzsprachlich sind zwei Nebensätze zweiten Grades und Genitivkonstruktionen, die nicht nur attributiv („meines Herzens [...] meiner Seele“) verwendet werden, sondern auch als Objektkasus („entschuldigen meiner großen Saumseligkeit“). Mit rhetorischen Mitteln möchte er seine Aussagen hervorheben, etwa durch ein Hendiadyon „bißchen flüchtig und schnell geschrieben“ und eine Klimax „schöner jünger rüstiger“. Inhaltlich unterscheidet sich der Brief deutlich von den früheren Briefen, in denen es überwiegend um praktische Dinge, seinen Beruf oder seine gewünschte Entlassung ging. Hier drückt er dagegen seine Gefühle und Sehnsucht nach „holder Nähe“ zu seiner Frau aus und bittet sie „mir Alles zu v \ddot{z} verzeihen“. Cosmas R. ist sich seiner körperlichen Einschränkungen bewusst, er bezeichnet sich mit seinen 57 Jahren als „ein alter Mann“. Die schlechte Schrift führt er dabei nicht auf seine Erkrankung, sondern auf äußere Umstände zurück: seine „Stahlfeder“ und die „hodlilgen Schrift“. Im Brief geht er auf äußerliche, unbedeutendere Alterungsprozesse ein („daß mein Haare

⁵⁰ Vgl. die drängende Bitte um Besuch: „ich muß Sie bitten morgen Sonntag den 7. April. bis 1 Uhr zu mir zu komen sollten im Falle nicht Zeit haben so meine ich Sie könnten Montag bis 9 Uhr Früh gewiß mich besuchen in der Irren Anstalt.“

mit weißen Haaren vermißt daß ist, heh leicht begreihlich“) und möchte dem Tod trotzen: „ich wünsche hiemit ewiges Leben!“. Von den Privatbriefen ist dies mit Abstand der distanzsprachlichste, dessen Distanzwert zwischen den beiden offiziellen Briefen liegt. Der Nähwert ist recht niedrig, was wohl aus dem Bemühen des Schreibers um Korrektheit resultiert. Allerdings finden sich auf der zweiten Seite dieses Briefs einige unverständliche Passagen, überdurchschnittlich viele Ellipsen (22) und Inkongruenzen (6), was wohl auf den sich verschlechternden Gesundheitszustand des Schreibers ein halbes Jahr vor seinem Lebensende zurückzuführen ist.

Wie der recht distanzsprachliche offizielle Brief (6) sowie auch der letzte Brief (3) an die Ehefrau zeigen, scheint es sich hier um einen Schreiber zu handeln, der durchaus einen gewissen Grad an Routiniertheit zeigt. Diese resultiert wohl aus der regelmäßig auch in seinem Berufskontext anfallenden schriftlichen Korrespondenz. Allerdings wird seine Schreibfähigkeit von seiner lang andauernden Krankheit beeinträchtigt, sodass es ihm nur einmal gelingt, einen in die Distanzseite ragenden Brief zu verfassen. Die zahlreichen Nähemerkmale geben dem Schreiberprofil allerdings ein deutliches Übergewicht auf der Näheseite. Insgesamt sind die Einflussfaktoren auf die Variation bei diesem Schreiber als recht komplex zu bewerten (vgl. Kap. 8.1.1).

6.2.2.5 Lehrling Hans A. (kfb-80)

Der in Nürnberg als Sohn eines Krankenpflegers geborene und bei Lindau beheimatete Hans A. (kfb-80) ist mit seinem Geburtsjahr 1901 der am spätesten geborene Schreiber dieser Arbeit. Seine Erkrankung weckte unter den Kaufbeurer Ärzten großes Interesse, sodass sein Fall dem Oberarzt Dr. Adolf Fuchs Grundlage für zwei wissenschaftliche Publikationen bot, zu zwanghaften Persönlichkeitsstörungen bei Epilepsie (Fuchs 1927) und zu Fremdkörperschluckern (Fuchs 1930) (vgl. S. 119, Fn. 106). Zeittypisch wird sein Fall dort „genealogisch, charakterologisch und klinisch untersucht“ (Fuchs 1927: 597); auch eine ‚Erbtafel‘ wird abgedruckt. Neben dem für Dr. Fuchs typischen wissenschaftlichen Interesse an der Erkrankung des Patienten (vgl. Kap. 3.3.4) sind die Ausführungen aber bereits von der menschenverachtenden Sichtweise des aufkommenden Nationalsozialismus durchdrungen.⁵¹ Die detaillierten biographischen Informationen in den Publikationen sind aus Hans A.s außergewöhnlich umfangreicher Krankenakte entnommen. So kam er bereits im Kindesalter „wegen Lügens und Stehlens zur Erziehung in die Anstalt Karlshöhe“ (Fuchs 1927: 588) und konnte daraufhin eine Stelle als Kaufmanns-

⁵¹ Vgl. Fuchs (1927: 596): „Der Kranke selbst trägt in seinem dysplastisch-degenerativen Körperbau die Stigmata der Entartung an sich und schon seine Psyche vor Ausbruch der Epilepsie ist die einer psychopathischen Persönlichkeit: äußerst schwer erziehbar, lügenhaft, naschhaft, diebisch, hinterhältig, unstet, mit frühgeweckter sexueller Schaulust.“ Das Interesse an der Vererbungslehre geht auch aus dem in der Patientenakte als Durchschlag erhaltenen Schreiben vom 13.12.1926 an das Amtsgericht in Lindau hervor, in dem die Anstalt sich „[a]us vererbungswissenschaftlichen Gründen“ über ein „Sittlichkeitsvergehen“ des Vaters erkundigte.

lehrling antreten. Mit 15 Jahren „erkrankte er an schwerer Diphtherie, worauf epileptische Anfälle eintraten“ (Fuchs 1927: 588). Um Einblicke in die weitere Entwicklung seiner Erkrankung zu geben, zitiert der Arzt ausführlich die biographischen Selbstschilderungen des Patienten. Laut diesen nahm er 1916 und 1917 mehrere unterschiedliche Lehrstellen an, die er immer wieder nach kurzer Zeit verließ. Er wurde lebensüberdrüssig und trank Schwefelsäure. Nach einem kurzen Aufenthalt in der mittelfränkischen Epileptikeranstalt Bruckberg wurde er im Oktober 1917 nach Kaufbeuren gebracht.

Neben den regelmäßig auftretenden epileptischen Anfällen trieb es ihn auch „zu allen nur erdenklichen Arten des Selbstmordversuches und der Selbstbeschädigung“ (Fuchs 1927: 590). Etwa sprang er von großer Höhe, ließ sich von Holzscheiten verschütten und versuchte sich zu vergiften, Körperteile abzuschneiden oder auszureißen. Zudem verschluckte er regelmäßig Gegenstände wie Porzellan- und Glasscherben, Nägel und Drahtstifte, die er zum Erstaunen der Ärzte alle unbeschadet wieder ausschied (vgl. Fuchs 1930). Hans A. selbst dokumentiert dies auf mehreren in die Akte eingeklebten Notizzetteln sowie auch in einem längeren protokollartigen Text vom 27.09.1919, betitelt mit „Streiche, Selbstmordversuche & dergleichen“. Dazu entwickelten sich bei ihm sogenannte ‚Gotteslästerungsqualen‘, bei denen „Blasphemien mitten unter dem Gebete als Zwangsgedanken“ (Fuchs 1927: 592) auftraten. Dies sind vor allem fäkale und sexuelle Ausdrücke, die sich oft mit den religiösen Bezeichnungen reimen und wohl durch die lautliche Ähnlichkeit bei ihm hervorgerufen wurden (vgl. S. 126, Fn. 117). Dabei handelt es sich um einen „Vorgang, der ihn oft zur Verzweiflung bringt“ (Fuchs 1930: 102), sodass er unter anderem in seinen Briefen die Ärzte um Hilfe bittet, sie sollen ihn „*impfen* od. *hypnotisieren*“ (08.02.1928 an Dr. Fuchs). Die Zwangsercheinungen nahmen schließlich ein Maß an, dass, so Fuchs (1930: 594), „klinisch jetzt die Epilepsie des Kranken als ein Nebenbefund erscheint, während im Vordergrund die den Kranken den ganzen Tag beschäftigende quälende Zwangsneurose steht“. Das weiterhin stattfindende Verschlucken spitzer Gegenstände führt schließlich im April 1931 laut Leichenschauschein zum „Lungentod bei Verschlucken im Anfall“.

In der Akte befinden sich über 100 Briefe und sonstige Texte wie Gebete (vgl. S. 126, Fn. 117), biographische Aufzeichnungen und Ausführungen zum Anstaltsalltag (vgl. Kap. 3.3.3), wobei aber nicht all sein Geschriebenes aufbewahrt wurde (vgl. S. 121, Fn. 111). Der überwiegende Teil der Briefe ist an die Ärzte gerichtet; lediglich kurz nach Aufnahme in die Anstalt schreibt Hans A. im November 1917 Briefe an seine Eltern (1) und Tante (2), in denen er seine Handlungen bereut und über den Anstaltsalltag berichtet. Zu diesem Ungleichgewicht hinsichtlich der Adressaten kommt, dass viele Briefe von Hans A. undatiert und/oder sehr kurz sind, was eine sinnvolle Analyse mit dem Nähe-Distanz-Modell erschwert. So wurden zur Analyse die beiden Privatbriefe und sechs Briefe an Ärzte ausgewählt (vgl. Tab. 29), die durchwegs an einen ‚Obermedizinalrat‘ adressiert sind, wobei teilweise noch ein „Herr Doktor“ (3), die „Herrn Ärzte“ (5) oder konkret auch „Dr. Fuchs“ (6) angesprochen werden. Wegen der Kürze einiger Briefe ergeben sich insgesamt nur etwa 500 Annotationen. Da sich die Nähe- und Distanzwerte in einem recht

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Eltern, 04.11.1917	pp	399	0,286	0,153	0,133	0
(2) Tante, 04.11.1917	pp	338	0,242	0,174	0,069	2
(3) Obermedizinalrat, 20.02.1922	po	137	0,208	0,206	0,002	0
(4) Obermedizinalrat, 1922	po	166	0,243	0,172	0,070	0
(5) Obermedizinalrat, 10.01.1925	po	116	0,178	0,191	-0,013	0
(6) Obermedizinalrat, 08.02.1928	po	132	0,194	0,186	0,008	0
(7) Obermedizinalrat, 23.05.1928	po	149	0,221	0,177	0,044	0
(8) Obermedizinalrat, 1917–31	po	356	0,245	0,125	0,120	2

Tab. 29: Kennwerte bei Hans A. (kfb-80)

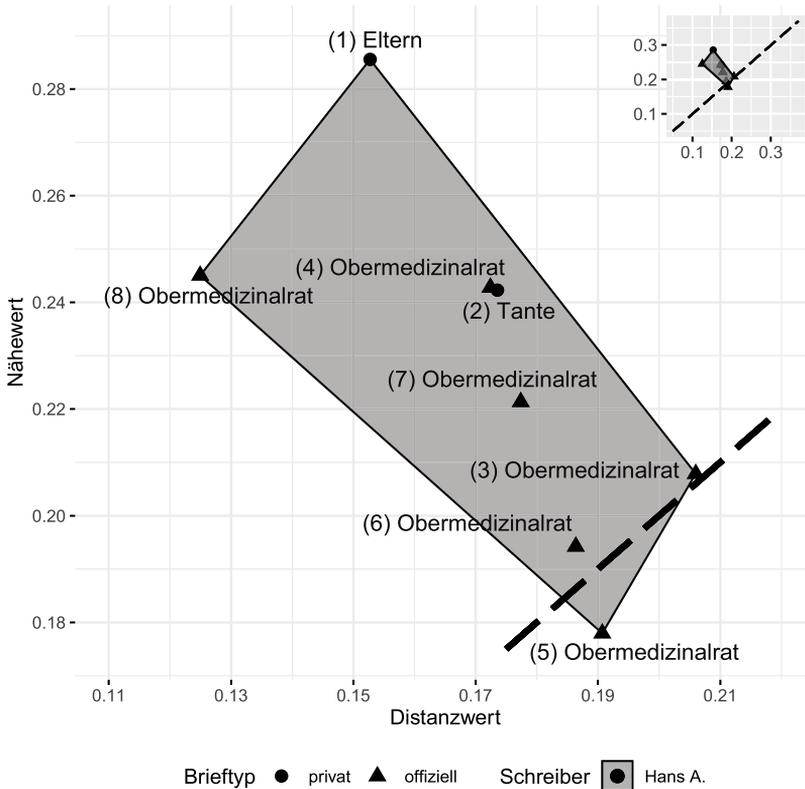


Abb. 64: Schreiberprofil von Hans A. (kfb-80)

kleinen Bereich ansiedeln (vgl. Abb. 64), ist trotz der recht geringen Zahl an Annotationen pro Brief von einem verlässlichen Ergebnis auszugehen, sodass auf eine Erweiterung der Analysegrundlage verzichtet wurde.

Das Schreiberprofil von Hans A. ist fast vollständig auf der Näheseite angesiedelt (vgl. Abb. 64). Der nächstsprachlichste Brief ist der Privatbrief an seine Eltern (1). In diesem stellt der 16-jährige Junge durch wiederholte Anredenominative innerhalb des Briefes Nähe her („Lieber Pappa“; „Liebe Mama“). Dabei ist auch die Wortwahl nächstsprachlicher als in den anderen Briefen, was sich in Koseformen zeigt; seine Krankheit nennt er alltagssprachlich „Rappel“, er verwendet einige Modalpartikeln (*halt, schon, nur*) sowie die unspezifizierende Partikel *so* bei „so Streiche“. Durch einige *und*-Reihungen und resumptive Satzanschlüsse (*wenn ... dann*) wirkt der Text auch in grammatischer Hinsicht nächstsprachlich. Der am gleichen Tag geschriebene Brief an seine Tante (2) hat zwar einen etwas niedrigeren Nähewert, besitzt aber ebenfalls einige Nähemerkmale, etwa vier direkte Fragen zur Kontaktwiederherstellung und einige Modalpartikeln.

Die offiziellen Briefe zeigen teilweise einen vergleichbaren Nähewert wie der Brief an die Tante, teilweise ist die Nächstsprachlichkeit aber auch niedriger. Die Orientierungssache wird jedoch nur einmal (Brief 5) leicht unterschritten. Dabei handelt es sich aber um den kürzesten Brief mit nur 116 Wörtern und 35 Annotationen, sodass dieses Ergebnis nicht überbewertet werden sollte. Bezüglich der Distanzwerte fällt der niedrige Wert im undatierten Brief an den Obermedizinalrat (8) auf. Dieser Brief weist keinerlei komplexe Nebensätze oder weitere integrative Diskurseinheiten auf. Hans A. führt darin in parataktischen Reihungen die Handlungen („Lärm“ und „Geschwätze“) einzelner Mitpatienten auf und bittet den Arzt um ein ruhiges Zimmer und Schreibmaterial. Der Brief mit der höchsten Distanzsprachlichkeit (3) ist zwar ebenfalls durch seine Kürze nicht sehr aussagekräftig, aber im direkten Vergleich zu (8) fällt auf, dass der Brief inhaltlich sehr ähnlich ist, jedoch besonders auf lexikalischer Ebene elaborierter. Hans A. verwendet hier mehr Fremdwörter, indem er um ein „Stenografielehrbuch“ bittet und sich über die „böse[n] Kreaturen“ beschwert. Ebenso spricht er von seinen Selbstmordgedanken und nennt das Jenseits poetisch „Die Andre Welt“. Als Nähemerkmale gewertet wurden dagegen seine kreativen Selbstbezeichnungen „Rindvieh“ und „der rätselhafte Esel“.

Hans A. bildet den tragischen Fall eines jungen Patienten, den seine psychische Erkrankung in den Selbstmord führte. Aus seinen zahlreichen Texten gehen die Verschlimmerung seiner Lage und seine Hilflosigkeit deutlich hervor, weniger durch sprachliche Pathologien als durch die Inhalte seiner Texte. Hilfe suchte er bei den Anstaltsärzten, besonders bei Oberarzt Dr. Fuchs, der zwar großes wissenschaftliches Interesse an seinem Fall entwickelte, sein Leiden aber kaum lindern konnte⁵² und ihn bereits in den 1920er-Jahren als ‚degeneriert‘ und ‚entartet‘ betrachtete (vgl. Fn. 51).

⁵² Hans A.s Epilepsie wurde mit Bromkalilösung behandelt (z. B. 18.02.1920). Um „Selbstbeschädigungshandlungen zu verhindern“ (Krankengeschichte, Fuchs 19.11.1929) erhielt er Beruhigungs- und Schlafmittel: 1929 erfolgte eine versuchsweise Behandlung mit Trional, regelmäßig erhielt er auch Paraldehyd.

6.2.2.6 Zugeherin Caritas S. (kfb-1276)

Caritas S. (kfb-1276) wurde 1830 in einem kleinen Dorf bei Schwabmünchen in Bayerisch-Schwaben als Tochter von Söldnern (Kleinbauern) geboren und arbeitete in München als Zugeherin (Reinigungskraft). In ihrer Kaufbeurer Patientenakte ist eine Abschrift des Krankenjournal aus dem Münchener Krankenhaus rechts der Isar vom November 1888 überliefert. Dieses fasst zunächst einige von der Cousine der Patientin mitgeteilte biographische Angaben zusammen. So habe Caritas S. „stets ‚viel gelesen‘“, sei aber seit 6 Jahren „irrsinnig“; „der Zustand äußerte sich lediglich darin, daß sie ununterbrochen dummes verworrenes Zeug schwätzte“. Wegen ihrer Anfälle wurde sie ins Münchener Krankenhaus aufgenommen und in einer „Separatzelle“ untergebracht; sie zeigte „eine absolute Verworrenheit ihrer Vorstellungen, die sie meist mit apathischer Ruhe zum Ausdruck brachte“. Sie brachte dabei „Illusionen“ hervor und sprach in „absolut unzusammenhängenden verworrenen Phrasen“.

Daraufhin wurde sie nach Kaufbeuren transferiert, wo die Armenpflege ihrer Heimatgemeinde für ihre Unterbringung aufkam. Laut der Kaufbeurer Krankengeschichte wurde sie im Dezember 1888 „unter den Erscheinungen der hallucinatorischen Verwirrtheit aufgenommen“ und bereits im September 1889 wieder „in geheiltem Zustande entlassen“. Eine Wiederaufnahme erfolgte im November 1890, da ihre Halluzinationen nun begleitet wurden von „heiterer Erregung, großer Gemüthsreizbarkeit, heftigem, aufbrausendem Wesen, starkem Bewegungsdrang, der sich durch fortwährendes Schwätzen, Singen u. dgl. und durch fast vollständige Schlaflosigkeit“ äußerte. Einen Monat darauf wurde sie nach Irsee transferiert und ihr Zustand besserte sich bereits im Februar 1891. Sie teilte daraufhin mit ihrer jüngeren, schon seit 1885 in psychiatrischer Behandlung befindlichen Schwester Maria V. (kfb-2226) ein Einzelzimmer, wobei sie sich laut ihrer Krankengeschichte „sorgsam der letzteren annahm, mit dieser arbeitete“ und ihr „sehr erregtes Wesen aufs günstigste beeinflusste“. Somit konnten beide Schwestern im Juli 1891 entlassen werden. Während Maria V. bereits im Oktober 1892 jedoch wieder zurück in die Anstalt gebracht werden musste und dort bis zu ihrem Tod im Jahr 1918 verblieb, handelte es sich bei Caritas S. nur um eine kurze Phase der psychischen Erkrankung.

In der Akte von Caritas S. befinden sich 6 Briefe (vgl. Tab. 30), die alle analysiert wurden. Auch von ihrer Schwester Maria V. (kfb-2226) sind in deren Akte etwa 15 Briefe überliefert, die allerdings nicht weiter untersucht wurden, da es sich ausschließlich um Privatbriefe handelt. Recht außergewöhnlich sind jedoch zwei Briefe von ihr aus der gemeinsamen Zeit der beiden Schwestern in Irsee, auf die Caritas S. noch Anmerkungen zum Gesundheitszustand ihrer Schwester anfügte, um deren Entlassung zu forcieren.⁵³

⁵³ Vgl. „wie Sie aus diesen paar Zeilen sehen daß es sehr gut geth, ist sehr folgsam, geth in die Küche, spielt daß geschier was wir benützen [...]“ (27.04.1891) und „Meine l. Schwester Maria ist Körperlich so wie auch Geistig weit vorgeschritten“ (13.05.1891).

Brief (1) von Caritas S. ist an eine weitere Schwester Katharina gerichtet, die laut Brief ebenfalls in Kaufbeuren sein soll.⁵⁴

Caritas S. Schreiberprofil (vgl. Abb. 65) siedelt sich etwa in der Mitte des Nähe-Distanz-Raums an und zerfällt fast idealtypisch in zwei Hälften, mit den beiden Briefen an den Bürgermeister auf der Distanz- und den vier Privatbriefen auf der Näheseite. Den höchsten Nähe- und niedrigsten Distanzwert weist ihr Brief (3) an Vetter und Base auf. In diesem stellt Caritas auf unterschiedliche Arten Kontakt zu den Adressaten her, indem sie diese direkt, teilweise auch einzeln anspricht, auf gemeinsames Wissen referiert („wie du weisst liebe Ccharitas“), Fragen zu ihrem Neffen stellt („mein Liebling Jackerl ist er folgsam geth er fleisig in die Schuhle auch in Kierche“) und mit Imperativen zu Handlungen auffordert, nämlich Informationen über unterschiedliche Personen zu beschaffen. Nähe wird auch durch die Kosenamen erzeugt (z. B. „unsere Schwester Mari ist zimlich Gesund“). Gesprochensprachliche Strukturen zeigen sich in Wiederaufnahmen, Parenthesen und Ellipsen, vor allem 7 Topikellipsen (in den restlichen Briefen zusammen nur 5). Gleichzeitig besitzt der Brief auch als einziger den Regiowert 2, wobei dieser vor allem auf Artikel vor Eigennamen zurückzuführen ist, aber auch auf den schwäbischen Nasalschwund bei „azien“ („anziehen“) (vgl. König & Renn 2007: 40).

Die drei weiteren Privatbriefe sind deutlich näher an der Orientierungsachse, besonders Brief (4) an „Meine lieben Alle“, in dem sie ihren Zorn über ausbleibende Post zum Ausdruck bringt, diese der Faulheit ihrer Verwandten zuschreibt und dabei Nähemerkmale vermeidet. Ihre Briefe an den Bürgermeister vom Ende ihrer Anstaltszeit befinden sich zwar beide auf der Distanzseite, Brief (5) ist allerdings deutlich distanz- und weniger nächsprachlich als Brief (6). Letzterer ist weniger strukturiert aufgebaut, da Teile des Datums sowie die Schlussformel fehlen und ein 1,5-seitiger Nachtrag über den Zustand der Schwester Maria angebracht ist. Brief (5) besitzt dagegen einen klaren Aufbau, wobei ein Großteil des Briefs aus „rückerinnerungen“ an ihre Kindheit besteht. Dies führt zu 19 distanzsprachlich gewerteten Präteritumsformen. Der hohe Distanzwert resultiert auch aus den 7 hypotaktischen Strukturen, davon 3 Nebensätze mindestens dritten Grades. Caritas S. reflektiert hier generell das Alter⁵⁵ und Gottes Allwissenheit, was sich distanzsprachlich in der Kategorie Redewendung/poetischer Stil niederschlägt. Hier macht sich ihre frühere Lektüretätigkeit bemerkbar. Die Schreiberin zeigt sich dem Bürgermeister und der Gemeinde gegenüber dankbar für die übernommenen Verpflegungskosten und bittet höflich um Entlassung, die ihr im Folgemonat gewährt wird.

⁵⁴ Ihr vollständiger Name und ihre Adresse gehen aus einem Personalbogen vom 25.03.1912 in der Akte von Maria V. (kfb-2226) hervor. In den überlieferten Karteikarten ehemaliger Kaufbeurer Patienten wurde jedoch keine Patientin mit diesem Namen ausfindig gemacht.

⁵⁵ Vgl. „so kam das Alter mir oft vor wie eine pflanze wo heute blieth u. über den andern Tag verwelkt“.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Schwester, 25.07.1889	pp	309	0,232	0,187	0,045	1
(2) Vetter/Base, 03.07.1890 ⁵⁶	pp	242	0,236	0,187	0,049	0
(3) Vetter/Base, 25.02.1891	pp	350	0,300	0,140	0,160	2
(4) Verwandtschaft, 26.04.1891	pp	233	0,166	0,153	0,013	0
(5) Bürgermeister, 08.06.1891	po	352	0,146	0,269	-0,123	1
(6) Bürgermeister, 1891	po	221	0,195	0,207	-0,012	1

Tab. 30: Kennwerte bei Caritas S. (kfb-1276)

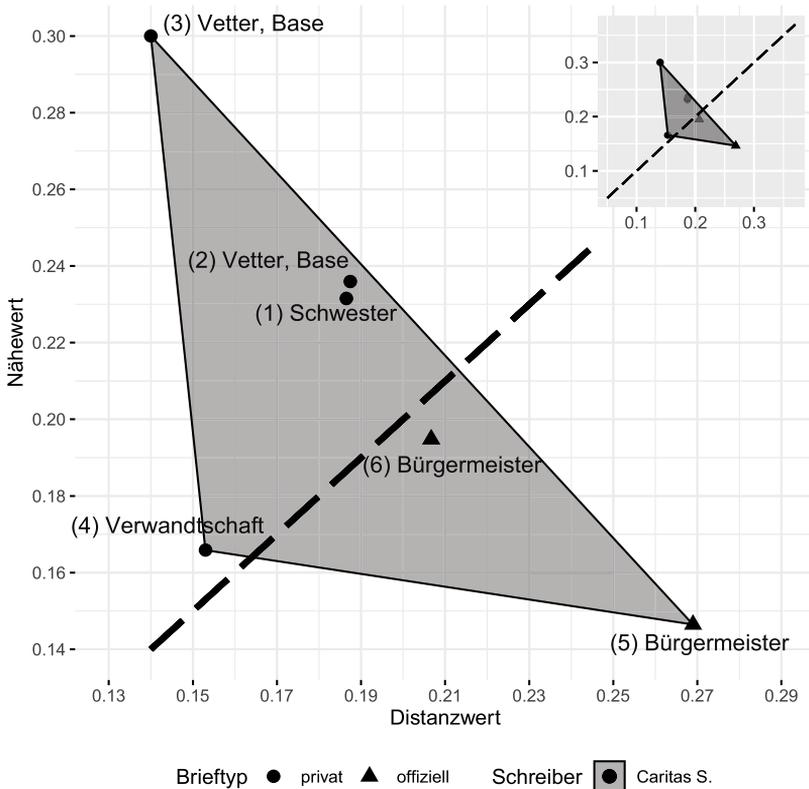


Abb. 65: Schreiberprofil von Caritas S. (kfb-1276)

⁵⁶ Das von der Patientin angegebene Datum ist inkorrekt, da sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht in der Anstalt befand. Von einem Arzt wurde dieser Fehler erkannt und mit blauem Buntstift unterstrichen. Das tatsächliche Datum wird nicht ersichtlich.

6.2.2.7 Familie P.: Kutscher Vitus (kfb-1901), Maurer/Musiker Andreas (kfb-1728) sowie Bruder und Vater

Von Familie P. aus Weichering bei Ingolstadt verbrachten zwei der elf Kinder einige Zeit in Kaufbeuren-Irsee: die Brüder Vitus (kfb-1901) und Andreas (kfb-1728). Von beiden sind in ihren jeweiligen Krankenakten Briefe überliefert; in der Akte von Andreas liegt zudem ein Brief des Bruders Georg an jenen (kfb-1728-A). Ebenfalls sind Briefe vom Vater Joseph (kfb-1728/1901-A) in beiden Patientenakten überliefert. Von der Mutter stammt kein Brief, da diese zur Zeit der Krankenhausaufenthalte ihrer Söhne bereits nicht mehr am Leben war. Hier besteht die seltene Möglichkeit, Texte von zwei Patienten und zwei Angehörigen aus einer Familie zu untersuchen.

Vitus P. (kfb-1901):

Beim 1860 geborenen Vitus P. handelt es sich um den ältesten dieser drei Brüder. Er arbeitete am Münchener Hof als Vorreiter bei Max von Holstein, Oberstallmeister von König Ludwig II. Nach Streit mit einem Kameraden fand er eine Stellung als Kutscher beim Münchener Eisenwarenhändler Kustermann. Dort kam es laut einem abschriftlich überlieferten Münchener ärztlichen Gutachten vom 04.12.1886 bei ihm zu „Verwirrung und Aufregung“; dabei „kannte er seine Kameraden nicht mehr; einen fremden Herrn im Wirkerhause sprach er als König an“. Daraufhin wird er in ein Münchener Krankenhaus gebracht, von wo aus er auf Grund seines schlechten Zustandes in die Kreisirrenanstalt München überwiesen wird. Er „bietet das Bild eines leichten Stupors“ (Abschrift der Krankengeschichte, 19.01.1887) und wird im März 1887 nach Kaufbeuren überführt. Dort ist er „ganz schweigsam und ziemlich apathisch“, was aber mit „Erregungszuständen“ abwechselt, in denen sich „Gehörs- und Gefühlstäuschungen“ (April 1887) zeigen. Er „glaubt Hexen und Gespenster durch die Luft fahren zu sehen, die ihn mit ihrem bestialischen Gestank vergiften wollen“ (August 1887). Auch der Tod König Ludwigs II und seines Arztes Dr. Gudden sind öfters Inhalt seiner „Hallucinationen u. Wahnideen“ (März 1889). Im Mai 1892 verschlechtert sich sein Zustand und er wird mit der Diagnose „Sec. Seelenstörung (Verrücktheit)“ nach Irsee transferiert. Dem Gutachten von Dr. Julius zur Entmündigung des Patienten vom 03.05.1893 ist zu entnehmen, dass „dessen anfänglich und weiterhin als halluzinatorische Verrücktheit erkannte Geistesstörung nunmehr in die sekundäre Form von Schwachsinn übergegangen ist und nachgerade in Blödsinn auszulaufen scheint“. Der „apathische Zustand“ (29.05.1898) äußert sich auch darin, dass er „für seinen aus Kaufbeuren verlegten Bruder kein Interesse“ (01.11.1895) zeigt: „Die beiden Brüder P. [Nachname gekürzt] gehen stets teilnahmslos aneinander vorüber“ (10.09.1898). Im Jahr 1898 wird bei ihm Tuberkulose diagnostiziert, an der er im Januar 1899 stirbt.

Lediglich von Juni/Juli 1887 sind 4 Briefe Vitus P.s überliefert (vgl. Tab. 31); auch nur im Juni 1887 ist in der Krankengeschichte von Briefen zu lesen: „rastloses Briefschreiben beschäftigt jetzt den Patienten oft Stunden lang“. Sein schlechter Gesundheitszustand in

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Theresia, 08.07.1887	pp	387	0,284	0,109	0,175	1
(2) Prinzr. Luitpold, 28.06.1887	po	220	0,218	0,336	-0,118	0
(3) Graf v. Holstein, 02.07.1887	po	271	0,210	0,173	0,036	1
(4) Dr. v. Nußbaum, 14.07.1887	po	120	0,158	0,195	-0,037	2

Tab. 31: Kennwerte bei Vitus P. (kfb-1901)

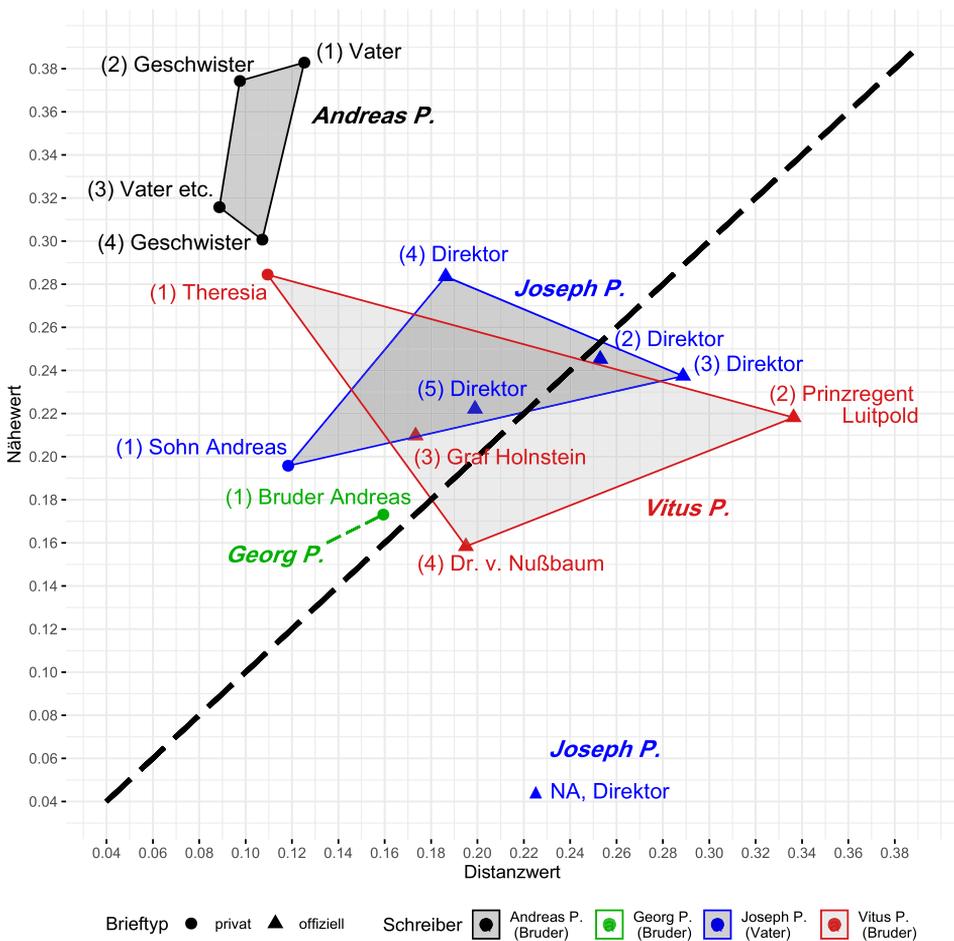


Abb. 66: Schreiberprofile von Familie P. (kfb-1728 und kfb-1901)

den späteren Jahren erschwerte ihm den Umgang mit Schriftlichkeit; am 01.11.1895 etwa wird notiert: „blättert in einem Buche oder liest in mechanischer Weise ohne erhebliches Verständnis“. Die überlieferten Briefe wurden zur Nähe-Distanz-Analyse herangezogen; die drei offiziellen sind an unterschiedliche prominente Persönlichkeiten gerichtet (2–4). Von seinen Privatbriefen an Theresia ist nur noch der „krasseste“⁵⁷ (1) vorhanden.

Vitus P.s Briefe befinden sich im Zentrum des Nähe-Distanz-Raumes, wobei sich sein Privatbrief (1) deutlich auf der Näheseite und seine offiziellen Briefe auf der Distanzseite (2 und 4) bzw. nahe der Distanzseite (3) ansiedeln (vgl. Abb. 66). Der hohe Nähewert des Briefs an Theresia resultiert aus 12 Aufforderungen im Imperativ an diese, sie soll *schreiben, besuchen, abholen, erbarmen, kümmern* und *Schulden bezahlen*. Kontakt stellt er dabei durch zwei Anredenominative im Text her, einer davon in Koseform: „Liebe Theres“. Die Lexik ist hier deutlich nächsprachlicher als in den restlichen Briefen, wobei er seine Kastration (vgl. Fn. 57) sehr bildlich darstellt. In grammatischer Sicht nächsprachlich sind die zahlreichen Nachträge hinter der rechten Satzklammer sowie Wiederaufnahmen und Inkongruenzen. Inhaltlich ist der Brief zwar in der Tat ungewöhnlich, aber vollständig verständlich und klar geschrieben.

Von den drei offiziellen Briefen ist der an Prinzregent Luitpold (2) der distanzsprachlichste. Meist vermeidet der Schreiber hier Personendeixis und spricht den Adressaten etwa mit „Sr kl Hoheit Prinz-Regenten“ an, während er von sich als „seinem treuen Diener“, „Vitus P. [Nachname gekürzt]“, manchmal aber auch „ich“ spricht. Durch mehrere Konjunktive verstärkt er die Indirektheit des Briefs. In lexikalischer Hinsicht auffällig sind einige Fremdwörter („Audenz“, „Taxen“, „Quwert“) und distanzsprachliche Konnektoren und Adverbien (*da, zugleich*). Der vergleichsweise hohe Nähewert des Briefs resultiert vor allem aus 11 doppelt gewichteten aggregativen Präzisierungen nach der rechten Satzklammer, wohin oft recht umfangreiche Satzglieder verschoben sind.

Die beiden anderen offiziellen Briefe (3 und 4) sind ebenfalls an höherstehende Persönlichkeiten gerichtet. Auch hier erscheint Vermeidung von Personendeixis, allerdings deutlich seltener und viel weniger systematisch als im Brief an den Prinzregenten. Das Bemühen um Formalität zeigt sich im Brief an den Grafen (3) morphologisch durch die Verwendung von 4 Dativ-*e* und 2 Genitiven, im Brief an Dr. Nußbaum (4) zeigen sich trotz dessen Kürze 3 komplexe Nebensatzkonstruktionen. Der recht hohe Grad an Nächstsprachlichkeit des Briefs an den Grafen resultiert unter anderem wiederum aus aggregativen Präzisierungen sowie einigen Korrekturen. Nicht vom Nähe-Distanz-Modell erfassbar ist die inhaltliche Dunkelheit dieser beiden Briefe, in denen Vitus P. von seinen Wahnvorstellungen von der heiligen Dreifaltigkeit, der Weltkugel in seinem Körper und etwas Schlangenartigem in seinem Rücken schreibt.

⁵⁷ Vgl. „in den Briefen an ‚seine Theres‘ spricht er fast nur von Liebe und Liebesschmerz, von Begattungstrieb und Beischlaf und sonstigen obscönen Begierden; das krasseste in dieser Hinsicht aber liefert ein weiterer Brief, wo er von einer Art Castration und dem Modus, seine *Potentia virilis* wieder zu regenerieren, wirklich haarsträubende, total verrückte Ideen entwickelt“ (Krankengeschichte, Juni 1887).

Andreas P. (kfb-1728):

Andreas P. wurde 1871 geboren und ist ein jüngerer Bruder des Vitus P. In der Krankenakte ist meist der Beruf Maurer(lehrling), teilweise auch Musiker angegeben, wobei er zuletzt in Schwabing wohnhaft war. Laut abschriftlich erhaltenem Gutachten des Münchener Bezirksarztes vom 14.02.1891 „befindet er sich in Wahnvorstellungen, die theilweise durch Hallucinationen bedingt sind. Als Ursache der bei demselben zweifellos bestehenden geistigen Störungen ist *Alkoholismus* anzunehmen, doch ist bei dem Umstände, daß ein Bruder desselben sich in der Irrenanstalt *Kaufbeuren* befinden soll, auch erbliche Belastung nicht ausgeschlossen.“ Vier Jahre nach seinem Bruder, im Februar 1891, wird er „wegen Geisteskrankheit u. Gemeingefährlichkeit“ in die Münchener Irrenanstalt polizeilich eingewiesen und kurz darauf wegen Überfüllung der Anstalt nach Kaufbeuren transferiert. Er „hallucinirt beständig[,] hört sich beschimpft und bedroht“ (Krankengeschichte, 27.02.1891). Häufiger muss er in die ‚Zelle‘ verbracht werden, wo er sich Selbstverletzungen zufügt; er „kratzt sich an den Wänden die Finger wund“ (28.05.1891) und muss daher in die Zwangsjacke. In der Zelle kniet er dann „halbe Tage lang mit gefalteten Händen auf dem Boden, immer starr nach derselben Richtung sehend“ (18.06.1891). Er ist „nie frei von Hallucinationen“ (11.12.1891), „steht immer allein“ (04.06.1892) und „ist wenig zugänglich“ (29.07.1894). Mit der gleichen Diagnose wie sein Bruder, „Secundäre Seelenstörung“ (24.11.1895), wird er nach Irsee verlegt.

Dort verändert sich sein Verhalten nicht und er wird als der „scheue, abweisende Kranke“ (09.09.1898) beschrieben. Über die Inhalte der Halluzinationen gibt er weiterhin keinen Aufschluss. Dabei ist er „[k]örperlich wohler als sein Bruder *Vitus*“ (30.05.1898); er wurde „unterrichtet von der schweren Krankheit seines Bruders“, aber „legte kein weiteres Interesse für diese Thatsache an den Tag und bemerkte auf die Eröffnung, daß Vitus bald sterben werde: ‚Der stirbt wohl.‘ und ließ sich nicht bewegen, den kranken, heute verstorbenen Bruder zu besuchen“ (09.01.1899). Sein „oft beobachtetes heiteres Grinsen läßt vielleicht auf Gehörstäuschungen heiteren Inhaltes schließen“ (06.03.1899). Er „[s]itzt wie eine Statue beständig am selben Platz“ (Mai 1901). Während er im August 1903 noch als „körperl. wohl“ beschrieben wird, bekommt er im März 1904 Fieber, magert ab, wird kraftlos und stirbt mit 32 Jahren im April 1904. Woran der Patient verstorben ist, ist der Akte nicht zu entnehmen. Inwiefern die als Durchschlag überlieferte, von Dr. Faltlhauser am 01.11.1943 auf Anfrage eines Verwandten gesendete Information zur Todesursache des Andreas P. („Tuberkulose“) den Tatsachen entspricht oder nur den Verwandten zufriedenstellen soll, bleibt fraglich.

In Andreas P.s Akte sind 5 Privatbriefe überliefert, die deutlich länger sind als die Briefe seines Bruders. Davon sind 4 Briefe auf das Jahr 1893 datiert; diese wurden in die Nähe-Distanz-Analysen aufgenommen (vgl. Tab. 32). Ein nicht datierbarer Brief wurde nicht mehr analysiert, da die Analyseergebnisse bis dahin bereits recht konstante Werte aufwiesen. Die Briefe richtet er an seinen Vater (1), seine Geschwister zuhause (2, 4) und an mehrere Personen zuhause, „Vater Schwager u. Geschwister“ (3). Andreas P.s Briefe sind stellenweise sehr schlecht lesbar und verstehbar, was aus der unregelmäßigen

Schrift, der mangelnden Kohärenz, zahlreichen Durchstreichungen und Zusätzen an den Texträndern resultiert, die teilweise mit stumpfem Bleistift geschrieben wurden. Dennoch lässt sich meist ein Sinn erkennen und die Briefe sind mit dem Nähe-Distanz-Modell analysierbar. Die ermittelten Werte verteilen sich auf eine relativ kleine Fläche (vgl. Abb. 66), was für eine recht hohe Zuverlässigkeit der Ergebnisse spricht.

<i>Brief an...</i>	<i>Typ</i>	<i>Wörter</i>	<i>Nähe</i>	<i>Distanz</i>	<i>Differenz</i>	<i>Regio</i>
(1) Vater, 03.04.1893	pp	633	0,383	0,125	0,257	2
(2) Geschwister, 14.07.1893	pp	626	0,374	0,098	0,277	2
(3) Vater etc., 21.09.1893	pp	818	0,316	0,089	0,227	2
(4) Geschwister, 28.10.1893	pp	774	0,301	0,107	0,193	2

Tab. 32: Kennwerte bei Andreas P. (kfb-1728)

Wie zu erwarten, sind die Nähewerte in allen vier Briefen außergewöhnlich hoch. Beim Brief an den Vater (1) liegt sogar der höchste Nähewert aller analysierten Briefe dieser Arbeit vor. Besonders häufige Einzelmerkmale erscheinen in den vier Briefen recht ähnlich, sodass diese im Folgenden zusammen thematisiert werden können. So fällt die häufige nächsprachliche Lexik auf, die sich zwischen 22 annotierten Belegen (Brief 3) und 47 Belegen (Brief 2) bewegt. Dabei handelt es sich beispielsweise um abwertende Bezeichnungen für seine Kleidung („Zeigs“, „Graff“, „Glump“), Schimpfwörter (z. B. „Hurenkerl“, „Misthaufenschmarren“, „Krigaasschmarren“, „Mühlratzen“, „gschissn“, „Fixsakrament“), Diminutive („Spaßer“, „bissl“), Kosenamen („Seperl“, „Josle“, „Blasi“), gesprochensprachliche Wendungen mit dialektalen Einflüssen („mir nix u Dirnix“, „a langs gsunds Lem u. mei Ruh.“) und häufig die unspezifizierende Partikel *so* (z. B. „so Sachen“). Auffällig ist auch der als nächsprachlich markierte Neologismus „Mehrseineri“ bzw. „mehrseinerisch“, der bis zu 5-mal pro Brief (4) erscheint, und wohl mit den Wahnvorstellungen des Patienten zusammenhängt. Reflexe von Mündlichkeit zeigen sich auch in zahlreichen Apo- und Synkopen sowie Klisen. Die Verständlichkeit der Briefe wird erschwert durch Ellipsen, Anakoluthe und Korrekturen, die jeweils oft in zweistelliger Häufigkeit in den Einzelbriefen erscheinen.

Die Distanzwerte der vier Briefe Andreas P.s sind recht niedrig. Es finden sich durchaus Distanzmerkmale wie einige Konjunktive und Genitive und sogar ein Dativ-*e* („Namensfeste“) sowie höfliche Aufforderungen im Brief an den Vater (1) (z. B. „Ihr möchtet also so freundlich sein“). Gelegentlich verwendet er auch Fremdwörter wie „anno“ und „retour“; auch die distanzsprachlichen Konnektoren *denn* und *da* sind dem Schreiber bekannt. Als rhetorische Mittel setzt er die Doppelformen „Thun u. Treiben“, „Furcht u Schrecken“ sowie „wünsche u. hoffe“ ein.

Zudem besitzen die analysierten Briefe alle einen eingerückten Briefkopf mit Ort und Datum. Sie beginnen mit einer Anrede und typischen Routineformeln.⁵⁸ Die Briefe sind am Beginn oft noch recht gut lesbar und klar strukturiert. Im Briefverlauf nimmt die Verständlichkeit deutlich ab; sprachlich häufen sich dann die nahe- und auch regionalsprachlichen Elemente, indem Andreas P. oft Beschimpfungen sowie gesprochensprachliche und dialektale Wendungen aneinanderreihet. Der Briefschluss ist durch die zahlreichen Zusätze am Rand dann kaum noch lesbar bzw. fehlt in einem Brief an die Geschwister (2) auch komplett. Dieser Brief ist hinsichtlich der Entwicklungen im Briefverlauf besonders auffällig; so beginnt er mit der zitierten, standarddeutschen Routineformel (vgl. Fn. 58), darauf kommt es aber bald zu Ellipsen und Satzbrüchen. Inhaltlich wird der Text sehr unklar und thematisiert seinen „gesunden Verstand“ sowie „Ungerechtigkeit u. Schmirr Schmarren von Gott“. Seite 2 und 3 des Briefs beinhalten dann Schimpftiraden auf die „stinkende mehrsenerein“ und viel Gesprochensprachliches. Der Brief schließt auf S. 4 mit Überlegungen zu Lebensalternativen⁵⁹ und seiner Zukunft. Besonders die Ausführungen gegen Briefende sind gesprochensprachlich und dialektal (vgl. Fn. 59) und bilden damit einen deutlichen Kontrast zum standardnahen Briefbeginn. Während sich Andreas P. somit am Briefbeginn noch um schriftsprachliche Korrektheit bemüht und sich dabei auch vorhandener Routineformeln bedient, formuliert er im Briefverlauf sehr frei seine individuellen Gedanken.

Da von Andreas P. keine offiziellen Briefe überliefert sind, bleibt sein Schreiberprofil unvollständig. Es ist nicht möglich zu rekonstruieren, wie distanzsprachlich er einen offiziellen Brief hätte gestalten können. Daher wurde er trotz der hohen Nähewerte auch nicht als Näheschreiber eingestuft (vgl. S. 327, Abb. 49). In seinen eigenen Texten erhält man trotz der schweren Verständlichkeit einen viel deutlicheren Einblick in das Denken Andreas P.s, als es die Krankengeschichte erlaubt, laut der er den Ärzten gegenüber ausgesprochen unzugänglich und verschlossen ist. So nimmt er durchaus aktuelle Ereignisse aus der Zeitung wahr, die er teilweise jedoch verzerrt wiedergibt.⁶⁰ Er erwähnt im Brief an die Geschwister (4) auch die Versetzung seines Bruders nach Irsee, während er selbst noch länger in Kaufbeuren bleiben kann. Andreas P. ist fähig zur Selbstreflexion über sein verfehltes Handeln zuhause⁶¹ und erkennt bereits 1893 die Aussichtslosigkeit seiner

⁵⁸ Die Briefe an die Geschwister sind hier nahezu identisch: „Ich hoffe meine baar Zeilen werden Euch in bester Gesundheit antreffen, wie auch ich wieder gesund bin.“ (2) – „Ich hoffe meine baar Zeilen werden Euch in bester Gesundheit antreffen, wie au ih so weit gesund bin.“ (4).

⁵⁹ Vgl. „Wär ich zum Militer komma na war i dabei, so bin i nöd da zu kuma drum bin i nöd dabei ist gepffiffen drauf warum? weil i aöd dabei bin. Fixsakrament i ägri mi woll net mit harter Müh net.“ (Brief 2).

⁶⁰ Vgl. „In der Zeitung gelesen ghagelt hat in Weichering u. s. w.“ (Brief 3). Unklar ist: „In der Zeitung hab ich sogar gelesen, daß in Frankreich 2000 Todte umgekömen sind durch Krieg 1891 auf 92 von Ostreich oder von Preußen Bayern, weis ich gar nicht genau.“ (Brief 3).

⁶¹ Vgl. „Mögen habs mich nicht, durch mein Thun u. Treiben von 90 auf 91. Ich kann leider nicht dafür, es ist der Wille Gottes so gewesen“ (Brief 1).

Entlassung.⁶² Dabei schiebt er sein Verhalten aber auf den Willen Gottes, auf den auch seine Wahnvorstellungen gerichtet sind. Über diese hatte er gegenüber den Pflegern und Ärzten die Auskunft verweigert. In den Briefen ist jedoch davon zu lesen: „Ano 1891 hab ich einen Anfall ghabt da hat Gott den Tod ausgeforscht diese Empfindung ist giftig breñend“ (Brief 4, Randzusatz). Dabei habe Gott ihm seine restliche Lebenszeit und die seines Vaters verkündet⁶³, womit sich womöglich der im Kontext seiner Wahnvorstellungen wiederholt erscheinende Neologismus der „Mehrseinerei“ als das ‚Noch-Mehr-Sein‘ auf der Erde klärt.

Georg P. (kfb-1728-A):

Bei Georg P. handelt es sich um einen weiteren Bruder, der aber nicht in psychiatrischer Behandlung war und von dem deswegen kaum biographische Informationen in den Patientenakten vorhanden sind. Die oben erwähnte Anfrage eines Verwandten vom 25.10.1943 gibt sein Geburtsjahr 1867 an, sodass er wohl der jüngste dieser drei Brüder ist.⁶⁴ Am 29.11.1891 schreibt er einen Brief vom Heimatort der Familie an Andreas (vgl. Tab. 33), laut dem er diesen vor „einige[n] Wochen“ besucht habe. Ein solcher Besuch am 14.06.1891 zusammen mit dem Vater ist in Andreas P.s Krankengeschichte dokumentiert. Im Brief erwähnt er seinen vergeblichen Versuch, beim Bürgermeister eine Entlassung für ihn zu erwirken, wobei daraus die Armut der Familie hervorgeht, die keine „eigene Wohnung“ hat, sodass die Gemeinde bezüglich einer möglichen Abholung des Bruders aus Haftbarkeitsgründen „nicht recht anbeißen“ möchte. Laut Brief des Vaters an Andreas vom 28.11.1899 ist Georg P. schließlich „nach Amerrika gereist“.

Unter den Privatbriefen von Familie P. handelt es sich beim Brief von Georg P. um den mit dem niedrigsten Nähe- und höchsten Distanzwert. Durch den niedrigen Differenzwert liegt der Brief fast auf der Orientierungsachse im Nähe-Distanz-Raum (vgl. Abb. 66). Nähesprachlichkeit erhält er unter anderem durch Kasusinkongruenzen (Akkusativ beim Verb *helfen* und nach der Präposition *von*) und eine schreibproduktionsbedingte Inkongruenz (Verb im Singular vor Subjekt im Plural). Ebenso verwendet er nähesprachliche Lexik wie das oben zitierte *anbeißen* und zweimal *wann* als konditionale Subjunktion sowie je eine Apo- und Synkope. Auch erfolgt ein Zusatz nach Textende mit der Bitte um einen Brief seines Bruders.

⁶² Vgl. „ein Freude hab ich nicht weil ich warscheinlich keine Entlassung mehr bekommm für nun u. ewig eingsberrt bin Selbstverständlich mir auch nicht anders helfen könnt weis ich selbst.“ (Brief 1).

⁶³ Vgl. „Gott hatt mir dañ ~~geg mir~~ diesen Verstand ge geoffenbart in Meinungen daß der Vater für diese Mehrseinerei also noch 19 Jahre bis zu 87. Jahre u ich für diese Meherseinerei also noch 63 Jahr 22 Jahr alt 85 Jahrrinnen Lebenszeit verheißen“ (4).

⁶⁴ Die dortige Angabe zu Vitus P., 06.10.1859, ist wohl falsch; er wurde laut seiner Krankenakte am 05.10.1860 geboren. Damit ist unklar, ob das Geburtsjahr von Georg P. korrekt ist.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Bruder Andreas, 29.11.1891	ap	268	0,173	0,159	0,014	2

Tab. 33: Kennwerte bei Georg P. (kfb-1728-A)

Distanzsprachlichkeit wird in grammatischer Hinsicht unter anderem durch Konjunktive, zwei komplexe Nebensatzstrukturen, ein erweitertes Präpositionalattribut („Dein Dich bis in den Todt liebender Bruder“) und distanzsprachliche Resumptiva (*so*) erzeugt. Ebenfalls erscheinen Fremdwörter (z. B. „Infanterie Regt.“), die kausale Subjunktion *da* und die poetische Wendung „daß Du Dich bald in unserer Mitte wieder befindest“. Dazu hebt Georg P. Namen durch Unterstreichung und die Verwendung lateinischer Schrift hervor. Der Brief ist durch Einrückungen und Abstände sehr übersichtlich gestaltet und zeugt insgesamt von einer geübten, wenn auch nicht professionellen Schreibfähigkeit.

Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A):

Joseph P. ist der Familienvater und wurde gemäß den Altersangaben in seinen Briefen 1827 geboren.⁶⁵ Er unterschreibt seine offiziellen Briefe als „kgl: Strassenwärter“ (16.06.1892), im November 1899 mit 72 Jahren als „Bensenirter Strassenwärter“. In der Akte des Andreas P. findet sich ein Beschluss des Armenpflugschaftsrats und der Gemeindeverwaltung Weichering vom 21.02.1891, der eine Anhörung des Vaters wiedergibt, laut der er angegeben habe, „für seinen Sohn keinen Pfennig bezahlen zu können, wengleich er einen sicheren Monatsverdienst von *circ.* 60 *M* als Distriktswegmacher bezieht“.⁶⁶

Von Joseph P. finden sich 8 Briefe in den beiden Akten der Söhne, einer davon bei Vitus (3), die restlichen bei Andreas. Der späteste seiner Briefe (1) ist ein Namenstagsgruß an seinen Sohn Andreas; dieser „verweigert die Annahme und das Lesen des Briefes, lässt ihn sich auch nicht vorlesen!“ (Notiz auf dem Brief, Dr. Summa). Die restlichen Briefe sind an den Anstaltsdirektor gerichtet, wobei ein sehr kurzer von einem anderen Schreiber verfasst wurde (6). Zwei weitere sehr kurze Briefe von ihm wurden nicht analysiert.

Die Briefe des Joseph P. sind recht kurz, aber insgesamt sehr ähnlich, sodass sich Schwankungen in den Nähe-Distanz-Werten in Grenzen halten. Von seinen fünf untersuchten autographen Briefen besitzt der an seinen Sohn Andreas (1) gleichzeitig den niedrigsten Nähe- und auch Distanzwert. Anlass des Briefs ist der Namenstag des Sohnes; er fühlt sich „verpflichtet“, „Schriftlich andich zu schreiben weil wier nicht Mündlich miteinander Sprechen könen“. Der Brief weist einige Kasusinkongruenzen sowie zahlreiche Ergänzungen und Korrekturen auf, was als nächsprachlich klassifiziert wurde. Nicht vom Nähe-Distanz-Modell berücksichtigt werden die Unregelmäßigkeiten in der Groß-

⁶⁵ Laut Brief vom 02.07.1899 an den Direktor ist er 71 Jahre alt, am 28.11.1899 an Andreas 72.

⁶⁶ Bei einem *Wegemacher* handelt es sich um einen „Straßenarbeiter, der Straßen reinigt und ausbessert“ (Ebner 2015: 818). Wegen „völliger Vermögenslosigkeit von seite des Patienten“ werden die Verpflegungskosten schließlich von der Gemeinde übernommen.

und Klein- sowie Zusammen- und Getrenntschreibung. Distanzsprachlichkeit erhält der Brief unter anderem durch zwei komplexe Nebensätze und einen Konjunktiv Futur in Verbindung mit einer Doppelform, welche der Schreiber wohl vorformuliert abrufte: „der Liebegott werde euch gnedig und Barmherzigsein“.

<i>Brief an...</i>	<i>Typ</i>	<i>Wörter</i>	<i>Nähe</i>	<i>Distanz</i>	<i>Differenz</i>	<i>Regio</i>
(1) Sohn Andreas, 28.11.1899	ap	122	0,196	0,118	0,077	1
(2) Direktor, 16.06.1892	ao	85	0,245	0,253	-0,008	2
(3) Direktor, 12.08.1894	ao	115	0,237	0,289	-0,051	2
(4) Direktor, 29.11.1896	ao	129	0,284	0,186	0,097	2
(5) Direktor, 07.02.1899	ao	94	0,222	0,199	0,023	1
(6) Direktor, 08.09.1893	nao	56	0,028	0,225	-0,197	0

Tab. 34: Kennwerte bei Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A)

In den offiziellen Briefen erkundigt sich Joseph P. wiederholt beim Direktor nach dem Gesundheitszustand der Söhne bzw. fragt beim Tod des Vitus, „ob ehr Doch die Heilögen Sterbsakrament Entpfangen hat oder nicht“ (Brief 5). Er stellt seine Nähe zu den Söhnen heraus, indem er vom „Lieben Sohn“ (Brief 4) schreibt. Auch diese Briefe zeigen Inkongruenzen und fehlende Satzglieder. Dennoch ist sich der Schreiber üblicher Konventionen des Briefschreibens bewusst, indem er sich zu Beginn über die Gesundheit des Adressaten erkundigt oder sich für sein Schreiben entschuldigt. Bei zwei der drei Briefe (2 und 3) erfolgt auch eine Angabe des Berufs am Briefende. Ebenso verwendet er Einrückungen und Zeilenabstände.

Wie üblich für weniger routinierte Schreiber besitzt auch Joseph P. ein gewisses Inventar an Formeln, auf das er in jedem seiner Briefe an den Direktor mit kleineren Variationen zurückgreift. So strukturiert er seine Frage nach dem Gesundheitszustand immer gleich, indem er eine (i) *Bitte* formuliert, man (ii) *möchte* ihn (iii) *in Kenntnis setzen*, (iv) *wie ihr/sein Benehmen ist* (vgl. Bsp. 129). Er modifiziert dies dahingehend, dass er die Bitte mit *sobald wie möglich* (a, b und e) drängend oder mit *Sie werden entschuldigen* (f) bzw. der Einbettung in eine indirekte Aufforderung *Ich Dete Korsamst Bitten* (e) abschwächend formuliert. Auch beim letzten Bestandteil (iv) variiert er mit *wie es ihm gehe* (d) bzw. *wie er sich verhält* (e). Eine deutliche Abweichung zeigt sich bei Bsp. (c) aus dem nicht selbst verfassten Brief (6). Es zeigt eine deutlich formellere Wortwahl mit fehlerfreier Orthographie, ist inhaltlich aber identisch. Somit ist anzunehmen, dass Joseph P. hier den Inhalt vorgab, die Ausformulierung aber einem anderen Schreiber überließ.

- (129) a. ich Bitte Ihnen sie mächten mich sobald wie möglich in Kötnnis sezen wie meine zwei Söhne ihr Benemen ist (an Direktor, 20.03.1891)

- b. so Bitte Inher Sihe mecht mir sobald wie mäglic in erkändnis sezen wie inder Be-
neñen ist (an Direktor, 16.06.1892, Brief 2)
- c. Ich erlaube mir hiemit, Sie untertänigst zu ersuchen mir über das Befinden meiner bei-
den Söhne, Vitus u. Andreas P. [Nachname gekürzt], gelegentlich gütigst Nachricht
geben zu wollen. (an Direktor, 08.09.1893, Brief 6)
- d. so Bitte vihr Jhñner Sihe möchten mich in Ehrköntnis sezen wie es ihm gehe (an
Direktor, 12.08.1894, Brief 3)
- e. Ich Dete Korsamst Bitten Herr Kgl: Dierekteur. Sihe möchten sobald wiemäglic mich
ieh in Körtnise sezen, wie es er sich verhelt [...] wie sein Benennen ist. (an Direktor,
29.11.1896, Brief 4)
- f. Ich Bitte Ihnen Herr Dieregder Sie werden Entschuldigen, und mechten mi in Kethnis
sezen [...] wie sein benehmen ist (an Direktor, 07.02.1899, Brief 5)

Formeln von Joseph P. (kfb-1728-A/kfb-1901-A)

Einer der offiziellen Briefe (4) unterscheidet sich von den restlichen, indem er nicht nur den höchsten Nähe- und niedrigsten Distanzwert unter den offiziellen Briefen aufweist, sondern auch vom Schriftbild her viel unregelmäßiger ist, einige Durchstreichungen und Ergänzungen aufweist, dafür aber eine schwungvollere Schrift und auffällige Verschnörkelungen zeigt, besonders bei Wörtern in lateinischer Schrift. Gleichzeitig geht der Schreiber stellenweise ins Dialektale über⁶⁷ (vgl. dazu Kap. 8.1.2).

Brief (6) stammt von einer anderen Hand. Wie auch bei anderen Schreibern zu beobachten ist (vgl. z. B. Tab. 22, S. 343), verfassen professionelle Schreiber oft sehr kurze, rein inhaltsorientierte Briefe, sodass auch dieser der kürzeste in sich abgeschlossene Brief des Joseph P. ist. Er weist mit Abstand den niedrigsten Nähewert aller Briefe von Familie P. auf (vgl. Abb. 66). Einzige Nähemerkmale bilden dabei ein Imperativ, der dem Ersuchen um Auskunft Nachdruck verleihen soll, sowie der fehlende Wechsel zu lateinischer Schrift bei der Unterschrift, die ebenfalls nicht autograph ist. Warum Joseph P. gerade diesen Brief nicht selbst verfasst hat, bleibt unklar.

Vergleicht man die einzelnen Profile von Familie P., so erkennt man deutliche Überlagerungen bei Vitus und seinem Vater Joseph, deren Schreiberprofile sich etwa in der Mitte des Nähe-Distanz-Raums ansiedeln. Dabei ist die geometrische Figur von Vitus etwas größer als die seines Vaters, was bei ihm, zumindest in den überlieferten Briefen, auf einen größeren schriftlichen Variationsraum deutet. Insgesamt zeigt die Lokalisierung der Profile einen recht geübten Umgang mit der Schriftsprache, was für die schriftfernen Berufe Kutscher und Straßenwärter ungewöhnlich ist. Auch der Brief von Georg siedelt sich in diesem Bereich an. Andreas' Briefe sind dagegen deutlich nächsprachlicher, was den Leseindruck dieser schwer verständlichen Texte bestätigt; dabei bilden sie den einzigen Zugang zu den Gedanken des verschlossenen Patienten. Einem Schreibertyp kann

⁶⁷ Vgl. die Phrase „von schust etwar Ander“ („von sonst jemand anderen“), in der unter anderem eine s-Palatalisierung und das Lexem *etwer* erscheinen, welches laut Grimm „heute auszer gebrauch“ (DWB Bd. 3, Sp. 1187) gewesen sei.

er jedoch wegen der fehlenden offiziellen Briefe nicht zugeordnet werden. Die Briefe der beiden Patienten geben jeweils nur eine Momentaufnahme dieser Schreiber aus einem recht frühen Zeitpunkt ihrer Anstaltsaufenthalte. So stammen alle Briefe von Vitus von 1887, dem Jahr seiner Aufnahme in die Anstalt; bei Andreas sind sie von 1893, zwei Jahre nach seiner Aufnahme. Dass zumindest Andreas auch in den späteren Jahren noch geschrieben hat, geht aus seiner Patientenakte hervor.⁶⁸ Die Überlieferungslage zeigt hier somit klare Grenzen und erlaubt etwa keine diachronen Untersuchungen; bei Andreas und Georg sind zudem keine Vergleiche offizieller mit privaten Briefen möglich. Die erhaltenen Einblicke in das Schreiben von Familie P. sind dennoch aufschlussreich.

6.2.2.8 Zimmergeselle Johannes G. (kfb-1623)

Johannes G. (kfb-1623) wurde 1851 als Sohn von Bauersleuten in einem Dorf bei Günzburg in Bayerisch-Schwaben geboren und arbeitete als Zimmergeselle. Laut ärztlichem Zeugnis des praktischen Arztes aus seiner Heimatgemeinde vom 18.08.1874 sei er „seit etwa 3/4 Jahren melancholisch gewesen und in Folge davon von der Arbeit fortgeblieben“; er entwickelte „eine große Unruhe, Neigung zu nächtlichem Herumschweifen und vielfältige Gesichts- und Gehörshallucinationen mit vorwiegend religiösem Inhalte“. Dies steigerte sich zur „wirklichen Manie“, „Tobsucht“ und zu „zerstörungssüchtigen Handlungen“. Die auf den selben Tag datierte Untersuchung des Bezirksarztes diagnostiziert bei ihm einen Zustand „completer Verwirrung“ sowie „hallucin. und visionäre Wahrnehmungen“, wobei er „ziemlichen Größenwahn“ bekunde. Somit wird er kurz darauf unter dem Vorwand, ein Feuerwehrfest in Augsburg zu besuchen, von Bekannten nach Irsee gebracht (vgl. seinen Brief an Bekannte, 03.09.1874).

Aus der nur lückenhaft überlieferten Krankengeschichte geht hervor, dass der Patient mehrfach als gebessert aus der Anstalt entlassen wurde, aber immer wieder dort aufgenommen werden musste; etwa sei bei ihm laut Schreiben der Gemeindeverwaltung an die Anstalt im Mai 1876 zuhause „ganz plötzlich Tobsucht ausgebrochen, sodaß er beständig von Männern bewacht werden muß“. In der Anstalt muss er regelmäßig ins Tobhaus, gilt als „Manicus“ (Januar 1880) und „zerreißt Kleider u. Hemden“ (Oktober 1881). Immer wieder erweckt er den Eindruck von „vollständiger Gesundheit“ und arbeitet dann „als tüchtiger Zimmermann“ (Oktober 1884). Die sechste, endgültige Wiederaufnahme erfolgt im Oktober 1884. Im Februar 1886 wird die „ununterbrochene Kette von periodisch wiederkehrenden manischen Erregungszuständen“ bestätigt. Er ist „während derselben außerordentlich heiter, selbstvergnügt, ungeheuer gescheid, von lästiger Rede- und Renommirlust erfüllt; springt, tanzt, singt und pfeift in seiner Zelle“ (Februar 1886). „Auf das Aufregungsstadium folgt dann eine verschieden lange, 2–10 Tage andauernde ängstliche Verstimmung und Verwirrtheit“ (Februar 1886), während welcher der Patient

⁶⁸ So findet sich auf der Rückseite des Briefs von Joseph P. vom 29.11.1896 an den Direktor ein Hinweis von Dr. Julius: „10. Decbr. 96. Antwort durch Sohn Andr. geschrieben zurück“.

chen Tonfall verfasst; er weist auffällige Blumenzeichnungen am Beginn auf, welche die „Glück und Segens-Wünsche zum neuen Jahrgang 1880!“ einrahmen. Allerdings ist der Brief weniger freundschaftlich, sondern, was die Anrede mit „Gutthätiger Michel Kiederlin!“ verdeutlicht, geprägt von Dankbarkeit und Religiosität.

Der am wenigsten nächsprachliche Brief (8) an den Pfarrer seiner Heimatgemeinde dagegen enthält überhaupt keine sprachspielerischen Elemente, sondern der Schreiber bemüht sich hier um Förmlichkeit; es erscheinen Genitivattribute und sogar eine erweiterte Partizipialkonstruktion („Die Worte meiner selig in Herrn entschlaffenen Mutter“). Er strukturiert seinen Brief logisch und fügt am Ende noch das Gebet seiner Mutter um Gottvertrauen an. Man erkennt, dass es sich für Johannes G. beim Pfarrer um eine Respektperson handelt. Dabei werden aber auch die Grenzen seiner Schreibfähigkeit deutlich. Im Bemühen um Förmlichkeit ergeben sich unidiomatische Konstruktionen, etwa „das Befinden meines gegenwärtigen Zustandes“ oder „bei sehr zufriedener Genesung“. Auch die Genitivverwendung bzw. Flexionsformen gereifter Adjektive bereiten ihm Schwierigkeiten bei „wegen krankem schwärmerischen Nachtgängen“. Bei komplexeren Satzstrukturen fehlen Elemente oder diese brechen ab. Fast identische Nähe-Distanz-Werte wie der Brief an den Pfarrer erhalten zwei Briefe an Base (3) und Vetter (4). Diesen fehlt wiederum das Sprachspielerische, das für einige Texte dieses Schreiber charakteristisch ist. In beiden Briefen entschuldigt sich Johannes G. für Beleidigungen „in kranken Zuständen“ (4) und informiert über den „Zustand meiner gegenwärtigen Genesung“ (3).

Die Privatbriefe über der Orientierungsachse unterscheiden sich vor allem bezüglich ihrer Distanzwerte. Den höchsten Distanzwert weist hier Brief (2) an den Vetter auf, in dem die hohe Zahl von 16 Konjunktiv-Formen beim Zitieren in indirekter Rede sowie in irrealen Überlegungen erscheinen; ebenso erhöhen hier Präteritalformen den Distanzwert. Dazu kommen 6 komplexe Nebensätze, was alles zusammen zu einer hohen grammatischen Schriftsprachlichkeit führt. Allerdings ist der Brief wiederum sehr sprachspielerisch; es erscheinen Codeswitching ins Basisdialektale, Koseformen, Schimpfwörter (z. B. „Dummköpf“) und eine widerrufende *Scherz*-Konstruktion.⁶⁹ Auch der Distanzwert des frühesten Briefs von Johannes G. an Familie/Freunde (1) ist vergleichsweise hoch. Besonders am Briefbeginn beklagt er sich hier über die überraschende Verbringung nach Irsee, die „so listig und sehr gut eingefädelt“ worden ist.

Die beiden Briefe an den Bruder (5 und 6), gleichzeitig auch die spätesten der untersuchten Briefe, zeichnen sich durch recht hohe Nähe- und niedrige Distanzwerte aus. Das vertraute Verhältnis zu diesem spiegelt sich im freundschaftlich-plaudernden Ton der Briefe über den Anstaltsalltag, das Wetter und gemeinsame Bekannte. Distanzsprachliche Merkmale sind dabei selten.

Johannes G.s Texte zeigen eine große Vielfalt, sowohl hinsichtlich der Textsorten als auch der stilistischen Gestaltung. Die Texte mit vielen sprachspielerischen Elementen

⁶⁹ Vgl. „Der Teufel soll ihn Ehren. Scherz“. Dies widerlegt die Hypothese von Wiese & Polat (2016: 261), dass diese in der heutigen Jugendsprache beliebte Konstruktion auf eine ähnliche Konstruktion im Türkischen zurückgehe.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Familie/Freunde, 03.09.1874	pp	473	0,227	0,186	0,041	1
(2) Vetter, 28.04.1883	pp	465	0,250	0,233	0,017	2
(3) Base, 31.12.1890	pp	301	0,150	0,190	-0,040	2
(4) Vetter, 02.12.1898	pp	212	0,148	0,189	-0,041	0
(5) Bruder, 01.04.1899	pp	259	0,225	0,137	0,089	1
(6) Bruder, 02.02.1904	pp	220	0,222	0,110	0,112	2
(7) Direktor, 1880	po	329	0,181	0,209	-0,028	1
(8) Pfarrer, 25.02.1889	po	288	0,134	0,195	-0,060	1
(9) Arzt, 03.03.1880	po	276	0,233	0,181	0,051	2

Tab. 35: Kennwerte bei Johannes G. (kfb-1623)

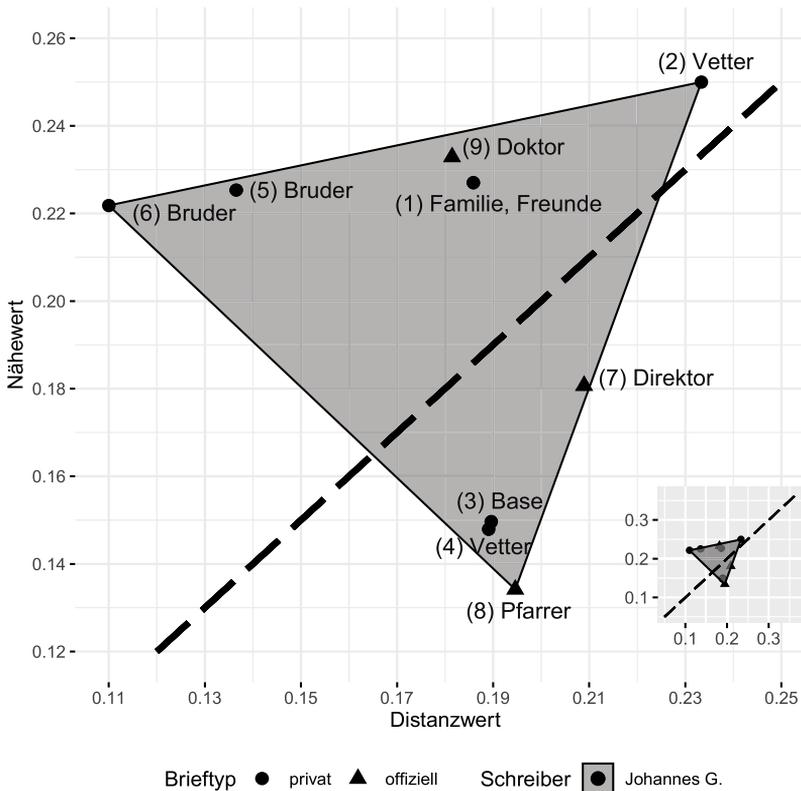


Abb. 67: Schreiberprofil von Johannes G. (kfb-1623)

besitzen oftmals gleichzeitig auch kleine Zeichnungen und Randzusätze sowie eine auffällige Interpunktion. Dabei offenbaren sich Parallelen zu zeitgenössischen Untersuchungen von Texten, verfasst von Patienten mit der Diagnose ‚Manie‘. So beobachtet Köster (1903: 111) in diesen eine „große Flüchtigkeit, welche der unermüdliche motorische Drang dieser Kranken mit sich bringt“; „scherzhafte Wendungen deuten die gehobene Stimmung des Schreibers an“ (Köster 1903: 112). Einige Briefe sind jedoch recht unauffällig und stammen wohl aus ruhigeren Krankheitsphasen. Dem ‚depressiven Stadium‘ (siehe oben) lässt sich keiner der Briefe direkt zuordnen, da immer eine gewisse Hoffnung und positive Grundstimmung vorhanden sind. Einzig im (nicht analysierten) Brief an seinen Bruder vom 26.12.1891 erinnert er an den „Schwermuth und Trübsinn“ seiner Jugendjahre. Dazu kommt bei Johannes G. die für einen Zimmergesellen außergewöhnliche Sprachkompetenz, die auch Dr. v. Reichert an seinen Texten beobachtet hatte. In diesem Kontext ist besonders seine Fähigkeit zur Verschriftung von Basisdialekt hervorzuheben, die in Codeswitching-Passagen zu beobachten ist. Diese Schreibfähigkeit und wohl auch sein ordentliches Schriftbild haben dazu geführt, dass ihm der Mitpatient Martin B. (kfb-1621) Briefe zur Niederschrift diktierte. Bei den Analysen wurden aber auch die Grenzen von Johannes G.s schriftsprachlicher Kompetenz deutlich, derer er sich wohl ebenfalls bewusst war, sodass er bei den für die korrekte Zustellung wichtigen Briefanschriften teilweise auf die Unterstützung eines professionellen Schreibers, des Buchhalters Georg B. (kfb-966) (vgl. Kap. 6.2.3.1), zurückgriff.

6.2.2.9 Mahlknacht Georg S. (kfb-1763)

Bei Georg S. (kfb-1763) handelt es sich um den Patienten mit der bislang größten bekannten Textmenge (ca. 99 300 Wörter; vgl. S. 113, Fn. 92), die er außerdem in einem ungewöhnlich langen Zeitraum von über 50 Jahren verfasst hat. Er wurde 1831 als Sohn von Ökonomen (Bauern) in Höchstädt, nordwestlich von Augsburg, geboren. Seine Irseer Krankengeschichte erwähnt zu Beginn ein „amtliches Zeugniß seines Ortspfarrers“ laut dem er „während des Besuches der Werk- & Feiertagsschule Spuren von Trägheit & Unordnung gezeigt habe“. Er arbeitete als Mühlknacht und stand „in verschiedenen Diensten, wo er jedoch nirgends lange aushielt, sondern, wie seine Bekannten berichten, häufig Vakanzen machte, die er dann bei verschiedenen Verwandten zubrachte, & überhaupt arbeitsscheu, das herumstreunen liebte.“ Schließlich verbrachte er „wegen Unwohlseins (Bronchialcatarrh & Magenverschleimung)“ etwa ein Jahr zu Hause; dabei entstanden „neue heftige Dißidien zwischen S. [Nachname gekürzt] & seinem Vater, welch letzterer verlangte, der Sohn sollte entweder zu Hause arbeiten oder in einen fremden Dienst gehen“. Der Vater veranlasste sogar „nach vorausgegangener gerichtsl. Untersuchung, die den S. [Nachname gekürzt] für körperlich gesund & arbeitsfähig erklärte, eine amtliche Weisung, einen Dienst anzutreten.“ Darauf folgte durch den Sohn eine „Klage gegen seinen Vater wegen Alimentationsverweigerung“. Die Krankengeschichte erwähnt weitere ärztliche Zeugnisse, die ihn als „hypocondrisch“ (Bezirksarzt Dillingen, 29.03.1863)

einschätzen. Ein Bezirksarzt seiner Heimatgemeinde konstatierte, „daß er zwar zuweilen von bronchialcatarrh befallen werde unter den Symptomen von Husten & Schleimrasseln, jedoch sonst sich vollkommen körperlichen Wohlbefindens erfreue“ (20.06.1863). Er sei „unzurechnungsfähig“ und wird mit Einwilligung des Vaters der psychiatrischen Anstalt im August 1863 „zur Beobachtung zugewiesen“.⁷⁰

Da er auch in Irsee körperlich gesund wirkt aber leichte Arbeiten verweigert, wird gleich zu Beginn festgestellt, dass der „Verdacht auf Simulation nicht von der Hand zu weisen war“ (15.09.1863). „Um seine Trägheit etwas aufzurütteln, hat er jetzt die Alternative zwischen einem kräftigen Regenbad oder zweistündiger ordentlicher Arbeit täglich“ (15.09.1863). Dabei entscheidet er sich für Ersteres „um nur den Schwachen, Kranken & Übel behandelten spielen zu können“ (07.11.1863). Am 2. November gelingt ihm die Flucht, während derer er einen Brief (7) an den Direktor schreibt. Bei der Wiederaufnahme gerät er in Streit und wird ins Tobhaus gebracht; die Ambivalenz seiner Persönlichkeit geht aus Charakterisierungen in der Krankengeschichte hervor, die 1864 seinen „pffiffigen Blick“ und sein „dumm-schlaues Lächeln“ notiert. Im Juli 1864 wird er auf Drängen des Vaters wegen der Kosten „etwas gebessert entlassen resp. beurlaubt“.

Fast 30 Jahre später erfolgt im Juli 1892 die Wiederaufnahme nach Kaufbeuren, wobei auf einem eigenen Zettel aufgelistet wird, wie er in der Zwischenzeit „verschiedenfach wegen Sittlichkeitsvergehen, Diebstahl, Hehlerei, Landstreicherei, Körperverletzung etc. mit dem Strafgesetze in Conflict“ kam und dafür „verschiedene Freiheitsstrafen“ verbüßte, zuletzt wegen „Sittlichkeitsverbrechen“ an einer 13-jährigen eine fünfjährige „Zuchtstrafe in Plassenburg“ (1882–87) bei Kulmbach, wo er „allein 93 disciplinarstrafen“ erhielt. In seinem 42-seitigen Lebenslauf von 1891 (vgl. Kap. 3.3.3.d) stellt Georg S. diese Taten aus seiner Perspektive in großem Detailreichtum und allesamt als Missverständnisse dar. Vom Dillinger Bezirksarzt wird er laut Krankengeschichte als „gemeingefährlicher Irrer“ charakterisiert und wird schließlich „wegen Beleidigung des Landesherrn“ wieder in die psychiatrische Anstalt verbracht, was jener als „Schurkenstreich“ bezeichnet und „Strafgesetzbücher, verschiedene Zustellungen vom Reichsgericht in Leipzig und anderen Behörden“ mitbringt. In der Anstalt ist er völlig uneinsichtig und „meint, es sei leichter ein Wunder zu wirken, als eine Geistesstörung bei ihm nachzuweisen“ (29.08.1892). Nach zwei weiteren erfolgreichen Fluchtversuchen wird er im November 1894 mit der Diagnose „Sec[undäre] Seelenstörung“ nach Irsee transferiert. Dort gilt er als der „ewige Querulant, der mit nichts zufrieden zu stellen ist.“ (23.04.1895). Der Assistenzarzt Dr. Faber prophezeit ihm dabei mit seinen 65 Jahren ein hohe Lebenserwartung: „Die blühende Farbe, die vollen Bäckchen, die munteren Augen, der rüstige Körper versprechen dem *Malade imaginaire* ein noch langes Leben“ (Oktober 1896). In der Tat lassen sich erst im September 1915 mit einer Gewichtsabnahme erste körperliche Veränderungen erkennen, im März 1916 zeigen sich Schwindel und Fieber, und im April 1916 stirbt Georg S. im Alter von 85 Jahren.

⁷⁰ Wie Georg S. selbst seine Anstaltsaufnahme und den vorhergehenden Besuch bei Laienheilern in seiner Lebensgeschichte darstellt, behandelt Kap. 3.3.3.d (vgl. Bsp. 103 und 105).

Seine zahlreichen Briefe, von denen noch etwa 50 in seiner Akte zu finden sind, werden auch in der Krankengeschichte thematisiert: „Schreibt viel schwachsinniges Zeug, bildet sich aber auf seine Elaborate viel ein und meint damit zu beweisen, daß er nicht nur geistig normal sei, sondern sogar ein für seine Verhältnisse hohes Maß geistiger Fähigkeiten besitze“ (27.08.1892).⁷¹ Teilweise werden Briefe auch abgesendet, etwa eine Bitte um Obst vom 11.09.1898, woraufhin ihm „auch wirklich eine Kiste mit 167 Äpfeln“ gesendet wird. Einige seiner Briefe versteckt er vor dem Anstaltspersonal, indem er in seinem Kalender „durch geschickte Anbringung eines Doppeleinbandes ein Geheimfach geschaffen“ (07.03.1899) hat und „unermüdlich im Erfinden neuer Verstecke“ (Januar 1901) ist. Im Oktober 1902 werden dessen „Beziehungen zur Außenwelt“ aufgedeckt: „Ein bis jetzt für vollkommen vertrauenswürdig gehaltener Patient, – G. [Nachname gekürzt] Xaver⁷² – besorgte resp. ließ ihm Briefe, Arzneien u. sogar Geld von einem Verwandten unter einer Deckadresse zukommen“.

Von den überlieferten Briefen sind 36 datierbar; nur 3 davon sind im Kontext von Georg S. ersten Anstaltsaufenthaltes 1863/64 entstanden, die alle analysiert wurden. Davon hat er aber nur den an den Paten (Brief 1) in der Anstalt selbst geschrieben, einer entstand während seiner Flucht (6) und der letzte (7) kurz nach seiner Entlassung: eine Bitte an Direktor Kiderle, ihm seine Effekten zurückzusenden. Aus der Zeit des zweiten Aufenthalts stammen die restlichen 33 datierbaren Briefe, von denen 8 zur Analyse ausgewählt wurden, 4 private und 4 offizielle. Die Privatbriefe sind alle an Vetter, Schwager und Schwägerin in unterschiedlichen Kombinationen gerichtet, sodass eine Kontrastierung bezüglich des Schreibzeitpunktes angestrebt wurde: die beiden frühesten Briefe des zweiten Aufenthalts von 1898⁷³ und die beiden spätesten von 1913/14 wurden zur Analyse ausgewählt. Bei den offiziellen Briefen variiert Georg S. stärker hinsichtlich seiner Adressaten; er schreibt an Direktor und Oberarzt, einer Köchin (vgl. S. 136, Fn. 135), dem Bürgermeister und Pfarrer seiner Heimatgemeinde, einem Zeitungsredakteur, Prinz Luitpold⁷⁴, dem Justizminister, Domkapitular und ab 1906 verstärkt den Bischöfen in Bayern. Hier wurde bei der Auswahl bezüglich Adressaten und Schreibzeitpunkten variiert, sodass einer der beiden frühesten an den Pfarrer (8), der an den damaligen Justizminister Leopold

⁷¹ Vgl. Georg S. an den Schwager: „Sie können auch den Präsident meine ganze Schrift lesen lassen, wodurch Er leicht erkönnen kann daß ich in keine Irrenanstalt gehöre“ (undatiert).

⁷² Es handelt sich um einen Schlosser aus Sonthofen (kfb-1630) mit 10 eigenen Briefen.

⁷³ Georg S. Datierung eines Briefs (2) an seine Verwandte auf den 29.12.1889 ist inkorrekt, da er sich zu dieser Zeit nicht in der psychiatrischen Anstalt befand. Es handelt sich wohl um einen Zahldreher und der Brief entstand im Jahr 1898; ein halbes Jahr zuvor nutzte er nämlich das gleiche Papier (16.06.1898), das Schriftbild dieser beiden Briefe ist nahezu identisch und inhaltlich bedankt er sich für die Zusendung der Äpfel, die auch 1898 erfolgte (siehe oben). Auf Grund des minimalen Fehlers wurde dies nicht als nächstsprachlich bewertet.

⁷⁴ Dieser Brief (1903) liegt nur als Fragment vor und wurde nicht zur Analyse herangezogen. Er zeichnet sich durch hohe Formalität aus und besitzt etwa Betreffzeilen und Titulierungen mit „Er“. Vgl. auch Schiegg (2015a: 181).

Freiherr von Leonrod (9) sowie – trotz seiner Länge von 1188 Wörtern – der letzte Brief dieses Schreibers an den Bischof (11) und zur direkten Kontrastierung ein zehn Jahre früherer an denselben Adressaten (10). Insgesamt wurden somit 11 Briefe ausgewählt, mit denen die angestrebte Zahl von etwa 1000 Annotationen erreicht wurde.

Die umfangreichen weiteren Texte von ihm, seine 52-seitige Lebensgeschichte, 56 Seiten unsortierte biographische Erinnerungen und weitere Texte und Fragmente können im Rahmen der Nähe-Distanz-Analysen nicht berücksichtigt werden, wurden aber teilweise auch bereits in anderweitigen Publikationen herangezogen, insbesondere zu Code-switching und intraindividuelle Variation.⁷⁵

Abb. 68 zeigt das Schreiberprofil von Georg S. Trotz des über 50-jährigen Schreibzeitraums gruppieren sich die meisten seiner Briefe auf einen recht engen Raum. So befindet sich der Privatbrief an den Paten (1) von 1863 sehr eng bei den beiden Briefen an Verwandte (3) von 1898 und seinen Vetter (4) von 1913. Die beiden Briefe an den Direktor (6) und (7) von 1863/64 sind nicht weit entfernt von denen an Pfarrer (8) von 1895 und Bischof (11) von 1916. Somit scheint bei Georg S. bezüglich der vom Nähe-Distanz-Modell erfassten sprachlichen Merkmale eine hohe Konsistenz der Ausdrucksformen über Jahrzehnte hinweg zu existieren. Das Modell erfasst hier keine Veränderungen während der langen Schreibzeit.

Zwei analysierte Briefe befinden sich im Schreiberprofil in deutlicher Entfernung zu den anderen Briefen, der an den Justizminister (9) und der an den Bischof (10). Beide zeichnen sich durch einen hohen Grad an Distanzsprachlichkeit aus, was aus der Formalität der Schreibsituation und der Fremdheit der Adressaten resultiert. Der Brief an den Bischof bildet eine Bitte, ihm die Erlaubnis zur Beichte bei den Kapuzinern in Türkheim zu gewähren, damit er sich „vorbereiten kann zum Sterben“, und beginnt gleich mit einem Nebensatz mit fünftem Unterordnungsgrad; in beiden Briefen fällt die hohe Dichte hypotaktischer Strukturen auf. Den Bischof spricht er nie direkt an, sondern adressiert ihn mit „Seine bischöflichen Gnaden“ und vermeidet dabei Personendeixis. Beide Briefe zeigen recht viel distanzsprachliche Lexik bei den Konnektoren (*da, welche*) und Adverbien (*bereits, sogleich*) sowie einige Fremdwörter. Den Brief an den Bischof korrigierte Georg S. zudem nachträglich noch, indem er mit Bleistift ein falsch geschriebenes Wort ausbessert und ein fehlendes ergänzt. Schreibort und -datum⁷⁶ fehlen in diesem Brief allerdings, was der Näheseite zugerechnet wird. Die hohe Nähesprachlichkeit dieses Briefs resultiert zudem aus einigen Inkongruenzen, einem Anakoluth und drei abhängigen Hauptsätzen in indirekter Rede (z. B. „da dieße [...] gesagt haben, ich soll öfter beichten“), ebenso wie aus ungewöhnlich nähesprachlicher Lexik (z. B. „vereken wie eine Katz“). Derartige Näheelemente fehlen im Brief an den Justizminister (9) zu großen Teilen; in diesem schreibt er von den angeblich falschen Anklagen gegen ihn und bittet um sein Recht.

⁷⁵ Vgl. dazu Schiegg (2015a: 181) und Schiegg (2016a: 60–62). Ein Beispiel dieses Schreibers greift auch ein Lehrbuch zur historischen Soziolinguistik auf (vgl. Rutten & Vosters i.E.).

⁷⁶ Das Datum wurde vom Irseer Assistenzarzt Dr. Ehrenfeld nachträglich ergänzt.

Die Gruppierung der anderen offiziellen Briefe bei Nähebriefen und deren recht niedrige Distanzwerte erstaunen zunächst. Inhaltlich sind die Briefe aber recht ähnlich; es geht immer darum, dass Georg S. zu unrecht eingesperrt sei; er bittet um Freilassung bzw. möchte kurzzeitig die Anstalt zum Beichten verlassen. Dies erfolgt im Kontext theologischer Überlegungen zur Sünde, in Verbindung mit Bibelstellen. Diese Monotonie führt wohl auch zu den recht ähnlichen Nähe- und Distanzwerten. Einen deutlichen Unterschied erkennt man nur im letzten Brief, den er im Jahr seines Todes, noch mit 84 Jahren an den Bischof (11) verfasst. Dieser ist noch stärker religiös geprägt und kritisiert den Hirtenbrief von 1916. Er selbst sieht sich als „Seelsorger“, der „untergebene Geistliche beauftragen“ hätte sollen, für Ordnung in der Welt zu sorgen.⁷⁷ Dass er dies verpasst hat, bereut er: „Ich bin so alt, daß ich hoffen muß, daß für mich bald der jüngste Tag kommt, u. eine schreckliche Rechenschaft gefordert wird.“ Trotz der überdurchschnittlichen Länge des Briefs erfolgten hier nur 158 Annotationen, während etwa im viel kürzeren Brief an den Bischof von 1906 mit 77 Annotationen die Dichte der Annotationen über doppelt so hoch ist. Im hohen Alter gelingt es Georg S. also, einen inhaltlich sehr ungewöhnlichen, aber für das Nähe-Distanz-Modell recht unauffälligen Brief zu verfassen.

Georg S. ist in mehrerlei Hinsicht ein außergewöhnlicher Patient und Schreiber. Trotz seiner ‚einfachen‘ Herkunft und schriftfernen Beschäftigung erkennt er eine große Relevanz in der Schriftlichkeit, mit Hilfe derer er zu seinem Recht kommen möchte, das ihm aus seiner Sicht immer wieder verwehrt wurde. Seine Fähigkeit zur detaillierten Wiedergabe des Erlebten aus seiner persönlichen Perspektive führen zu zeitgeschichtlich eindrucksvollen Dokumenten des schwäbischen Landlebens des 19. Jahrhunderts mit seiner Armut und Brutalität, aber auch dem Misstrauen gegenüber der akademischen Medizin. Zudem liefern seine Texte aufschlussreiche Einblicke in die Verzweiflung eines Erkrankten, dessen Leiden im damaligen Kontext nicht ernst genommen wurde. Die vermutete Hypochondrie scheint jedenfalls unwahrscheinlich, da der Patient in seiner Lebensgeschichte (1892) von deutlichen körperlichen Problemen bei der Ausübung seines Berufs als Mahlknecht berichtet.⁷⁸ Seine Intelligenz und hohe Schreibfähigkeit zeigen sich in den religiösen und philosophischen Überlegungen vor allem in seinen späteren Texten (vgl. Fn. 77). Dabei ergeben sich im Nähe-Distanz-Profil trotz des über 50-jährigen Schreibzeitraums keine Veränderungen, sondern die meisten seiner Briefe gruppieren sich kleinräumig im Modell. Daraus lässt sich schließen, dass die vor allem grammatischen Nähe- und Distanzmerkmale bei ihm recht konstant bleiben, was aber diachrone Veränderungen auf anderen sprachlichen Ebenen nicht ausschließt (vgl. Kap. 8.2).

⁷⁷ Ähnliche Größenideen äußert Georg S. im Text „Noch Merkwürdigkeiten“, wohl ebenfalls von 1916, laut dem er den ersten Weltkrieg hätte verhindern können.

⁷⁸ Vgl.: „Den Staub könnte ich auch gar nicht mehr ertragen. Ich könnte Tag u. Nacht, bereitz gar nicht mehr schnaufen, da hate ich Schmerzen, daß ich in der Nacht nicht schlafen könnte [...]. Aber ins Bet könnte ich mich nicht legen weil es einen Geruch von Mühlstaub hate, könnte ich gar nicht schnaufen, ich mußte in der Nacht im Zimmer die Fenster auf machen u. die Tisch nah zum Fenster stellen, u. mich darauf legen, wo ich noch ein wenig schaufen könnte.“

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Pate, 08.10.1863	pp	843	0,222	0,147	0,075	1
(2) Verwandte, 29.12.1898	pp	627	0,146	0,168	-0,022	1
(3) Verwandte, 1898	pp	532	0,203	0,157	0,047	1
(4) Vetter, 22.01.1913	pp	280	0,211	0,136	0,076	2
(5) Vetter, 03.12.1914	pp	522	0,172	0,157	0,015	1
(6) Direktor, 04.11.1863	po	251	0,134	0,160	-0,026	0
(7) Direktor, 18.08.1864	po	217	0,163	0,164	-0,001	2
(8) Pfarrer, Sept. 1895	po	314	0,173	0,169	0,003	0
(9) Justizminister, 14.12.1901	po	318	0,146	0,210	-0,064	0
(10) Bischof, 15.08.1906	po	261	0,245	0,229	0,017	1
(11) Bischof, 1916	po	1188	0,147	0,142	0,006	0

Tab. 36: Kennwerte bei Georg S. (kfb-1763)

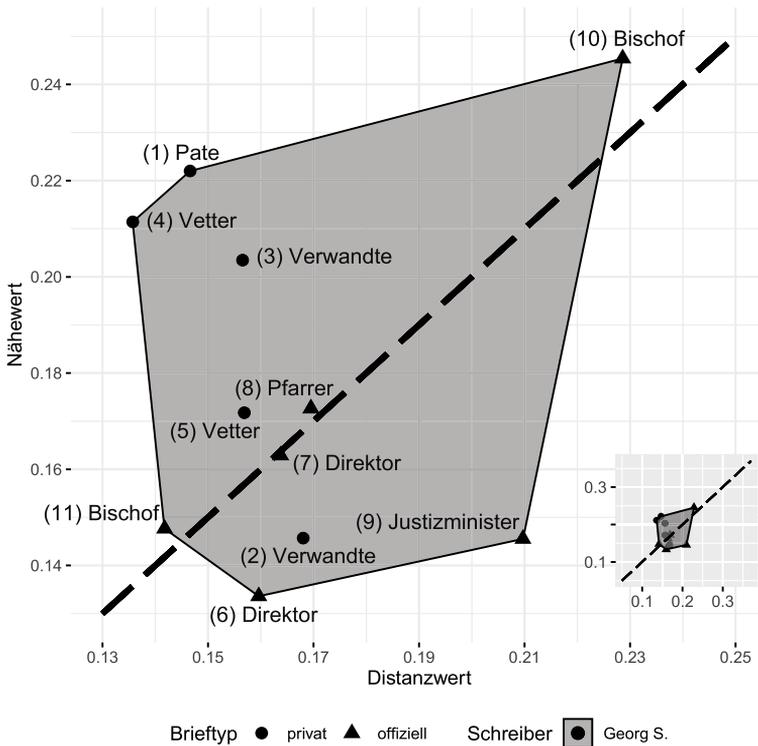


Abb. 68: Schreiberprofil von Georg S. (kfb-1763)

6.2.2.10 Schäfflerstochter Karolina H. (kfb-846) mit Schwester

Karolina H. (kfb-846) wurde 1816 als Tochter eines Schäfflermeisters und einer Hebamme in Rennertshofen bei Neuburg a. d. Donau geboren. Sie hatte sieben Geschwister, von denen ihr einziger Bruder als praktischer Arzt arbeitete. In ihrer Patientenakte ist eine achtseitige „Beschreibung der Verhältnisse“ (28.03.1855) durch den in ihrer Heimat ansässigen Wundarzt Lacher überliefert; er geht detailliert auf die Lebensgeschichte von Karolina H. ein: „In der Schule war sie sehr lernbegierig“ und hat „bis in ihr zwanzigstes Jahr im elterlichen Hause [...] eine gute Erziehung genossen“, woraufhin sie an unterschiedlichen Orten als Dienstmädchen und Köchin arbeitete. Recht vage wird die Beschreibung des Arztes, wenn es um die Krankheit von Karolina H. geht. So erwähnt er ab 1843 „deutliche Spuren von Verrücktheit“, die eine Unterbrechung ihrer Arbeitstätigkeit erforderten; sie sei „in einem mehr oder minder verrückten Zustande“, bei dem „weder von dem einen noch von dem andern angewandten Arzneimittel ein sicheres Resultat angegeben werden kann“. Auch ihr Bruder machte einen Heilungsversuch mit „essigsäure[m] Morphium“, wodurch ihr Zustand „eher schlimmer als besser“ wurde. Deshalb ist der Arzt „sehr geneigt zu glauben, daß bei ihr die *Hysterie* in eine *Ganglienmanie* überging“. Auch das gerichtsarztliche Gutachten (31.03.1855) zur Aufnahme der „geisteskranken“ Karolina H. „in die Irrenanstalt“ bezeichnet ihren „Zustand als eigentliche Verwirrtheit“ und spricht auch davon, dass sie bei „tobsüchtigen Anfällen nicht ungefährlich“ ist.

Im April 1855 wird Karolina H. in Irsee aufgenommen, wo sie laut Notizen von Dr. Hagen auf dem erwähnten Gutachten im Mai als „wohl u munter“ beschrieben wird; im Juni hält er fest: „Sprach in letzter Zt sehr verkehrt u. verwirrt, war aber nicht gewalthätig; arbeitet fleißig“. Ihr Zustand verschlechtert sich und sie muss „wegen Unruhe“ immer wieder ins „Gitterzimmer“ (02.09.1855). Manchmal zeigt sie „geistig-körperliche Müdigkeit u. Kraftlosigkeit“ (08.10.1855), dann wirft sie aber „das Essen den Wärterinnen vor die Füße, schimpft“ (07.12.1855), wird „gewalthätig“ (02.02.1856) und „sehr aufgereggt“ (13.06.1856) und wird zur Beruhigung „in’s kalte Bad gesetzt“ (17.09.1856). Sie „gibt sonderbarste Antworten, wenn man sie etwas fragt“ (05.04.1857). Oft „mußte sie auch Nachts die Jacke anbehalten“, da sie „zuweilen aufstand und sich an Anderen vergriff“ (02.09.1858). Erstaunlicherweise findet sich nach Mai 1859 fast 30 Jahre lang kein Eintrag mehr in ihrer Krankengeschichte, sondern bei ihrem Tod im Juni 1888 mit 71 Jahren nur ein knappes Resümee über diese Zeit. So besserte sich ihr Zustand und die „Zwangsmäßregeln“ konnten „außer Anwendung gesetzt werden“. Die Patientin durfte sich „mit Handarbeiten beschäftigen und an Vergnügungen in u. außer der Anstalt teil nehmen“. Dabei zeigten sich „von Zeit zu Zeit Störungen, in welchen sie reizbar u. schimpfsüchtig war“. Als Todesursache gibt Dr. Julius „Gehirndrops u. Lungen-Tuberkulose“ an.

Auch Karolina H.s Schreibtätigkeit wird in der Krankengeschichte hervorgehoben: „Sie spricht während ihres Anfalls äußerst verwirrt, in ihren lichten Zwischenräumen ist sie fleißig, besonnen und kann ziemlich vernünftige Briefe schreiben, besser als man ihr zugetraut hätte“ (Februar 1859). Im letzten Eintrag von 1888 ist „ein Briefchen (mit

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Schwester, Feb. 1857	pp	229	0,214	0,145	0,069	1
(2) Eltern, 09.05.1858	pp	252	0,175	0,258	-0,083	0
(3) Bruder, 26.01.1860	pp	383	0,157	0,183	-0,026	2
(4) Freund, 01.12.1861	pp	255	0,197	0,185	0,011	2
(5) Diverse, 07.10.1857	po	407	0,172	0,195	-0,023	1
(6) Arzt, 22.02.1867	po	56	0,201	0,124	0,077	0

Tab. 37: Kennwerte bei Karolina H. (kfb-846)

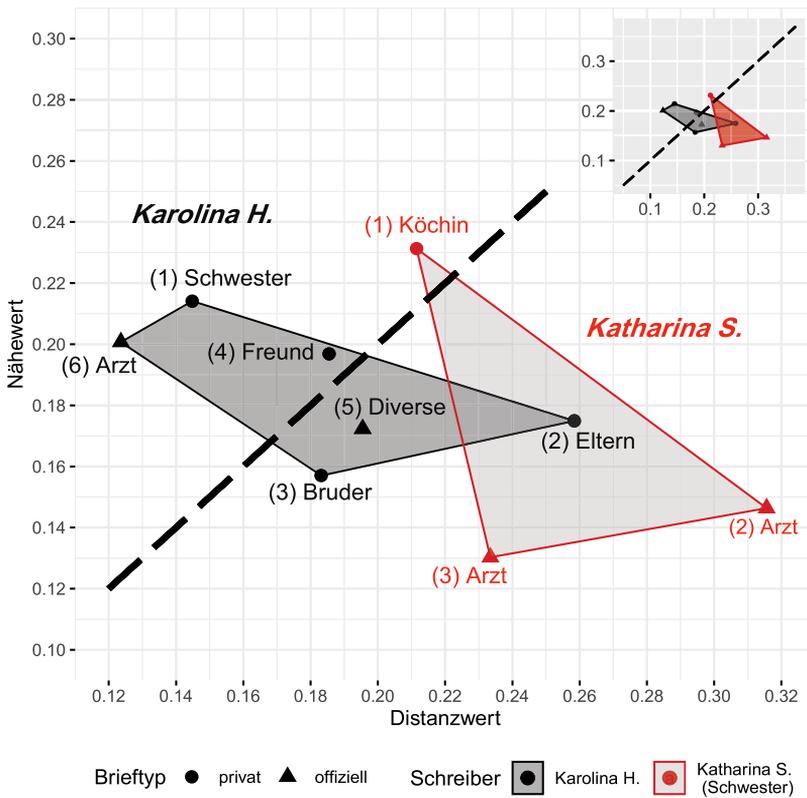


Abb. 69: Schreiberprofile von Karolina H. (kfb-846) und ihrer Schwester

sonderbaren Titulaturen u. religiösen Einflechtungen)“ erwähnt, das sie an ihre Schwester richtete. In ihrer Krankenakte sind 6 Briefe lediglich aus dem Zeitraum von 1857 bis 1867 überliefert, die alle mit dem Nähe-Distanz-Modell untersucht wurden (vgl. Tab. 37). Vier davon (1–4) wurden als Privatbriefe klassifiziert, wobei es sich bei Brief (4) um einen Grenzfall handelt. Dieser ist an „Liebster Herr G. [Nachname gekürzt]“, ein Kaminkermeister in Donauwörth, gerichtet und recht förmlich gestaltet, wird aber wegen der Verabschiedung mit „Ihre Freundin!“ als Privatbrief betrachtet. Ebenfalls fraglich ist der Adressat von (5), der wie der in der Krankengeschichte erwähnte Brief außergewöhnliche Titulaturen trägt.⁷⁹ Sie spricht in diesem sehr förmlichen Brief zweimal ihren „Herr Bruder“ an und schreibt in einer Art Adresszeile am Briefende einem „Thierarzt V. [Nachname gekürzt]“. Wegen dieser Unklarheiten wird der Adressat von (5) als „Diverse“ bezeichnet und der Brief wegen der hochformellen Titulatur als offizieller Brief behandelt. Dass auch Briefe der Schreiberin abgesendet wurden, geht daraus hervor, dass ihre Schwester Katharina in ihren Briefen an die Anstalt derartige erwähnt, die sie teilweise als „recht verwirrt“ (11.11.1862) beschreibt.

Karolina H.s Briefe siedeln sich etwa in der Mitte des Nähe-Distanz-Raums an (vgl. Abb. 69). Die Werte des Briefs an „Liebster Herr Docktor!“ (6) sind dabei wenig aussagekräftig, da dieser sehr kurz ist. Auffällig sind dennoch die freundschaftliche Anrede und ihr Wunsch, dass sie „in einer Art Ihr geistlicher Rath seyn“ kann. Der Brief mit der förmlichen Titulatur (5) befindet sich zwar auf der Distanzseite, ist aber nicht der distanzsprachlichste dieser Schreiberin. Einige Genitive und Präteritalformen, aber auch Fremdwörter und religiös-poetische Wendungen tragen hier zum Distanzwert bei. Er ist inhaltlich jedoch nur stellenweise nachvollziehbar; auch hier erscheinen zahlreiche ‚religiöse Einflechtungen‘, die teilweise zum Briefinhalt passen und als distanzsprachlich-poetisch klassifiziert werden können (z. B. „Seelig sind auch die Krankenbesuchende.“), dann aber wieder zu Brüchen im Text führen.

Der Brief an die Eltern (2) ist der distanzsprachlichste von Karolina H. Mit großer Demut und Indirektheit schreibt sie nach einer langen Einleitung mit Wünschen um „Gesundheit Glück und Segen“, dass sie „Ihrer Hülfe liebste Eltern recht bedürftig“ sei, um ihre Entlassung und Aufnahme bei ihrem Bruder zu erwirken. Dabei erscheinen einige Genitive und 5 komplexe Nebensätze, was für den recht kurzen Brief beachtlich ist. Sie setzt sehr förmliche, distanzsprachliche Lexik ein, etwa die Adverbien *ohnehin* und *gewiß* und verwendet zur rhetorischen Gestaltung einige Doppelformen wie „Rath und Hilfe“, „Sorgen und Kreuz“ sowie „dankbar und aufrichtig“. Wie Mitte des 19. Jahrhunderts üblich (vgl. Kap. 4.1.2.6), siezt sie ihre Eltern und drückt auch durch die förmliche Briefgestaltung mit großen weißen Flächen zwischen den einzelnen Elementen Distanz aus. Nähe erzeugt die Schreiberin hier durch Anredenominative und Modalpartikeln, verknüpft mit Imperativen (z. B. „Nehmen Sie sich nur Meiner an“).

⁷⁹ Vgl. „An Hochwürden Wohlgeborene Hochzuverehrenden Herrn Tugend Pfarrer Docktor und Landgerichts Phisikats Einfalt Liebe Befehl-Inhaber S. Iehro Hausball Artztes Unterstützungs Wohlthäter Fest Namenstags Behaupter!“

An eine namentlich nicht näher bestimmbare Schwester (1) schreibt Karolina H. dagegen viel nähersprachlicher und weniger distanzsprachlich. Sie klagt diese an, „weil Ihr mich so falsch und lügenhaft fortgeschoben habt“ und sie die letzten beiden Jahre in Irsee „in größter Kälte und Verlassenheit zubringen“ musste. Nähesprachlich wird der Brief unter anderem wegen des fehlenden Schreiborts und Datums, welches von einem Arzt ergänzt wurde. Daneben erscheinen aggregative Präzisierungen, Imperative und nähersprachliche Lexik. Der Brief an ihren Bruder Wolfgang (3) ist viel freundlicher; sie sorgt sich um seine Gesundheit und erzählt vom Anstaltsalltag sowie Geschenken von zuhause. Auf dem Brief findet sich eine Notiz von Dr. Kiderle: „*Ad Acta!* Schrieb d Brief in einem Aufregungs-Stadium“. Diesen Zustand spiegelt wohl bereits die äußere Form des Briefs. Die Ränder sind so klein wie in keinem anderen ihrer Briefe, die Schrift ist sehr unregelmäßig und bleibt nicht auf den Zeilen. Karolina H. verschreibt sich schon beim ersten Wort und nutzt auch Unterstreichungen. Der Ton des Briefs ist recht aufgeweckt; etwa spricht sie den Bruder in Form einer pragmatischen Ellipse als „Kinderfreund“ an und verstärkt eine negierte Aussagen durch einen mit *nein* eingeleiteten Nachtrag. Dennoch bleibt der Brief recht distanzsprachlich und sie wahrt eine gewisse „Hochachtung“ vor ihm, der als männliches Familienmitglied und Arzt einen deutlichen Einfluss auf ihre Zukunft haben konnte.

In Karolina H.s Akte befinden sich aus der Frühzeit ihres Aufenthalts (1855–59) auch Briefe ihres Bruders an den Direktor und den Verwalter, in denen er sich Sorgen um die Finanzierung ihrer Anstaltsunterbringung macht und in letzterem auch um einen Besuch durch die Schwester Katharina bittet, deren Briefe im Folgenden thematisiert werden.

Katharina S. (kfb-846-A):

Katharina S. ist eines der sieben Geschwister der Patientin Karolina H. Die einzige in der Patientenakte auffindbare biographische Information liefert der zitierte Bericht des Wundarztes (28.03.1855); laut diesem sind „drei Schwestern in Rennertshofen verheurathet und führen eine gute Haushaltung“. Sie hatte die Aufgabe erhalten „im nahmen meiner Eltern u. Geschwister“ (Brief 1) mit der Anstalt zu korrespondieren, sodass von ihr 15 Briefe in der Patientenakte überliefert sind. Diese verteilen sich zeitlich auf den gesamten Anstaltsaufenthalt ihrer Schwester von 1855 bis 1888, was eine selten lange Zeitspanne für Briefe einer Angehörigen darstellt. Sie schildert in diesen ausführlich ihre Sorgen um ihre Schwester und sendet ihr regelmäßig Geschenke; etwa ist am 19.12.1862 „ein kleines Christkindl dabei nemlich etwas Backwerk Äpfel u besonders ein Winterhäubchen“. Auch bei persönlichen Besuchen sorgten die Schwestern für die Patientin.⁸⁰ Von den Briefen an Karolina ist aber keiner mehr erhalten. Katharina S. erwähnt solche in ihrem Brief an einen Arzt: „bitte auch beiliegende Briefchen der Schwester zu geben“ (20.04.1858).

⁸⁰ Vgl. den Brief von Karolina H. an ihren Bruder (vgl. Brief 3, Tab. 37): „Die Schwester Creszenz brachte mir von der Mutter eine Bommerranzen Schalle für den Magenkrampf und die Schwester Kathi brachte mir eine Bisquitortte für die Magen Säure.“

Die Briefe von 1858–88 sind an den Anstaltsdirektor, -verwalter und an Ärzte gerichtet. Davon wurden ein früher und der späteste analysiert (Briefe 2 und 3; vgl. Tab. 38). Den ersten Brief schrieb Katharina S. zwei Wochen nach der Aufnahme ihrer Schwester an die „Theuerste schützbarste Freundin“ Euphrosina, denn „an die Verwaltung zu schreiben ist zu früh u. doch möchten wir zu unserer Beruhigung etwas erfahren“ (Brief 1). Dabei handelt es sich um eine Bekannte aus ihrem Heimatort, die als Köchin in Irsee arbeitete.⁸¹

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Köchin, 06.05.1855	pp	502	0,229	0,212	0,018	1
(2) Arzt, 25.01.1859	po	269	0,146	0,316	-0,169	0
(3) Arzt, 20.07.1888	po	417	0,130	0,233	-0,103	0

Tab. 38: Kennwerte bei Katharina S. (kfb-846-A)

Der Brief an die Köchin (1) ist der nächstsprachlichste und am wenigsten distanzsprachliche von Katharina S. (vgl. Abb. 69). Die Schreiberin beruft sich hier auf die ehemalige Vertrautheit zur Adressatin und gestaltet ihr Schreiben deshalb als einen Privatbrief. Dies thematisiert sie metasprachlich zu Beginn: „ich rechne noch immer auf alte Nachbarschaft u. Freundschaft wen ich mich des vertrauten Wörtchen Du bediene“. Der hohe Nähewert resultiert hier vor allem aus sprachlichen Merkmalen der Kontaktwiederherstellung durch 5 direkte Fragen, 3 Anredenominative und 4 Imperative. Daneben verschriftet sie die Modalpartikel *denn* und *halt* und als Gefühlsäußerung die Interjektion *O* zur Anrufung Gottes. Auf grammatischer Ebene entsteht Nähesprachlichkeit unter anderem durch aggregative Präzisionierungen und Kasusinkongruenzen; indirekte Reden gibt sie konsequent im Indikativ wieder; ebenfalls erscheinen nächstsprachliche Lexik, Apo- und Synkopen sowie Klisen. Bei der Erzählung vergangener Handlungen der tobsüchtigen Schwester verwendet sie einige als distanzsprachlich gewertete Präteritalformen. Ihre Ausführungen gestaltet sie recht elaboriert, indem sie 10 komplexe Nebensatzstrukturen einsetzt.

Die beiden untersuchten Briefe an einen nicht näher bestimmten „Hrr: Docktor“ (2) bzw. „Hrr. Dr.“ (3) liegen fast 30 Jahre auseinander. Der frühere ist einer der üblichen Briefe der Schreiberin kurz vor dem Namenstag ihrer Schwester mit der Bitte „ein kleines Geschenk“ zu übergeben sowie Fragen nach Gesundheitszustand und Besuchserlaubnis. Der Brief ist sehr distanzsprachlich verfasst. Er beinhaltet einige explizit performative Ausdrücke (5 Bitten), komplexe Nebensatzstrukturen und sechsmal das distanzsprachliche Resumptivum *so*. Auch die Wortwahl mit einigen distanzsprachlichen Adverbien (*sogleich*, *allein*, *gewiß*, *stets*) fällt auf. Den zweiten Brief schreibt Katharina S. nach dem

⁸¹ Dies bestätigt eine Notiz auf dem Brief, vermutlich von Verwalter Mahir, laut der er das Schreiben „[v]on der Anstaltsköchin“ erhalten habe. In einem anderen Brief an einen Arzt (26.08.1858) erwähnt Katharina S. ebenfalls „Oberköchin Euphrosina“, die laut dem Brief zu diesem Zeitpunkt allerdings ihre Stellung wieder verlassen hatte.

Tod ihrer Schwester, von dem sie am Vortag „[m]it gröster Überraschung u. Herzenleid“ erfahren hatte. Trotz ihrer Trauer wirkt sie gefasst; sie vertraut darauf, dass Gott „ihre Leiden auch in Freude verwandelt hat“ und dankt der Anstalt „für die große Sorgfalt u Liebe“. Der Brief ist weniger distanzsprachlich als der frühere Brief an den Arzt, aber weiterhin deutlich auf der Distanzseite zu verorten. Besonders auf der lexikalischen Ebene ist die hohe Formalität dieses Briefs unverkennbar. Die Schreiberin wird nun ebenfalls um die 70 Jahre alt sein; im Brief erwähnt sie „[d]ie ältere Schw. 79 Jahr alt“.

Katharina S. besitzt eine beachtliche Fähigkeit zum Verfassen offizieller, distanzsprachlicher Briefe, handelt es sich doch um die Tochter eines Handwerkers, die als verheiratete Frau keinen eigenständigen Beruf ausübte. Wohl wegen ihrer Schreibfähigkeit und auch der Zeit, die sie dafür aufwenden konnte, sollte sie für ihre Familie mit der psychiatrischen Anstalt korrespondieren. Denn die Berufsgeschäfte als praktischer Arzt beanspruchten ihren Bruder sehr, sodass seine wenigen Briefe vor allem Finanzierungsfragen des Anstaltsaufenthalts betreffen.⁸² So hält Katharina S. über mehrere Jahrzehnte hinweg den Kontakt zu ihrer Schwester und der Anstalt mit ihren langen, gefühlvollen Briefen, Geschenken und Besuchen aufrecht. Die Schreiberprofile der beiden Schwestern sind auf der Distanzachse deutlich zueinander versetzt (vgl. Abb. 69). Nur im Brief an ihre Eltern erreicht Karolina H. eine ähnliche Distanzsprachlichkeit wie Katharina S. Insgesamt ist die Schreibfähigkeit beider Schwestern aber ebenso wie der soziale Aufstieg des Bruders beachtlich.

6.2.2.11 Privatiersfrau Louise M. (kfb-427)

Louise M. (kfb-427) wurde 1815/16 geboren⁸³ und stammt laut einem Schreiben („Characterschilderung“) ihres Bekannten Anwalt Baron du P. (05.07.1853) „aus niedrigem Stande“. Sie heiratete jedoch den Bankier Freiherr von W., was ihr einen gesellschaftlichen Aufstieg ermöglichte (vgl. Kap. 6.1.2) und ihrem „Stolze, der Eitelkeit und Sinnlichkeit“ die Grundlagen schaffte. Daneben fand Louise M. „an gar keiner Beschäftigung körperlicher oder geistiger Art irgend einen Gefallen“. Der am Beginn der Irseer Krankengeschichte zitierte Hausarzt konstatiert dazu: „Mangelhafte Erziehung und verkehrte Richtung des Geistes durch schlechte Romane und Unlust an positiver Beschäftigung“. Nach dem Tod des „alten Herrn“ gab sie, so im zitierten Brief von Baron du P., der „fortgesetzte[n] eifrige[n] Bewerbung des Hrn M. [Nachname gekürzt], damals Buchbindergeselle in Berlin“ nach, ein „früherer Hausfreund und Verwandter (er ist mit seiner jetzigen Frau Geschwisterkind)“. Der Baron kommentiert, dass „diese Verbindung ohne allen Zweifel unglücklich“ sei, denn „sie heurathe nur aus Sinnlichkeit, er nur aus Geld-

⁸² Vgl. „allein meine Berufsgeschäfte erlauben nicht, daß ich mich zwei Tage von hier entfernen könnte, um meine Schwester *Karolina* zu besuchen“ (05.07.1859).

⁸³ Geburtsjahr und Alter gehen nicht aus der Krankenakte hervor, sondern aus einem Brief der Patientin vom 11.07.1853 an einen Baron, in dem sie sich als „Frau mit Vermögen und in einen Alter von 38 Jahren“ beschreibt.

sucht“. In der Tat war Louise M. in dieser 1853 geschlossenen Ehe unzufrieden, „theils weil ihr Mann keinen Stand und Rang in der Gesellschaft bekleidet, theils weil er keine feine Bildung besitzt, theils weil er nicht im Stande ist, die Vermögensverhältnisse zu vermehren.“ Louise M.s Vermögen wird in einem anderen Brief du P.s vom 23.06.1853 auf 30 000 Gulden taxiert, wobei sie eine „Baarschaft von 600 bis 800 fl immer bei sich“ führe. Ihr Ehemann kann dagegen auf Grund ihres Geizes über kaum Geld verfügen.

Am 29.06.1853 wird Louise M. in die erste Klasse der Irseer Anstalt aufgenommen, obwohl sie laut der dortigen Krankengeschichte „keine deutlich ausgesprochenen Symptome von Geisteskrankheit“ aufweise. Vielmehr resultiere ihre „Gemüthsaufrregung“ aus der Tatsache, dass man sie „getäuscht und angegeben [habe] sie in eine Kräuteranstalt zu verbringen“. Im ärztlichen Gutachten, das zu ihrer Aufnahme führte, ist zu lesen: „leidet an Störungen der psychischen Sphäre des Lebens mit fixen Ideen als Folge von Reflexneurose des Sexualsystems, namentlich des Uterus, auf das Gehirn mit gleichzeitiger Anschoppung der Leber.“ Die Irseer Krankengeschichte übernimmt diesen Passus und führt die „fixe[n] Ideen“ der Patientin näher aus; diese „concentrieren sich zunächst auf ihren neuen Gatten, dessen Anblick sie schon in Wuth versetzt, sowie auf ihre Umgebung, von welcher sie Verrath, Betrug und Veruntreuung argwöhnt.“ Bereits am zweiten Tag wird beschrieben, dass sie „im Gitterzimmer detinirt werden mußte wegen ihrer ungestümmen Entlassungsforderungen und Sträubens gegen alle Beruhigungsversuche“. Die Pfleger können sie kaum bändigen und regelmäßig muss sie in die Tobzelle: „In der Zelle mußte man sie zehn Tage theils im Stuhle, theils im Bette eingeschnallt halten, weil sie beständig lärmte, an die Thüre schlug u. durch starkes Hin- und Hergehen ihre Füße wundgelaufen hatte.- Bey ihrer zarten Haut wurden übrigens durch das Einschnallen die Unterschenkel bald exceriirt u. man mußte die Beschränkung aufheben“ (05.09.1853). Die negativen Folgen dieser Behandlung werden ebenfalls festgehalten: „Ihre Unruhe hatte sich zur förmlichen Tobsucht gesteigert, der Kreis ihrer fixen Ideen erweiterte sich [...] man habe sie hier zu großen Martern bestimmt“.

Auch in die „Blödenabteilung“ wurde die Patientin zeitweise versetzt „wegen ihrer unsinnigen Reden u. ihres ungestümmen Hin- u. Herirrens in Zimmern u. Corridor“ (19.09.1855); dort „fühlt sich dann ihrer Herrlichkeit aufs Tiefste verletzt; da zerfließt sie in Thränen ob der Mißachtung ihres Standes u. der ihr schuldigen Achtung“ (19.09.1855). Über ihren Ehemann schimpfte sie oft und „nahm einen Brief ihres Mannes gar nicht an“ (09.12.1853). „Bei dem neulichen Besuche ihres Mannes und ihres Kindes [...] machte sie ihm solche Vorwürfe u war beleidigend gegen ihn, daß er froh war als er sie verlassen hatte“ (03.05.1856). Dennoch wird sie „auf Verlangen ihres Mannes“ am 20.12.1859 „[u]ngeheilt entlassen“.

In Louise M.s Akte finden sich 10 ihrer Briefe, die alle analysiert wurden (vgl. Tab. 39). Ebenso erkundigte sich ihr Mann beim Anstaltsdirektor regelmäßig schriftlich nach ihr, sodass von ihm einige Briefe vorliegen, allerdings keine Privatbriefe. Dabei erwähnt er manchmal auch erhaltene Briefe von seiner Frau (z. B. am 12.01.1856 und 09.12.1859), was die Absendung einiger ihrer Briefe belegt.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehemann, 28.03.1853 (Fn. 84)	pp	116	0,232	0,159	0,073	1
(2) Magd, 28.04.1853 (Fn. 84)	pp	174	0,158	0,174	-0,016	0
(3) Ehemann, 12.10.1854	pp	162	0,149	0,141	0,008	0
(4) Ehemann, 03.09.1857	pp	155	0,134	0,244	-0,110	0
(5) Ehemann, 23.02.1859	pp	131	0,177	0,139	0,038	0
(6) Ehemann, 29.09.1859	pp	89	0,130	0,220	-0,090	0
(7) Baron, 11.07.1853	po	313	0,138	0,252	-0,114	0
(8) Dr. Engelmann, 12.05.1858	po	205	0,177	0,245	-0,068	0
(9) Rechtsbeistand, 1858 (Fn. 88)	po	161	0,180	0,139	0,041	0
(10) Staatsanwalt, 14.08.1859	po	147	0,170	0,199	-0,030	0

Tab. 39: Kennwerte bei Louise M. (kfb-427)

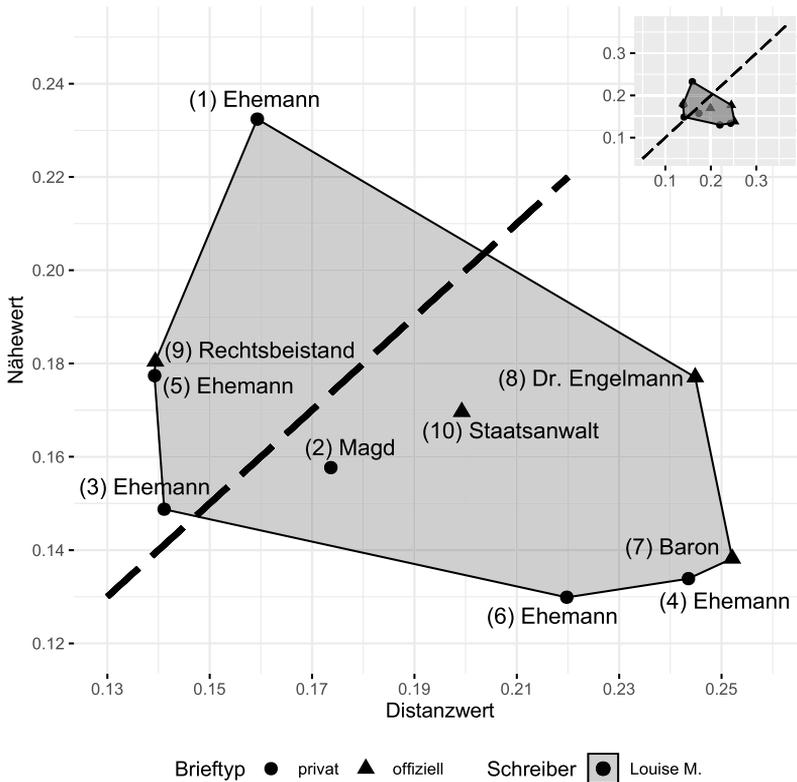


Abb. 70: Schreiberprofil von Louise M. (kfb-427)

Louise M.s Briefe sind sowohl auf der Nähe- als auch auf der Distanzseite zu finden, wobei etwas Überhang in Richtung Distanz besteht (vgl. Abb. 70). Wie bereits festgestellt, erreichte diese Schreiberin nicht den Bildungsgrad von Personen höherer Schichten, mit denen sie Umgang pflegte (vgl. Kap. 6.1.2). Dabei ist auch keine klare Zuordnung von Briefftyp und Nähe- und Distanzwert zu beobachten, was wohl auch auf die recht kurzen Briefe mit durchschnittlich nur 43 Annotationen pro Brief zurückzuführen ist, die zu größeren Schwankungen in den ermittelten Werten führen. Dennoch lassen sich die Lokalisierungen ihrer Briefe im Nähe-Distanz-Raum durchaus begründen.

Den deutlich höchsten Nähewert weist Louise M.s frühester Brief an ihren Ehemann (1)⁸⁴ auf, der bereits mit einer ungewöhnlichen, aber dem Briefinhalt angepassten Anrede in Koseform, „Erzschlingel“, beginnt. Im kurzen Brief vermischt sie Vorwürfe mit Bitten (4 Imperative) und beendet diesen ohne Abschiedsformel und Unterschrift. Wohl auf mangelnde Konzentration gehen 4 Korrekturen zurück; ebenso bemüht sie sich zwar um einen elaborierten Stil, indem sie komplexe Nebensatzstrukturen einsetzt, ist aber nicht immer in der Lage, alle Kongruenzen einzuhalten oder die Nebensätze mit Verbletzstellung zu Ende zu führen.⁸⁵ Die anderen vier Briefe an den Ehemann verteilen sich fast auf ihr ganzes Schreiberprofil und erreichen teilweise hohe Distanz- und niedrige Nähewerte. Ungewöhnlich ist der kurze Brief (3) vom 12.10.1854, den sie in einem schlechten Zustand schreibt („ich bin sehr krank und zerstört“). Sie versetzt sich darin in ihre frühere Position als „Cousine Louise“ und distanziert sich damit von ihrem Mann sowie auch ihrem eigenen Verhalten.⁸⁶

Zwei Briefe an den Ehemann (4 und 6) zeichnen sich durch vergleichsweise niedrige Nähe- und hohe Distanzwerte aus. Beide sind von ihrem Aufbau und ihrer Intention her sehr klar gestaltet. Im ersten bittet sie ihren Mann recht förmlich („möchte Dich aber auch ersuchen“) um unterschiedliche Kleidungsstücke und Kontakt zu ihm und bedauert, dass sie „keine Ruhe und keinen Frieden“ (Hendiadyoin, distanzsprachlich) in der Anstalt hat. Dabei verschriftet sie trotz der Kürze des Briefs 4 komplexe Nebensätze ersten Grades und 5 distanzsprachliche Konnektoren (3-mal *denn*, 2-mal *sowie*). Sie verwendet eine unpersönliche Anrede, indem sie ihren Ehemann mit seinem Nachnamen anspricht: „Lieber M.! [Nachname gekürzt]“. Ebenso ist der Abschiedsgruß zwar nächsprachlich, sie bettet diesen aber in eine entpersonalisierte performative Konstruktion ein („Es grüßt Dich herzlich Deine *Louise*.“). Im letzten überlieferten, sehr kurzen Brief blickt sie erwartungsvoll

⁸⁴ Louise M.s Datierungen dieses Briefs und des Briefs an die Magd (2) sind inkorrekt, da sie erst ab 29.06.1853 in der Anstalt ist. Beide Briefe sind mit dem Ort „Irsee“ versehen und wurden in der Anstalt verfasst, der an den Mann wohl nur wenige Wochen nach ihrer Aufnahme („4 Wochen sind bereits vorüber“).

⁸⁵ Vgl. „ich war zu gut und zu kurzsichtig um einzusehen daß Du mit den Mägden in vertrautem Umgang lebstest und wolltest ein vornehmer und reicher Man werden und Dir gute Tage machen“.

⁸⁶ Vgl. „aber ohne Liebe und Achtung kann der Mensch nicht leben und daß war leider bey uns gegenseitig nicht der Fall“.

auf die von Dr. Engelmann versprochene Entlassung (3 Futurformen) und verfasst ihren Brief zwar sehr persönlich und emotional („Dich mit heißer Sehnsucht erwarte“), aber grammatisch recht formell, indem sie einen Nebensatz zweiten Grades, ein Dativ-*e* und eine Partizipialkonstruktion („Deine Dich liebende *Louise*“) verwendet.

Den niedrigsten Differenzwert weist ihr längster und damit von den Werten auch aussagekräftigster Brief (7) an „Hochverertester Herr Baron!“⁸⁷, auf, der kurz nach ihrer Aufnahme in Irsee entstanden ist. Dieser Brief zeigt wieder einige komplexe Nebensätze (4 ersten, 3 zweiten Grades) und die Schreiberin bedient sich distanzsprachlicher Tempusformen (9-mal Präteritum, 2-mal Futur). Auffällig ist die Wortwahl mit 9 distanzsprachlichen Konnektoren und Adverbien (z. B. *denn*, *sowie*, *da*, *allein*). Letzteres Adverb *allein* setzt sie dreimal zur Rezeptionssteuerung in Form von Operator-Skopus-Strukturen ein. Auch das verwendete Papier ist hier großformatiger als bei den meisten anderen Briefen. Dass die beiden Briefe an den Oberarzt Dr. Engelmann (8) und den Staatsanwalt Baron von T. (10) der Distanzseite zugeordnet werden, ist nicht verwunderlich, handelt es sich bei ersterem um den sie behandelnden Arzt in Irsee, bei letzterem um ihren Anwalt, den sie „unterthänigst“ bittet, ihr „beizustehen“.

Der Brief an ihre ehemalige Magd (2) wurde als Privatbrief klassifiziert, da Louise M. diese mit „Marie!“ adressiert und im Brief duzt. Er besteht vollständig aus Vorwürfen ihr gegenüber, nämlich dass sie „unser ganzes Haus verathen und verkauft“ habe, indem sie mit ihrem Ehemann „ein großes Einverständnis gehabt“ habe und sich dabei nur für „mein großes Vermögen“ interessiere. Die Schreiberin verwendet dabei einerseits nächsprachliche Elemente wie eine Interjektion mit Anredenominativ („Ach Elende Person“), andererseits distanzierende Elemente, vor allem formelle Lexik (*hinreichend*, *geltend machen*); dazu kommen verstärkende rhetorische Mittel (z. B. „fürchterlich und Entsetzlich“). Der Brief schließt ohne Grußformel mit dem Vorwurf „alles kam von Dir“.

Auffällig erscheint zunächst auch die geringe Distanz- und hohe Nächstsprachlichkeit des undatierten⁸⁸ Briefs (9) an ihren Rechtsbeistand, den sie mit „Verehrter Herr Doktor!“ anspricht und später als den ihr angewiesenen Rechtsbeistand näher charakterisiert. Der Brief ist jedoch deutlich unsauberer als sonst, das grobe Stück Papier ist rechts abgerissen und stark zerknittert, Seitenränder existieren nicht; das Blatt ist einseitig eng beschriftet und zeigt besonders in der unteren Briefhälfte einige Durchstreichungen, einen Tintenklecks sowie Hinzufügungen zwischen den Zeilen und am Blattende. Sprachlich weist der Brief zwar für diese Schreiberin typische distanzsprachliche Charakteristika wie komplexe Nebensatzstrukturen und auch das distanzsprachliche Resumptivum *so* auf, die unsaubere Einrichtung und fehlenden Briefstrukturen (Schreibort und -datum) führen allerdings zu einem niedrigen Distanzwert.

⁸⁷ Es ist unklar, ob es sich um Rechtsanwalt Baron von T. handelt, dem sie am 14.08.1859 schreibt, oder ihren Schwager Baron von W., der im Brief erwähnt wird. Womöglich handelt es sich auch um Baron du P., da er als Kurator die Aufgabe hatte, ihr „Vermögen verwalten zu lassen“.

⁸⁸ Eine Datierung auf 1858 ist wahrscheinlich, da Louise M. im Brief schreibt „ich bin jetzt bereits 5 Jahren in dieser fürchterlichen Lage“.

Louise M. ist eine flexible Schreiberin und selbstbewusste Frau, die sich mit der in der Frühzeit der Psychiatrie üblichen Behandlung nicht abfindet; wiederholt beklagt sie, dass sie, „während sie früher überall geehrt und hochgeachtet gewesen sei, hier nicht respektiert werde“ (Krankengeschichte, 05.09.1856). In der Krankengeschichte wird sie durchwegs negativ dargestellt; sie galt als eine unbequeme Patientin, die oft von anderen Patienten isoliert und zwischen Gitterzelle, Tobzelle und Blödenabteilung versetzt wurde, was ihrem Gesundheitszustand nicht entgegenkam. Aus Mangel an objektiven, medizinischen Methoden wurden Schilderungen unterschiedlicher Herkunft in die Krankengeschichte übernommen, auch spekulative, aber durchaus zeittypische Ausführungen von ärztlichen Gutachten, deren Erfahrung mit psychischen Erkrankungen ungewiss ist. Ebenso wurde mit der negativen Charakterisierung ihres Ehemanns durch Baron du P. verfahren. In der Krankengeschichte wird er ebenfalls sehr abwertend geschildert als „ein Mann von geringen intellektuellen Fähigkeiten, ohne Charakterfestigkeit und Energie zum Handeln.- Hervorragende Eigenschaft ist Geschwätzigkeit“ (S. 7). Deswegen ist es erhellend, in den Briefen auch die Stimmen der Patientin selbst sowie die ihres Ehemanns zu hören. Darin wirkt Jean M. sehr fürsorglich, besonders auch seiner taubstummen Tochter gegenüber; er beschreibt sie etwa als „mein kleines Louischen, die mir so manche üble Laune vertreibt“ (11.12.1854). Regelmäßig erkundigt er sich nach dem Gesundheitszustand der Ehefrau, schickt ihr immer zu Weihnachten Geschenke, mit denen er auch die Familie des Direktors bedenkt, und bittet um Besuchstermine. Auch Louise M. vermittelt in ihren Briefen eine weit vielschichtigere Persönlichkeit als in den Schilderungen der Krankengeschichte. Sie reflektiert über ihr vergangenes Verhalten (vgl. Fn. 86) und zeigt große Erleichterung und Freude, als sie von der baldigen Abholung durch den Ehemann erfährt, den sie „mit heißer Sehnsucht“ und „mit offenen Armen empfangen“ (29.09.1859) möchte.

6.2.2.12 Zimmermannstochter Anna H. (kfb-120) mit Mutter

Anna H. (kfb-120) wurde 1834/35⁸⁹ als Tochter eines Zimmermanns geboren und lebte mit ihren Eltern und zwei Schwestern in Schwabing. Nach dem frühen Tod ihres Vaters heiratete ihre gleichnamige Mutter 1842 den Schwertfegergesellen Johann S.⁹⁰ Anna H.s Krankengeschichte des Münchener Allgemeinen Krankenhauses vom 24.09.1854 beobachtet bei diesem „die unverkennbaren Züge der Rohheit“; „die Theilnahme für seine Tochter scheint nicht weiter zu gehen, als es die Obrigkeit ihm zur Pflicht macht“. Vielmehr habe er sie, „schuldig oder nicht, oft mißhandelt, und dadurch sei sie ganz auseinander gekommen“. Sogar die Mutter klagt in einem Brief an ihre Tochter: „Ledig lebt

⁸⁹ Das Geburtsjahr ist der Akte nicht zu entnehmen, sondern nur ihr Alter von 20 Jahren in der Krankengeschichte des Münchener Krankenhauses vom 24.09.1854.

⁹⁰ Dies geht aus der *Münchener politischen Zeitung* vom 09.09.1842, S. 1158, hervor. Bei einem *Schwertfeger* handelt es sich um einen „Handwerker, der Messer-, Schwerter- und Degenklingen herstellt“ (Ebner 2015: 687).

man glücklicher, ich wollte ich hätte niemals geheirathet“ (12.07.1857).⁹¹ Ihr Stiefvater berichtet laut Krankengeschichte über Anna, „sie sei immer zerstreut, man könne sie zu Nichts gebrauchen, sie arbeite nur nach ihrem Belieben. Er sagt, sie habe mehrmals Dienstplätze in ordentlichen Häusern angetreten, sei aber nirgends lange geblieben.“ Ihre Mutter erzählt dem Direktor: „Die Ana dinte 5 Virl Jahre im ParHauße das leste Virl wurde sie auser sich und wie sie nimer wurde, da schieckte man sie mir zuhauße“.⁹²

Wegen einer „Störung in den Verdauungsorganen“ erfolgten 1854 zwei Aufenthalte im Münchener Krankenhaus, wobei sie eine „düstere Seelenstimmung zeigte“; sie war „äußerst niedergeschlagen, in sich versunken, melancholisch“. Im August litt sie an „heftigen Cholera Erscheinungen“, auf die hin sie „plötzlich in der *Reconvalescenz* von Narrheit befallen“ wurde: „Sie schwatze ohne Unterlaß, die verschiedensten Dinge untereinander, und brach bisweilen in ein solches Gelächter aus, daß sie kaum Athem fassen konnte“. Aus einem Schreiben des Münchener Magistrats an die Verwaltung der Kreis-Irrenanstalt Irsee vom 20.10.1854 geht hervor, dass das Krankenhaus bei ihr eine „Geisteszerrüttung“ festgestellt hatte und sie deshalb „in eine Irrenanstalt“ versetzt werden sollte; ihr Aufenthalt in der niedrigsten Verpflegungsklasse könnte „aus den Mitteln der hiesigen Wohltätigkeitsstiftungen bestritten werden“.

Wenige Tage darauf wurde sie von einer Wärterin nach Irsee gebracht. In ihrer Krankengeschichte wird sie als „sehr lästig“ beschrieben, denn sie „schwätzt viel, läuft von einem Platze zum anderen, arbeitet wenig“. Deshalb kommt sie auf die Tobendenabteilung und wird von dort „ins Giterzimmer internirt“, wo „ein Zustand von Depression“ eintritt. Wiederholt wird von einer „Art von kindischen läppischen Benehmen“ (14.02.1855) berichtet; „ihre Stimmung ist sehr wechselnd himmelhochjauchzend u. zum Tode betrübt“ (03.03.1856). Aber sie „geht außerordentlich schonend u. geduldig mit anderen Patientinnen um, die sich auch gerne an sie anschließen“ (29.08.1855). Neben unterschiedlichen Medikamenten wird bei ihr auch der „Electromagnetismus“ (05.12.1857) als Heilmethode angewandt. Ab 1857 wird sie positiver charakterisiert: „Ihr Benehmen zeigt mehr Besonnenheit [...] sie gibt sich Mühe, es dahin zu bringen, die Anstalt verlassen & wieder in einen Dienst treten zu können“ (13.09.1857); sie gilt als „fleißig, ruhig, anständig im Ganzen“ (17.10.1857). In einem abgesendeten „Neujahrsbrief“ schreibe sie, dass sie sich „fest vorgenommen hat, alles Unsinnige aus ihrem Kopf zu verbannen“ (07.01.1858). Schließlich wird sie im Mai 1858 von Dr. Hagen als „gebessert“ entlassen. Der Assistenzarzt Dr. Engelmann schreibt in einem als Skizze überlieferten Brief an das Münchener Bezirksgericht, dass man glaubte, „ihrem fortwährenden Drängen und Verlangen nach Entlassung nachgeben, und einen Versuch wagen zu können“ (18.05.1858). Da keine Wiederaufnahme dokumentiert ist, scheint dieser geglückt zu sein.

⁹¹ Dies schreibt sie allerdings in der Intention, die Tochter von ihrer Schwärmerei für den Münchener Arzt Dr. Chandon abzubringen, von dem sie laut ihrer Krankengeschichte wiederholt spricht und annimmt, dass er „in sie verliebt sei“ (10.07.1855).

⁹² Der Brief trägt das Datum „Den 25^{ten} Jäner 1878“, muss aber während des Anstaltsaufenthalts (1854–58) entstanden sein.

In ihrer Krankengeschichte ist öfters die Rede von weiteren abgesendeten Briefen; etwa schrieb sie am 21.05.1855, „wie sie gestand mit großer Ueberwindung“, ihrem Stiefvater. Dr. Engelmann merkt dabei an: „Wahrhaft auffallend bei ihrer gewöhnlichen Erziehung ist ihr trefflicher u. correcter Briefstyl“ (29.08.1855). So befinden sich in der Akte noch 6 Briefe Anna H.s, von denen 4 an ihre Mutter gerichtet sind und 2 an den Direktor; ebenso drei von ihr abgeschriebene Seiten Liebespoesie.⁹³ Auch sie selbst verfasste ein zweiseitiges Gedicht, „Sensucht nach der Heimath und den Lieben!“, das sie an einen Brief (2) an ihre Mutter anschließt. Die Briefe wurden komplett in die Nähe-Distanz-Analysen aufgenommen (vgl. Tab. 40).⁹⁴

Anna H.s Briefe fallen in der Tat auf. Bei einer lexikalischen Untersuchung zur Häufigkeit von Emotionswörtern bei 21 Einzelschreibern weist sie mit gut 7 Belegen pro 100 Wörtern die höchste Frequenz auf (vgl. Schiegg & Freund 2019: 70). Diese hohe Emotionalität ist unabhängig vom Adressaten, auch an den Direktor (Brief 5) schreibt sie äußerst gefühlvoll.⁹⁵ Dennoch sind ihre Briefe insgesamt wenig nächsprachlich und bis auf einen an ihre Mutter (3) alle auf der Distanzseite zu verorten (vgl. Abb. 71).

Anna H.s Briefe zeigen deutliche Unterschiede in ihrer formalen Gestaltung. Diese Variation ist unabhängig von den Adressaten und der Schreibzeit. Legt man die drei Briefe an ihre Mutter nebeneinander, die in Abb. 71 etwa auf einer senkrechten Linie zur Orientierungsachse liegen (1 bis 3), so korreliert der negative Zusammenhang der Nähe- und Distanzwerte mit der äußeren Form der Briefe (vgl. S. 412, Abb. 72).⁹⁶ Bereits Papierformat und -qualität unterscheiden sich. Brief (3) steht auf einem etwas krumm ausgeschnittenen, rauen und faserigen Papier, (1) auf einem kleinen Papierbogen, etwa A5-Format, mit Wasserzeichen-Prägestempel (*Bath*); Brief (2) schreibt Anna H. auf einen großformatigen Papierbogen mit eingepprägter Lineatur. Die unterschiedliche Qualität des Trägermediums wird wegen den meist mangelnden Auswahlmöglichkeiten durch die Patienten bei den Nähe-Distanz-Werten nicht berücksichtigt (vgl. Kap. 4.1.2.6), fällt hier aber deutlich auf. Anna H. bedient sich auch unterschiedlicher Schreibinstrumente und beschriftet das minderwertige Papier mit Bleistift, was die Lesbarkeit an einigen Stellen erschwert; die anderen Briefe sind mit Tinte verfasst. Auch dies kommt in den Nähe-

⁹³ Dabei handelt es sich u. a. um Ausschnitte aus Lorenz Diefenbachs Gedichten.

⁹⁴ Von Brief (2) wurde nur die erste Seite, also der in sich abgeschlossene Brief an die Mutter, und nicht das anschließende zweiseitige Gedicht analysiert. In diesem bringt sie sehr emotional und kunstvoll ihre Stimmungslage und ihren Wunsch nach Freiheit zum Ausdruck; zur Analyse mit den Nähe- und Distanzmerkmalen eignet es sich allerdings nicht.

⁹⁵ Vgl. „Ich schein glücklich, aber der Herr der ins Verborgene sieht weiß wie viele Thränen ich geweint und hundertfacher Kuñer mir am Herzen nagt. Ich glaube nicht das Sie als rechtlicher Mañ meinen Glücke im Wege stehen und mich länger aufhalten als nöthig wäre. Und ich werde mich befeißßen meine Pflichten in jeder Beziehung treulich nach zu koñnen. Ich möchte oft recht gerne reden und aufrichtig sein aber mir hat der Schmerz das Herz zugeschnürt.“

⁹⁶ Der vierte Brief an die Mutter (4) ist ebenfalls mit Bleistift geschrieben und weist kaum Einrückungen auf. Bezüglich seiner äußeren Gestaltung ähnelt er damit Brief (3), bezüglich seines Nähe-Distanz-Werte jedoch Brief (1).

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Mutter, 30.12.1856	pp	438	0,171	0,193	-0,022	0
(2) Mutter, 21.10.1857	pp	295	0,111	0,229	-0,118	1
(3) Mutter, 26.11.1857	pp	608	0,216	0,152	0,064	1
(4) Mutter, Dezember 1857	pp	598	0,180	0,200	-0,020	0
(5) Direktor, 23.05.1856	po	273	0,096	0,241	-0,145	0
(6) Direktor, ca. 1854–58	po	140	0,123	0,137	-0,014	2

Tab. 40: Kennwerte bei Anna H. (kfb-120)

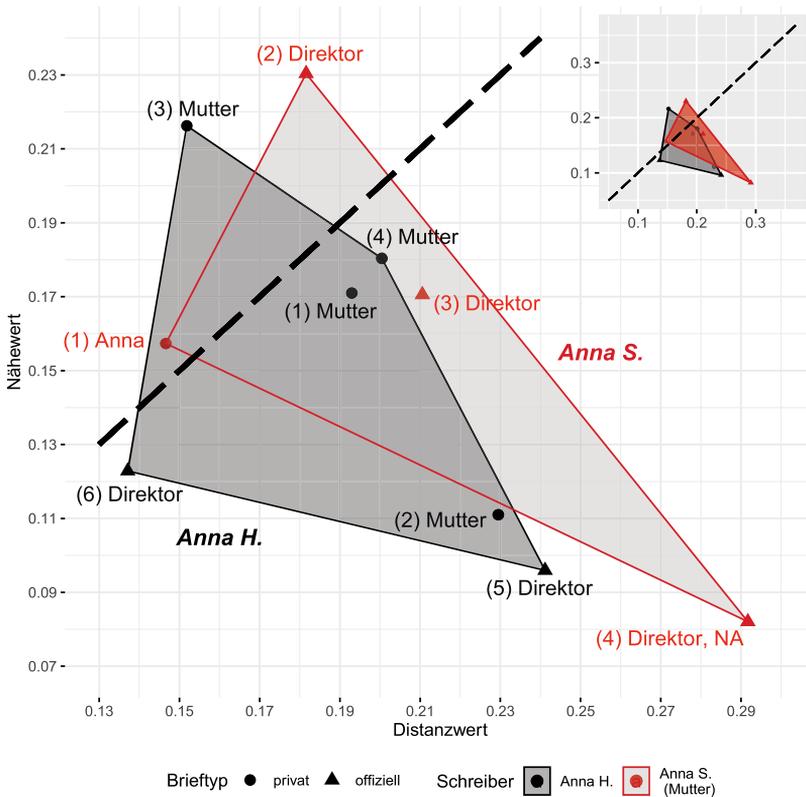
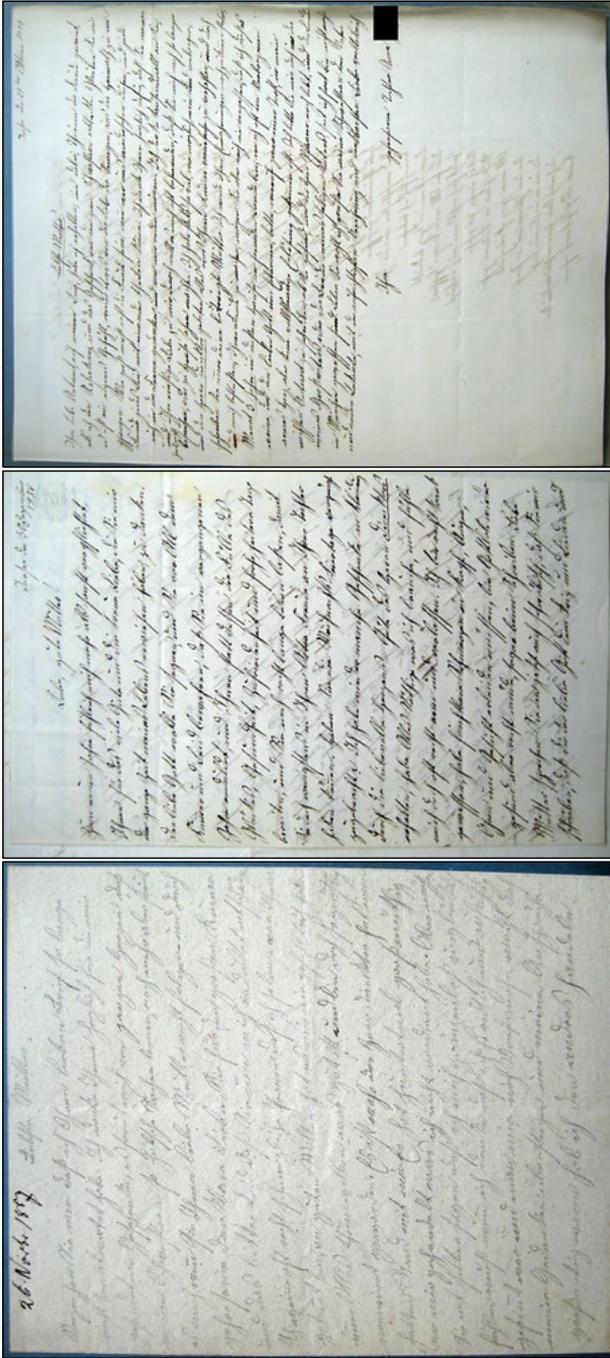


Abb. 71: Schreiberprofile von Anna H. (kfb-120) und ihrer Mutter



Brief (3): Nähe: 0,216, Distanz: 0,152

Brief (1): Nähe: 0,171, Distanz: 0,193

Brief (2): Nähe: 0,111, Distanz: 0,229

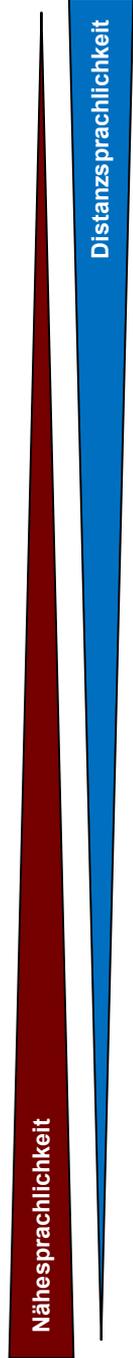


Abb. 72: Drei Briefe von Anna H. (kfb-120) an ihre Mutter (1856/57)

Distanz-Werten nicht zur Geltung, wiederum wegen der oft fehlenden Wahlmöglichkeiten. Das Fehlen von Schreibort und -datum bei Brief (3) erhöht jedoch dessen Nähesprachlichkeit.⁹⁷ In allen drei Briefen sind die Ränder recht knapp gehalten, am engsten wirkt jedoch Brief (3). Brief (2) weist einen großen Rand unten auf, da die Schreiberin ihr Gedicht erst auf der Rückseite beginnt, von wo es auf Grund des dünnen Papiers durchscheint. Dies wurde distanzsprachlich als weitere ‚weiße Fläche‘ gewertet.

Obwohl bezüglich der formalen Gestaltung somit nur einzelne schreiberübergreifend sinnvoll erfassbare Charakteristika in die Nähe-Distanz-Werte einfließen, erkennt man eine deutliche Abnahme der Nähewerte und Zunahme der Distanzwerte von Brief (3) über (1) zu (2). Dies resultiert vor allem aus der sprachlichen Gestaltung der drei Briefe, die sich hauptsächlich bezüglich der Herstellung von Kontakt und Nähe und weniger durch grammatische Merkmale unterscheiden. Etwa erscheint in den drei Briefen keine einzige markierte grammatische Konstruktion und die Struktur der Hypotaxen weist keine nennenswerten Unterschiede auf. Dafür verwendet die Schreiberin im ‚Bleistift-Brief‘ (3) mehr rhetorische Fragen, Anredenominative, Deiktika, Modalpartikeln und nähesprachliche Lexik als sonst (z. B. „gräslich verwirrt“, „net“, „nimmer“). In Brief (1) sind ebenfalls einige dieser Nähemerkmale zu finden; hier fallen die 4 Imperative und 2 direkten Fragen auf, dazu auch die Klise „muß’s“ und 2 nähesprachliche Konstruktionsübernahmen, in denen die Schreiberin an sie Geschriebenes oder Gesagtes direkt wiedergibt (z. B. „Verdienen sollst was!“). Derartiges erscheint jedoch auch einmal in Brief (2), der ansonsten für einen Privatbrief auffällig wenige Nähemerkmale zeigt. Die hohe Distanzsprachlichkeit dieses Briefs resultiert unter anderem aus den 6 Hypotaxen, die fast den ganzen Brief abdecken. Ansonsten sind es weniger Einzelmerkmale, die nur in diesem Brief erscheinen, sondern eine höhere Dichte dieser als in den anderen Briefen, etwa bei Genitiv und Dativ-*e*, Kontextellipsen und distanzsprachlicher Wortwahl (z. B. „einstige Liebe“, „befleiß“). Die wiederholten Kasusinkongruenzen zeigen aber, dass es sich um keine professionelle Schreiberin handelt.⁹⁸

Die beiden Briefe der Schreiberin an den Direktor zeigen einen ähnlich großen Abstand im Schreiberprofil wie die an die Mutter, sind aber etwas nach unten versetzt, also insgesamt weniger nähesprachlich (vgl. Abb. 71). Brief (5) ist wiederum auf einem großformatigen Papierbogen mit Wasserzeichen-Prägestempel (*London*) verfasst, auffälligerweise ganz ähnlich wie der Brief an die Mutter (2), der diesem im Nähe-Distanz-Raum sehr nahe liegt. Die Einrichtung der beiden Briefe ähnelt sich sehr, wobei der Abstand von oben zur Briefanrede im offiziellen Brief noch etwas größer ist und Ort und Datum hier sehr klein rechts oben angefügt sind, wohl um diesen Respekt-Platz möglichst wenig zu stören. Der andere Brief an den Direktor (6) steht wieder auf einem größeren, etwas krumm geschnittenen und recht kleinen Papierstück, das eng beschriftet ist. Schreibort und -datum fehlen und auch am Ende folgt keinerlei Schlussformel, sondern nur kurz ihr

⁹⁷ Das Datum wurde nachträglich von Dr. Hagen mit Tinte links oben ergänzt.

⁹⁸ Vgl. „[...] daß ich dießes Monat 3 Jahre in dießem Hause [...]“. Vgl. auch Fn. 95: „meine Pflichten [...] nach zu kömen“.

Name „Anna“. Der sehr kurze Brief wirkt durch zwei Imperative sehr forsch („Reden Sie mit mir die Wahrheit und teuschen Sie mich nicht länger [...]“). Auch inhaltlich ist er nicht vollständig kohärent, sondern durchsetzt mit Spekulationen über ihren vermeintlichen Liebhaber „Doktor Schado“. Im anderen Brief an den Direktor ist die Schreiberin dagegen viel höflicher und tritt ihm „mit der größten Hochachtung“ entgegen; sie erörtert ausführlich und sehr emotional ihre Gefühlslage und ihren Wunsch auf „baldige Heimkehr“ (vgl. Fn. 95). Trotz dieser hohen Emotionalität bewahrt die Schreiberin hier große Distanz zum Adressaten und gestaltet ihren Brief mit zahlreichen Hypotaxen sehr komplex. Auffällig sind zudem 3 afinite Nebensatzkonstruktionen, welche die Schreiberin aber auch – in geringerer Dichte – in ihren Privatbriefen verwendet.

Anna H.s Briefe besitzen somit eine große Vielfalt intraindividuellder Variation, die nur teilweise adressatenabhängig zu erklären ist. Es scheint, als passe sie die Gestaltung der Briefe an ihre Mutter an die Qualität des Trägermediums an, dessen äußere Form auch die Formalität ihrer sprachlichen Mittel beeinflusst. In Anna H.s Akte finden sich – neben offiziellen Briefen an die Anstaltsdirektion zur Unterbringung nach ihrer Entlassung⁹⁹ – auch ein sehr kurzer, zittriger und inhaltlich nicht ganz klarer Brief ihres Stiefvaters Johann S. (54 Wörter) und 9 Briefe ihrer Mutter Anna S., sowohl an die Direktion als auch an ihre Tochter. Damit eignen sich die Briefe ihrer Mutter für Nähe-Distanz-Analysen.

Anna S. (kfb-120-A):

In Anna H.s Patientenakte sind keine biographischen Informationen zu ihrer Mutter Anna S. überliefert. Ihre Armut und Abhängigkeit von ihrem Ehemann Johann S. gehen aber aus einigen Briefen hervor. So schreibt ein Geistlicher von St. Ludwig am 10.05.1858 an den Direktor, dass sie „nicht die Mittel & nicht die Erlaubniß von ihrem Manne bekäme, je einmal nach Irsee zu reisen“. Der *Königlich Bayerische Polizey-Anzeiger von München* aus dem Jahr 1860 notiert in der *Bevölkerungs-Anzeige* (S. 516), dass sie am 18. Mai desselben Jahres mit nur 47 Jahren gestorben ist, womit sie 1813/14 geboren wurde. Ihren schlechten Gesundheitszustand („mein leidender Körper“) erwähnt sie in ihrem Brief vom 16.01.1858 an den Direktor (vgl. Kap. 8.1.2).

Vier ihrer Briefe wurden in die Nähe-Distanz-Analysen aufgenommen (vgl. Tab. 41). Dabei sind drei Hände beteiligt, sie selbst und zwei geübtere Schreiber. Briefe (1) bis (3) stammen von ihr, was aus einem metasprachlichen Kommentar ersichtlich wird.¹⁰⁰ Brief (4) wurde von einer geübten Hand geschrieben. Er bildet eine Bitte, die Tochter im Fall

⁹⁹ Der Couperator von St. Ludwig, Christian Harl, organisiert ihre Aufnahme in die „Marien-Versorgungsanstalt für weibliche Dienstboten“ in München, „bis ein passender Dienst sich vorfindet“, denn: „Bei ihren Eltern kann Anna nicht sein, da der Stiefvater sie nicht will, überhaupt roher Natur zu sein scheint“ (07.05.1858).

¹⁰⁰ In Brief (2) thematisiert sie zwei (nicht analysierte) Briefe vom 12.07.1857 an die Anstalt und ihre Tochter: „Ich bitte Unterthänigs das ich diesen letzten Brife nicht schreiben könte weihl ich krank war, und muste daher einen bekanten Schreiben lassen“.

einer baldigen Entlassung als Wärterin zu behalten, da sie nicht für sie sorgen kann „und noch 2 Mädchen außer ihr erhalten muß von dem Wenigen, das ohnehin nur zur eigenen Nothdurft kaum genügt“. Am Ende fügt Anna S. selbst noch als Zusatz an, man könne ihre Tochter auch „zum Bigeln oder in Die Küche verwenden“. Der Brief wurde trotz des großen nicht-autographen Anteils in die Analysen aufgenommen (vgl. Kap. 6.1.2).

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Anna, 16.01.1858	ap	229	0,157	0,147	0,011	1
(2) Direktor, 16.07.1857	ao	255	0,230	0,182	0,049	2
(3) Direktor, 16.01.1858	ao	360	0,171	0,211	-0,040	2
(4) Direktor, 03.10.1855	nao	222	0,082	0,292	-0,210	1

Tab. 41: Kennwerte bei Anna S. (kfb-120-A)

Es ist nicht verwunderlich, dass der nicht selbst verfasste Brief von Anna S. den mit Abstand höchsten Distanz- und niedrigsten Nähewert der analysierten Briefe aufweist (vgl. Abb. 71). Seine äußere Gestaltung entspricht den zeitgenössischen Richtlinien formeller Briefe und weist große weiße Flächen und Einrückungen auf. Sprachlich zeigen sich Demutsbezeugungen in den Routineformeln und Vermeidungen von Personendeixis wie „In der Hoffnung auf *Euer Hochwohlgeboren* baldigst gnädigste Antwort geharend [...]“ (vgl. S. 365, Fn. 43). Drei distanzsprachlich bewertete Merkmale erscheinen in diesem Brief, die Anna S. selbst nicht verwendet: resumptive Satzanschlüsse mit *so*, Nominalstil („nach näherer Erkundigung“) und Interpunktion zur Textstrukturierung.

Von den drei autographen Briefen befindet sich nur einer an den Direktor (3) auf der Distanzseite, der andere an den Direktor (2) und der an ihre Tochter (1) sind auf der Näheseite zu verorten (vgl. Abb. 71). Letzterer thematisiert den „Wunsch daß du recht bald zu uns nach Hauße koimst“ und wurde der Patientin nicht übergeben, wie einer Skizze des Antwortbriefs von Dr. Hagen am Ende von Brief (3) zu entnehmen ist, da er einer Entlassung noch nicht zustimmte.¹⁰¹

Die vergleichsweise hohe Nähesprachlichkeit von Brief (2) resultiert vor allem aus grammatischen Merkmalen des Briefs, in dem syntaktische Kohäsionsmarkierungen teilweise fehlen und der Anakoluthe aufweist, daneben auch markierte Konstruktionen wie

¹⁰¹ Hier zeigt sich eine gewisse Systematik der Übermittlung und archivalischen Überlieferung von Briefen an Patienten. So übergab Dr. Hagen der Patientin auch einen anderen (nicht-autographen) Brief der Mutter vom 12.07.1857 nicht, da er zweifelte, „ob die Nachricht von der Verheirathung u. dem Tode *Dr Chandons* wirklich wahr sei“ und der Patientin diesbezüglich „[a]uf keinen Fall [...] etwas Unwahres vorgespielt werden“ dürfte (Briefskizze auf Brief von Anna S. an Direktion vom selben Tag). Andere Briefe hat die Patientin dagegen empfangen (vgl. Brief von Anna H. an Mutter vom 21.10.1857: „Ihre liebe Antwort, auf meinen Brief, habe ich erhalten“); die der Patientin übergebenen Briefe sind in der Akte nicht überliefert.

eine doppelte Negation und eine Vergleichskonstruktion mit *als wie*. Zudem zeigt der Brief einige Ellipsen und fehlerhafte Wiederholungen; auch die Orthographie ist sehr unregelmäßig, besonders hinsichtlich der Markierung von Vokalquantität, was aber nicht in den Nähewert einfließt. Die Schreiberin drückt in diesem Brief ihre Niedergeschlagenheit über den schlechten Gesundheitszustand ihrer Tochter aus; auch ihre eigene Krankheit, die ihr vier Tage zuvor das Briefschreiben nicht ermöglichte (vgl. Fn. 100), wirkt sich womöglich noch auf die Gestaltung dieses Briefs aus. Einen deutlichen Unterschied erkennt man zwischen den beiden Briefen (1) und (3), in denen die Schreiberin auf die baldige Rückkehr ihrer Tochter hofft. Diese Briefe unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihrer Distanzwerte, die im offiziellen Brief (3) deutlich höher als im Privatbrief (1) sind. Dies resultiert aus der unterschiedlichen makrostrukturellen Gestaltung am Briefende. Während der Briefbeginn bezüglich der Einrückungen und Abstände nahezu identisch ist, endet der Privatbrief ohne irgendeine Absetzung mit „deine dich ewig liebende Mutter“. Im offiziellen Brief erfolgen eine formelle Schlussformel, deutliche Abstände und Einrückungen und schließlich eine vollständige Unterschrift sowie die Absenderinformation „Schwertfegersgattin“.

Die beiden Schreiberprofile von Anna H. und ihrer Mutter positionieren sich sehr ähnlich im Nähe-Distanz-Raum, auch wenn man den zu großen Teilen nicht selbst verfassten Brief (4) von Anna S. ausblendet (vgl. Abb. 71). Auch in der äußeren Gestalt der Briefe gibt es deutliche Übereinstimmungen. Die Briefe von Anna S. sind teilweise den Briefen (1) und (2) ihrer Tochter zum Verwechseln ähnlich (vgl. Abb. 72). Man kann vermuten, dass eine der Schreiberinnen die Briefe der anderen als Vorlage verwendet hat. Die auffällige Emotionalität der Briefe Anna H.s findet ebenfalls Parallelen bei ihrer Mutter, die sich schon ohne eingehendere Untersuchung zeigen. So nennt sie etwa in einem nicht analysierten Weihnachtsbrief an den Direktor die „von Herzen gutgemeinten Wünsche und Bitten einer unglücklichen Mutter“ (25.12.1855). Beide Schreiberinnen zeigen eine für ihren Stand beachtliche Fähigkeit zur intraindividuellen Variation, die jedoch nicht rein adressatenbedingt ist, sondern wohl auch von der aktuellen Stimmungslage und dem Gesundheitszustand beeinflusst wird.

6.2.2.13 Ingenieursgattin Mathilde W. (kfb-2871)

Mathilde W. (kfb-2871) wurde 1852 in Landau a. d. Isar als Tochter von Bortenmachern geboren. Als Kind war sie laut ihrer Kaufbeurer Krankengeschichte „sehr lebhaft, früh entwickelt, leicht erregbar, eigensinnig, dabei schnell auffassend und talentvoll“. Sie heiratete den Direktor einer Fabrik in Darmstadt, der in den 1870er-Jahren in Augsburg als Ingenieur in der L. A. Riedinger Maschinen- und Bronzewarenfabrik¹⁰² arbeitete, und hatte mit ihm zwei Töchter. Sie war als „Hausfrau fleißig und sparsam, zärtliche Mutter, doch stets leicht erregbar, jähzornig, zu körperlichen Angriffen geneigt“. Die

¹⁰² Diese Information stammt aus Mathilde W.s Brief an die Anstaltsdirektion vom 21.07.1906.

Krankengeschichte beschreibt „[s]eit 1886 starke Anfälle von Wechselfieber“, seit dem sie „auch psychisch gestört sei“, sodass sie 1890/91 in der psychiatrischen Anstalt in Göppingen untergebracht wird. Sie sei „[s]eit der heftigen Influenza Febr & März 1890 anhaltend geistig gestört“; charakteristisch seien „halluzinatorischer Verfolgungswahn, Furcht vor Vergiftung, Eifersuchtswahn, oft jäher Stimmungswechsel, vorherrschend Depression, große Gemüthsreizbarkeit mit Neigung zur Gewaltthätigkeit“. Ebenso zeige sie „Selbstmordideen“. Daher wird sie im April 1891 nach Kaufbeuren gebracht und in der zweiten Verpflegungsklasse versorgt.

Dort hat sie laut Krankengeschichte „wenig Interesse für ihre Umgebung“ (27.04.1891) und „beschäftigt sich bald mit Nähen, bald mit Häkeln, bald mit Lesen“ (28.04.1891). Dabei zeigt sie eine „große Ruhelosigkeit“, ist „nachdenklich und vor sich hin brütend“ (13.05.1891). Sie „meint, ihr Mann wolle sie nicht mehr“, er „habe sie ein ‚Weibsbild‘ u. dgl. geheißt“ (28.04.1891). Bei dessen Besuch am 24.05.1891 „brachte [sie] die gewöhnlichen Klagen und Beschwerden gegen ihn vor“. Sie „ist ohne jede Krankheits-einsicht, schiebt Alles auf ihren Mann“ (12.06.1891) und behauptet, „ihr Mann habe sie im Complot mit den Ärzten entfernen wollen, um ungehindert seine ‚Nebenabsichten‘ ausführen zu können“, die „auf sexuellem Gebiet liegen“ (09.10.1891). Gegenüber ihren Mitpatientinnen ist sie „abstoßend und barsch, zankt und schilt, will Alles nach ihrem Gutdünken geregelt haben, zeigt ein anmaßendes, herrschsüchtiges Wesen“ (09.10.1891). Nach einem weiteren Besuch des Mannes, bei dem er ihr „erklärt, er müsse ihre Abholung noch verschieben“, überhäufte sie ihn „nach seiner Abreise mit den grössten Schimpfwörtern, nannte ihn einen Schuft, Schurken, gemeinen Henkersknecht, niederträchtigen Judas u. dgl.“ (19.02.1892). Zum 12.04.1892 „hat [sie] sich fast mit der ganzen Abth. verfeindet“ und gibt den Mitpatientinnen „Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben“. Gegenüber den Pflegerinnen ist sie „oft sehr unangenehm, wenn sie nicht ihren Willen thun“, ist „immer verstimmt, verdrießlich, mürrisch, reizbar“ (12.04.1892). Sie gilt schließlich als das „enfant terrible ihrer Abtheilung“ (24.06.1892) und zeigt „Vergiftungswahnideen“ (08.01.1893), verhält sich zeitweise aber auch „außerordentlich lebenswürdig und zuvorkommend“ sowie auch „beßer gegen ihren Mann gesinnt“ (24.06.1892). 1893 wird sie in die 3. Klasse versetzt, was sie als Degradierung betrachtet, die sie noch Jahre später nicht akzeptiert, sodass sie beispielsweise in ihrem Brief vom 13.05.1905 an die Direktion um eine Rückversetzung bittet. Ihre hohen Ansprüche belegt auch eine zweiseitige Weihnachts-Wunschliste vom 11.12.1903.

Ihre Krankengeschichte liest sich auch 15 Jahre später noch ähnlich, Mathilde W. sei „[s]eit Jahren ohne Aenderung“ (24.04.1917), zeige „Vergiftungsideen“ (21.01.1913) und sei „[v]oller Beeinträchtigungsideen“ (27.03.1914). Sie gilt den Ärzten als „[v]erworrere Kranke, die ihre Umgebung zum Theile verkennt und Wahnideen produziert. Reizbar und in ihren Wünschen einsichtslos. Körperlich noch bemerkenswert rüstig“ (Februar 1916). Schließlich glaubt sie sogar, „ihr Mann u. ihre Tochter seien in der Anstalt“ (20.12.1917), und wird 1919 nach Irsee verlegt. Weiterhin „geht aus ihrem Benehmen hervor, dass sie sich viel besser und höher dünkt, als ihre Umgebung, dass sie mit einer grossen Miss-

achtung auf die Kranken blickt“ (21.01.1920). Die Patientin zeigt 1922 eine zunehmende Herzschwäche sowie Kräfteverfall und stirbt mit 70 Jahren.

In Mathilde W.s Krankenakte finden sich 60 Briefe dieser Patientin, die sie zwischen 1892 und 1920 verfasst hat und die damit fast den ganzen Zeitraum ihres Anstaltsaufenthalts abdecken. 44 der Briefe sind offiziell und meist an die Anstaltsdirektion gerichtet, 16 privat an ihren Ehemann und ihre Töchter; dazu existieren Ausführungen von ihr u. a. darüber, dass sie eigentlich Tochter des Kaisers Maximilian sei und von ihren Eltern geraubt wurde (04.11.1902). Die Briefe werden häufig in der Krankengeschichte thematisiert und dabei etwa als „sehr erregte Briefe“ (23.09.1892) und später auch als „Briefe mit weitschweifigen, halb schwachsinnigen, halb verworrenen Klagen und Beschwerden“ (28.07.1920) charakterisiert. Auch 1921 habe sie noch Briefe verfasst, die aber nicht überliefert sind; dies seien „schwachsinnig – verworrene Briefe“ gewesen, in denen sie „allerlei barocke, selbsterfundene Ausdrücke und Redewendungen gebraucht“ (26.06.1921) habe. Einige ihrer Briefe wurden auch abgeschickt, wobei ihr Ehemann in einem Brief an die Anstalt ihre „sehr mangelhafte Orthographie“ (02.05.1891) moniert.

Von ihm liegen einige offizielle Briefe an die Anstalt vor. Bereits 1892 schreibt er, „die formelle Scheidung wird [...] nicht vermieden werden können“ (09.06.1892), da er bei einer Entlassung seiner Frau sich „nicht mehr hinreichend widerstandsfähig fühle, ähnliches durchzumachen, wie ich erfahren habe“. Tatsächlich lässt er sich von Mathilde W. scheiden und verheiratet sich neu. Deshalb bezeichnet ihn ihr Bruder Joseph, Maschinist in München, in seinem Brief an die Anstalt als „H - - bock erster K्लाße“ und „Scheißahl von einem Menschen“ (14.11.1892). Wegen seiner Auslassungen erhält er auf Wunsch des Ehemanns Besuchsverbot bei der Schwester. Von ihrer in Hannover lebenden Tochter sind ebenfalls einige Briefe an die Anstaltsleitung überliefert, die sie ihren Geschenken für die Mutter beilegt. Da kein Privatbrief an Mathilde W. vorhanden ist, wurden keine Briefe von außen den Nähe-Distanz-Analysen unterzogen.

Analysiert wurden 5 private und 6 offizielle Briefe, wobei beide Briefftypen große Teile des Schreibzeitraums abdecken (vgl. Tab. 42). Der Richtwert von 1000 Annotationen wurde hier überschritten, da die Briefe einerseits oft recht lang sind, andererseits die Ergebnisse zunächst ein recht diffuses Bild ergaben, das erst durch den Einbezug weiterer Daten klarer wurde.

Mathilde W.s Briefe siedeln sich in einem großen Bereich des Nähe-Distanz-Raums an (vgl. Abb. 73). Die meisten Briefe befinden sich auf der Distanzseite, oft in der Nähe der Orientierungsachse, teilweise auch weiter davon entfernt. Die Briefe auf der Näheseite reichen deutlich in den Nähebereich hinein. Die Verteilung der Briefe erscheint bei ihr nicht zeit- und nur teilweise adressatenbedingt.¹⁰³ Die distanzsprachlichsten und am wenigsten nächsprachlichen Briefe sind an den Direktor gerichtet, wobei diesbezüglich ihr frühester (6) und spätester (11) offizieller Brief recht ähnlich sind. Einer der Briefe an den Direktor (7) ist hingegen zusammen mit einem Privatbrief an den Ehemann (2)

¹⁰³ Bei Einzelphänomenen lassen sich auch diachrone Veränderungen beobachten. Der Einsatz von *tun* als Hilfsverb erfolgt etwa nur in drei späten Briefen von 1919/20 (vgl. Kap. 8.1.1).

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehemann, 20.11.1892	pp	193	0,148	0,225	-0,077	0
(2) Ehemann, 10.01.1898	pp	1096	0,219	0,152	0,067	2
(3) Ehem./Tochter, 16.03.1906	pp	278	0,154	0,196	-0,043	1
(4) Tochter, 11.04.1909	pp	770	0,171	0,200	-0,029	1
(5) Ehemann, 18.10.1920	pp	559	0,163	0,218	-0,054	0
(6) Direktor, 22.04.1892	po	136	0,081	0,281	-0,200	0
(7) Direktion, 15.01.1903	po	794	0,233	0,124	0,108	2
(8) Direktion, 13.05.1905	po	505	0,143	0,252	-0,109	1
(9) Pflegerin, 18.10.1906	po	504	0,179	0,195	-0,016	1
(10) Prof. Buchner, 17.10.1909	po	470	0,153	0,215	-0,062	0
(11) Direktor, 13.10.1920	po	244	0,117	0,329	-0,212	0

Tab. 42: Kennwerte bei Mathilde W. (kfb-2871)

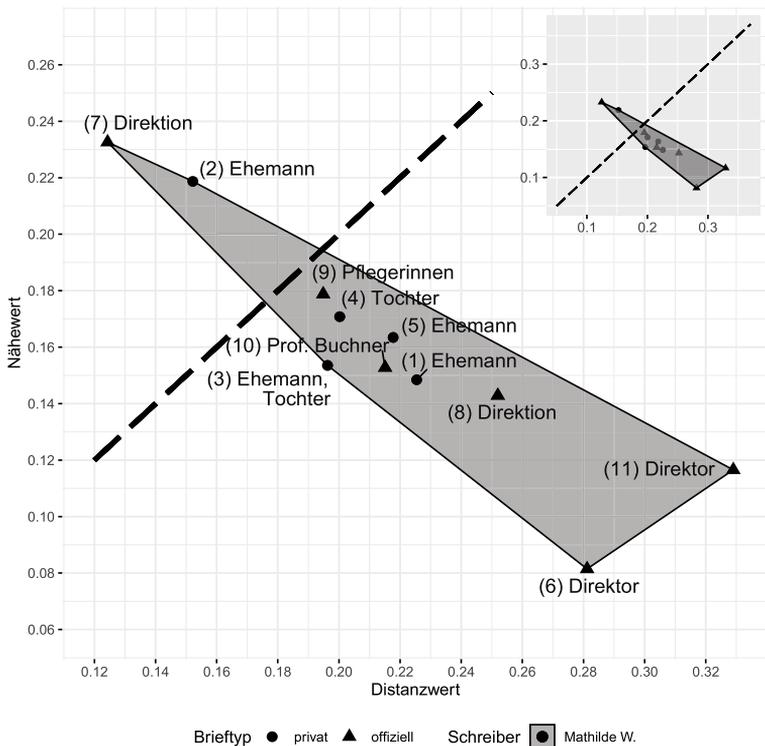


Abb. 73: Schreiberprofil von Mathilde W. (kfb-2871)

auf der Näheseite angesiedelt. Die restlichen Briefe sind in einer kompakten Punktwolke lokalisiert, verhalten sich also bezüglich ihrer Nähe- und Distanzwerte recht ähnlich.

Die distanzsprachlichsten offiziellen Briefe (6) und (11) sind auffällig kurz im Vergleich zu den restlichen Briefen dieser Schreiberin. Bei (6) handelt es sich um eine „Bescheidene Frage“, ob es im Aufenthaltsraum Ende April noch nötig sei, „zweimal Täglich zu Heizen“. Ihre Kritik äußert sie erst am Briefende sehr indirekt; sie möchte sich „zum Schluß noch erlauben den Aufenthalt in einen solchen Raum Zeitenweise als einen Qualvollen zu Bezeichnen“. Der Brief enthält nur sehr vereinzelte Nähemerkmale wie zwei Abtönungspartikeln (*ja*) und eine Parenthese. Brief (11) wirkt weiterhin sehr höflich, drückt aber die Unzufriedenheit der Schreiberin viel deutlicher aus; sie bezeichnet sich als „Geisel“ und ihren Anstaltsaufenthalt als „Freiheitsberaubung Willensbeschränkung in allen Reaten“. Nähesprachlichkeit erhält der Brief durch 4 aggregative Präzisierungen, die noch nach Abschluss des Satzes mit Interpunktionszeichen nachgetragen sind. Dass es sich um keine professionelle Schreiberin handelt, zeigt sich auch an zwei Kasusinkongruenzen und einem Anakoluth.

Ihre beiden Briefe auf der Näheseite, der an ihren Ehemann (2) und der an die Direktion (7), bilden die zwei längsten untersuchten Briefe der Schreiberin und weisen trotz der unterschiedlichen Adressaten deutliche Ähnlichkeiten auf. Sie grenzen sich von den restlichen Briefen insofern ab, als Mathilde W. hier sehr expressive Stellen mit verstärktem Dialektgebrauch verschriftet, die inhaltlich durch tabuisierte Schimpfwörter recht derb wirken (vgl. Schiegg 2015a: 179):

- (130) a. Ich Erwarte mit deiner hilfe eine baldige befreiung aus den Eckelerregenden Pfitschi und Schaafkas der den Leuten an den faulen Narrenmäulern hängt Asyl. für Nasenbutzenfreßer und Scheistreck Consumenten (an Ehemann, 10.01.1898)
- b. der ist was ein Stier mit Verbundener Voze ist wenn sie diesen Kerl dem ist in den Schädl gschißn noch nicht von der Tür thun sind die Wärterine noch dümmer als dieser Dumian (an Direktion, 15.01.1903) *Briefausschnitte von Mathilde W. (kfb-2871)*

Hier sind die in ihrer Krankengeschichte immer wieder thematisierten Stimmungswechsel zu beobachten, die „sehr erregte Briefe“ (23.09.1892) zur Folge haben. Sprachlich schlägt sich dies in den vergleichsweise hohen Nähe- und niedrigen Distanzwerten nieder. Die beiden Briefe zeigen einige Reflexe des Gesprochensprachlichen, was sich etwa in der hohen Zahl von Apo- und Synkopen manifestiert. 15 Apokopen weist Brief (7) auf, 11 Brief (2); alle anderen untersuchten Briefe haben zusammen nur 2 Apokopen. Ähnlich verteilen sich die Synkopen mit 2 Belegen in (7) und 8 in (2), dagegen nur einem einzigen Beleg in den restlichen Briefen, nämlich im Brief an die Tochter (4), der zudem auch eine Apokope besitzt. Die anderen Nähemerkmale sind meist ähnlich wie in den restlichen Briefen der Schreiberin, aber in höherer Frequenz anzutreffen, etwa 10 aggregative Präzisierungen in (7) und 18 in (2). Dazu kommen Spezifika wie 9 fehlende syntaktische Kohäsionsmarkierungen und die häufige Wiederholung der Phrase „ich binn nicht“, die 6-mal annotiert wurde, in (7). Im Brief an den Ehemann (2) kritisiert sie „als

Tadellos Gesunde Frau“ ihren Anstaltsaufenthalt und stört sich auch nicht an den ihr bewussten Abweichungen von der Schriftsprache, denn „Wegen etwaigen schreibbefehlern kañ niemand in einer Unzucht Anstalt aufgehalten werden“ (2).

Die Briefe in der Mitte ihres Schreiberprofils (vgl. Abb. 73) verbinden oft die Charakteristika von Nähe- und Distanzbrieffen. Hier versammeln sich Briefe an unterschiedliche Adressaten aus dem kompletten Schreibzeitraum. Da Mathilde W. nur in den ersten Jahren ihres Aufenthalts von ihrem Mann Briefe und Besuche erhält, schreibt sie immer seltener an diesen und interessiert sich mehr für das Schicksal ihrer Töchter, die weiterhin mit ihr korrespondieren. Der erwähnte Brief an ihre Tochter Bernhardine (4) wirkt freundlicher und zurückhaltender als die anderen Briefe; dessen Nähewert resultiert auf der lexikalischen Ebene somit nicht aus Schimpfwörtern, sondern aus Kosenamen wie „Pappa u. Grosamma“. Dabei bemüht sich die protestantische Schreiberin um hohe Formalität, die sich im Archaismus „Sinntemal“ und ungewöhnlichen Fremdwörtern wie ihr „Retourkommen“ bzw. der Doppelung „oder Respektive“ zeigen. Bei Prof. Buchner handelt es sich um einen Fabrikarzt aus Darmstadt, vor dem sie sich laut ihrem Brief einst entblößen musste und damit „als angebliche, Prostituierte von Ihnen Angesehen wurde“; darüber wünscht sie eine Richtigstellung. Auf Grund der genauen Schilderung der vergangenen Ereignisse enthält der Brief – ähnlich wie Brief (8) an die Direktion – einige Präteritalformen, die zu dessen Distanzsprachlichkeit beitragen. Im einzigen Brief an die Abteilungs-Pflegerinnen (9) beschwert sich Mathilde W. „zum So und So fieltesten male“ über die beiden „Boshaften Unintelligenten und im höchsten grade gemeingefährlichen“ Mitpatientinnen auf ihrem Zimmer, deren „Dißkurs von Männlichen Geschlechtstheilen“ sie nicht mehr erträgt und von denen sie beschimpft wird als „alte Hurre alter Hund und Schwindlerin Lügnerin“. Unter anderem wegen der sehr expressiven Schilderungen erhält der Brief einen recht hohen Nähewert.

Mathilde W. ist eine vielfältige Schreiberin, die einerseits in der Lage ist, sehr formelle offizielle Briefe zu verfassen, deren Gestaltung ihren erfolgreichen sozialen Aufstieg widerspiegeln. Andererseits macht sie ihrer ständigen Unzufriedenheit mit ihrer Umgebung, derer sie sich erhaben fühlt, in ihren Texten Luft, was recht nächsprachliche Briefe mit einer teilweise sehr derben Wortwahl zur Folge hat, die sie gerade an ihren Mitpatientinnen kritisiert. Diesbezüglich ähneln ihre Texte den Briefen ihres Bruders, auf Grund von deren Unangemessenheit ihm der persönliche und auch briefliche Kontakt zur Schwester verwehrt wird und Direktor Dr. Ullrich ihn bittet, ihn von derartigen Vorwürfen gegenüber seinem Schwager „verschonen zu wollen“ (Antwortskizze, 14.11.1892). Mathilde W. macht bei ihren Beschimpfungen kaum einen Unterschied zwischen privaten oder offiziellen Briefen, auch sieht man bezüglich der Nähe- und Distanzsprachlichkeit eine beachtliche Konsistenz innerhalb ihres fast 30 Jahre umfassenden Schreibzeitraums. Der Faktor der variierenden Emotionalität erscheint hier ausschlaggebender für die sprachliche Gestaltung der Texte.

6.2.2.14 Privatiere Anna S. (kfb-2325)

Anna S. (kfb-2325) wurde 1866 in Augsburg geboren. Ihr Vater Josef S. war Webermeister und Kaufmann. Sie arbeitete im elterlichen Geschäft als Verkäuferin. Laut *Fragebogen zur ärztlichen Untersuchung des Gemüths- und Geisteszustandes* (23.05.1892) klagte die 25-Jährige „seit Mitte April [über] Müdigkeit u. verläßt nicht das Bett“; außerdem zeige sie „Lebensüberdruß“. Sie erkrankte „an tiefer Verstimmung mit Angstgefühlen, Verfolgungsideen, Schlafstörungen, hatte Selbstmordgedanken und verweigerte die Nahrungsaufnahme“.¹⁰⁴ Im Juni 1892 wurde sie in die Heil- und Pfllegeanstalt Kaufbeuren gebracht; ihr Vater übernahm die Kosten der 2. Verpflegungsklasse. In ihrer Familie ist damit von einem gewissen Wohlstand auszugehen, was sich auch in den wiederholt in der Krankenakte anzutreffenden Berufsbezeichnungen „Privatier“ beim Vater bzw. „Privatiere“ bei Anna S. widerspiegelt, die auch ein gewisses Vermögen besitzt.¹⁰⁵

In Kaufbeuren ist sie laut ihrer Krankengeschichte zunächst „[f]ast immer schweigsam, starrt vor sich hin, gibt keine Antwort, ißt bald mehr, bald gar nichts“ (03.06.1892). Sie „[h]allucinirt beständig, hört Vorwürfe machen“ (21.06.1892). Ihr Verhalten ändert sich im Folgejahr, indem sie eine „wahre Tanzwut“ (13.02.1893) entwickelt; sie ist „voll Unruhe, tanzt und hüpf und springt den ganzen Tag herum, lacht singt und schwätzt“ (07.07.1893). Im August wird sie ungeheilt in Privatpflege entlassen; ihr Zustand bessert sich deutlich und ihr Bruder Josef, der das elterliche Geschäft in der Karolinenstraße mittlerweile übernommen hat, teilt der Anstalt mit, dass sie sich einer „vorzüglichen Gesundheit erfreut“ und sich „in Gesellschaft wie irgend ein anderes Mädchen benimmt“ (05.11.1893). Einige Jahre darauf wird sie allerdings rückfällig; der Augsburger Arzt Dr. Emminger diagnostiziert bei ihr eine „Psychose“ und beschreibt „Schlafstörungen, Verfolgungsideen, Selbstmordgedanken, Nahrungsverweigerung“ (Ärztliches Zeugnis, 30.01.1900). Damit wird sie erneut in Kaufbeuren aufgenommen, wobei nun ihre Schwester Marie, eine ledige Privatiere, die das gemeinsame Vermögen verwaltet, die Kosten der 2. Verpflegungsklasse übernimmt. Dort fällt die Patientin „oft von einem Extrem der Stimmung in das andere“ (09.05.1900) und „hallucinirt“ (06.07.1901). Im Juli 1901 wird sie entlassen und kommt zu ihrer Schwester Marie nach München. Sie versetzt Teile des väterlichen Nachlasses und Möbel, um ihren übermäßigen Bierkonsum zu finanzieren. Dies führt zum Zerwürfnis zwischen den Schwestern, wobei Anna ihrer Schwester wiederholt mit Erschießen droht. Als Folge kommt sie in die Psychiatrische Klinik in München, wo Emil Kraepelin diagnostiziert, dass sie „an periodisch auftretenden Geistesstörungen (manisch-depressives Irresein) leidet“ (19.06.1906; abschriftlich erhalten). Sie lebt nun sehr zurückgezogen und verdient ihren Unterhalt mit Sticken und Nähen. 1910 bedroht sie einen Arzt mit einem Messer und muss daher erneut in die

¹⁰⁴ Vgl. das Schreiben des Kaufbeurer Amtsgerichts (23.09.1911) zum Entmündigungsverfahren.

¹⁰⁵ 1911 besaß die Patientin zusammen mit ihrer Schwester Marie ein gemeinschaftliches Vermögen von 25 000 Mark (vgl. das Schreiben des Kaufbeurer Amtsgerichts zum Entmündigungsverfahren, 23.09.1911).

Münchener psychiatrische Klinik (vgl. Abschrift Krankengeschichte, 03.10.1910). Ihre endgültige Aufnahme in Kaufbeuren erfolgt im April 1911. Da sie nun vermögenslos ist, übernimmt die Armenpflege Augsburg die Kosten der 3. Verpflegungsklasse.

Am 16.09.1911 erfolgt auf der Basis von Dr. Eisens Gutachten, das die bisherigen Diagnosen bestätigt, ihre Entmündigung „wegen Geistesschwäche“ (Beschluss des Kaufbeurer Amtsgerichts). Bei Anna S. werde „die Krankheit noch kompliziert durch Potatorum und zeigt auch die nicht gewöhnliche Erscheinung, dass in der anfallsfreien [...] Zwischenzeit krankhafte Vorurteile, Wahnideen und krankhaftes Misstrauen neben völliger Einsichtslosigkeit fortbestehen“. Laut Krankengeschichte „[a]rbeitet [sie] fleißig auf der Abteilung mit“ (01.08.1911) und „[l]egt ständig ein sehr aufgeregtes Wesen an den Tag“ (09.05.1912). Es folgen jedoch Suizidversuche (22.03.1915) und die Patientin wird 1918 nach Irsee versetzt, wo sie „von einem depressiven Affekt beherrscht“ (29.12.1918) wird. Dennoch integriert sie sich ins Anstaltsleben und lässt sich etwa „trotz anfänglichen Sträubens herbei, die Weihnachtslieder am Klavier zu begleiten“ (29.12.1920). Ihr Zustand ändert sich über die Jahre kaum, sie „halluziniert, schimpft vor sich hin“ (16.02.1934). Im Jahr 1942 stirbt sie in der Anstalt an Magenkrebs.

Trotz des 50 Jahre umspannenden Zeitraums ihrer Anstaltsaufenthalte existieren nur zwischen 1911 und 1919 entstandene Briefe von Anna S. Die 18 offiziellen Briefe stammen aus den Jahren 1911–14, ihr einziger überlieferter Privatbrief an ihre Schwester Marie von 1919. Sie korrespondierte aber auch zuvor schon, wie etwa in einem Brief von Marie an die Anstalt vom 24.09.1901 zu lesen ist: „Gestern erhielt ich einen Brief von ihr“. Auch Briefe an ihren Rechtsanwalt wurden teilweise nicht zurückgehalten, wie zwei abschriftlich an die Anstalt zurückgesendete Briefe von Anna S. belegen; dabei wundert sich der Rechtsanwalt über den „auffallend klaren Inhalt dieses Briefs“ (14.12.1912) vom 02.12. Auf einem Umschlag eines anderen Briefs an diesen ist jedoch zu lesen: „Nicht geeignet [sic!] zur Absendung. Kgl. Direktion Kaufbeuren, 22. Okt. 1913“. Die Beschwerden bei ihrem Anwalt formuliert sie sehr eindringlich (vgl. das Beispiel auf S. 609), was eine Verbesserung ihrer Behandlung zur Folge hatte.¹⁰⁶ Briefe an die Patientin von außen sind nicht überliefert. Mit dem Nähe-Distanz-Modell analysiert wurden der Privatbrief (1) sowie 6 offizielle Briefe an unterschiedliche Adressaten (vgl. Tab. 43).

Alle analysierten offiziellen Briefe von Anna S. befinden sich deutlich auf der Distanzseite und zeigen insgesamt hohe Distanz- und niedrige Nähewerte (vgl. Abb. 74). Einzig ihr Privatbrief (1) an die Schwester Marie ragt auf die Näheseite. Dieser wurde abgesendet, konnte aber in München nicht zugestellt werden, was der Stempel „Nicht ermittelt! Zurück!“ belegt. Interessanterweise schreibt Dr. Zierl in der Krankengeschichte zu diesem „formell u. inhaltlich korrekten Brief“, dass ihr dabei „von Seite der Pflegerin nachgeholfen werden musste“ (13.03.1919). Die anderen Briefe scheint sie aber selbst verfasst zu haben, zumindest ist von keiner Unterstützung bei den „viele[n] Briefe[n],

¹⁰⁶ Vgl. die Krankengeschichte vom 04.01.1913: „Die Versetzung geschah aus dem Grunde, weil sie sich in Briefen an den Rechtsanwalt beschwerte über die unwürdige Behandlung. Darum sollte sie in bessere Umgebung kommen.“

in denen sie sich über schlechte Behandlung und schlechtes Essen beklagt“ (Okt./Nov. 1911) zu lesen. Dies ist insofern auffällig, als die Schreiberin dabei Hilfe in Anspruch nahm, einen Privatbrief zu verfassen, und nicht wie bei anderen Schreibern beobachtet bei offiziellen Briefen. Eine Verschlechterung des Gesundheitszustands ist der Krankengeschichte von 1919 jedoch nicht zu entnehmen. Inhalt und Stil dieses kurzen Privatbriefs unterscheiden sich deutlich von den restlichen Briefen der Schreiberin, indem sie hier in einem plaudernden, informelleren Ton die Verpflegung in der Anstalt lobt und Interesse an der Adressatin zeigt (2 Anredenominative und 2 direkte Fragen). Dazu erscheinen zwei Modalpartikeln und eine nähesprachliche Operator-Skopos-Struktur („Und nun zu mir“).

Bei Frau Meier (Brief 7) handelt es sich um eine ehemalige Münchener Nachbarin der Patientin, wie aus der Adressangabe eines lose in der Akte überlieferten Briefumschlags hervorgeht. Der Grad an Vertrautheit scheint allerdings sehr gering zu sein, da Anna S. diese siezt und ihren Brief äußerst förmlich gestaltet, sodass er als offizieller Brief behandelt wird. Der hohe Wert für Distanzsprachlichkeit resultiert einerseits aus seiner grammatischen Struktur; neben 6 komplexen Nebensatzstrukturen erscheinen hier 3 Belege für Nominalstil und 1 erweitertes Partizipialattribut. Andererseits zeigt sich eine sehr distanzsprachliche Wortwahl. Die meisten anderen offiziellen Briefe sind diesbezüglich recht ähnlich, wobei häufig auch zahlreiche Präteritalformen (Erzählung des erfahrenen Unrechts) und Konjunktive sowie rhetorische Mittel erscheinen, vor allem Doppelformen (z. B. „Qual u. Pein“, 4) und Klimaxe (z. B. „weder eine geistige Störung, noch eine geistige Erkrankung, noch viel weniger eine geistige Umnachtung“, 6). Ihr bürgerlicher Bildungshintergrund zeigt sich nicht nur im Klavierspiel, sondern auch in einem Hamlet-Zitat: „hier ist vieles faul im Staate Dänemark“ (Brief 4).

Den niedrigsten Nähewert weist ihr Brief (3) an das Schwabinger Krankenhaus¹⁰⁷ auf, wo sie um Aufnahme bittet, da sie unter den „Mißständen“ in Kaufbeuren leide und für ihre Genesung der „denkbar kürzeste Aufenthalt dortselbst hinreichen würde“. Die Schreiberin grenzt sich hier von den anderen Patientinnen ab, die ihr den Aufenthalt „[g]eradezu unerträglich“ machen, und möchte wohl auch durch die sprachliche Form ihres Briefes ihre geistige Gesundheit demonstrieren. Brief (5) an die Münchener Staatsanwaltschaft, der nähesprachlichste und am wenigsten distanzsprachliche offizielle Brief von ihr, bildet eine wütende Reaktion auf ein Schreiben vom 12.04.1913, welches ihren Antrag auf Einleitung eines Strafverfahrens („Vergehen der falschen Anschuldigung“) gegen den von ihr mit einem Messer bedrohten Arzt ablehnt. Ihren Zorn auf diesen Arzt bringt sie zum Ausdruck, indem sie ihn als „erbärmlichen Menschen“, „dieses Subjekt“ und „Schurken“ bezeichnet. Dem Brief fehlen Grußformeln und er weist einen einseitigen, mit „P. S.“ eingeleiteten Zusatz nach Textende auf, in dem sie mit drei rhetorischen Fragen zur indirekten Androhung eines Selbstmordes führt, über dessen zunehmende Häufigkeit „man sich nicht mehr wundern“ dürfe.

¹⁰⁷ Dass es sich um das Schwabinger Krankenhaus handelt, ist der Krankenakte zu entnehmen („Wolle entlassen werden oder ins Schwabinger Krankenhaus“; Okt./Nov. 1911). Im Brief selbst wird das Krankenhaus nicht spezifiziert, ein Briefumschlag ist nicht überliefert.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Schwester, 10.03.1919	pp	139	0,167	0,148	0,019	0
(2) Direktion, 30.10.1911	po	130	0,082	0,280	-0,198	2
(3) Krankenhaus, 08.11.1911	po	413	0,034	0,313	-0,279	0
(4) Rechtsanwalt, 31.07.1912	po	1091	0,093	0,284	-0,191	0
(5) Staatsanw.schaft, 20.04.1913	po	326	0,119	0,221	-0,102	0
(6) Bezirksarzt, 03.07.1913	po	565	0,087	0,281	-0,194	0
(7) Frau Meier, 01.06.1914	po	298	0,070	0,318	-0,248	0

Tab. 43: Kennwerte bei Anna S. (kfb-2325)

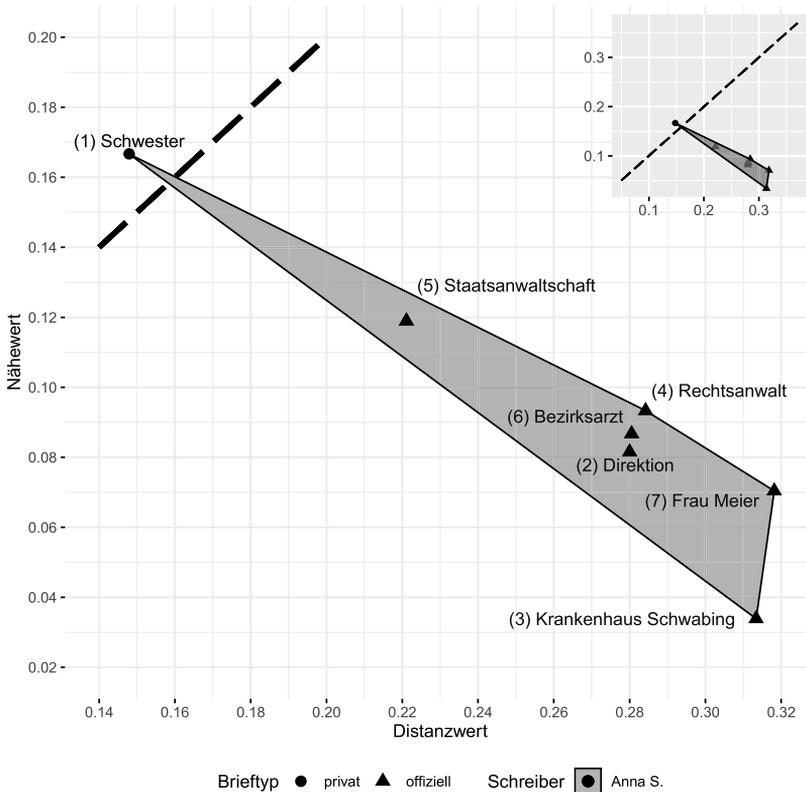


Abb. 74: Schreiberprofil von Anna S. (kfb-2325)

Anna S. ist unter allen Patientinnen die mit den distanzsprachlichsten und am wenigsten nächsprachlichen Briefen. Es handelt sich um eine gebildete, bis zum Aufbrauchen ihres Erbes recht wohlhabende Bürgerstochter, die ihrer Unzufriedenheit mit ihrer Verbringung in psychiatrische Anstalten mit sehr förmlichen Briefen an unterschiedlichste Instanzen Ausdruck verleiht. Ihre Fähigkeit, inhaltlich sehr klare Briefe zu schreiben, beobachtet auch ihr Rechtsanwalt als Adressat abgesendeter Briefe und wundert sich in seinem Schreiben an die Anstaltsdirektion, „wie die Schriftgewandtheit und – Klarheit gegenüber den übereinstimmend auf Geisteskrankheit lautenden Gutachten sich erklären lässt“ (14.12.1912). Ihre laut Krankengeschichte häufig zu beobachtenden Aufregungszustände wirken sich jedoch – ähnlich wie bei der im vorigen Abschnitt vorgestellten Mathilde W. (kfb-2871) – zumindest im Brief an die Staatsanwaltschaft auf dessen sprachliche Gestaltung aus. Auffälligerweise nimmt diese Schreiberin beim Verfassen eines unverfänglichen Privatbriefs an ihre Schwester die Hilfe einer Pflegerin in Anspruch. Damit schreibt sie einen deutlich nächsprachlicheren Brief als sonst üblich, der sie statt zu einer reinen Distanzschreiberin zur Nähe-Distanz-Schreiberin macht.

6.2.3 Distanzschreiber

Im Folgenden werden die fünf Distanzschreiber vorgestellt, also Schreiber, deren Briefe vollständig auf der Distanzseite des Nähe-Distanz-Raums liegen. Dabei handelt es sich um den Buchhalter Georg B. (kfb-966), den Kunstmaler Albert M. (kfb-3796), den Accessisten Friedrich von M. (kfb-102) zusammen mit seiner Bekannten Caroline K. (kfb-102-A) und den Kreis-Kassa-Kontrolleur Ignaz L. (kfb-1145).

6.2.3.1 Buchhalter Georg B. (kfb-966)

Georg B. (kfb-966) wurde 1851 als Sohn eines Hucklers¹⁰⁸ und Lokomotivheizers in Kempten im Allgäu geboren, besuchte die dortige Gewerbs- und Handelsschule mit recht guten Leistungen¹⁰⁹ und arbeitete als Buchhalter und Kaufmann in der Kemptener Stadt-*säge*. Er verheiratete sich gegen den Willen seiner Eltern 1875 mit Amalie K., wobei der Unfrieden in der Familie auf seine „stets sehr resistenzlose Natur ungünstig eingewirkt“

¹⁰⁸ Als *Huckler* wird ein „Kleinhändler mit einem Laden oder auf dem Marktplatz“ (Ebner 2015: 324) bezeichnet.

¹⁰⁹ Dies geht aus dem *Jahresbericht über die Gewerbs- & Handelsschule und die damit verbundene gewerbliche Fortbildungsschule zu Kempten* (1866: 13) hervor, in dem die Jahrgangsleistungen aller Schüler veröffentlicht sind. Georg B. rangiert im oberen Mittelfeld seines Kurses der *Gewerbs-Abtheilung* mit sehr guten Leistungen in Deutscher Sprache, Zeichnen, Geographie und Geschichte sowie guten bis mittelmäßigen Leistungen in den restlichen Fächern. Im Bereich Deutsche Sprache beinhaltet der Lehrplan u. a. die „Anfertigung von Geschäftsaufsätzen, insbesondere von Briefen geschäftlichen Inhalts, Anzeigen, Zeugnissen, Verträgen, gewerblichen Inventarien u. dgl.“ (1866: 6).

habe, so die rückblickende Krankengeschichte Dr. Binswangers von der Privatanstalt Bellevue in Kreuzlingen bei Konstanz (10.11.1877). In diese Einrichtung wurde Georg B. im Mai 1877 verbracht, nachdem das Zeugnis des Kemptener Arztes Dr. Fürst konstatiert hatte: „leidet seit 11 Wochen an ausgesprochenem Verfolgungswahn[,] der zeitweise Depressiven Charakter annimmt“ (29.05.1877). Seine Krankengeschichte aus Kaufbeuren, wohin er im November transferiert wurde, berichtet in der Anamnese: „In seiner Angst vor angeblichen Verfolgern führte er fortwährend geladene Schußwaffen bei sich u griff selbst einmal im Schlafe nach einer solchen“ (01.11.1877). Dies ist einer detaillierten Schilderung seiner Ehefrau vom 02.06.1877 entnommen, die über die vergangenen Monate mit ihm berichtet und sein „sehr ängstliches Temperament“ anmerkt. Auch in Bellevue wird er als „sehr mißtrauisch“ und „sehr schreckhaft“ beschrieben; daneben hatte er eine „Periode der religiösen Extase. Er kniet & betet Stunden lang. Empfängt seine Inspirationen direkt von Gott“ (rückblickende Krankengeschichte, 10.11.1877). Etwas gebessert kommt er in die zweite Verpflegungsklasse in Kaufbeuren, wobei Dr. Binswanger einen Brief an die dortige Anstaltsdirektion mitsendet und ihn als „von Charakter gutmüthig, nicht besonders intelligent“ beschreibt, „an Verfolgungs- Vergiftungswahn leidend“ (01.11.1877).

Laut Dr. v. Reichert ist Georg B. ein „weit vorgeschrittener hallucinatorischer Verrückter“ und zugleich „einer der unnahbarsten, dabei immer auch gefährlichsten Patienten“, wobei Letzteres aus seinen „Zerstörungsakten“ (Krankengeschichte, September 1880) resultiere. Außerdem bleibe er „stets vollkommen für sich allein“. Im August 1881 wird er charakterisiert als „[z]eitweilig deutlich erregter, zornig, reizbar, spricht dann viel von: ‚Lausbub, Hurenkerl, Saumensch‘ daher“. Im November 1882 wird er nach Irsee versetzt und ist dort „viel ruhiger, aber auch geistig schwächer geworden“; dabei zeige er „Hallucinationen“ (Juni 1883), die sich zu „verworrenen Wahngelbilden“ steigern. Er hat „Gesichts und Gehörshallucinationen“ und „schlägt mit dem Besen nach ihnen, oder wirft ihnen seine Tabakspfeife nach“ (Juli 1884).

Daneben unterstützte er im November 1883 die Anstaltsverwaltung durch „Sekretärsdienste, indem er die Wäscheverzeichniße führte“, musste diese Stellung aber „wegen störenden Benehmens u. obscöner Reden“ bald wieder verlassen. 1887 wird berichtet: „Liest gern, zeichnet Bilder aus Zeitungen und Büchern ab, schreibt Briefe für andere Patienten, fertigt den Pflegern Verzeichnisse der Kleidungsstücke u. Wäsche. Sehr höflich u. artig gegen die Ärzte.“ Ähnlich bemerkt die Krankengeschichte auch am 17.09.1893, dass er „für andere Patienten Briefe in sehr schöner correcter Schrift & Form“ schreibe, auch im Oktober 1902 ereignete sich dies „oft“. Zwischen 1898 und 1903 geschriebene Briefe und Adresszusätze Georg B.s wurden tatsächlich in der Akte von Martin B. (kfb-1621) gefunden (vgl. Kap. 5.2.2), dazu zwei Adresszusätze von 1897/98 bei Johannes G. (kfb-1623) (vgl. Kap. 6.2.2.8). Die in der Krankengeschichte erwähnten Briefe von 1887 und 1893 wurden noch nicht entdeckt, könnten aber auch abgesendet worden sein.

Teilweise wird Georg B. als „ein gutmüthiger Kranker“ (01.12.1892) beschrieben, wenn er sich etwa mit „französische[n] Werke[n]“ beschäftigt, „die er in gutes Deutsch zu übersetzen versteht“ (01.12.1892) oder „jeden Kegelschub in ein Privatnotizbuch [...]

mit stenographischen Bemerkungen“ (Juli 1898) einschreiben kann. Daneben schimpft er oft „sehr heftig in Folge seiner Täuschungen“ (01.03.1894) und „[ä]ußert absonderlich verwirrte Dinge“ (23.08.1896). Von seinen Mitpatienten distanziert er sich weiterhin: „Im Saale wie im Garten ist Patient immer allein u. ohne Gesellschaft“ (Oktober 1902). Das Verfassen von Briefen für diese erfolgt damit wohl eher nicht als Freundschaftsdienst, sondern um die von ihm geschätzte Schreibtätigkeit ausüben zu können. Erst im April 1903 hat sich Georg B. „als vorzüglicher Zitherspieler entpuppt u. unterhält jetzt oft die Abteilung mit seinem ganz gewandten Spiele“. Anfang 1904 kommt es bei ihm zu einem Kräfteverfall und er stirbt im Februar mit 52 Jahren.

Georg B.s eigene Texte werden gelegentlich auch in der Krankengeschichte erwähnt; darunter fallen ein „ganz confuse[r] Brief“ (11.01.1895; vgl. Tab. 44, Nr. 3), ein „Brief an seine Frau mit Unsinn gespickt und mit der Bitte um Geldbewilligung für Bier“ (Juli 1898; Brief vom 27.06.1898, nicht analysiert) sowie „viel verworrenes Zeug, bald deutsch, bald französisch, bald gemischt“ (02.03.1899). Er „stenographiert viel für sich; Entzifferung leider nicht möglich“ (Oktober 1902). Auch glaubt er die ärztliche Nachricht vom Tod der Eltern im Januar 1896 nicht und schreibt diesen weiterhin Briefe (vgl. Krankengeschichte 12.01.1896). Die erwähnten Texte und selbst gebastelten kleinen Notizhefte von 1898 und 1899 wurden in der Krankenakte aufbewahrt und bilden eine vielfältige Sammlung oftmals unverständlicher, durch die Kurzschrift auch unentzifferbarer Elaborate. Ihnen gemeinsam erscheint das Bestreben des Patienten, Dinge zu protokollieren, seien es Karten- und Kegelspielpartien oder Weihnachtsgeschenke. Auch seine Briefe beinhalten oft detaillierte Listen von erhaltenen Waren, meist in Form von Empfangsbestätigungen des jährlichen „Papen-Kistels“ (26.12.1899) seiner Frau zu Weihnachten, oder sonstige Aufzählungen wie die räumliche Verteilung der 19 Wachskerzen beim Neujahrsgottesdienst von 1896.

Insgesamt sind 23 Briefe von Georg B. in dessen Akte überliefert, geschrieben zwischen 1877 und 1903. Zur Nähe-Distanz-Analyse eignen sich nicht alle davon, da grundsätzliche Verständlichkeit eine Voraussetzung der sprachlichen Analysen bildet. Daher ist die Verteilung der 8 für die Untersuchung ausgewählten Briefe sowohl zeitlich als auch in Bezug auf die Adressaten etwas unausgewogen (vgl. Tab. 44). Es handelt sich um 7 private und einen offiziellen Brief von 1885 bis 1903.

Abb. 75 zeigt, dass Georg B. trotz der regelmäßig geäußerten Kritik in der Krankengeschichte in der Lage ist, sehr distanz- und wenig nähesprachliche Briefe zu verfassen. So befinden sich alle analysierten Briefe auf der Distanzseite, teilweise sehr weit entfernt von der Orientierungsachse (7), teilweise diese fast berührend (1). Auffälligerweise handelt es sich bei diesen im Nähe-Distanz-Raum am weitesten voneinander entfernten Briefen (1) und (7) um zwei Briefe an die Eltern, den frühesten überlieferten an die Mutter¹¹⁰ von 1885 (1) und den spätesten an beide Eltern von 1903 (7). Auf dem nähesprachlicheren

¹¹⁰ Dem Brief fehlt die Anrede, sodass zu Beginn der Adressat unklar ist. Erst aus dem Gruß gegen Briefende („Ich grüße Dich und den Vater“) und der Verabschiedung („Euer dankbarer Sohn“) wird deutlich, dass seine Mutter die Adressatin ist.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Mutter, 01.04.1885	pp	434	0,216	0,223	-0,007	0
(2) Frau/Schwiegerm., Jan. 1894	pp	340	0,118	0,257	-0,139	2
(3) Vater, 07.01.1895	pp	416	0,137	0,199	-0,062	0
(4) Schwiegermutter, 29.12.1895	pp	340	0,130	0,262	-0,132	2
(5) Eltern, 08.08.1898	pp	358	0,142	0,192	-0,050	0
(6) Frau, 27.12.1900	pp	337	0,108	0,258	-0,150	0
(7) Eltern, 02.01.1903	pp	312	0,077	0,302	-0,225	2
(8) Dr. Binswanger, 08.08.1898	po	162	0,096	0,258	-0,161	0

Tab. 44: Kennwerte bei Georg B. (kfb-966)

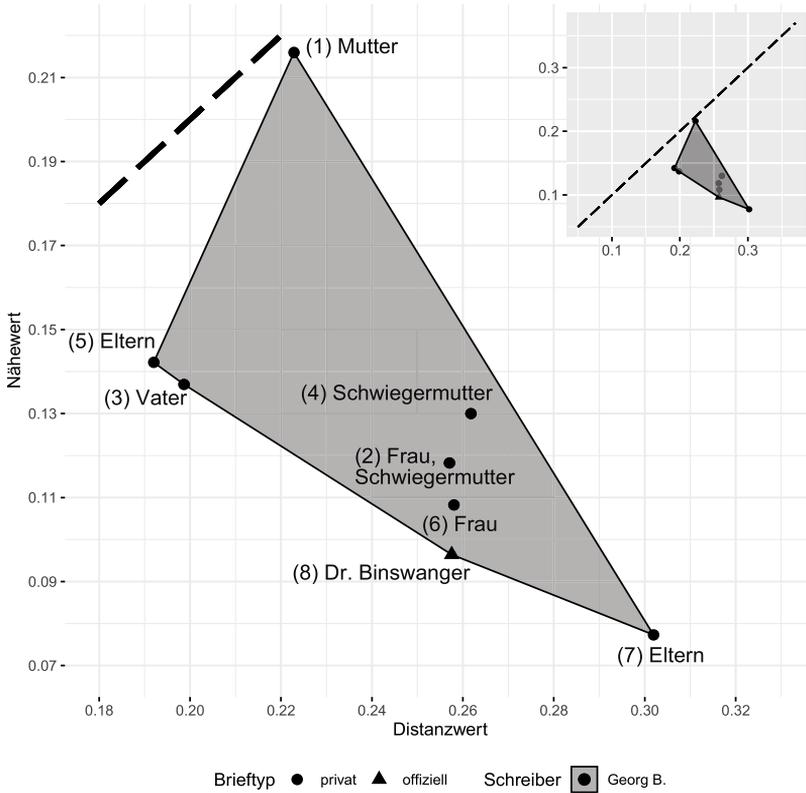


Abb. 75: Schreiberprofil von Georg B. (kfb-966)

Brief (1) findet sich eine Anmerkung von Dr. Julius zur Selbsteinschätzung (Johann) Georg B.s zu diesem Brief:

- (131) Nachstehende Auslassungen bezeichnete der Kranke – J. G. B. [Nachname gekürzt] – später als den Ausdruck momentaner, keineswegs aber beständiger Gefühls- bzw. Sines- u. Vorstellungsprodukte; vielmehr äußerte er sich mit seinen hiesigen Verhältnissen zufrieden u. faßte daß einen ganz korrekten kurzen Empfangsbrief bezgl. der Cigarren ab.

Dr. Julius, Oberarzt Irsee, zum Brief von Georg B. an seine Mutter (1)

Der Schreiber ist sich also bewusst, dass sein Krankheitszustand Einfluss auf seine Textproduktion haben kann. Der vergleichsweise hohe Nähewert von Brief (1) resultiert nicht aus einer stärkeren Kontaktherstellung oder grammatischen Defekten wie Inkongruenzen, sondern großenteils aus lexikalischen Merkmalen wie einer ab der zweiten Briefhälfte sehr nächsprachlichen Wortwahl mit einigen Schimpfwörtern (z. B. „lauter Hurerei“, „Schuftelei und Jesuiterei“, „vogelfreie Bude“, „Narrenloch“). In diesen Kontexten wird der Brief insgesamt nächsprachlicher, was sich im folgenden Beispiel auch an der Verwendung von Klisen¹¹¹, einer Apokope, Verbellipse und dem nächsprachlichen Resumptivum *dann* zeigt; diese Phänomene sind bei Georg B. selten:

- (132) wenn's aber nicht leicht möglich, dann bleibt's bei'm Alten, also dann bleib ich im Narrenloch.
Georg B. (kfb-966), Brief an seine Mutter (1)

Der am wenigsten näch- und am meisten distanzsprachliche Brief dieses Schreibers an seine seit mehreren Jahren verstorbenen Eltern (7) ist inhaltlich keineswegs klarer als Brief (1), besitzt aber keine nächsprachlichen Passagen wie etwa die im vorigen Beispiel. Der Distanzwert resultiert hier vor allem aus 5 Hendiadyoin (z. B. „Bedenken u. Besorgtsein“) und 6 komplexen Nebensatzstrukturen. Die distanzsprachliche Wortwahl ist vergleichbar mit der in anderen Briefen; besonders fällt das Fremdwort „Aequinoctialstürme“ auf, das sein großes Interesse an Geographie belegt (vgl. Fn. 109). Wenn er beide Eltern adressiert, dann siezt er diese; er verwendet hier auch formellere Anrede- und Schlussformeln („Sehr verehrte, liebe Eltern!“ – „Ich verbleibe Ihr Sohn *Georg*.“). Als Interpunktion zur Textstrukturierung wurde die für ihn typische, mehrfach erscheinende Kombination der Interpunktionszeichen !- klassifiziert (vgl. S. 290, Fn. 74).

Von den restlichen untersuchten Briefen des Schreibers befinden sich vier weitere deutlich auf der Distanzseite und im Nähe-Distanz-Raum recht nahe beieinander. Dabei handelt es sich um drei weitere Privatbriefe an Frau und Schwiegermutter, die jeweils den Empfang von Weihnachtsgeschenken bestätigen und auf das schlechte vergangene Jahr zurückblicken und einen Brief an Dr. Binswanger (8), den leitenden Arzt der von Georg B. als „Hôtel-Pension“ bezeichneten Privatanstalt Bellevue. Darin gibt er den „sehr ernstlichen Lebensbedrohlichen Zeiten unserer Tage“ und seinen „schweren Gesundheitsmanövern“ die Schuld, dass er erst jetzt seinen Aufenthaltsort mitteilen kann und bittet,

¹¹¹ Oftmals verwendet Georg B. Apostrophen zur Anzeige von Klisen, auffälligerweise auch bei vollständig grammatikalisierten Präpositionalklisen wie „bei'm“ oder „i'm“.

ihm „fernerhin Ihre Gewogenheit zu bewahren“. Der Schreiber bemüht sich hier um hohe Formalität, was die zahlreichen komplexen Nebensatzstrukturen, erweiterten Partizipialattribute und die distanzsprachliche Wortwahl zeigen.

Zwei weitere Privatbriefe an den Vater (3) und die Eltern (5) ähneln sich in ihren vergleichsweise niedrigen Distanz- und hohen Nähewerten. Beide Briefe besitzen längere, ziemlich konfuse Passagen (siehe oben), aus denen die Wahnvorstellungen des Patienten hervorgehen. So spricht er in (3) von „großen Feinden“, beobachtet ein „Wirrwaar solcher Zeiten“ in „Tagen der Umwühlung“ und beschreibt das „Ende der Welt und sein Weltgericht“. Der Verfolgungswahn wird noch deutlicher in (5), in dem er von einer „rothen eingeschlichenen Diebsbande“ schreibt und die „Unterschlagung von Briefen, Effecten und [...] nur mir geschickte Nahrung“ beklagt. Allerdings besitzen beide Briefe einen klaren Beginn und Schluss; etwa beklagt sich Georg B. in Brief (3), dass er dem Vater nichts zu Weihnachten schicken kann und lässt Grüße an Bekannte ausrichten.

Keiner der analysierten Briefe Georg B.s ist inhaltlich vollständig klar, was zunächst nicht zu erwarten war. So sind die in Kap. 5.4.3 untersuchten Briefe, die dieser für Martin B. (kfb-1621) geschrieben hat, durchwegs gut verständlich, obwohl sie deutlich höhere Nähe- und niedrigere Distanzwerte als die von Georg B. selbst verfassten Briefe aufweisen. Gerade die hohe Distanzsprachlichkeit der Briefe Georg B.s und seine Klassifizierung als Distanzschreiber scheinen im Widerspruch zur kompletten Unverständlichkeit einiger seiner Schriften und der teilweisen inhaltlichen Dunkelheit der untersuchten Briefe zu stehen. Georg B. hat in seiner Ausbildung in der Kemptener Gewerbs- und Handelsschule Kenntnisse in der Anfertigung geschäftlicher Schriften erworben und diese in seinem Beruf als Buchhalter und Kaufmann regelmäßig eingesetzt, sodass bei ihm von einer besonders ausgeprägten Schreibroutine auszugehen ist. In der psychiatrischen Anstalt nutzte er vielfältige Gelegenheiten, Schreibtätigkeiten für die Anstaltsverwaltung, für andere Patienten und auch zur eigenen Beschäftigung auszuüben, sodass er seine Übung im Verfassen von Texten weiterhin aufrecht erhielt und sogar bezüglich der französischen Sprache noch ausdehnte.¹¹² Die hohen Distanz- und niedrigen Nähewerte sind somit sicherlich auf Georg B.s Schreibroutine zurückzuführen, die es ihm ermöglicht, Briefe mit hoher grammatischer Komplexität unter Einhaltung formaler Regeln zu verfassen. Das Nähe-Distanz-Modell misst vor allem grammatikalische Merkmale und berücksichtigt kaum inhaltliche Klarheit und Verständlichkeit, die immer auch eine große subjektive Komponente besitzt. Daraus ergeben sich die ermittelten Werte, die den Briefen auf grammatikalischer Ebene durchaus gerecht werden. Diesbezüglich ist Georg B. somit als Distanzschreiber einzuordnen.

¹¹² Vgl. „B. ist gegenwärtig mit Auffrischung seiner französischen Sprachkenntnisse beschäftigt und lernt mächtig Vokabeln“ (Krankengeschichte, 02.11.1898).

6.2.3.2 Kunstmaler Albert R. M. (kfb-3796)

Albert Richard M. (kfb-3796) wurde 1866 bei Memmingen als Sohn eines Volksschullehrers geboren und war in Kempten im Allgäu beheimatet. Laut ärztlichem Zeugnis der schweizerischen Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden im Kanton Aargau vom 15.05.1908 war seine „geistige Begabung [...] eine sehr gute“, sodass er an der Kunstakademie in München studierte und Kunstmaler wurde: „Auf diesem Gebiete leistete er hervorragendes, fand aber nicht die gewünschte Anerkennung & geriet oft in finanzielle Bedrängnis.“ Er wurde 1905 in München in einen nicht näher beschriebenen Prozess verwickelt, woraufhin er im Frühjahr 1906 zu Freunden in der Schweiz floh und am Vierwaldstättersee arbeitete. Das ärztliche Zeugnis führt fort: „Er wählte sich von Häschern aus München verfolgt, fühlte sich nicht mehr sicher & flüchtete sich in die Berge, wo er sich mehrere Wochen fast ohne Nahrung & Obdach herumtrieb, immer in höchster Angst vor seinen Verfolgern & mehrmals auf dem Punkte sich das Leben zu nehmen.“ Er wurde von der Polizei aufgegriffen und im September 1906 in die Anstalt Königsfelden verbracht. Laut ärztlichem Zeugnis litt er an „Verfolgungsideen“ und „quälenden Gehörstäuschungen“. Nach einer Besserung und kurzzeitigen Entlassung trat im Juli 1907 eine „acute Verschlimmerung“ ein; er „halluzinierte wieder sehr lebhaft“ und entwickelte „zeitweise den Charakter des Stupors“, sodass er an der „paranoiden Form der Dementia präcox“ zu leiden schien.

Im Juni 1908 wird er in die Kaufbeurer Anstalt transferiert, in die 3. Verpflegungsklasse aufgenommen und im September entmündigt. Da er völlig mittellos ist, bezahlt seine Schwester, eine Augsburger Hilfslehrerin, zunächst die Verpflegungskosten, die schließlich die Armenkasse Kempten übernehmen muss. Laut Dr. Prinzings Gutachten (23.07.1908) halluziniert Albert M. lebhaft; er „hörte schon während der Fahrt vom Bahnhof zur Anstalt taktlose Bemerkungen vom Oberpfleger, glaubt es würden ihm auf elektrischem Wege Stimmen ins Ohr gelassen, hört sich Lausbube, meineidig, Paralytiker genannt“. Er sei somit „geisteskrank“ und leide an „Dementia paranoides“. Laut seiner Krankengeschichte ist er zunächst „[r]uhig, erzählt über seine Studien u Erfolge entwickelt in sachlicher Weise seine Kunstansichten“ (22.06.1908). Daneben halluziniert er häufig, hat „heftige Erregungszustände, schrie u. schimpfte laut“ (18.09.1908). Er verhält sich „launenhaft“ (07.12.1908) und „brüllte und schrie fast die ganze Nacht“ des 08.12.1908. Immer öfter verweigert er die Nahrungsaufnahme, sodass er „[r]egelmäßig mit der Sonde gefüttert“ (09.06.1909) werden muss. Am 18.01.1910 wird er als „[a]uffallend hinfällig. Stimme schwach“ beschrieben und stirbt fünf Tage darauf im Alter von nur 43 Jahren an einem „Lungenabriß“ (Leichenschauchein).

In der Krankengeschichte nennt Dr. Weyermann unterschiedliche Schriften Albert M.s. Etwa verfasst er „beständig Protestschriften gegen die suggestive Beeinflußung“ (20.08.1908), die in der Krankenakte aber nicht überliefert sind. Ebenso erwähnt und abschnittsweise zitiert werden eine Beschwerde an die Regierung (18.07.1908) sowie Briefe an Dr. Haller, den Direktor der Anstalt in Königsfelden (19.07. und 01.08.1909),

wobei diese Briefe teilweise abgesendet wurden. In der Krankenakte überliefert sind noch 4 Briefe dieses Schreibers, wovon 3 mit dem Nähe-Distanz-Modell analysiert wurden (vgl. Tab. 45).¹¹³

Albert M.s Briefe liegen vollständig auf der Distanzseite, weit entfernt von der Orientierungsachse (vgl. Abb. 76). Sogar ein als Privatbrief klassifizierter Brief an eine Verwandte, „Fräulein Louise K.“ [Nachname gekürzt]¹¹⁴, (1) liegt deutlich auf der Distanzseite, besitzt aber von den drei untersuchten Briefen den niedrigsten Distanzwert. Der Brief ist voll von Vorwürfen über den „Idiotismus“ und die „Gemeinheit, mich einfach mir nichts Dir nichts unter Curatel zu stellen“. Der Ton zur Adressatin wirkt wenig vertraut, was sich auch daran zeigt, dass der Schreiber im Briefverlauf vom Duzen (S. 1) zum Ihrzen (S. 3 & 4) übergeht und mit einer sehr distanzierenden Schlussformel schließt: „Mit dem entsprechend frdl. Gruß.“ Auch wenn im Vergleich zu den beiden offiziellen Briefen keine Absenderinformation erfolgt („Kunstmaler“ in 2 und 3), so finden sich auch hier weitere Elemente formellster Briefgestaltung. Etwa erscheint nach der Briefanrede ein Submissionstrich sowie ein großer Abstand von etwa zwei Zeilen zum Briefbeginn. Wegen des recht kleinen Papierformats sind zwar keine großen weißen Ränder möglich; man erkennt aber deutliche Einrückungen vom linken Seitenrand, besonders auf S. 1. Im Bereich der Mikrostrukturen unterscheidet sich der Privatbrief ebenfalls kaum von den offiziellen. Der Brief ist charakterisiert durch einen förmlichen Nominalstil mit 4 Funktionsverbgefügen und 13 Fremdwörtern, die auch medizinischen Fachwortschatz („neurasthenischen Zuständen“) beinhalten. Auf der Näheseite fallen 9 Textkorrekturen auf, mit denen der Schreiber lexikalische Entscheidungen im Schreibprozess wieder rückgängig macht (z. B. *ob* -> *daß*; *doch* -> *zwar*); auch 2 Anakoluthe verdeutlichen dessen Schwierigkeit mit komplexen Satzstrukturen. Zudem können 6 nächsprachliche Lexeme gezählt werden, in den beiden anderen Briefen sind es zusammen nur 3. Nur im Privatbrief erscheinen 3 Modalpartikeln (*ja* und *eben*).

Der undatierte Brief an einen „Herrn v. Wärti, Staatswaibel Aarau“ (3) ist auf dem gleichen kleinen Papierformat geschrieben und wurde wohl kurz nach der Überführung von Königsfelden nach Kaufbeuren im Jahr 1908 abgefasst. Es handelt sich um eine Bitte zur Übersendung von „Malkartons“, „meiner gemalten Sachen“ und „Musikalien“, um die er sich „infolge plötzlicher Abreise nicht selbst [...] kümmern konnte“. Dessen Nähewert ist zwar recht niedrig, allerdings finden sich auch hier einige Nähemerkmale wie 8 Korrekturen, in gleicher Funktion wie im Privatbrief, 3 Inkongruenzen und 5 Ellipsen, die aus dem teilweise zu beobachtenden Telegrammstil resultieren (z. B. „Bitte die Sachen

¹¹³ Ein abgesendeter und wieder an die Anstalt zurückgeschickter Beschwerdebrief an einen Augsburger Justizrat (27.07.1908) ist im hinteren Verwaltungsteil der Akte abgeheftet und wurde wegen seiner äußeren Ähnlichkeit mit Verwaltungsschriftgut erst nach Abschluss aller Analysen als Patientenbrief identifiziert.

¹¹⁴ Das genaue Verwandtschaftsverhältnis Albert M.s zur Adressatin ist unklar; sie trägt den Mädchennamen seiner Mutter und im Brief ist die Rede von „Ärger in Euren alten Tagen“, sodass es sich eher um eine Tante als um eine Cousine des Schreibers handeln dürfte.

durchzusehen.“) und zusammen mit 2 Imperativen etwas forscher wirken. 10 Fremdwörter, nun vor allem im Bereich der Kunst (*Portrait, Skizze, Photographie*) und Musik (*Sonaten, Etüden, Inventionen*), tragen hier ebenso wie erweiterte Partizipialattribute und Nominalstil zur hohen Distanzsprachlichkeit des Briefs bei.

Den höchsten Distanzwert weist allerdings der Brief an die Kaufbeurer Anstaltsdirektion (2) auf. Dieser ist auf einem großformatigen Papierbogen verfasst und wie ein amtliches Schreiben eingerichtet, indem der Briefinhalt auf der rechten Hälfte der Seite steht und links der „Betreff: Austrittsverfügung des Kunstmalers Albert Richard M. [Nachname gekürzt]“. Auf der Rückseite erfolgt ein langer „Nachtrag“, in dem Albert M. die Anstalt für einen verlorenen Ring haftbar macht und „als bayrischer Staatsangehöriger jeden Zwang für strafbar vor dem Gesetze“ erklärt. Der Brief ist durch die Operator-Skopus-Strukturen (z. B. auch „Begründung:“) sehr klar strukturiert. Der vergleichsweise hohe Nähewert resultiert auf der Makroebene aus vollständig fehlenden Grußformeln sowie Zusätzen am Textrand und nach dem Briefende. Es findet sich keine Textkorrektur, was im Vergleich zu den beiden anderen Briefen beachtlich ist und für einen hohen Planungsgrad spricht. Im Brief fehlen wieder einige Wörter ohne Satzgliedstatus, typisch für den Telegrammstil dieses Schreibers. Allerdings erfolgen hier auch 2 Wiederholungen zur Verstärkung. 4 Deixisformen verdeutlichen den gemeinsamen Aufenthaltsort von Schreiber und Rezipient in „hiesiger Anstalt“. Ungewöhnlich ist die Synkope bei „jeden weitem Aufenthalt“.

Albert M. kann als ein Distanzschreiber klassifiziert werden, der die äußere Form amtlicher Schreiben kennt und derart professionell umsetzt, dass seine Briefe teilweise auf den ersten Blick kaum von Verwaltungsschriftgut zu unterscheiden sind (vgl. Fn. 113). Etwas aus der Zeit gefallen wirken die Submissionsstriche, sehr fortschrittlich dagegen die Gestaltung der Briefe teilweise komplett in lateinischer Schrift (Brief 1), teilweise wechseln lateinische Schrift und Kurrentschrift (Briefe 2 und 3), wobei in Passagen in Kurrentschrift die übliche Auszeichnung von Fremdwörtern und Ortsnamen in lateinischer Schrift erfolgt. Wegen der noch fehlenden Erforschung derartiger Schriftartenwechsel in der Handschriftlichkeit des frühen 20. Jahrhunderts (vgl. Kap. 4.1.2.6) wurde hier keine Bewertung als nahe- bzw. distanzsprachlich vorgenommen. Dass es sich um keinen Berufsschreiber handelt, wird aus dem fehlenden Planungsgrad und den daraus resultierenden zahlreichen Korrekturen in den Briefen (1) und (2) deutlich, ebenso aus den immer wieder erscheinenden Inkongruenzen und sogar Anakoluthen. Dennoch gelingt es Albert M., sehr elaborierte Briefe zu verfassen, die zumindest der Form und Sprache nach den Eindruck vermitteln, dass er „bei vollem Bewußtsein“ (1) sei.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Verwandte, 27.07.1909	pp	413	0,107	0,277	-0,170	0
(2) Direktion, 16.01.1909	po	266	0,134	0,348	-0,214	1
(3) Staatsweibel, wohl 1908	po	362	0,085	0,311	-0,226	0

Tab. 45: Kennwerte bei Albert M. (kfb-3796)

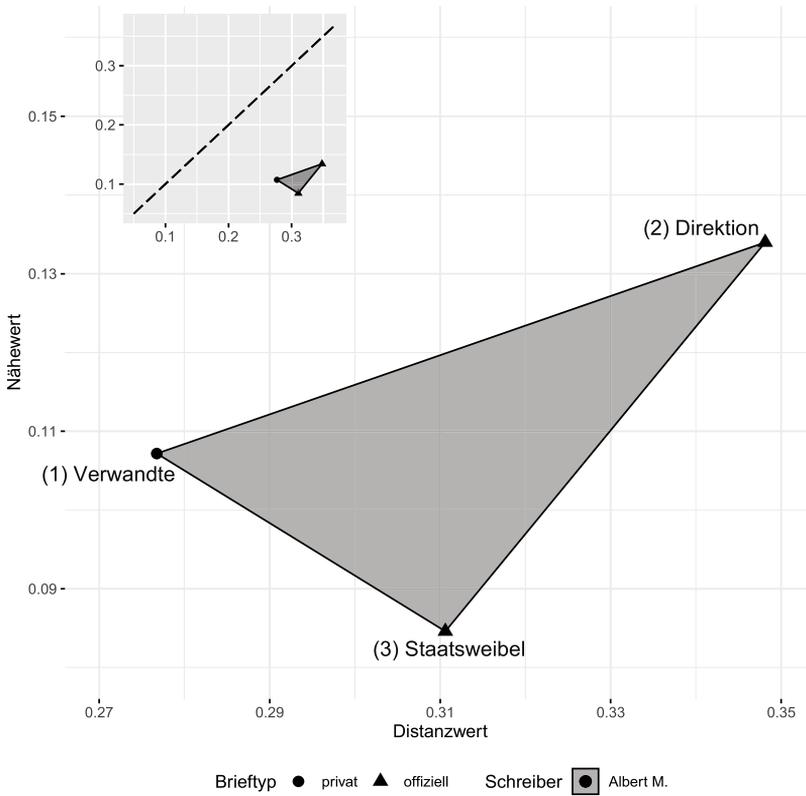


Abb. 76: Schreiberprofil von Albert M. (kfb-3796)

6.2.3.3 Accessist Friedrich von M. (kfb-102) mit Freundin

Bei Friedrich von M. (kfb-102) handelt es sich um den einzigen in der vorliegenden Arbeit untersuchten Vertreter der Adeligen, die sich besonders in den 1850/60er-Jahren in der Irseer Anstalt behandeln ließen (vgl. S. 45, Fn. 98). Er wurde 1826 als Sohn eines königlich-bayerischen Kämmerers und Forstmeisters in Starnberg geboren. Der Münchener praktische Arzt Dr. Wolfsteiner gibt in einer Krankengeschichte (15.08.1856) Aufschluss über das Leben Friedrich von M.s: „In seiner psychischen Organisation wurde schon frühe ein Vorherrschen der Gefühlsseite der Seele beobachtet. Er war weich, gemüthvoll, bescheiden, etwas träumerisch, trieb gerne und mit Erfolg Musik, Poesie, zeichnete mit großer Fertigkeit und entschiedener Anlage, während er Mathematik mit Widerwillen studirte u. mit entsprechendem Erfolge; alte u. neuere Sprachen lernte er gerne und leicht; wenn er auch in den Schulen immer einen der ersten Plätze einnahm, zeigte er doch nie eine besonders hohe geistige Begabung.¹¹⁵ Bei dieser psychischen Organisation wurde er nie, was man ‚praktisch‘ nennt; im Umgang, Kleidung, Benehmen, Einrichtung seiner Verhältnisse konnte er nicht das richtige ‚Savoir faire‘ erlangen.“ Im jungen Erwachsenenalter sei bei ihm ein „Mangel an höheren Interessen bei Liebe zu guten Speisen und Getränken“ zu beobachten gewesen. Der Arzt spricht auch von „mächtigen Auftretenden geschlechtlichen Regungen“, wobei aus der Irseer Krankengeschichte hervorgeht, dass er „in geschlechtlicher Beziehung ausschweifend gelebt“ (13.08.1856) habe. Er nimmt die Stellung eines Kammerjunkers ein und arbeitet nach dem juristischen Examen als Accessist¹¹⁶ am Stadtgericht Nürnberg.

Dr. Wolfsteiner führt fort, dass er im Sommer 1856 in Nürnberg eine „lebhaftes Neigung zu einem Mädchen“ faßte, vermutlich Marline von Aufseß (*1832)¹¹⁷: „Diese Leidenschaft fand keine Erwidderung und scheint die nächste Veranlassung zu einer Geisteskrankheit geworden zu sein.“ Zu der folgenden „Gemüthsaufrerung“ kamen Sinnes-täuschungen: „er sah Nachts eine feurige Helle um sich, dann Erscheinungen u. Offenbarungen etc.“ Über einige Vorstellungen gibt Friedrich von M. in einem zweiseitigen,

¹¹⁵ Vgl. dazu dessen im *Jahres-Bericht über das Königliche Neue Gymnasium* (1842/43) in München abgedruckten schulischen Leistungen, die sich insgesamt im oberen Drittel seiner Klasse befinden und lediglich in Mathematik weit abgeschlagen sind (S. 14).

¹¹⁶ Ein *Kammerjunker* ist ein adeliger Bediensteter einer Behörde (Ebner 2015: 342, 349), ein *Accessist* „Anwärter für einen Posten im Verwaltungs- oder Gerichtsdienst“ (Ebner 2015: 39).

¹¹⁷ Im Brief an Caroline K. vom 13.08.1856 schreibt er: „Sie wissen wie sehr ich Marline liebe, ich denke daß wir noch zusammen können.“ Im gleichen Brief nennt er deren Familie „Aufsees“. In der Krankengeschichte wird sie auch erwähnt: „Sein Vater brachte ihm die Nachricht, daß jenes Fräulein v Aufseß nun Braut sei“ (19.11.1856). Diese vermählte sich jedoch erst am 14.04.1857 (vgl. die Heiratsanzeige in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*, 23.04.1857, S. 1806), sodass der Vater wohl von deren Verlobung gehört hatte oder durch diese Nachricht seinen Sohn von vergeblichen Hoffnungen abbringen wollte.

tagebuchartigen Text selbst Aufschluss, in dem er seine „fixen Ideen vom 2 Juli bis 25 August“ notiert¹¹⁸. Die letzten beiden Einträge lauten:

(133) 11 August, Landsberg: Ich bin evangel. Bischof, unsterblich, Geist der Unterwelt, Prophet, ein zweiter Luther.

13 August. *Irsee*. Es ist mir durch Nürnberger wache Träume von Gott offenbart, daß in 30 Jahren das jüngste Gericht köm̄t; *Irsee* ist meine Wartburg. Ich bin berufen, die Frauen zur Nachtzeit zur Rede zu stellen.

Friedrich von M. (kfb-102), „Meine fixen Ideen vom 2 Juli bis 25 August“

Nach der Zurückweisung durch die Nürnbergerin reist er zu seinen Eltern nach München, wobei ihm laut der ärztlichen Krankengeschichte auf der Zugfahrt die „Idee“ kommt, „Dampfmaschinen und auch das Reisen auf Eisenbahnen seien etwas Gott Mißfälliges, Unmoralisches“, sodass er den Zug verlässt, sich „laut und händelsüchtig“ verhält und von Bekannten abgeholt werden muss. In München sah er „am Laden eines Uhrmachers eine Maschine ausgestellt, die er mit dem Stocke zu zerschlagen suchte, räsionierte laut gegen Maschinen, riß Theaterzettel von den Straßenecken, bis er von der Polizeimannschaft in seiner Tätigkeit gehemmt“ wurde. Deshalb empfiehlt der Arzt die Einlieferung in eine „Irrenheilanstalt“, was durch ein gerichtsärztliches Zeugnis vom 19.08.1856 nachträglich bestätigt wird. Durch ein Fuhrwerk wird er von einem Münchener Arzt unter einem Vorwand nach Irsee gebracht (vgl. Brief an Caroline K., 13.11.1856).

Dort wird er in die erste Verpflegungsklasse aufgenommen, erhält ein „eigenes schönes Zimer“ (Brief an Caroline K., 13.08.1856) und auf Wunsch der Mutter einen Privatwärter, der täglich Spaziergänge mit ihm macht (vgl. Dr. Engelmanns Antwortschizze zum Brief der Mutter, 26.08.1856). Die Krankengeschichte berichtet: „Er ist immer sehr gesprächig, macht viele Ansprüche u. fügt sich schwer in die Hausordnung“ (16.08.1856). Etwa sei er „sehr zudringlich, man sollte ihm sein Klavier übersenden“ (26.08.1856), was ihm schließlich auch gewährt wird.¹¹⁹ Zwei Fluchtversuche im Garten führen auch ihn „in ein Gitter-Zimmer“ (16.08.1856). Er beschäftigt sich „mit Spazierengehen, Holzspalten, Lesen von juridischen Büchern etc.“ (30.09.1856) und zeigt generell „Zufriedenheit mit seinem hiesigen Aufenthalt“ (31.10.1856). Dabei ist er „über den Hergang seiner Krankheit sehr klar“ (06.09.1856) und spricht auch beim Besuch seines Vaters „mit Klarheit u. Einsicht über seine früheren Verhältnisse“ (19.11.1856).

¹¹⁸ Dass es sich dabei wohl nicht um aktuelle Wahnvorstellungen handelt, wird auch aus einem Brief an Caroline K. deutlich, in dem er über seine Krankheit reflektiert: „Am 11 August reiste ich auf Anordnung meines Vaters mit einem jungen Arzte nach Landsberg, wo ich bereits mit der fixen Idee behaftet war, ich sey Evangelischer Bischof und habe die Berufung die Menschen zu bessern“ (13.08.1856).

¹¹⁹ Dies geht aus Briefen nach der Entlassung des Patienten hervor, in denen er bittet, sein „*Fortepiano* bis auf weitere Nachricht im diesseitigen Magazine aufzubewahren“ (Brief an Verwaltung, 16.03.1857). Am 26.04.1857 bittet er um dessen Übersendung nach Nürnberg.

Allerdings nimmt die „Liebesgeschichte in Nürnberg noch in erhöhtem Maaße sein Denken u. Fühlen in Anspruch“ (19.11.1856). Die Ärzte beobachten bei ihm eine „Vorliebe, mit der er gelegentlich von Mädchen u. allem was in diese Categorie gehört spricht“ (30.12.1856) und kritisieren, er habe „noch nicht Willensenergie genug, sich jenen Verhältnissen, die er doch als Ursache seiner Geisteskrankheit anerkennt, in die Zukunft gänzlich zu entziehen“ (19.11.1856). Trotz der Aussicht, er „wird sich nie beherrschen lernen“ (19.03.1857), wird er am 21.03.1857 entlassen, woraufhin er nach Nürnberg zurückkehrt. Dort nimmt er eine Stellung als Bezirksgerichts-Assessor und später als Kämmerer¹²⁰ an, publiziert selbst literarische und historiographische Werke¹²¹ und tritt in Nürnberg als Förderer von Kunst und Kultur auf¹²², wo er 1891 verstirbt.¹²³

In Friedrich von M.s Akte finden sich 10 Briefe dieses Patienten, 4 private und 6 offizielle, dazu die oben erwähnten „fixen Ideen“, eine religiöse Verkündigung (vgl. Kap. 3.3), ein „nichts weniger als geistreiche[s]“ (Krankengeschichte, 19.11.1856) Liebesgedicht („Nachruf aus Irsee“) und ein Bericht über „Theater. Konzerte“ in „*Irsee* im Jänner 1857“. Zwei der offiziellen Briefe gehen nach außen, an den Augsburger Regierungspräsidenten Freiherr von Welden (4) und an eine Nürnberger Säcklermeisterin (6), vier an den Irseer Verwalter Mahir, von denen die zwei längeren Briefe (5, 7) analysiert wurden (vgl. Tab. 46). Von den Privatbriefen wurden einer an seinen Bruder Moritz (2) und zwei an die Nürnberger Pfarrerswitwe Caroline K. (1, 3) untersucht. An diese liegt noch ein weiterer vor (13.11.1856). Da von ihr sowohl ein offizieller als auch ein privater Brief überliefert ist, wird die Schreiberin in die Nähe-Distanz-Analysen aufgenommen; ihr Verhältnis zu Friedrich von M. wird weiter unten näher thematisiert. Auch von der Mutter des Patienten sind Briefe an die Anstalt überliefert, allerdings nicht an diesen selbst, sodass keine sprachliche Analyse durchgeführt wurde. Einige Briefe des Patienten wurden auch abgesendet; etwa einer „an seinen Vater, über welchen Brief wenig auszusetzen war u. übersandt werden konnte“ (13.08.1856), ebenso an seine Mutter (vgl. Bestätigung der Mutter an die Direktion, 29.09.1856) und auch an Caroline K. (vgl. ihren Brief an den Patienten, 02.12.1856).

Die untersuchten Briefe Friedrich von M.s liegen vollständig auf der Distanzseite, in deutlicher Entfernung von der Orientierungsachse (vgl. Abb. 77). Die drei Privatbriefe sind allesamt nächstsprachlicher und weniger distanzsprachlich als die offiziellen Briefe. Hier erreichen drei Briefe einen Distanzwert von mindestens 0,35, was unter allen untersuchten Briefen nur noch ein weiterer von Ignaz L. (kfb-1145) aufweist (vgl. Kap.

¹²⁰ Vgl. *Regierungsblatt für das Königreich Bayern*, 1872, S. 1047.

¹²¹ Vgl. die *Lebens-Skizzen deutscher Tonsetzer* (Nürnberg, 1868), die *Abende über Kunst und Dichtung* (Nürnberg, 1870) und die *Anthologie aus Xenophon* (Nürnberg, 1873).

¹²² Vgl. die Spende über 100 M. an das germanische Nationalmuseum „zum weiteren Ausbau der Karthause“ (*Beilage zum Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 1882, Nr. 2, S. 49).

¹²³ Vgl. die Bekanntmachung in den *Monatsheften für Musik-Geschichte* (1891, Bd. 23, S. 180), die darüber informiert, dass der Verstorbene der Gesellschaft für Musikforschung „ein Legat von 200 M“ vermacht hat.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Caroline K., 13.08.1856	pp	424	0,120	0,290	-0,170	0
(2) Bruder Moritz, 25.11.1856	pp	303	0,116	0,248	-0,132	2
(3) Caroline K., 25.11.1856	pp	240	0,134	0,208	-0,073	0
(4) Regierungspräsi., 16.08.1856	po	179	0,034	0,368	-0,335	0
(5) Verwalter, 21.08.1856	po	349	0,100	0,328	-0,227	1
(6) Säcklermeisterin, 08.09.1856	po	88	0,091	0,350	-0,259	0
(7) Verwalter, 26.04.1857	po	127	0,034	0,370	-0,336	0

Tab. 46: Kennwerte bei Friedrich von M. (kfb-102)

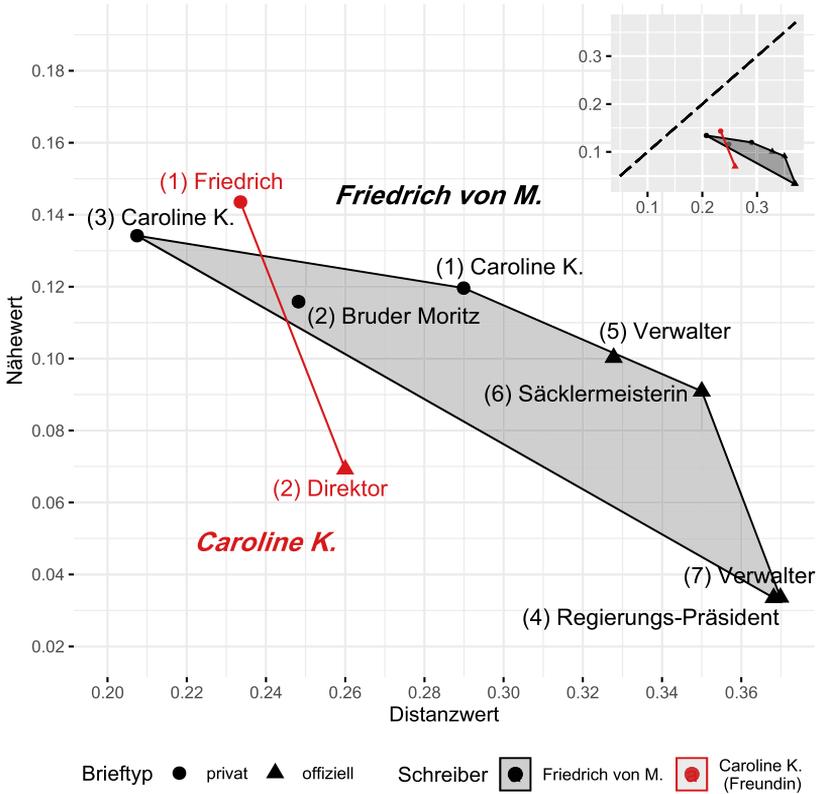


Abb. 77: Schreiberprofile von Friedrich von M. (kfb-102) und seiner Freundin

6.2.3.4). Auch die Nähewerte des Briefs an den Regierungspräsidenten (4) und den Verwalter (7) sind äußerst niedrig.

Im Brief an den Regierungspräsidenten Freiherr von Welden (4), abgefasst kurz nach der Anstaltsaufnahme, berichtet Friedrich von M., dass sich sein Zustand „plötzlich vollkömnen gehoben“ habe und bittet um einen Entlassungsauftrag, da „längeres Verbleiben mich auf im̄er schwermüthig und unfähig zu jedweder Berufs-Arbeit machen würde“. Als Nähemerkmale fungieren hier lediglich 5 Deiktika und die direkte Anrede im Imperativ zu Briefbeginn („Gestatten Sie“). Der Schreiber vermeidet nur teilweise Personendeixis und spricht den Adressaten zweimal mit *Sie* an, dreimal mit *Ew. Hochwohlgeboren* und einmal mit *Herr Präsident*. Auf sich selbst bezieht er sich durchgehend mit *ich*. Ansonsten ist der Brief – trotz der indirekten Androhung von Arbeitsunfähigkeit – als „unterthänigste Bitte“ höchst formell gestaltet. Auf der grammatischen Ebene zeigt sich dies am Nominalstil, einem erweiterten Partizipialattribut, 4 Funktionsverbgefügen und 2 komplexen Nebensatzstrukturen. Auch die Lexik ist sehr förmlich und makrostrukturell finden sich an fast allen Rändern und zwischen den Briefteilen größere weiße Flächen, lediglich am Briefende gerät er etwas in Platznot.

Der zweite Brief an den Verwalter (7) wurde kurz nach der Entlassung an die Anstalt geschickt und bildet eine kurze Bitte des ehemaligen Patienten, sein Klavier und eine Bücherkiste nach Nürnberg „spediren zu lassen“ (vgl. Fn. 119). Nähesprachliche Merkmale erscheinen wieder äußerst vereinzelt in Form eines Deiktikums („in der nächsten Woche“), einer aggregativen Präzisierung als in Klammern angefügter Straßename und eines nur teilweisen Wechsels zur lateinischen Schrift bei Auszeichnungen: Ort und Datum schreibt er in Kurrentschrift. Ansonsten ist der Brief freundlich und formell, wenn auch die Temporalangabe „möglichst bald“ und die indirekte Aufforderung am Briefende drängend wirken („einer baldigen Besorgung obiger Angelegenheit entgegengehend“).

Der frühere und längere Brief an den Verwalter (5) ist geprägt von einer gewissen Hilflosigkeit des Patienten, dem „alle *Correspondenz* verwehrt ist“ und sogar „Tinte und Feder verboten ist, so mußte ich mich des Bleistifts bedienen.“ Er versucht zu Briefbeginn Nähe zum Verwalter herzustellen, indem er die Bekanntschaft seiner Eltern mit dessen Bruder und auch das am Vortag stattgefundene Kennenlernen des Sohns des Verwalters thematisiert. Damit erhofft er sich bessere Chancen zur Erfüllung seiner Bitte, in seinem Namen zu korrespondieren und ihm Kleidung zu schicken. Die Bezeichnungen „Ihr Herr Bruder“ und „Ihr Herr Sohn“ wurden dabei als nähesprachliche Lexik bewertet. Nähesprachlichkeit wird unter anderem auch durch 3 Anredenominative im Text, einen Imperativ und 7 Deiktika, die den gemeinsamen Aufenthaltsort hervorheben, erzeugt. Eine aggregative Diskurseinheit („wann ich werde entlassen werden“) und fehlende syntaktische Kohäsion zeugen von Mängeln in der Planung des Briefs. Vergleichbare Werte weist das kurze Schreiben an eine Säcklermeisterin am Nürnberger Herrenmarkt (6) auf, bei der er „2 *Suspensorien*, wie gewöhnlich von doppeltem Leder“, bestellt.

Die drei Privatbriefe setzen sich im Nähe-Distanz-Raum von den offiziellen Briefen ab. Der Brief an seinen Bruder Moritz (2) ist in einem plaudernden Ton gehalten und

springt thematisch zwischen der nun gegebenen Besuchsmöglichkeit, seinem Nürnberger Mobiliar, seiner Examensvorbereitung 1848 und „unsrer Dukaten-Cousine in München“. Neben den typischen distanzsprachlichen Merkmalen wie zahlreichen Fremdwörtern, Nominalstil und komplexen Nebensätzen erscheinen hier auch die als nächsprachlich klassifizierte Gefühlsäußerung „Gottlob“ und eine nächsprachliche Operator-Skopos-Struktur („übrigens“). Am gleichen Tag schreibt er auch der Nürnberger Pfarrerswitwe Caroline K. (3), deren niedrigere Stellung er dadurch zum Ausdruck bringt, dass er sie in der (nicht im Nähe-Distanz-Modell berücksichtigten) Briefanschrift als „Ihro Wohlgeborenen“ tituliert, seinen Bruder dagegen als „Sr Hochwohlgeborenen“. Er spricht sie mit „Liebe Freundin!“ an, schreibt von seinen Gefühlen („etwas verstimm“), möchte seine Krankheit „in Vergessenheit begraben“ und macht den „Vorschlag wegen eines künftigen zeitweisen Zusammentreffens in Würzburg“. Der Brief ist etwas nächsprachlicher als der an seinen Bruder und weist auffällige Definitartikelklisen auf; diese markiert er mit Apostrophen, welche die Auslassung anzeigen („durch Ihre Kinder an’s Haus gebunden und an’s Reisen nicht gewöhnt“). Schnellschreibungen zeigen sich hier in Form von Verkürzungen („die Gattin ds Vorstands dr Anstalt, Hrn Dr *Hagen*“). Friedrich von M. stellt durch zwei Anredenominative im Text („liebe Caroline“) Nähe zur Adressatin her und verwendet auch wieder die Gefühlsäußerung „Gottlob“.

Den weiteren analysierten Brief an diese Adressatin (1) schrieb Friedrich von M. kurz nach seiner Aufnahme. In der Krankengeschichte wird dazu berichtet: „schrieb aber heute schon viel Unsinn nieder“ (13.08.1856). Damit gemeint sind seine dort hervortretenden Wahnvorstellungen über „Die Brände vom 6 August in Nürnberg“ und seine Liebe zu Marline (vgl. Fn. 117); daneben reflektiert der Schreiber auch bereits über seine Krankheit (vgl. Fn. 118). Der Brief ist distanzsprachlicher als seine restlichen Privatbriefe, was sich gleich in der Anrede „Liebe Frau Pfarrriñ!“ andeutet, im Gegensatz zu „Liebe Freundin!“ in den anderen beiden Briefen an diese Adressatin. Zum hohen Distanzwert tragen auch 7 komplexe Nebensatzstrukturen bei; in den beiden anderen untersuchten Privatbriefen sind es zusammen nur 2. Daneben erscheinen Kontextellipsen und distanzsprachliche Wortwahl, vor allem bezüglich seiner Krankheit („Rekonvaleszenz“, „Kongestionen“, „Nerffen-Exzeß“, „fixen Idee“, „*Recidive*“). Der Nähewert ist jedoch sehr ähnlich wie bei den anderen Privatbriefen. Es kommt zu Kontaktwiederherstellungen durch direkte Ansprachen (z. B. „Erschrecken Sie nicht“) und der Brief enthält auch nächsprachliche Lexik, etwa im Diminutiv „Briefchen“, die Abtönungspartikel *ja* und eine Apokope in „Sorg zu tragen“.

Friedrich von M. ist somit ein Schreiber, der zwischen privaten und offiziellen Adressaten deutlich unterscheidet. Auch innerhalb der beiden Adressatengruppen lassen sich Abstufungen erkennen, teilweise sogar bei Briefen an denselben Adressaten, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten geschrieben wurden. Hier sei auf die Hilflosigkeit des Schreibers kurz nach der Anstaltsaufnahme im Brief an Verwalter Mahir (5) im Vergleich zu dessen fordernden Brief nach der Entlassung (7) verwiesen; die unterschiedlichen Schreibkontexte haben Folgen für die inhaltliche und sprachliche Gestaltung der Briefe.

In einigen seiner Schriften lässt sich eine beachtliche Mischung von Wahnvorstellungen und Selbstreflexion über diese Vorstellungen beobachten. In den späteren Briefen hebt er aber verstärkt hervor, dass diese „Gottlob der Vergangenheit“ (Brief 3) angehören. Er versucht Bezüge zu seiner Verliebtheit durch Abkürzung des Namens zu verbergen („wegen der A.“ [Aufseß]; Brief an Caroline K., 13.11.1856), da ihm wohl bewusst ist, dass ihn die Ärzte vor allem deswegen noch nicht entlassen möchten. Durch seine gymnasiale Schulbildung und seinen beruflichen Umgang mit offizieller Schriftlichkeit erreichen seine Texte insgesamt einen hohen Grad an Distanzsprachlichkeit.

Durch alle Briefe scheint zudem Friedrich von M.s Bewusstsein für seine hohe soziale Stellung, die sich sprachlich vor allem im Gebrauch französischer Fremdwörter und Wendungen manifestiert. So habe etwa seine Schwester Bertha ein „Mädchen“, das „an sich keine bedeutende Persönlichkeit“ war, „iñner *de haut en bas* behandelt“ (an Caroline K., 13.11.1856) und der „Repetitor“ für seine Examensvorbereitung war „*inévitabile*“ (Brief 2). Dabei betont er sein gesellschaftliches Ansehen besonders gegenüber der Pfarrerswitwe Caroline K., indem er etwa über die Zeit vor dem Anstaltsaufenthalt berichtet, dass er in ein „*Rococo*-Menuett [...] hineingeleiert“ wurde, er aber „mit 2 Bällen für den ganzen Winter genug gehabt“ habe und „wir von nichts als Einladungen hörten“ (13.11.1856). Wie selbstverständlich bittet er sie, noch „ein *Conto* der Tuchhandlung [...] einstweilen zu berichtigen“, das „*circa* 17 fl. [Gulden]“ beträgt (Brief 1). Friedrich von M. kann somit als anspruchsvoller Patient charakterisiert werden, der in Irsee eine Vorzugsbehandlung erhielt, für den aber dennoch die Hausregeln inklusive Briefzensur galten.

Pfarrerswitwe Caroline K. (kfb-102-A):

Biographische Informationen zu Caroline K. (kfb-102-A) können nur aus der überlieferten Korrespondenz rekonstruiert werden. Sie lebte als Pfarrerswitwe mit ihren beiden Kindern am Dürerplatz in Nürnberg. „Fr.s Verhältnis zu der Pfarrerin ist uns räthselhaft“, schreibt Friedrich von M.s Mutter an die Anstaltsdirektion (28.12.1856) und erklärt dabei, „daß ich ihr etwas misstrauē“. Caroline K. selbst unterschreibt einen Brief an den Patienten mit „Ihrer treuen Freundin“ (02.12.1856) und hebt in ihrem Brief an den Anstaltsdirektor hervor, „wie rein und uneigennützig meine Freundschaft für ihn ist“ (22.12.1856). Sie nehme „Antheil an seinem Schicksal“, besitze „sein Vertrauen im hohen Grade“ und betont das „Wohlwollen, welches er mir oder meinen Kindern früher erzeigt“. Nun dürfe sie aber leider „nicht mehr an Herrn v. M. [Nachname gekürzt] schreiben“.¹²⁴

Weitere Details finden sich im Brief Friedrich von M.s an diese vom 13.11.1856. So habe er ihr „vor Einem Jahre die Gemeinschaft der Bedienung“ vorgeschlagen, was „uns

¹²⁴ In Dr. Hagens Antwortschizze ist von einer „Regel“ zu lesen, „die Kranken, so lange sie in der Anstalt sind, nur mit der Familie [...] in Verkehr zu lassen“ (24.12.1856). Frühere Ausnahmen begründet er damit, dass der Patient „noch allerlei Aufträge hinsichtl seiner Effecten usw zu geben“ hatte.

näher gebracht“ habe. Nun habe sie „Ihren Accessisten nicht mehr im Hause“ und er fragt sich: „Wer wohnt denn jetzt in Ihrem Hause in der *I étage*? Meine Stube war eine Art Observatorium, es waren gewisse 3 Fenster, die ich beherrschen konnte“. Folglich ist davon auszugehen, dass er im Haus der Witwe wohnte, diese ihn bediente und er ihr auch persönlich näherkam. So seien seine „Gedanken ohne Unterlaß bei Ihnen allein“; er spricht sie mit „lieber Schatz“ an und wenn er die „Reise zum Irrenhaus“ vorgeahnt hätte, „so hätte ich einen Kuß auf Ihre Lippen gedrückt“. Wie er in einem anderen Brief an Caroline K. schreibt, ist er allerdings in Marline verliebt (vgl. Fn. 117). Von Caroline K. selbst sind zwei Briefe überliefert, einer an Friedrich von M. und einer an den Anstaltsdirektor, die im Folgenden näher betrachtet werden (vgl. Tab. 47).

<i>Brief an...</i>	<i>Typ</i>	<i>Wörter</i>	<i>Nähe</i>	<i>Distanz</i>	<i>Differenz</i>	<i>Regio</i>
(1) Friedrich von M., 02.12.1856	ap	483	0,144	0,234	-0,090	0
(2) Direktor, 22.12.1856	ao	325	0,069	0,260	-0,191	0

Tab. 47: Kennwerte bei Caroline K. (kfb-102-A)

Beide Briefe dieser Schreiberin sind auf der Distanzseite zu lokalisieren; sie siedeln sich im Nähe-Distanz-Raum in einem ähnlichen Bereich wie die Briefe Friedrich von M.s an (vgl. Abb. 77). Dabei ist ihr Privatbrief (1) nächstsprachlicher und weniger distanzsprachlich als ihr offizieller Brief (2). In ersterem schreibt sie zunächst, wie es sie „drängt [...] wieder einmal von Ihnen zu hören“, berichtet von einem Konzertbesuch und der Geburtstagsfeier ihres Vaters, bei der sie auf die Gesundheit Friedrich von M.s „im Stillen trank“. Mit dem Konzertbericht sowie besonders auch in der Charakterisierung Erlangens präsentiert sie sich als sozial höhergestellt. So könne dort „kein Theater zu Stande kommen [...] weil die Stadt klein und das gebildete Publikum, zu sehr an seinen Sing u. Lesekränzchen hängt“. Die Schreiberin stellt am Briefende durch vier aneinander gereichte Imperative in Form von Ratschlägen Nähe zum Adressaten her (z. B. „richten Sie Ihren Blick auf die Zukunft“). Der höhere Nähewert resultiert auch aus 5 aggregativen Präzisierungen, 10 Deiktika und 2 Inkongruenzen, ebenso wie 5 Belegen für nächstsprachliche Lexik (z. B. „Papa“), einer Apokope und 2 Synkopen. Da der Brief recht ausführlich von Ereignissen der Vergangenheit berichtet, erscheinen 15 Präteritalformen, die recht stark zum Distanzwert beitragen. Allerdings verwendet die Schreiberin daneben auch 5 komplexe Nebensatzstrukturen, 3 Genitive und 3 Belege für Dativ-*e*, was den ermittelten Distanzwert stützt. Ihre Bildung bringt sie durch 10 Fremdwörter zum Ausdruck, vor allem im Bereich der gesellschaftlichen Unterhaltung (z. B. „Oper“, „Museumsball“, „Theater“, „Concert“, „Chöre“, „Solopartien“, „amüsierte“). Auch ihre Adverbien sind recht formell (z. B. „daselbst“, „zuweilen“, „meinentheils“). Sie siezt den Adressaten, wie auch er Caroline K. siezt, was für eine gewisse Förmlichkeit und Distanz spricht.

Im Brief an den Direktor geht es wie oben beschrieben um ihre Beziehung zu Friedrich von M. und sie bittet ausführlich um Erlaubnis, „ihm zu Weihnachten eine kleine

Handarbeit und etwas Zuckerwerk“ schicken zu dürfen, was ihr verwehrt wird. Der Brief ist weniger distanzsprachlich als die offiziellen Briefe Friedrich von M.s, weist aber dennoch 8 komplexe Nebensatzstrukturen, eine erweiternde Partizipialkonstruktion („Ihre mir schon oft gerühmte Güte“) und – trotz kompletten Fehlens von Fremdwörtern – distanzsprachlich bewertete Lexik auf (z. B. „Obgleich“, „Hülfe“). Beide Briefe zeigen jeweils 3 Textkorrekturen; bei einer Verbform im offiziellen Brief streicht sie im Schreibprozess ein „ha“, um eine afinite Nebensatzkonstruktion und damit einen erhöhten Grad an Distanzsprachlichkeit herzustellen. Hinsichtlich der äußeren Einrichtung sind die beiden Briefe sehr ähnlich, wobei der Abstand zwischen Anrede und Text beim Brief an den Direktor etwas größer ist, sodass die Platzaufteilung großzügiger wirkt (16 vs. 19 Zeilen auf S. 1). Neben der distanzsprachlichen Verabschiedung mit „Ew. Hochwohlgeboren“ erfolgt im Brief an den Direktor auch eine Absenderinformation („Pfarrers Wittwe“).

Bei Caroline K. handelt es sich um die einzige untersuchte weibliche Distanzschreiberin. Sie erreicht in ihren Briefen ähnliche Nähe- und Distanzwerte wie der gesellschaftlich über ihr stehende Friedrich von M. Sie zeigt großes Interesse an gesellschaftlichen Ereignissen¹²⁵, sodass Friedrich von M. in ihr mehr als nur eine Bedienstete sah. Es ist anzunehmen, dass sie eine weiterführende Schulbildung erfahren und auch weiterhin viel Kontakt zur geschriebenen Sprache hatte.

6.2.3.4 Kreis-Kassa-Kontrollleur Ignaz L. (kfb-1145)

Ignaz L.s (kfb-1145) Krankengeschichte informiert nicht über Herkunft, Eltern und Geburtsjahr des Patienten. Allerdings ist ein von Direktor Dr. Kiderle angefertigter, stichpunktartiger Auszug aus der „aus 2 Bänden bestehenden Personalakte des q. Kreiskassa Kontrollleurs L. [Nachname gekürzt] v. Jahre 1842 bis 1866“ (Begleitschreiben der Regierung v. Schwaben u. Neuburg, 25.01.1867) überliefert, die ihm „gegen Remission“ zur Verfügung gestellt wurde. Demnach trat Ignaz L. im Alter von 22 Jahren seine erste Stellung als Finanz-Rechnungs-Commissär in Augsburg an, was auf eine Geburt im Jahr 1820/21 schließen lässt. Ein 12 Jahre alter Schüler mit dem Namen des Patienten wurde durch eine Google Books-Suche im *Jahres-Bericht über das Königliche Lyceum und Gymnasium, über die lateinische Schule zu Aschaffenburg* des Studienjahres 1831/32 (S. 19) gefunden, von dem anzunehmen ist, dass es sich um dieselbe Person handelt. Dessen Vater war Hofmusikus und arbeitete als Musiklehrer in dieser Schule (S. 9). Seine schulischen Leistungen befanden sich in der oberen Hälfte seines Jahrgangs.¹²⁶ Laut Kiderles Exzerpt machte Ignaz L. ein Examen für den Finanzdienst und wurde als Praktikant gelobt für seine „ausgezeichnetsten Zeugnisse, sowohl bezüglich seiner Fähigkeiten u. Leistungen als bezüglich seines sittlichen Verhaltens“, sodass er die genannte Stellung

¹²⁵ Vgl. „Nürnberg ist jetzt so musikalisch daß Eoman alle Wochen dreimal in ein Concert gehen könnte. Was will man noch mehr?“ (1).

¹²⁶ Er belegte bei 32 Schülern seiner Klasse den Fortgangsplatz 13, wobei er sich zwischen Platz 10 in Arithmetik und 17 in Deutscher Sprache bewegte (S. 12).

in Augsburg erhielt. Bereits dort wurde aber sein „Laster des Gewohnheits-Trinkens“ beobachtet. Er verheiratete sich und hatte zwei Töchter und mindestens zwei Söhne.¹²⁷ Im Jahr 1847 kam er ins Rentamt, wobei er an unterschiedliche Positionen in Bayern versetzt wurde. Bei einer Visitation im Jahr 1863 erscheint er erst „am zweiten Tage [...] morgens betrunken in der Kanzlei, von Schnaps riechend“, er „glaube, er sei deutscher Kaiser“. Daraufhin wird er „auf die Dauer eines Jahres wegen seines Gesundheits-Zustandes in den Ruhestand versetzt“. Nach einem positiven Gutachten des Bezirksarztes im Oktober 1864 wird er im Februar 1865 zum „Kreis-Cassa-Controleur“ in Augsburg ernannt.

„Nach der Wahrnehmung der Beamten“ war er bereits im Juli 1865 „geistesgestört und öfters betrunken“. Das Gutachten eines Augsburger Medizinalrats diagnostiziert „Hypochondrie, ja Melancholie in geistiger Beziehung“. Besonders bildlich ist der Auszug aus der „Protokoll. Veranlassung“ eines Packträgers vom 02.12.1865. Dieser musste ihn morgens zu Hause abholen, im Abstand von 10 Schritten folgen und Wein bei sich führen, den Ignaz L. auf dem Weg trank; anschließend besuchte er Wein- und Bierstuben. Mit einer Droschke fuhr er schlafend in der Stadt umher und ließ sich Wein ins Büro bringen. Laut Bericht der Kreis Kassa vom 26.03.1866 blieb er öfters vom Geschäft weg, erledigte seine Aufgaben nicht, sondern brachte sie vielmehr in Unordnung. Ein Augsburger Bezirksarzt suchte ihn im April 1866 zu Hause „Beim Mittagstische“ auf und beobachtete ihn „Alkohol-Geruch aus dem Munde verbreitend“; er „sprach schwer und undeutlich, der Blick war trübe, der Gang unsicher“. Ein Medizinalrat diagnostiziert daraufhin, dass er „an hochgradiger Trunksucht“ leide, die eine „vollständige Funktions-Unfähigkeit“ bedinge, sodass er erneut in den Ruhestand versetzt werden muss.

Ein direkter Anlass für die Verbringung in die psychiatrische Behandlung in Irsee im Oktober 1866 (zweite Verpflegungsklasse) geht aus den offiziellen Dokumenten nicht hervor, vielmehr scheint sich die Anstaltsdirektion selbst bei seinem Vormund danach erkundigt zu haben. Dieser erwidert am 23.10.1866, Ignaz L. sei „deßhalb in die Anstalt gekommen, weil er die fixe Idee hat, noch viel zu besitzen und weil er sich nicht in die Lage finden konnte auch mit wenigen Mitteln anständig zu leben“. Seine „Schuldenlast“ vergrößere sich beständig, denn er „hat so viele Wünsche, daß man wohl sieht, daß er Entbehrung nie kannte, sondern [...] sein Geld stets verjubelte, während seine Familie in den eingeschränktesten Verhältnissen leben mußte. – Bald schrieb er seine Briefe auf Papier mit Goldrand, bald trank er die feinsten Weine, bald wieder massenhaft Schnaps und kaufte Alles, was ihm gerade in den Sinn kam“. Seine Frau Anna L. bittet in einem eigenen Schreiben an die Anstalt darum, „seine sowohl eingebildeten als auch wirklichen Bedürfniße auf das Allernothwendigste zu beschränken“ (09.11.1866).

In der Irseer Krankengeschichte wird über Ignaz L. berichtet, dass er „[s]eine früheren Abnormitäten [...] immer zu beschönigen und zu entschuldigen“ sucht und es ihn „sehr bekümmert, ob er wohl wieder in Staatsdienst kann“. In einer „längeren Rede, entlassen zu werden“ spricht er „logisch und sachlich richtig“. Meist beschäftigt er sich mit „Lesen,

¹²⁷ Im Brief an den König schreibt er von „Mein ältester Sohn *Max*“ und den „beyden Mädchen“ (12.09.1866).

sowohl der Zeitungen als auch der Werke aus der Anstalts-Bibliothek“ (03.03.1867). Da er „überhaupt wenig vom normalen Abweichendes“ (27.04.1867) zeigt, erhält er Ausgang, kehrt abends aber nicht mehr zurück; stattdessen kommt am folgenden Tag ein Telegramm seines Kurators aus Augsburg, das die rückblickende Krankengeschichte zitiert: „L. [Nachname gekürzt] ist hier und macht fürchterliches Zeug“ (27.04.1867). Ein Brief von jenem vom 24.04.1867 berichtet ausführlich über Ignaz L.s „schöne Auftritte“. So war er „mit liederlichen Dirnen und den gewöhnlichsten Arbeitern beisammen, pumpte sie an und gab ihnen einen Zettel, worauf stand, daß seine Frau diese Leute bezahlen solle“. Ein „kollosaler Rausch“ führte ihn ins städtische Krankenhaus, von wo aus er nach Irsee zurückgebracht wurde. Dort machte er laut Krankengeschichte „Bethuerungen daß er verleumdet worden sei“ (01.08.1867), darf dann aber wieder „in Gesellschaft des Oberwärters Unterhaltungsplätze“ wie einen „Bierkeller“ besuchen. Daraufhin zeigt die Krankengeschichte eine zweijährige Lücke, obwohl im November 1867 eine weitere Flucht oder zwischenzeitliche Entlassung stattgefunden haben muss. So ist vom 28.11.1867 der Brief eines Münchener Arztes überliefert, der davon berichtet, dass sich Ignaz L. „dahier bei seiner 76jährigen Mutter“ aufhalte und „ganz thierisch – weder Kleider noch Wäsche wechselt – außerdem alle Anzeichen hat, daß derselbe noch nicht geheilt sein dürfte“. Erst im September 1869 erfolgt wieder ein Eintrag in der Krankengeschichte, als der Patient „auf Probe entlassen“ wird, weil er „nichts bes. Auffallendes mehr gezeigt habe“. Da er bereits 1866 „wegen nachgewiesener Dienstesunfähigkeit für immer in den Ruhestand“¹²⁸ versetzt wurde, kann er nicht in seine Stellung zurückkehren. Mit 54 Jahren stirbt er 1874 an „Herzschlag“.¹²⁹

In der Patientenakte finden sich 18 Texte des Patienten, wobei drei davon schon kurz vor dem Anstaltsaufenthalt verfasst wurden, u. a. ein Schreiben an den Direktor des Wiener Hoftheaters, in dem er sich als Komiker für den pensionierten Schauspieler Friedrich Beckmann anbot, wofür er die „nöthige Bildung und Anlagen besitze“ (12.09.1866). Bei drei undatierten, mit Bleistift verfassten Texten handelt es sich wohl um Entwürfe: ein Brief an eine „Allerdurchlauchtigste Keiserin“, eine Art Lobeshymne auf Erzherzog Albrecht „Bez der Nachricht vom Siege bey Custoza“ und ein Fragment zu einem Krankenhausaufenthalt in München. Lediglich 2 Privatbriefe dieses Schreibers sind überliefert, an seine Ehefrau und seinen Sohn. Neben diesen wurden noch 5 der offiziellen Briefe analysiert (vgl. Tab. 48).

Alle Briefe Ignaz L.s liegen deutlich auf der Distanzseite (vgl. Abb. 78). Sein Nähe-Distanz-Raum zeigt eine gewisse Zweiteilung mit den beiden Privatbriefen (1, 2) und dem Brief an seinen Kurator (7) in Richtung Näheseite orientiert, die restlichen offiziellen Briefe in Richtung Distanzseite.

Brief (5) an den König besitzt den höchsten Distanzwert aller analysierten Briefe. Dieser wurde bereits als Beispiel für sehr hohe Distanzwerte auf makrostruktureller Ebene vorgestellt (vgl. Kap. 4.1.2.6 und S. 221, Abb. 33). Die hohe Formalität äußert sich auch

¹²⁸ Vgl. Regierungs-Blatt für das Königreich Bayern. München 1866, S. 537.

¹²⁹ Vgl. Intelligenz-Blatt der Königl. Bayer. Stadt Augsburg, Nr. 29, 30. April 1874, S. 97.

Brief an...	Typ	Wörter	Nähe	Distanz	Differenz	Regio
(1) Ehefrau, 07.01.1867	pp	268	0,090	0,201	-0,111	0
(2) Sohn, 19.08.1867	pp	119	0,122	0,265	-0,142	0
(3) König, 12.09.1866	po	458	0,072	0,322	-0,250	1
(4) König, 26.09.1866	po	212	0,052	0,328	-0,276	1
(5) König, 24.10.1866	po	161	0,031	0,387	-0,356	0
(6) Stadtgericht, 25.12.1866	po	597	0,057	0,338	-0,281	0
(7) Kurator, 07.01.1867	po	281	0,113	0,246	-0,133	0

Tab. 48: Kennwerte bei Ignaz L. (kfb-1145)

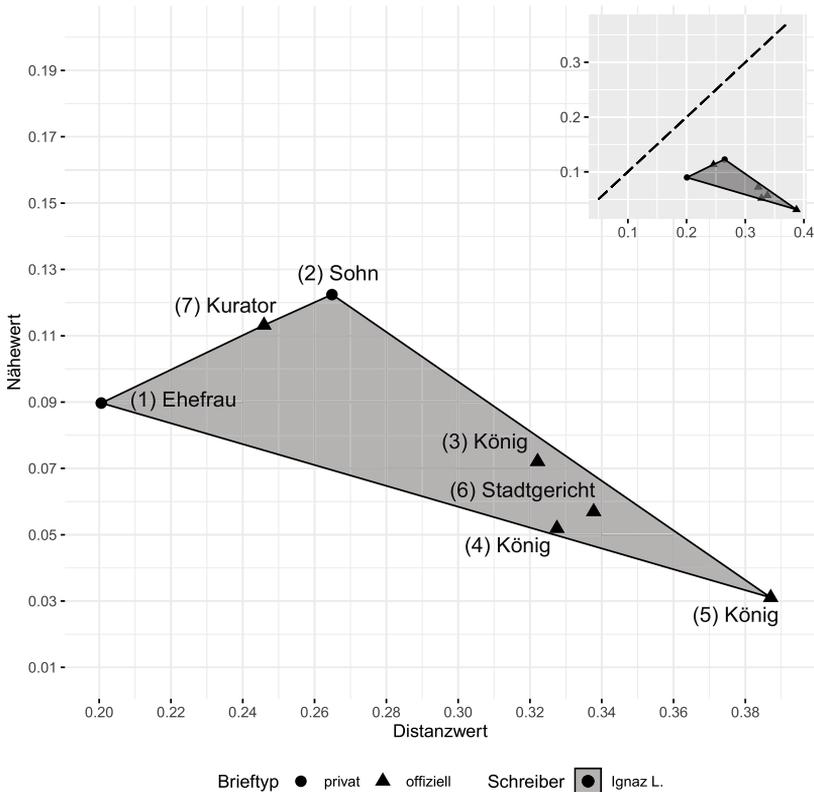


Abb. 78: Schreiberprofil von Ignaz L. (kfb-1145)

auf der Mikroebene, etwa durch Vermeidung von Personendeixis bei der direkten Anrede, die meist als *Euere Koenigliche Majestät* erfolgt, aber auch als *Allerhöchst Sie*. Sich selbst bezeichnet der Schreiber allerdings als *ich*, wobei er dieses Pronomen einmal weglässt; dies führt zu einer ungewöhnlichen Topikellipse, die nächsprachlich bewertet wurde („Mit diesem innigen Wunsche, verharre in trostvoller Hoffnung“). Ebenfalls nächsprachlich klassifiziert wurde eine direkte Anrede. Ansonsten häufen sich distanzsprachliche Merkmale: auf der grammatischen Ebene 2 erweiterte Partizipialattribute, 2 komplexe Nebensatzstrukturen sowie Genitive und Dativ-*e*. Dazu kommen auf der lexikalischen Ebene 7 Fremdwörter sowie auch poetische Wendungen (z. B. „Bilder des Jammers und Elends“). Inhaltlich bildet der Brief eine Bitte, „mich mit dem Nothwendigsten für den Winter zu versehen“, die aufwändig eingerahmt wird von Demutsbezeugungen.

Die beiden anderen Briefe an den König (3, 4) sind inhaltlich recht ähnlich und beide vor der Verbringung nach Irsee verfasst. Es handelt sich um Bitten um „eine Unterstützung oder ein Darlehen“ (3), denn die „harten Schicksals-Schläge der letzten 3 Jahre haben Alles verschlungen“ (4). Beide Briefe sind weniger distanzsprachlich und dafür etwas nächsprachlicher als der vorige Brief an den König (5). Die Nähewerte resultieren aus einer größeren Direktheit der beiden Briefe, was sich etwa im Gebrauch von 1 (Brief 4) bzw. 2 (Brief 3) Imperativen zeigt (z. B. „helfen *Allerhöchst Sie* mir einmal“). Der recht umfangreiche Brief (3) weist 8, Brief (4) 5 Deiktika auf, ebenso mangelt es beiden Briefen an syntaktischen Kohäsionsmarkierungen, sodass der Leser stellenweise selbst Bezüge herstellen muss. Auch die Fokussierung mit „oder eben:“ (Brief 3) wurde als nächsprachliche Operator-Skopos-Struktur klassifiziert. In diesem Brief erscheinen auch eine Parenthese und ein Nachtrag. Beachtlich ist jedoch weiterhin die hohe Formalität in der äußeren Gestaltung der beiden Briefe. Alle offiziellen Briefe Ignaz L.s besitzen etwa Submissionsstriche (vgl. S. 221, Fn. 58), große Einrückungen und weiße Ränder.

Ähnlich aufgebaut ist somit auch ein umfangreicher Brief an das Stadtgericht (6), der zusätzlich noch eine Betreffzeile aufweist: „Zur *Curatel* über den angeblich geisteskranken k. b. quiescirten Kreis-Kaßen *Controlleur Ignaz L.* [Nachname gekürzt] in *Augsburg*“. Darin erklärt er sein früheres Verhalten als „Folge besonderer Zufälle“ und „Bornirtheit meiner eignen Leute“, sodass er darum bittet, „mich der *Curatel* zu entheben“. Nächstsprachliche Merkmale sind weiterhin selten. Allerdings zeigen sich unter anderem 2 schreibproduktionsbedingte Inkongruenzen, 8 Deiktika, 3 Ellipsen und sogar ein Fall von nächsprachlicher Lexik („jedes dumme Geschwätz“). Ansonsten ist die Lexik wie auch in den anderen offiziellen Briefen sehr distanzsprachlich und zeigt ein fast übertriebenes Bemühen um Formalität, etwa in der versuchten Latinisierung „des Monats *Junis*“ und des hyperkorrekten <c> im Erbwort „verwircten“. Ebenso bemüht sich Ignaz L. um rhetorische Gestaltung, etwa durch eine Klimax („eigensinne ja sogar unkluge Handlungen“).

Bei den drei nächsprachlicheren Briefen handelt es sich um Briefe an Personen, die dem Schreiber persönlich bekannt sind und zu denen er teilweise in einem Vertrauensverhältnis steht. So weist der kurze Brief an seinen Sohn Max (2) den höchsten bei

diesem Schreiber beobachteten Nähwert auf (vgl. S. 221, Abb. 33).¹³⁰ Er unterscheidet sich bereits äußerlich deutlich von den offiziellen Briefen, indem kleinformatiges Papier verwendet wird, nur eine Seite beschrieben ist und die Abstände zwischen den Briefteilen deutlich geringer sind. Dennoch zeigt der Brief recht große weiße Flächen und einen kleinen Schnörkel am Briefende, wie ihn dieser Schreiber wohl gewohnt war. Eindringlich bittet er hier bereits im ersten Satz mit einem Imperativ um Abholung: „helfe schnell – daß ich fortkomme“. Dass es sich um ein sehr vertrautes Verhältnis handelt, zeigen die Anrede („Lieber *Max!*“) und Verabschiedung („Herzlichst dein Vater“). Der Brief an seine Ehefrau (1) ist weniger freundschaftlich, was sich bereits in der Anrede mit einem bloßen „*Anna!*“ andeutet. Er erinnert daran, „was ich wegen dir gelitten“; sie soll ihre „Unklugkeit einsehen“ und ihn der Kuratel entheben. Als nächsprachlich bewertet wurden die Modalpartikeln „ja doch“, eine schreibproduktionsbedingte Inkongruenz und zwei abhängige Hauptsätze. Obwohl der Brief durchaus einige Distanzmerkmale wie 2 komplexe Nebensätze, 2 Kontextellipsen und 5 Fremdwörter aufweist, ist er unter den Briefen Ignaz L.s der am wenigsten distanzsprachliche.

Der am gleichen Tag verfasste Brief an den Kurator (7) ist inhaltlich vergleichbar. Ignaz L. appelliert als „ein körperlich und geistig vollkommen gesunder Mensch“ für eine Aufhebung der „*Curatel*“, denn die „Folgen könnten sonst schrecklich seyn“. Bezüglich der Nähe- und Distanzwerte ähnelt dieser Brief den beiden Privatbriefen. Ignaz L. kennt den Adressaten, einen Augsburger Buchhändler, persönlich und gestaltet den Brief deutlich informeller als an den König oder ans Stadtgericht. Bezüglich der äußeren Einrichtung finden sich zwar Ränder, wenn auch recht klein, und ein Submissionsstrich, aber keine Absenderinformation am Briefende; auch eine Schlussformel fehlt vollständig. 4 Imperative belegen den Nachdruck dieses Briefs. Dazu erhöhen 2 Parenthesen, eine Wiederaufnahme und eine aggregative Präzisierung dessen Nähwert. Der Brief zeigt die einzige beobachtete Inkongruenz dieses Schreibers („keine tiefen Einsicht“) sowie eine Verbellipse und eine pragmatische Ellipse („lieber todt“). Die Nähemerkmale können aber nicht verbergen, dass auch hier wie bei den anderen Briefen dieses Schreibers ein hoher Grad an Distanzsprachlichkeit vorliegt und der Brief immer wieder an Verwaltungsschriftgut erinnert, etwa durch ein erweitertes Partizipialattribut und 3 Funktionsverbgefüge („Ihre getroffenen Verfügungen sollen in Kraft bleiben“).

Ignaz L.s Briefe besitzen insgesamt einen hohen Grad an Formalität, wie er bei Patientenbriefen nur selten beobachtet werden kann. Bei seinem Nähe-Distanz-Raum zeigt sich die typische Zweiteilung, die von der Bekanntschaft zu den Adressaten abhängt, wobei ein vertrauterer Verhältnis nur zu seinem Sohn vorzuliegen scheint und die Briefe an Ehefrau und Kurator eher Anklagen und Drohungen bilden. Mit seiner gehobenen Stellung in einem prototypischen Schreibberuf besitzt er ideale Voraussetzungen für distanzsprachliche Texte. Trotz der aus heutiger Sicht drastisch wirkenden Schilderungen in seiner Personalakte gelang es Ignaz L., eine hohe berufliche Position einzunehmen.

¹³⁰ Die Berechnung der Nähe- und Distanzwerte wird anhand dieses Briefs im Detail auf S. 253f. in Tab. 10–12 vorgestellt.

Auch während seines Anstaltsaufenthalts leugnete und verbarg er seine Alkoholkrankheit meist erfolgreich und verschaffte sich damit freien Ausgang und Fluchtmöglichkeiten. Dieses Vortäuschen von Normalität gelang ihm auch in seinen Briefen, die zwar in ihrer Dramatik teilweise übertrieben wirken, aber insgesamt als Muster formeller Briefe des 19. Jahrhunderts herangezogen werden können.

6.3 Zwischenbewertung und Desiderate

Dieses Kapitel lieferte durch die Kombination quantitativer und qualitativer Methoden detaillierte Einblicke in die schriftsprachlichen Möglichkeitsräume unterschiedlicher Patientinnen und Patienten einer historischen psychiatrischen Anstalt und deren Angehörigen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Die quantitativen Analysen in Kap. 6.1 ermöglichten es, auf der Basis der Nähe- und Distanzwerte Schreiberprofile zu ermitteln und diese im Nähe-Distanz-Raum zu lokalisieren. Die einzelnen Profile ähneln sich dahingehend, dass sie sich jeweils in einem klar abgegrenzten Bereich im Gesamtraum positionieren und durch eine meist vergleichbare Anordnung der privaten und offiziellen Briefe innerhalb des Profils strukturiert sind. Diese Strukturiertheit lässt sich auf die drei Varietätendimensionen Diastatik, Diaphasik und Diatopik ausweiten, die im Sinne der Varietätenkette (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595) sowohl untereinander als auch mit dem Nähe-Distanz-Kontinuum in den untersuchten Patientenbriefen deutliche Affinitäten besitzen. Die anschließenden qualitativen Analysen in Kap. 6.2 erklärten und erweiterten die quantitativen Ergebnisse unter Rückgriff auf kontextuelle Faktoren wie die biographischen Hintergründe und Krankengeschichten sowie unter Einbezug individueller sprachlicher Charakteristika in Einzelbriefen. Dabei traten die Einzelschreiber als individuelle sprachliche Akteure sehr plastisch hervor. Im Folgenden soll es weniger um eine Zusammenstellung der vielfältigen bisherigen Ergebnisse gehen (vgl. dazu Kap. 9), sondern vielmehr um eine Identifikation von Bereichen, die in den bestehenden Analysen nicht erfasst wurden und deren genauere Betrachtung die Erkenntnisse zur intraindividuellen Variation in historischen Patientenbriefen in den folgenden Kapiteln noch erweitern kann.

Die Arbeit mit Nähe- und Distanzwerten hat sich insgesamt als sinnvoll erwiesen, um auf der Basis der systematischen Annotation zahlreicher Parameter aus unterschiedlichen sprachlichen Ebenen zu einer Darstellung der konzeptionellen Schreiberprofile zu gelangen. Die qualitativen Analysen stellten dabei aber oftmals eine große Individualität der Patientenbriefe fest, die sich teilweise einer einfachen Abbildung in festgelegten Kategorien entzieht bzw. zu Fehlschlüssen verleiten könnte. So muss ein hoher Nähewert nicht mit mangelnder Sprachkompetenz einhergehen bzw. im Modell aus Reflexen schriftsprachlicher Unroutiniertheit wie Inkongruenzen und anderweitigen Fehlern resultieren. Vielmehr können die bewusste stilistische Gestaltung eines Textes und gezielte Abweichungen von den Normen der Schriftsprache ebenfalls zu einem hohen Nähewert führen. Am deutlichsten wurde dies wohl bei Magdalena R. (kfb-2950), deren Schreiberprofil

fast vollständig auf der Näheseite liegt. Die hohen Nähewerte ihrer Briefe resultieren überwiegend aus sprachspielerischen Elementen, Reimen, Sprüchen und Codeswitching. Zwar kann das Nähe-Distanz-Modell diese Merkmale bis zu einem gewissen Grad¹³¹ sinnvoll integrieren, allerdings kann es keine Aussagen zur individuellen Sprachkompetenz im Nähebereich treffen. Deshalb lohnt es sich, sprachliche Kreativität in Form von Codeswitching und poetischem Sprachgebrauch in Kap. 7.1 gesondert zu beleuchten.

Eine weitere Ungenauigkeit der Nähe- und Distanzwerte besteht darin, dass sie sich auf den gesamten Text beziehen und Variation innerhalb von Einzeltexten nicht berücksichtigen (vgl. Kap. 4.3). In den qualitativen Untersuchungen konnte bei manchen Briefen eine Abnahme von Verständlichkeit im Briefverlauf und eine Zunahme nähesprachlicher Charakteristika beobachtet werden, etwa bei Cosmas R. (kfb-2108) (Brief 2) und bei Andreas P. (kfb-1728) (Brief 2). Dies zeugt von den Schwierigkeiten dieser Schreiber, ihre Konzentration im Verlauf des Briefs aufrecht zu erhalten, was dann direkt auf die Gestaltung des Briefs Einfluss nimmt. Diese Beobachtung wird in Kap. 7.3 näher verfolgt, wobei hierfür die bereits vorliegenden graphematischen Annotationen in Martin B.s (kfb-1621) Briefen herangezogen werden können, deren hohe Anzahl eine geeignete Grundlage für eine quantitative Analyse bildet. Der Aspekt der textinternen Variation kann sich aber auch in den annotierten Nähe- und Distanzmerkmalen abbilden. So soll in Kap. 7.2 die Verteilung von Appellen im Textverlauf aller bisher im Nähe-Distanz-Modell analysierten Briefe untersucht werden.

Oftmals folgen die Positionierungen von Einzelbriefen innerhalb der Schreiberprofile nahezu idealtypischen Verteilungen mit offiziellen Briefen in Richtung Distanzseite (rechts unten) und Privatbriefen in Richtung Näheseite (links oben) lokalisiert; vgl. etwa die Profile von Crescenz H. (kfb-844), Caritas S. (kfb-1276) und Friedrich von M. (kfb-102). Die Vertrautheit der Kommunikationspartner erklärt dann die genaueren Positionierungen von Briefen innerhalb eines Typs, sodass etwa bei Crescenz H. (kfb-844) der Brief an den König etwas weiter in Richtung Distanzseite verschoben ist als die Briefe an Bischof und Dekan. Teilweise ergeben sich aber scheinbar widersprüchliche Positionierungen, die erst in den qualitativen Analysen erklärt werden können. Besonders bei sehr kurzen Briefen ließen sich stärkere Verschiebungen beobachten, was als Resultat der geringen Textmenge zu bewerten ist. Die Positionierung dieser Briefe kann dann aber auch aus den sprachlichen Merkmalen begründet werden.¹³² Wichtige Faktoren für ungewöhnliche Nähe- bzw. Distanzwerte einiger Briefe sind der Gesundheitszustand oder die aktuelle Stimmungslage der Patienten, die sich oftmals deutlich auf die sprachliche Gestaltung ihrer Briefe auswirken. Es lohnt sich, die bei den qualitativen Analysen er-

¹³¹ Ein zweiseitiger poetischer Zusatz zu einem Brief in Gedichtform von Anna H. (kfb-120) (vgl. Kap. 6.2.2.12) an ihre Mutter (Brief 2) musste von den Analysen jedoch ausgeschlossen werden.

¹³² Ein solcher Fall liegt beim nur 56 Wörter umfassenden Brief von Karolina H. (kfb-846) an einen Arzt vor (vgl. S. 399, Tab. 37). Dieser ist deutlich weniger distanzsprachlich als alle anderen ihrer Briefe. Allerdings fehlen ihm auch an zentralen Punkten Distanzmerkmale, was etwa in der nähesprachlichen Anrede „Liebster Herr Docktor!“ deutlich wird.

zielten Beobachtungen und die Ergebnisse weiterer Arbeiten zu Patientenbriefen hierzu systematisch zusammenzustellen und in Kap. 8.1 im Rahmen intraindividuelle diachroner Variation zu diskutieren.

Ebenso auffällig kann aber auch eine besondere Konsistenz in der Anordnung von Briefen im Nähe-Distanz-Raum sein, insbesondere bei Langzeitpatienten. So erscheint es etwa beachtlich, dass sich bei Georg S. (kfb-1763) ein Großteil der Briefe im Nähe-Distanz-Raum innerhalb einer recht kleinen Punktwolke ansiedelt, obwohl sein Schreibzeitraum über 50 Jahre umfasst. Der Brief an seinen Paten (1) von 1863 liegt in nur sehr geringem Abstand zum Brief an seinen Vetter (4) von 1913 (vgl. S. 397, Abb. 68). Dies verwundert auch deshalb, weil er sich während seines Anstaltsaufenthalts ausgiebig der Zeitungslektüre widmete, der er laut einigen metasprachlichen Aussagen einen hohen Stellenwert einräumte (vgl. Kap. 2.4.c). Jedoch hatte diese Lektüre wohl kaum einen Einfluss auf die sprachlichen Merkmale, die das Nähe-Distanz-Modell abbildet. Ob sich sein Sprachgebrauch über diese Zeit tatsächlich nicht veränderte, soll deshalb noch an anderen sprachlichen Phänomenen untersucht werden, bei denen in der allgemeinen Sprachverwendung ein Sprachwandel zu beobachten ist (*communal change*). Dazu werden in Kap. 8.2 mögliche Einflüsse der zu dieser Zeit stattfindenden orthographischen Normierung der *th/t*-Graphie und Veränderungen in der Anstaltslexik hinsichtlich der Varianten *Wärter* und *Pfleger* in dessen Idiolekt untersucht. Letzteres wird zur Erstellung einer Vergleichsgrundlage auf alle transkribierten Texte von Patienten aus Kaufbeuren-Irsee ausgedehnt.

7 Intraindividuelle Variation innerhalb von Einzeltexten

Das Nähe-Distanz-Modell betrachtet die untersuchten Texte als Ganzes und ermittelt für diese jeweils einen Nähe- und einen Distanzwert. Es erkennt dabei nicht, wie Schreiber die einzelnen sprachlichen Merkmale innerhalb ihrer Texte einsetzen, ob hohe Nähe- und niedrige Distanzwerte eher aus mangelnder Schreibroutine oder auch aus bewusstem sprachlichen Handeln und gezielten Normabweichungen im Sinne der *Speaker Design Theory* (vgl. Kap. 2.1.b) resultieren. Dies diskutiert Kap. 7.1, in dem unterschiedliche Formen sprachlicher Kreativität, insbesondere Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch, im Fokus stehen. Generell ist zu beobachten, dass sich Nähe- und distanzsprachliche Merkmale nicht immer zufällig innerhalb eines Textes verteilen. So treten auch punktuell Cluster bestimmter sprachlicher Merkmale, etwa in Form von Codeswitching, hervor, oder der konzeptionelle Charakter eines Textes verändert sich im Schreibprozess. Unter Rückgriff auf bereits vorliegende Annotationen untersucht diesbezüglich Kap. 7.2 die Verteilung von Appellen im Textverlauf und Kap. 7.3 den Einfluss der Konzentration auf das Verfassen von Briefen.

7.1 Sprachliche Kreativität: Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch

Als Ausdrucksformen sprachlicher Kreativität werden im Folgenden vor allem Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch betrachtet. Codeswitching zeugt von hoher schriftsprachlicher Kompetenz, da hierbei Schreiber punktuell von einer Sprache bzw. Varietät in eine andere wechseln. Vergleichbar damit ist poetischer Sprachgebrauch, bei dem strukturell äquivalente sprachliche Strukturen gezielt miteinander kombiniert werden, wobei auch intertextuelle Bezüge, literarische Kleinformen und biblische Bezüge hierzu gerechnet werden (vgl. Kap. 4.3.1.a). Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch sind zwar bereits in die Nähe-Distanz-Analysen eingeflossen, hierbei ist das Modell aber insgesamt recht schematisch und stößt auch immer wieder an seine Grenzen, sodass sich detaillierte qualitative Betrachtungen anbieten.

Ein auffällig hoher Grad sprachlicher Kreativität in Form von Reimen, Sprüchen, Sprachspielen und Codeswitching wurde bei vorangehenden Detailanalysen beim Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950) beobachtet, obwohl ihr Schreiberprofil fast vollständig auf der Näheseite liegt (vgl. S. 353, Abb. 58), sodass sie nur noch sehr knapp als Nähe-Distanz-Schreiberin klassifiziert wurde. Die vergleichsweise hohen Nähewerte lassen sich bei ihr also nicht einfach aus defizitärer schriftsprachlicher Kompetenz erklären. Insbesondere bei Schreibern mit hohen Nähewerten, also vor allem auch den Näheschreibern, erscheint es sinnvoll, ihr sprachliches Handeln hinsichtlich der Fragestellung zu betrachten, ob sich in nächsprachlichen Formen nur mangelnde Kompetenz in der Schriftsprachlichkeit oder auch sprachliche Kreativität manifestiert.

Hierfür wird in Abschnitt (a) zunächst ein bereits analysiertes Schreiben von Magdalena R. (kfb-2950) an den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde und dessen Frau vorgestellt. Dabei steht die Frage im Zentrum, inwiefern Ausdrucksformen sprachlicher Kreativität hier in Erscheinung treten, welche Textfunktionen diese einnehmen und wie sie im Nähe-Distanz-Modell erfasst wurden. Anschließend diskutiert Abschnitt (b) den funktionalen Einsatz von Codeswitching und poetischem Sprachgebrauch in den unterschiedlichen Briefen derselben Schreiberin, bevor Abschnitt (c) kreativen Sprachgebrauch bei drei in dieser Arbeit behandelten Näheschreibern erörtert.

(a) Magdalena R.s (kfb-2950) Postkarte an Bürgermeister und Frau (August 1936)

Kurz vor ihrer endgültigen Entlassung schreibt Magdalena R. (kfb-2950) eine Postkarte (vgl. S. 353, Tab. 25) an den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde und dessen Ehefrau, mit der sie einst befreundet war. Sie schreibt in sehr kleiner, oftmals undeutlicher Schrift und nutzt jede freie Stelle des Blattes aus, sodass sie viel Text auf der kleinen Karte unterbringt. Abb. 79 zeigt die Postkarte. Es folgt eine Transkription zunächst der Rückseite und dann der Vorderseite der Karte.

(134) *[Rand oben links:]* Jeden Tag jede Stund jede Minut ade fort mit Schade.

[Rand oben rechts:] Alte Schachtel ohne Deckel. Heil Hittler?

Kaufbeuren, den August 1936

Werter Herr Bürgermeister u. *Frau!*

- 5 Vor Allem besten Dank für die Karte; sowie
freudige Nachricht noch besser. Heute scheid ich; mor-
gen wandre ich; keine Seele weint um mich;
ists nicht diese, ists eine andre; weil ich scheid
weil ich wandere; holder Herr ich denk an Sie.
- 10 Liebes Kärtlein laß Dir sagen, wenn Dich je-
mand fort will tragen; o so schreie überlaut;
du gehörst zum *Wohllöbl. Herrn Bürgermeister*
hinauf. Die Lina saß so weinend; so weichen-
blaß im Bett; sie fragte nun den Hern Oberarzt;
- 15 ob er einen Kuchen hätt; hat Er keinen Kuchen;
kañ sie ihn nicht versuchen; so ist die Freundschaft
aus; u. ich geh nach Haus; Gib der Lokomotiv
an Kuß; damits schneller geht? Grüß di Gott;
pfü di Gott; dös sind 2 schwere Wort; bis i
- 20 gsait ho pfü di Gott ist Leni scho furt. Die Sängerin
v. finstern Walde. Herzlichen Namenstaggluckwunsch
der *Frau Afra L.* [Nachname gekürzt]; Gedicht mündlich. Weñ
no Strümpf grad sind; Schuh do ischt Pflégrin schuld;
da sies verkehrt vor Schlaf tür stellt. Also Auf Wieder-
- 25 Leni R. [Nachname gekürzt] sehen. ???

Vorderseite der Postkarte:

- (135) ABSENDER: Leni R. [Nachname gekürzt] Reg dich nicht auf? Ziämerfol. zum feuchten Eck? *Abtlg.* *G. I. Kaufbeuren?* Besten
- 5 Dank für die Karte. Alles Nähere dañ mündlich. Stille Musik geht gut. Hab gerade Strümpf; braucht Euch nicht zu schämen Und stubenrein u. stumfrei u. ehrlich bis auf die Haut. Grüße an alle Bekañte? Auf Wiedersehn.
- (136) POSTKARTE
An Wohlöbl Herrn Bürgermeister Karl Reichle Kottern-Neudorf. Kempten-Allgäu
- (137) [*Rand oben:*] Grüße noch an die Ehrwürdigen Schwestern in der Anstalt? v. d. Treulina, Strickleni! Stoppleni! Schnapsleni? u itzt Wanderleni? Halt net soviel auf liegende Güße. Voriges Mal hat mich *Frau S.* [Nachname gekürzt] v. Irsee hinuntergefahren Alle Hochachtung? Und itzt sitz i auf Schneppe nauf hat Mari selig gsagt. Auf freudiges gesundes Wiedersehn.!

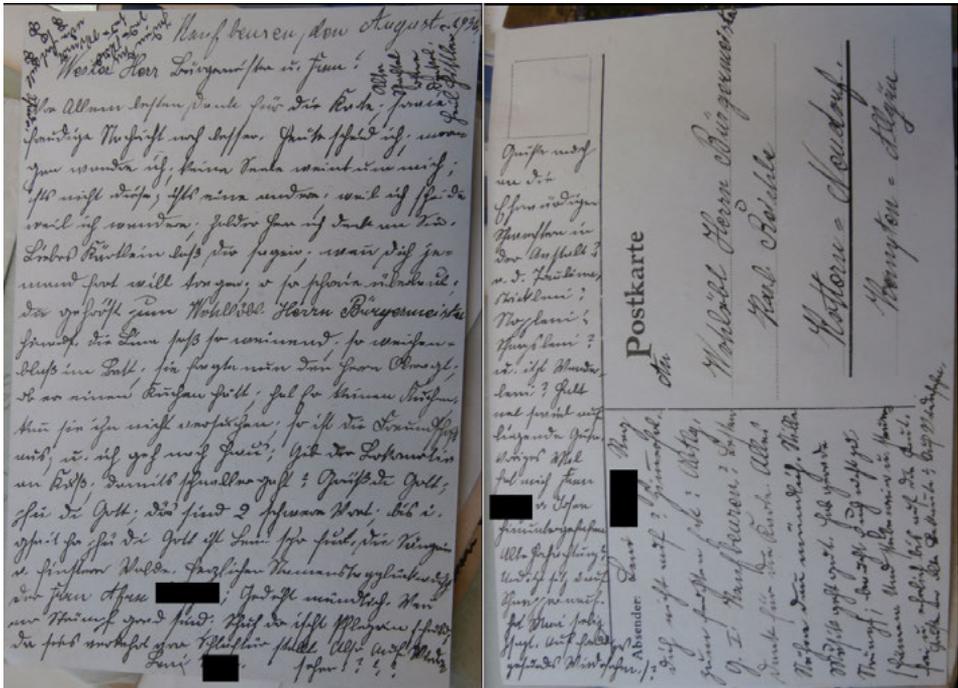


Abb. 79: Magdalena R.s (kfb-2950) Postkarte an Bürgermeister und Frau (August 1936)

Der Text beginnt auf der Rückseite der Postkarte konventionell mit Ort, Datum, förmlicher Anrede und dem Dank für erhaltene Korrespondenz. Ebenso ist der Textschluss mit Abschiedsgruß und Name zu bewerten, wobei die Schreiberin hier ihren Kosenamen „Leni“ verschriftet, der auf ein vertrautes Verhältnis zu den Adressaten deutet.¹ Auch die Bitte um Ausrichtung eines „Namenstagglückwunsch“ (Z. 21) und „Grüße an alle Bekañte“ (Vorderseite, Z. 10) ist eher in Privatbriefen üblich. Die Adresse des Empfängers gibt sie detailliert an, ebenso nennt sie ihre „*Abtlg. G. I. Kaufbeuren*“ (Z. 3f.) bei der Absenderangabe. Diese Elemente belegen die Vertrautheit der Schreiberin mit den Konventionen der Briefkommunikation, die sie aber, wie der am Rand ergänzte Gruß „Heil Hitler?“ (Rückseite, Z. 2) zeigt, auch in Frage stellt. Der Rest dieses Schreibens besteht überwiegend aus Sprüchen, Wendungen und kurzen Anekdoten. Diese verwendet Magdalena R. allerdings situationsadäquat und es lassen sich unterschiedliche Textfunktionen² dahinter erkennen, die sie äußerst kreativ und selbstbestimmt zur Geltung bringt.

Neben den konventionellen Appellen zur Ausrichtung von Glückwünschen und Grüßen fordert die Schreiberin auch das „Kärtlein“ auf, „überlaut“ zu schreien, wenn es nicht zum intendierten Adressaten gebracht wird (Rückseite Z. 10–13). Dabei handelt es sich um einen Exlibris-Spruch, den sie wohl noch aus dem Schulunterricht kennt bzw. einer Lesebibel entnommen hat, und den sie in den aktuellen Kontext der psychiatrischen Anstalt überträgt, wo ihre Sorge um Briefzensur durchaus berechtigt ist.³

Die Informationen, die Magdalena R. in ihrer Postkarte mitteilt, sind sehr indirekt. An zwei Stellen gibt sie Szenen des Anstaltskontexts wieder, zunächst mit dem „Oberarzt“ (Z. 13–16) und am Ende mit einer „Pflegrin“ (Z. 22–24). In beiden Fällen geht es um scheinbar marginale Aspekte, mit denen sie unzufrieden ist: vom Arzt nicht erhaltener Kuchen oder von der Pflegerin vor die Türe gelegte Strümpfe, die nicht gerade sind, also wohl zerknittert bzw. unsauber zusammengelegt. Da die Patientin bereits im Brief an den Medizinalrat vom 24.07.1936 Details zu ihrer baldigen Entlassung geschildert hat⁴, wäre zu erwarten, dass sie in der kurz darauf verfassten Postkarte an den Bürgermeister ihm ebenfalls diese ankündigt. Allerdings geht sie nicht direkt darauf ein, sondern deutet die Entlassung nur in ihren Sprüchen an. So ist mehrfach die Rede vom baldigen Wandern (Rückseite: Z. 6f.: „morgen wandre ich“; Vorderseite: „Wanderleni“, siehe unten) und ihrer Heimkehr (Rückseite Z. 17: „ich geh nach Haus“), die nun sehr plötzlich und ohne Verabschiedung erfolgen wird (Z. 19f.: „bis i gsait ho pfü di Gott ist Leni scho furt“).

¹ Allerdings verwendet die Schreiberin immer ihren Kosenamen, auch in Briefen an Ärzte.

² Vgl. Kap. 4.3.1.b zur Polyfunktionalität von Patientenbriefen. Die Gliederung der Textfunktionen erfolgt nach Brinker (2010).

³ Vgl. den verbreiteten Exlibris-Spruch, den Leiningen-Westerburg (1901: 45f.) nach einem Beleg von 1802 zitiert: „Liebes Büchlein lass dir sagen, Wenn Dich Jemand weg will tragen, Sag, lass mich in meiner Ruh, Ich gehöre Rös'chen Sperling zu“. Er ist ähnlich in Erstlesebibeln des frühen 20. Jahrhunderts zu finden (vgl. Müller Gächter 2005: 143).

⁴ Vgl. „Unser Herr Direktor Faltenhauser sagte. Ich darf gleich heim; sobald v. mir jemand kommt. Mein Bruder Anton holt mich ab.“

Beachtlich dabei ist das aktive Verhalten der Schreiberin, die nicht etwa auf eine Entlassung reagiert, sondern von sich aus die „Freundschaft“ (Z. 16) mit dem Oberarzt kündigt und ohne den Abschiedsgruß fertig zu sprechen mit einer Lokomotive, die sie mit einem Kuss noch beschleunigt (Z. 17f.), nach Hause reist. Insgesamt dreimal (einmal Rückseite, zweimal Vorderseite) geht sie am Ende der Textpassagen auf das „Wiedersehen“ ein, das teilweise aber durch Fragezeichen (Z. 25) im Unklaren bleiben soll. Die Schreiberin spielt also in ihrem Text mit der Kontaktfunktion, indem sie einerseits mit Aussagen wie „Gedicht mündlich“ (Z. 22) und „Alles Nähere dañ mündlich“ (Vorderseite Z. 4f.) baldige mündliche Kontaktsituationen anzeigt, aber ihre tatsächliche Entlassung nur andeutet.

Als expressive Textfunktionen können zum Ausdruck gebrachte Gefühle und Selbstbeschreibungen gelten, die Magdalena R. äußerst vielschichtig gestaltet. Das Schreiben beginnt mit einem ernsthaften Spruch „Heute scheid ich ... denk an Sie“ (Z. 6–9), der auf Friedrich Müllers Ballade *Soldaten Abschied* zurückgeht, aber wiederum an die aktuelle Situation angepasst ist.⁵ Mit „keine Seele weint um mich“ drückt sie ihre Verlassenheit aus. Auch in der Szene mit dem Oberarzt charakterisiert sie sich als „weinend“ und „[l]eichenblaß“ (Z. 13f.).⁶ Gegen Ende des Textes nennt sie sich „[d]ie Sängerin v. finstern Walde“ (Z. 20f.), was ihre Abgeschiedenheit und Einsamkeit unterstreicht. Eine ähnliche Stimmung findet sich in den früheren Briefen ihres ersten Anstaltsaufenthalts, während dem sie als gehemmt und ängstlich beschrieben wurde (vgl. Kap. 6.2.2.1). Sie spricht in diesem Kontext allerdings von einer „Lina“ (Z. 13), was vielleicht eine bewusste Verfremdung ihres Spitznamens darstellt, mit dem sie eine Distanzierung von ihrer früheren Persönlichkeit herstellt. Auch bei „Treulina“ (Vorderseite Rand oben) erscheint diese Abwandlung, die im Gegensatz zu „itzt Wanderleni“ ein vergangenes Ich bezeichnen könnte.

Diese beiden Selbstbezeichnungen befinden sich in einer Absenderangabe am oberen Rand der Postkartenvorderseite, die aus einer Reihung von fünf derartigen Komposita besteht. Dabei bildet der Kosenamenname der Schreiberin das Grundwort und das Bestimmungswort weist ihr Eigenschaften zu: „v. d. Treulina, Strickleni! Stoppleni! Schnapsleni? u itzt Wanderleni?“. Somit bezeichnet sie sich zunächst als treu und fleißig, da sie Hausarbeiten wie Stricken und Stopfen⁷ erledigt. Mit diesen gesellschaftlich anerkannten Eigenschaften und Aufgaben eines Dienstmädchens bringt sie wohl ihre Bereitschaft zur Reintegration zum Ausdruck. Unpassend daneben wirkt das selbstironische „Schnapsleni?“, mit dem sie ihren Bruch mit den Konventionen ausdrückt, aber die Bezeichnung gleichzeitig auch in Frage stellt, ebenso wie das abschließende „u itzt Wanderleni?“, das wiederum auf ihr baldiges, selbstbestimmtes Verlassen der Anstalt hindeutet.

⁵ Vgl. die 1. Strophe bei Müller (1776: 52): „Heute scheid’ ich, heute wand’r ich / Keine Seele weint um micht / Sinds nicht diese, sinds doch andre / Die da trauren wenn ich wandre / Holder Schatz, ich denk an dich.“ Im letzten Satz nimmt Magdalena R. lexikalische Anpassungen an den Adressaten vor: *Schatz* -> *Herr* und *dich* -> *Sie*.

⁶ Beim *w* in „weichenblaß“ handelt es sich wohl um einen Schreibfehler.

⁷ Die Verschriftung des Lexems mit *pp* reflektiert den im südlichen Bayerisch-Schwaben üblichen Fortisplösv bei diesem Lexem (vgl. SBS Bd. 7.2: Karte 217).

Ein ähnliches Nebeneinander positiver Eigenschaften und Selbstironie findet sich bei einer weiteren Selbstcharakterisierung auf der Vorderseite der Postkarte, wo Magdalena R. noch einmal betont, dass der Bürgermeister und seine Ehefrau ohne Sorgen für ihr Ansehen wieder Umgang mit ihr pflegen können: „braucht Euch nicht zu schämen“ (Z. 8f.). In diesem Kontext charakterisiert sie sich als „stubenrein u. stumfrei u. ehrlich bis auf die Haut“ (Z. 9f.). Auch hier liegt wieder eine Reihenbildung vor, zunächst von zwei sehr ähnlichen Adjektivkomposita, deren erster Bestandteil zwischen einer standarddeutschen („stuben-“) und regionalen („stum-“)⁸ Form variiert. Lexikalisch sind beide Wörter ungewöhnlich, da das erste eine Eigenschaft von Haustieren, scherzhaft auch von Kindern⁹, auf die Schreiberin überträgt und das zweite einen Neologismus¹⁰ darstellt, den die Schreiberin wohl zur Erzeugung der dreiteiligen, poetischen Reihung bildet, mit der sie ihre positiven und gleichzeitig individuellen Eigenschaften hervorhebt. Prägend für den Stil der Postkarte ist also das Nebeneinander von konventionellen Strukturen und Inhalten und einem hohen Grad an Kreativität und Selbstbestimmtheit der Schreiberin.

Das Nähe-Distanz-Modell kann diese Vielfalt an Ausdrucksformen und Funktionen sprachlicher Kreativität nur recht schematisch erfassen. So wurde der ernsthafte Spruch am Briefbeginn (Z. 6–9) als distanzsprachliche poetische Struktur klassifiziert (Situationsparameter 3b: ‚(Rede)wendung, poetischer Stil‘), weil mit der Thematisierung der Einsamkeit ein ernsthafter Inhalt vorliegt, die Passage formell-archaische Lexik enthält (*scheiden, hold*) und intertextuelle Parallelen zu einer Ballade aufweist (vgl. Fn. 5). Daneben wurden acht Stellen (1 bis 8) als nächsprachlich und poetisch klassifiziert und in Rollenparameter 1a ‚Kontaktwiederherstellung i. e. S.‘ erfasst. Dabei handelt es sich um (1) den adaptierten Exlibris-Spruch (vgl. Fn. 3), der trotz intertextueller Bezüge wegen seiner humorvollen Gestaltung mit nächsprachlichen Elementen (Diminutiv, Imperative, Interjektion) als nächsprachlich gewertet wird. (2) Bei der daran anschließenden, aus drei Paarreimen bestehenden Passage („Die Lina ... nach Haus“; Z. 13–17) erfolgt wegen ihrer Wendung ins Humorvolle erneut eine nächsprachliche Klassifikation. (3) Die Sprüche in Z. 17–19 wurden wegen ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit als eine Einheit betrachtet und auf Grund ihrer humoristischen Gestaltung als nächsprachlich klassifiziert. (4) Codeswitching ins Basisdialektale¹¹ liegt beim humorvollen Spruch in Z. 19f. vor, der ebenfalls als nächsprachlich eingeordnet wurde.¹² (5) Schließlich wurden auch die drei Sätze in Z. 22–24 („Wenn no ... Schlaftür stellt“) wegen der humorvollen Gestaltung

⁸ Bei „stum“ liegt die in Bayerisch-Schwaben weit verbreitete Apokope und Vokalassimilation beim Lexem *Stube* vor (vgl. SBS Bd. 3: Karte 78).

⁹ Vgl. die Definition bei Fischer (Bd 5: 1895): „wer die Stube nicht mehr beschmutzt, von Hund und Katze (mehr scherzh. auch von Kindern)“.

¹⁰ Weder im DWB noch im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (vgl. <https://www.dwds.de/>) konnte ein Beleg dafür gefunden werden.

¹¹ Vgl. das kleinräumig um Kempten übliche „gsait“ („gesagt“) (vgl. Renn & König 2006: 84).

¹² Hier liegt aber keine typische Konstruktionsübernahme vor, da bereits die einleitende Inquit-Formel „bis i gsait ho“ dialektal verschriftet ist. Deshalb wird die Passage nicht bei Rollen-

als nächersprachliche Kontaktwiederherstellung klassifiziert.¹³ (6) In die gleiche Kategorie eingeordnet wurde schließlich der Spruch am Rand „Jeden Tag jede Stund jede Minut ade fort mit Schade“. Zwar ist der Inhalt eher ernst, die sprachliche Gestaltung mit Apokopen und Wiederholungen aber nächersprachlich; mit dem Abschiedsgruß „ade“ wird auch ein direkter Kontakt zum Adressaten hergestellt. Auf der Vorderseite der Postkarte wurden die Selbstcharakterisierungen in Form (7) der Reihung der fünf Komposita mit Kosenamen sowie (8) der gereihten Adjektive ebenfalls als nächersprachliche Kontaktwiederherstellungen klassifiziert. Als nächersprachliche Konstruktionsübernahme (Codeswitching) wurde schließlich ein weiterer Spruch am oberen Rand der Postkartenvorderseite bewertet: „Und itzt sitz i auf Schneppe nauf hat Mari selig gsagt.“ Im direkten Zitat wechselt die Schreiberin hier zu kleinräumigeren regionalen Formen.¹⁴

Insgesamt erfasst das Nähe-Distanz-Modell in der Postkarte also eine distanzsprachliche und acht nächersprachliche poetische Stellen sowie eine nächersprachliche Codeswitching-Passage. Wegen der doppelten Gewichtung fließen die 9 nächersprachlichen Merkmale als 18 Punkte in die Nähewertung ein und machen bei den Mikrostrukturen 32 % der Punkte aus (insgesamt 57). Dies ist zwar ein beachtlicher Anteil; da innerhalb der Wendungen aber keine zusätzlichen Annotationen durchgeführt werden, wirken sich diese Sprüche nicht übermäßig auf den Nähewert aus, sodass sie für den Text weniger prägend sind, als sie bei der Lektüre wirken. Das Nähe-Distanz-Modell gelangt bei diesem Brief mit einem sehr niedrigen Distanzwert (0,077) und einem recht hohen Nähewert (0,253) insgesamt zu sinnvollen Ergebnissen. Das individuelle sprachliche Handeln und die funktional eingesetzten kreativen Passagen mit facettenreichen Selbstdarstellungen lassen sich aber nur in qualitativen Detailanalysen ermitteln. Diesbezüglich werden im Folgenden die restlichen analysierten Briefe von Magdalena R. vorgestellt und miteinander verglichen.

(b) Codeswitching und poetischer Sprachgebrauch bei Magdalena R. (kfb-2950)

Abb. 80 zeigt das Schreiberprofil Magdalena R.s (vgl. S. 353, Abb. 58). Bei den einzelnen analysierten Briefen wurden kreisförmige Diagramme ergänzt, in denen die Häufigkeiten der Passagen mit kreativem Sprachgebrauch abgebildet sind: nächersprachliche poetische Passagen (schwarz), distanzsprachliche poetische Passagen (hellgrau) und nächersprachliche Konstruktionsübernahmen/Codeswitching (dunkelgrau). Der ebenfalls jeweils eingetragene Umfang der Briefe erleichtert eine Einschätzung der Frequenz der Passagen.

parameter 1b, sondern bei 1a annotiert. Für die Berechnung des Nähewerts ist die Zuordnung unerheblich.

¹³ Auch hier erscheinen wieder einige regionale Varianten. Vgl. etwa den typisch alemannischen proklitischen Definitartikel in „ischt“ (Z. 23 ‚ist die‘) (vgl. Nübling 1992: 200). Vgl. ähnlich, aber ohne palatalisiertes /s/ in Z. 20 ‚ist‘ ‚ist die‘.

¹⁴ Vgl. bei „itzt“ den im Schwäbischen häufig monophthongischen Charakter des Anlauts von *jetzt* (vgl. SBS Bd. 5: Karte 94). Bei „Schneppe“ handelt es sich um ein „schnabelartige[s] theil an kleidungsstücken“ (DWB Bd. 15, Sp. 1317).

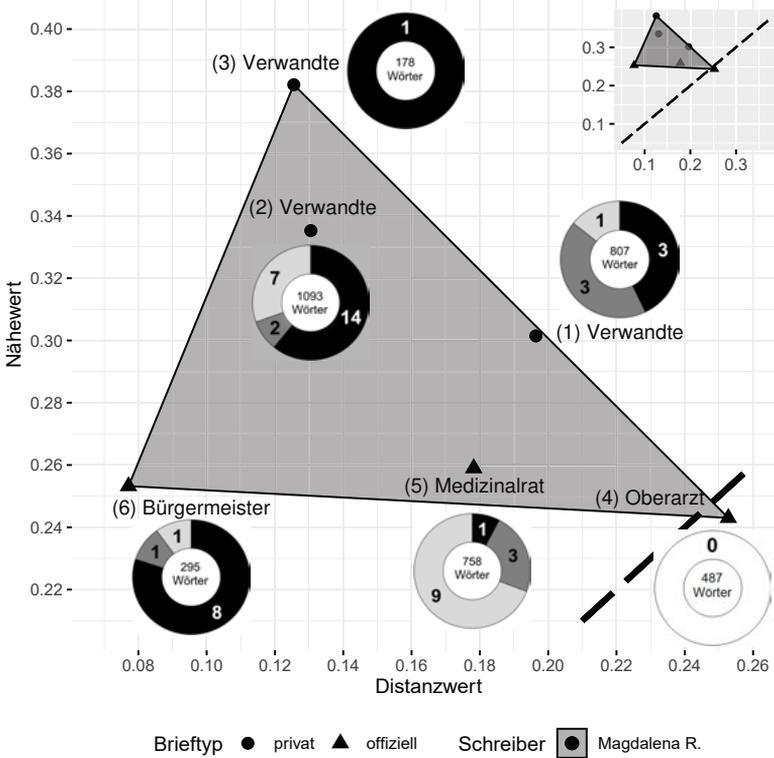


Abb. 80: Schreiberprofil von Magdalena R. (kfb-2950) mit Kreisdiagrammen zu poetischer Sprache (schwarz: nächsprachlich; hellgrau: distanzsprachlich) und Codeswitching (dunkelgrau)

Den einzigen Brief ohne vom Nähe-Distanz-Modell erfasste Elemente sprachlicher Kreativität bildet der von Mai 1926 an den Oberarzt (4), bei dem das Kreisdiagramm leer ist. Dies ist gleichzeitig auch der einzige analysierte Brief aus der Zeit von Magdalena R.s erstem Anstaltsaufenthalt. Ihr gehemmter und ängstlicher Zustand drückt sich besonders in der Sprachgestaltung des Briefs aus, der recht distanzsprachlich ist und damit als einziger in die Distanzseite des Nähe-Distanz-Raums ragt. Sie selbst charakterisiert sie dennoch humorvoll-sarkastisch, ohne dass dies allerdings als poetisch klassifiziert werden könnte.¹⁵ Bei den anderen Briefen zeigen sich unterschiedliche Verteilungen von poetischer Sprache und Codeswitching, wobei in kurzen Briefen tendenziell auch weniger Merkmale vorliegen als in langen. Wie beim im vorigen Abschnitt besprochenen Brief an den Bürgermeister (6) dominieren auch in den drei Briefen an Verwandte (1–3) die nächsprachlichen Merkmale. Im Brief an den Medizinalrat (5) sind die Verhältnisse dagegen umgedreht: 9 distanzsprachliche poetische Merkmale versus 4 nächsprachliche.

¹⁵ Vgl. zu ihrem schlechten Gesundheitszustand: „Herr Stadtrat sagte ich sei nur eine halbe Person da ich 3 X operiert worden bin“; „ich bin im Krankenhaus leider eine treue Kundschaft“.

Der Ton dieses Briefs (5) vom 24.07.1936 ist ernsthafter als etwa bei dem an den Bürgermeister. Dem Medizinalrat gegenüber nimmt Magdalena R. eine unterwürfige Position ein; er solle „Erbarmen mit einem armen verlassenenen Wurm“ zeigen. Die Schreiberin plagt ein „lange[r] Gedankengang“; dieser „läßt mir keine Ruhe bis die Sache wieder geregelt ist“. Sie schildert, wie sie sich von ihrer Familie verlassen fühlt und auch in der Anstalt ungerecht behandelt wird. Ersteres untermalt sie mit einer distanzsprachlichen poetischen Passage, die sie mit „das Lied“ einleitet: „Es tönet das Schicksal weis net warum; es gibt keine Antwort die Liebe bleibt stumm.“ Die archaische *-et*-Endung in „tönet“ und der ernsthafte Stil führten zur distanzsprachlichen Bewertung, auch wenn ein gesprochensprachliches „net“ eingebettet ist. Zur Illustration ihrer misslichen Lage in der psychiatrischen Anstalt erwähnt sie eine ungerechtfertigte Strafe trotz fleißiger Arbeit ihrerseits. Darauf kommentiert sie: „aber Undank ist der Weltlohn; aber im Jenseits will alles bei der gleichen Tür hinein?“. Dies könnte eine Anspielung an das Gleichnis vom Nadelöhr (vgl. Mk 10,25) sein und wurde wegen des biblischen Bezugs als distanzsprachlich annotiert. Es folgt ein „Gebet oder Spruch“, ebenfalls distanzsprachlich bewertet: „das Gewissen schläft im Leben; u. auf dem Todtbett wacht es auf u da sieht man vor Augen schweben; seinen ganzen Lebenslauf.“

Trotz der vergleichsweise hohen Zahl der distanzsprachlichen Sprüche ist der wiederholte Ausbruch aus den brieflichen Konventionen beachtlich. Gegen Briefende bringt sie ihre Vorfreude auf die Abholung durch ihren Bruder zum Ausdruck: „Nach Leid kommt Freud.“ Dabei ergänzt sie noch einen nächsprachlichen Spruch, der in diesem offiziellen Brief unangemessen wirkt: „So jung u. lustig kommen mir nimmer zsam.“ Bei den drei nächsprachlichen Konstruktionsübernahmen handelt es sich um übernommene Dialogstrukturen; einmal zitiert sie etwa die Versprechungen ihres Bruders: „denn ein 1/2 Jhr sagen jedesmal ich hol Dich; ich hol Dich u. immers gleiche“. Beachtlich an diesem Brief sind die Begründungsmuster der Schreiberin für ihr Verhalten. Mit dem Satz „Da könnte man nochmals überschnappen“ spricht sie indirekt ihr Handeln in der Vergangenheit an, distanziert sich aber durch das unpersönliche „man“ davon und erklärt ihre aktuelle Stimmungslage. Ähnlich rechtfertigt sie zunächst ihr Verhalten in der Anstalt bei der Zusammenarbeit mit Mitpatientinnen, „wo so unreinlich sind u. grob“ folgendermaßen: „Also da wird ein anders auch aufgeregt“. Ihre baldige Abholung begründet sie nicht mit der Besserung ihres Gesundheitszustands, sondern damit, dass sie als „Bösewicht“¹⁶ nicht zum strikt geregelten Anstaltsalltag passt: „Hier bin ich zu lebhaft.“

Die drei Privatbriefe an die Verwandten (1–3) ähneln in ihrem Ton und ihrer Gestaltung dem Brief an den Bürgermeister (6). Immer wieder geht es der Schreiberin darum, ihre Gewitztheit und Unangepasstheit an gesellschaftliche Normen herauszustellen (vgl. Schiegg & Foldenauer 2021: 381f., 388). Hierzu folgen ausgewählte Beispiele, die durch weitere Belege aus Briefen, die in dieser Arbeit nicht analysiert wurden, ergänzt werden:

¹⁶ Vgl. ihren Abschiedsgruß: „Viele Grüße erlaubt sich Leni R. [Nachname gekürzt] Bösewicht?“

- (138) a. Bei mir: heits auch: Hoi Leni warum nimmst du so lange Schritt; damit ich Schuh sparen kann u. Sohlen net verlier; (Brief 2, an Verwandte, Juli 1936)
- b. Bin schon einmal in die Apotek hinein u. wollte Geduld kaufen wo unser lb. Vater noch lebte; daß hieß es; Sie habens nier recht ich glaub da ist eine Schraufe los im Kopf ohne Gwind Frl R. [Nachname gekürzt]. Konte mir nirgends helfen vor lauter Angst. (undatierter Brief an Base und Schwägerin)
- c. Hab ein neues Patent erfunden; will sehen was ich daß für die Prämie bezahlt beko; zugleich ein Mittel z. Zhnereinigen. Weist i bin gscheit aber wie lang seit der lange Gedankegang aus dem Kopf ist; no muß i weit springa! Heists Obacht? Springleni ist auf dem Weg; (undatierter Brief an Marie L. & Senzi H.)
- d. so Gott will; bin ich zufrieden; wenss so bleibt; auch der Humor fehlt nicht (Brief 2, an Verwandte, Juli 1936) *Briefausschnitte von Magdalena R. (kfb-2950)*

Bsp. (138a) wurde als Konstruktionsübernahme klassifiziert, da hier ein Dialog wiedergegeben wird, der die Verwunderung der Umgebung über Magdalena R.s ungewöhnliche, aber durchdachte Handlungen zum Ausdruck bringen soll. In Bsp. (138b), ebenfalls eine Konstruktionsübernahme der Aussage eines Apothekers, verdeutlicht sie erneut ihre Unangepasstheit. Diese manifestiert sich in einem Mangel an Geduld, der aber medizinisch nicht behandelbar sei. Auf ihre Intelligenz weist die Schreiberin in Bsp. (138c) explizit hin, indem sie die Adressatinnen mit „Weist i bin gscheit“ direkt anspricht. Dabei wechselt sie von hochdeutschen Formen ins Süddeutsche (vgl. im Satz zuvor „ich“; hier „i“) und erzeugt damit Nähe. Ihre Aufgewecktheit bringt sie erneut durch ein Kompositum aus ihrem Spitznamen und einem Handlungsverb („Springleni“) zum Ausdruck. Eine weitere Eigenschaft, die sie sich gerne zuschreibt, ist ihr „Humor“ (Bsp. 138d). Dieser steht in Zusammenhang mit ihrem Gesundheitszustand, der aus ihrer Sicht eine Entlassung nahelegt.

Die poetischen Elemente verwendet sie also nicht nur expressiv und zur Selbstdarstellung, sondern auch appellativ um ihre Entlassung zu forcieren. Innerhalb des umfangreicheren Briefs an ihre Verwandten (2) von Juli 1936 kann man eine Kombination nähe- und distanzsprachlicher Formen aus diesem Bereich beobachten:

- (139) a. Beklage nie den Morgen; der Mh u. Arbeit gibt; es ist so schön zu sorgen; für Menschen die man liebt
- b. muß immer hören; mich will man nicht; was hält Euch so in Zügel? Habe gefragt? So hieß: sofort darf ich weg, wenn meine Angehörigen mich holen? Also laßt Euchs nicht nochmals betteln; u. schreiben?
- c. in kurzer Zeit ists aus; dann heits das Lied? Stehst du einst an meinem Grabe, u. du lauschest immer zu; denkt was ich gelitten habe; gönnt mir nur die ewige Ruh.?
- d. Rosen im Garten Veilchen im Wald; laß mi net lang warten; schreib u. hol mi jezt bald.
Magdalena R. (kfb-2950), Brief an Verwandte, Juli 1936

Direkt nach Begrüßung und einleitenden Formeln verschriftet Magdalena R. eine bekannte Redewendung (Bsp. 139a), die eine allgemeine Wahrheit ausdrückt: den mit der Sorge um Angehörige verbundenen Gewinn. Wegen der intertextuellen Bezüge und der Indirektheit dieser Aussage wurde dies als distanzsprachlich poetisch bewertet. Viel direkter wird sie auf der zweiten Seite in Bsp. (139b), wo sie eine drängende Frage und Aufforderung an die Adressaten bezüglich der Verzögerungen bei ihrer Abholung richtet und noch einmal bestätigt, dass diese sofort erfolgen kann. Dies wurde nächsprachlich als Kontaktwiederherstellung im engeren Sinne bewertet, der verknappte Stil als pragmatische Ellipsen annotiert. Der Brief beinhaltet auch einige ernstere Passagen, was dann zu den 7 distanzsprachlichen poetischen Annotationen führt (vgl. Abb. 80). Wie im Brief an den Medizinalrat thematisiert sie das Jenseits und verweist in Bsp. (139c) auf ihren baldigen Tod, womit sie wohl ein schlechtes Gewissen bei den Adressaten erzeugen möchte. Gegen Briefende (Bsp. 139d) finden sich, eingebettet in Reime, wieder direkte Ansprachen der Adressaten mit Imperativen und süddeutschen Varianten („mi net“, „jetz“), was als nächsprachliche Kontaktwiederherstellung klassifiziert wurde.

Die Briefe Magdalena R.s manifestieren außergewöhnlich kreativen Sprachgebrauch, mit dem die Schreiberin nicht nur unterschiedliche textuelle Funktionen ausdrückt, sondern auch sich selbst als vielfältige Persönlichkeit darstellt. Die zwei Phasen ihrer Erkrankung (vgl. Kap. 6.2.2.1) zeigen zwar deutliche Einflüsse auf ihren Sprachgebrauch, sind aber keineswegs determinierend, sodass sie auch in der ersten Phase trotz ängstlicher und gehemmter Verfassung teilweise noch Humor zum Ausdruck bringt und in der zweiten, aufgeweckten Phase weiterhin ernsthafte Passagen verschriftet, die zu einigen distanzsprachlichen Annotationen führen. Die quantitativen Analysen des Nähe-Distanz-Modells kommen insgesamt zu recht plausiblen Ergebnissen, können aber das bewusste sprachliche Handeln der Schreiberin nicht fassen, da sich der Faktor Intentionalität diesen Untersuchungen größtenteils entzieht (vgl. Kap. 4.1.2.4). Qualitativ-interpretative Analysen, wie sie in den vorangehenden Abschnitten durchgeführt wurden, kommen diesen Aspekten und auch der schriftsprachlichen Kompetenz der Schreiberin deutlich näher, die sich in Stilisierungen und sprachlichen Identitätskonstruktionen ausdrückt und damit auch im Sinne der *Speaker Design Theory* interpretiert werden kann (vgl. Kap. 2.1.b).

So ist sich Magdalena R. durchaus der Relevanz von Konventionen bewusst, die sich sowohl in der Struktur als auch in den Inhalten ihrer Briefe zeigen. Strukturell folgen die untersuchten Briefe den Briefkonventionen, indem sie die relevanten Textstrukturen wie Orts- und Datumangaben, Anreden und Grußformeln meist einhalten. Auch inhaltlich positioniert sich die Schreiberin grundsätzlich ihrem sozialen Stand entsprechend, indem sie dem Medizinalrat gegenüber eine unterwürfige Stellung einnimmt und im Schreiben an den Bürgermeister ihre positiven Eigenschaften als Dienstmädchen wie Ehrlichkeit, Reinheit und Fleiß hervorhebt, sodass er sich ihrer bei späteren Kontakten nicht zu schämen braucht. Wie auch in anderen Patientenbriefen häufig zu beobachten ist, erfolgen derartige Schilderungen durchaus strategisch, um die Entscheidung über eine Entlassung positiv zu beeinflussen. Auch Magdalena R. rechtfertigt ihr früheres Verhalten mit den

äußeren Umständen, nämlich der unpassenden Umgebung mit unreinlichen und groben Mitpatientinnen, die ihre Stimmung negativ beeinflusst haben; wegen ihres lebhaften Charakters sieht sie sich generell in der psychiatrischen Anstalt fehl am Platz.

Die Schreiberin nutzt sprachliche Strategien, um eine facettenreiche Identität zu kreieren (vgl. Hernández-Campoy 2016: 149). Insgesamt orientiert sie sich dabei an den Adressaten (*Audience Design*), bricht dabei aber immer wieder mit den Konventionen. In ernsthaften Passagen, die stärker in offiziellen Briefen vertreten sind, greift sie oft auf biblische und literarische Werke, wie eine Ballade, zurück und drückt damit ihre Verlassenheit, Abgeschiedenheit und Einsamkeit in der Anstalt aus. Sie thematisiert den Tod und das Jenseits, womit sie aber auch beim Adressaten etwas bewirken möchte, etwa ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber hervorrufen, das zur Verbesserung ihrer Situation führen soll. Prägend für die Briefe ihres zweiten Anstaltsaufenthalts ist aber ihre Selbstbestimmtheit, Unangepasstheit an gesellschaftliche Normen und ihre Gewitztheit. Symptomatisch als Ausdruck ihrer Selbstbestimmtheit¹⁷ sind ihre Ausführungen zur baldigen Entlassung, bei der sie sich als Akteurin darstellt, die ihre ‚Freundschaft‘ mit dem Oberarzt kündigt, ohne lange Abschiedsgrüße verschwindet und sogar die Lokomotive zu beschleunigen weiß. Auch entscheidet sie selbst, über welche Informationen sie ihre Adressaten im Unklaren lässt und was sie durch ihre Sprüche und Anekdoten mehr oder weniger vage andeutet. Ihre Gewitztheit zeigt sie durch Kombinationen von Unangepasstheit, Intelligenz, Aufgewecktheit, Selbstironie und Humor. Diese Charaktereigenschaften erzeugt sie sprachlich durch die zahlreichen kreativen poetischen Passagen und Codeswitching, wobei sie sich vielfältiger sprachlicher Formen innerhalb eines Kontinuums zwischen Dialekt, Standardsprache und archaischen Sprachformen bedient. Auch wenn ihre einfache Schulbildung ihren sprachlichen Möglichkeitsraum deutlich beeinflusst (vgl. Kap. 6.2.2.1), ist sie als ausgesprochen flexible Schreiberin zu bewerten, deren hohe Nähewerte oftmals durch bewusste sprachliche Handlungen entstanden und weniger auf Unkenntnis brieflicher Normen bzw. schriftsprachliche Defizite zurückzuführen sind.

(c) Sprachliche Kreativität bei Näheschreibern

Poetische Elemente und Codeswitching zeugen von einer großen sprachlichen Kreativität und Flexibilität, wie sie besonders bei schreiberfahrenen Patienten zu erwarten ist. Die Ausführungen zu Magdalena R. (kfb-2950) haben aber gezeigt, dass auch eine Schreiberin, die im Nähe-Distanz-Modell überwiegend auf der Näheseite zu verorten ist, diesbezüglich außerordentliche sprachliche Fähigkeiten zum Ausdruck bringen kann. Dieser Abschnitt untersucht, ob bei drei in dieser Arbeit behandelten Näheschreibern (vgl. Kap.

¹⁷ Vgl. dazu das Konzept der *Agency* innerhalb der *Speaker Design Theory* (vgl. Hernández-Campoy 2016: 157f.). Vgl. Kiesling (2013: 456): „Bringing agentivity into identity is an advantage because it means that identity is something that people do, rather than something that is done to them, and begins to explain why we would find correlations between social categories and linguistic variables.“

6.2.1) ebenfalls Elemente sprachlicher Kreativität erscheinen.¹⁸ Das Vorgehen muss dabei exemplarisch bleiben, soll aber die bisherigen Ausführungen zu diesen drei Schreibern auf qualitativer Basis erweitern. Recht ausführliche Textwiedergaben sollen dabei die argumentative Struktur und stilistische Gestaltung der Briefe verdeutlichen.

Martin B. (kfb-1621):

Beim Tagelöhner-Ehepaar Martin und Karolina B. (vgl. Kap. 6.2.1.1) finden sich zahlreiche nähesprachliche Elemente, aber auch konventionelle Briefstrukturen und Formelhaftigkeit. Bezüglich seiner poetischen Gestaltung beachtlich ist ein kürzerer, auf den 17.07. datierter Brief ohne Jahresangabe an seine Ehefrau. Außergewöhnlich ist, dass der Schreiber den Brief fast vollständig in Paarreimen und damit poetisch gestaltet. Von diesem zweiseitigen Brief wird im Folgenden die erste Seite abgedruckt:

(140) Kaufbairen ten 17 Jule
 Libes Waib wilst du fon mihr fir imer weg
 Bleiben l¹⁹ soles sein ietz mein letztes
 Shraiben l und wilst du fon mihr
 5 gahr nihtz mehr wißen so solst
 finden in Öbigeit gein ruhe gisen
 und dengst du niht an das Sterben
 so wirst du auh den Hiñel niht
 Erben ð und denge an das lötzte
 10 Gehriht was unser Her Got mit dir
 dan Sbriht und die Miña dut mih ih
 gan niht Öbig drauern ^{beta} betauern
 ih gan niht öbig drauern und si
 gan mih zu nihtz mehr fragen
 15 und und ih wil auh niht ^{mer} glagen
 und wilst du mih noh mal befreihen
 es wirt dih niht behreihen und wilst
 du mit mihr noh mal leben so wird
 Got geben seinen Segen und mihr
 20 werden zu friden sein und goñen
 mit nader in Hiñel nein und fer

¹⁸ Das sprachliche Handeln der vierten untersuchten Näheschreiberin, Katharina W. (kfb-35), wurde bereits in Kap. 6.2.1.3 recht ausführlich thematisiert. Ihre Texte zeichnen sich weniger durch poetischen Sprachgebrauch aus, aber auch sie bemüht sich um eloquente Formulierungen, die wegen ihrer mangelnden Schreibroutine etwas umständlich wirken. Daneben finden sich auch bei ihr bildliche Formulierungen wie die Metonymie „das Gelobte Land“ (Brief 3) und die Redewendung über ihre Kinder, die sie „unter herzen getragen“ (Brief 1) hat. Ein biblischer Bezug besteht in „doch der mich kent ist in der höhe“ (Brief 2; vgl. Hiob 16, 19).

¹⁹ Mit vertikalen Strichen in Z. 3 und Z. 4 grenzt Martin B. das Ende eines Verses vom Beginn des nächsten ab. Dies führt er aber danach nicht mehr fort.

gis meier niht und duhe deie Pfliht
 es freid mih auf das Sterben ih habe
 genug gliden auf Erden [...]

Martin B. (kfb-1621), Brief an Ehefrau (Seite 1), 17.07. ohne Jahr

Der Brief ist ein deutlicher Appell Martin B.s an seine Ehefrau, ihre moralische „Pfliht“ (Z. 22) zu erfüllen und ihn aus der psychiatrischen Anstalt abzuholen. Der Text ist durchzogen von *Memento mori*-Bezügen und Warnungen an die Ehefrau vor den Strafen beim Jüngsten Gericht. Dabei verwendet der Schreiber Sprichwörter, biblische Sprache und Topoi, etwa das gute Gewissen als ein Ruhekissen (Z. 6) und das vom Verhalten auf der Erde abhängige Erben des Himmels (Z. 8f.) (vgl. Offb 21,7; 1 Petr 1,4; Tit 3,7). Damit möchte er seine Ehefrau dazu bewegen, ihn zu befreien und ein gesegnetes und zufriedenes Lebensende mit ihm zu verbringen (vgl. Z. 16–22). Mit dem Bezug auf die gemeinsame Tochter Wilhelmina („Miña“; Z. 11) kreiert er eine Verbündete, die ihn ebenfalls bedauert und wegen der Distanz nun auf seine Ratschläge verzichten muss (Z. 14). Auf der zweiten Seite des Briefs wiederholt er seine Warnungen vor der rastlosen Ewigkeit und bittet sie um Erbarmen und Nachsicht für seine früheren Taten (vgl. Kap. 5.2.1); sie solle „fer Zeihen ud fer Gesen ales fer gesen so wird Got niht ales so genau mesen“. Dabei bringt Martin B. eine gewisse Gelassenheit zum Ausdruck; er möchte nicht mehr trauern und klagen (vgl. Z. 13–15), ist mit sich selbst im Reinen und freut sich auf das Jenseits im Himmel (vgl. Z. 21–24), wohin ihn seine Frau aber nur bei Erfüllung seiner Appelle begleiten kann.

Martin B.s Brief ähnelt inhaltlich deutlich den anderen an seine Frau; sprachlich greift er dabei auf ein Repertoire an Sprüchen und Formeln zurück, die er immer wieder leicht modifiziert (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 268).²⁰ Die durchgehende reimende Struktur ist aber ohne Parallelen zu seinen anderen Briefen. Hier zeigt sich eine bewusste poetische Gestaltung, die zumindest am Beginn durch Interpunktionszeichen zur Separierung der einzelnen Verse auch optisch markiert wird (vgl. Fn. 19). Warum er sich für diese poetische Form entscheidet, bleibt offen. Dass er seinem sprachlichen Handeln eine besondere Bedeutung für die Einschätzung seines geistigen Zustandes und damit auch seiner möglichen Entlassung zuweist, wurde bereits aus einem anderen Brief deutlich (vgl. Kap. 5.2.2.b). So könnte dies eine weitere Strategie der Briefgestaltung bilden, um bessere Chancen für das Erreichen seiner Ziele zu bewirken. Diese Fähigkeit, die sprachliche Form seiner Texte nach seinen Vorstellungen zu gestalten, kann ähnlich wie bei Magdalena R. (kfb-2950) als ein Ausdruck seiner Selbstbestimmtheit interpretiert werden.

Auch Martin B. bleibt innerhalb der brieflichen Konventionen, indem er die meisten Strukturen eines Briefs wie Ort und Datum, eingerückt am Briefbeginn, eine Anrede und Bitte zur Ausrichtung von Grüßen („nebst grus an ale“) am Briefende (aber keine Unterschrift) einhält. Im Nähe-Distanz-Modell wurde die poetische Gestaltung des Briefs we-

²⁰ Vgl. eine Parallele zu Z. 7–9 im Brief vom 11.01.1895: „dengst du nih an das Sterben so wirst den Himmel niemals Erben“.

gen des ernsthaften Tons mit einigen archaischen Sprachformen (z. B. die Flexionsendung bei „auf Erden“, Z. 24) und der biblischen Bezüge als distanzsprachlich bewertet, auch wenn die Verknüpfung der Verse in Form schematischer Aneinanderreihungen mit *und* erfolgt.²¹ Das zweiseitige Schreiben enthält damit 15 Annotationen für distanzsprachliche poetische Wendungen (Situationsparameter 3d). Nähesprachliche Merkmale finden sich etwa in Form von Korrekturen (Z. 9; Z. 11f.), der fehlerhaften Wiederholung (Z. 15) und einigen direkten Aufforderungen mit Imperativ. Im Nähe-Distanz-Raum ist der Brief in der Punktwolke der restlichen Briefe des Schreibers an seine Ehefrau lokalisiert (vgl. S. 341, Abb. 55, Brief 8). Ähnlich wie bei Magdalena R. (kfb-2950) (vgl. Abschnitt a) wirken sich die poetischen Elemente somit nicht übermäßig auf die Werte des Textes aus. Erst eine qualitative Betrachtung konnte die außergewöhnliche poetische Gestaltung dieses Briefs Martin B.s herausstellen und eine weitere Perspektive auf das vielfältige sprachliche Handeln dieses Patienten liefern.

Karolina B. (kfb-1621-A):

Die Briefe seiner Ehefrau Karolina B. sind insgesamt noch etwas stärker nahe- und weniger distanzsprachlich. Um ihren Schreibstil zu illustrieren, erfolgt eine Wiedergabe von gut der Hälfte eines der beiden vierseitigen Briefe an ihren Mann, die dieser einige Jahre im Besitz hatte, bevor er sie der Anstalt überließ (vgl. S. 343, Fn. 25):

(141) Krumbah den 24 Jännur 1892
 Vielgebteter Mañ
 Deim Brif hab ich mit Freiden empfagn
 und daraus vernomen das es dier
 5 jsetzd besser geht Gott sei Danck aber
 Hollen kann ich dich nicht diesenn
 Wunsch kam ich dier niht erfüllenn
 Zum ersten bin ich nicht gesund
 und zum zweiten hab ich keim
 10 Gled ich kam schonn seit am der
 Kihrwei keine Kreuzer mehr ^{verdienen}
 jest kanst dier dencken wieß
 ich hab am Heiligen Tag ein
 Muß gehabt und am Neuen Jahr
 15 einn Kaffe ich bin jst reht arm
 und Elend darnnn wan du nur
 eimal wieder zu Hause warst
 dan wirst schonn wieder reht
 werden bei uns der Kumer maht
 20 mich nicht mer gesund wan

²¹ Vgl. Kap. 4.1.3 für das Diskursmerkmal ‚parataktische Aneinanderreihung‘ im Situationsparameter 3c ‚Informationsstrukturierung‘.

du halt nichts wieder vereissen
 [S. 2] dast dan kimst du Bald Heim
 die Hohemrauer das ist ein arme
 geneinde da sind Lauter davege
 25 leut die Glagen reht ich möhte
 lieber sterben hals vom diesen l[...]²²
 angesen werden so lange du niht
 Heim darfst so lange werdee ich
 nicht gesund den ich habe nooh nie
 30 Drgenes Aug gehalt o Lieber Mann
 sei doch reht Brav und reiße doh keine
 Kleider mer zu samen sonnshst
 darfst du nicht mer zu mir He[...]
 dann mag ich dich nicht mer wan
 35 du nicht folgst denn man
 hat mir geschriben du reist
 alle wohe ein Hemd zu samen
 ich Bitte dich sei so gut und folge
 reht und dennke das du nicht
 40 Heim darfst wan du nicht
 Brav Bist habe doh keinen Zorn
 wieder der Liebe Gott wirst
 [S. 3] dan schonn wieder recht machenn
 mit unns Lieber Mañ nooh mal
 45 Bitte ich dich vom Herzen zerreise
 nichts wieder denn die Hohemraunau
 die haben arg geschmft
 [...]
 [S. 4 Ende] Lieber Mañ jst schliese
 50 ich ein schreiben mit Tausend
 grisen von deinen Dank baren
 Weib Karolina
 gesriben in Eile
 in Nähtlchr weile
 55 in Dungle Licht ich
 Vergieß deinner
 im Gebet nicht

Karolina B. (kfb-1621-A), Brief an Ehemann, 24.01.1892

Karolina B.s Brief folgt den konventionellen Briefstrukturen noch stärker als der vorhin vorgestellte Brief ihres Ehemanns, indem sie auch die Anrede durch Einrückung und eine eigene Zeile (Z. 2) formal deutlich absetzt und ausführliche Formeln am Briefbeginn und Briefende verwendet. Am Beginn nimmt sie auf einen empfangenen Brief ihres Mannes Bezug, ist erleichtert über den gebesserten Zustand und geht anschließend ausführlich

²² Wegen Rissen sind manche Stellen des Briefs nicht vollständig lesbar.

auf seinen Wunsch auf Abholung ein, den sie ihm abschlagen muss. Sie begründet dies mit einer logischen Reihung: „Zum ersten“ (Z. 8) wegen ihres schlechten Gesundheitszustands und „zum zweiten“ (Z. 9) wegen ihrer Armut, die sie mit ihren kärglichen Speisen an den Festtagen illustriert (vgl. Z. 13–15). Dennoch betont sie ihre Hoffnung auf seine Rückkehr und ihre Sorgen um ihn. Viermal fordert sie ihn dabei auf, nicht mehr seine Kleidung zu zerreißen, was für die „arme geneinde“ (Z. 23f.) Hohenraunau, die wegen der Armut der Eheleute für die Verpflegung aufkommen muss, eine große Belastung ist (vgl. S. 277, Fn. 9). Im nicht abgedruckten Teil des Briefs wiederholt sie ihre Appelle, „Brav“ (vgl. ebenso Z. 41) zu sein und auf den Willen Gottes zu vertrauen. Der Brief schließt mit dem bereits thematisierten Poesiealbumspruch (Z. 53–57) (vgl. S. 58, Bsp. 72), der wegen seiner Intertextualität als distanzsprachlich poetisch bewertet wurde.

Insgesamt sind poetische Strukturen in Karolina B.s Texten recht selten und manifestieren sich eher in kleineren, distanzsprachlich klassifizierten rhetorischen Strukturen, etwa im Hendiadyoin „arm und Elend“ (Z. 15.f), in der parallelen syntaktischen Struktur „so lange du niht Heim darfst so lange werdee ich nicht gesund“ (Z. 27–29) und im anderen Brief an ihren Mann (12.07.1891) mit dem Euphemismus für *sterben* bei „der kommer um dich der bringt mich unter die Erde“. Ähnlich wie ihr Ehemann greift sie regelmäßig auf biblische Wendungen zurück wie „das Kreuz vom meim Mann ist groß“ (an Oberarzt, 07.06.1896) (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 271) bzw. beruft sich wiederholt auf die Güte Gottes (vgl. Z. 42f.).

Die Schreiberin gestaltet den Brief sehr eindringlich und emotional. Sie appelliert an ihren Mann fünfmal mit „Lieber Mann“, einmal verstärkt mit der Interjektion „o“ (Z. 30) und einmal mit der Bitte „vom Herzen“ (Z. 45). Ihre Gefühle bringt sie wiederholt zum Ausdruck; sie habe „Kumer“ (Z. 19), habe nie ein „Drgenes [trockenes] Aug“ (Z. 30), sie sei „arm und Elend“ (Z. 15.f). Letzterer Ausdruck wurde als distanzsprachliches rhetorisches Mittel (Hendiadyoin) klassifiziert. Karolina B.s Fähigkeit, ihren Gefühlen in der Schriftlichkeit deutlich Ausdruck zu verleihen, zeugt von einer beachtlichen Sprachkompetenz. Die Herstellung von Nähe führt zu einigen nächsprachlichen Annotationen, etwa hinsichtlich der Kontaktwiederherstellung im Rollenparameter 1a. Daneben grenzt sich die Schreiberin aber auch deutlich von ihrem Ehemann ab und degradiert ihn zu einem Kind. Dies belegt die wiederholte Aufforderung „doch reht Brav“ (Z. 31) zu sein und zu folgen (Z. 34f.: „dann mag ich dich nicht mer wan du nicht volgst“). Das abweichende Verhalten ihres Mannes führt auch zur Ausgrenzung Karolina B.s bei den Bewohnern ihrer Heimatgemeinde, deren abwertende Blicke sie kaum ertragen kann (vgl. Z. 25–27). Auch wenn die Schreiberin erkennbare Schwierigkeiten bei der Erstellung dieses Briefs hat, die in zahlreichen fehlenden und undeutlichen Buchstaben, Buchstabendrehern und Inkongruenzen deutlich werden, gelingt ihr doch die Erzeugung eines Spannungsfelds von Nähe und Distanzierung zu ihrem Mann, den sie zwar vermisst, dessen Verhalten sie aber auch nicht tolerieren kann. Der insgesamt hohe Nähewert des Briefs darf darüber nicht hinwegtäuschen.

Crescenz H. (kfb-844):

Eine weitere Näheschreiberin ist die Zieglerstochter Crescenz H. (kfb-844) (vgl. Kap. 6.2.1.2). Es folgt ein Ausschnitt aus dem nächstsprachlichsten der von ihr analysierten Briefe (vgl. S. 347, Tab. 23), ein vierseitiges Schreiben an ihren Bruder:

(142) Alles zur größerer Kaufbeuren
 Ehre Gottes den 21 Juni 92
 Lieber Bruter

5 Mit schwacher Hand lenke ich den ein-
 fachen schreibzeuk um dir zu berichten
 das ich dir schon sehr oft geschrieben
 hab mich zu holen ich habe so lange
 ich hier bin noch keinen einzigen Brief
 von dir erhalten dir gib ich keine schult
 10 die mich zwingen u behalten haben die
 schult die Gnädige Erzte ich darf
 keinen wink von der Wahrheit wi-
 sen von der Heimath ob ihr noch am
 leben seit oder nicht nur das schre-
 15 kliche hat mir der Gnädige Dire-
 ktor vorgeworfen das man mein
 Stübchen u schönes Bet verkauft
 hat das darf nicht stahtfinten
 die parparische frechheit mich
 20 in diesem Hauße behalten schon
 im 7 Jahre blos zum
 [S. 2] parparischen anstecken u zurichten
 auf die schreckliche Weiße zum
 foltern u draktiren von den leuten
 25 Dienstboten u G Erzte zugleich auf
 Gott den Allmächtigen Weiß ich alle
 hin mit dem haben Sie einst zum
 abrechnen
 [...]

30 [S. 4] ich grüße dich u deine Kinder
 Thereßele zu B Sch u Sch u wen
 ich Euch noch sehen darf u Reten
 u Empfil Euch in Gottes Gnade
 u Schutz deine Unklükliche
 35 Schester Kreszentia H. [Nachname gekürzt]
 Zieglerstochter aus

Donaualthheim

Crescenz H. (kfb-844), Brief an Bruder, 21.06.1892

Crescenz H. bringt ihre Unzufriedenheit mit der Situation in der psychiatrischen Anstalt in ihren Briefen deutlich zum Ausdruck. Auch im obigen Schreiben richtet sich diese gegen „die Gnädige Erzte“ (Z. 11), die Briefe ihres Bruders nicht weiterleiten (vgl. Z. 8f.; vgl. auch S. 135, Bsp. 84) und sie seit 7 Jahren in der Anstalt „zwingen u behalten“ (Z. 10), während zuhause ihr „Stübchen u schönes Bet verkauft“ (Z. 17) werden. Charakteristisch für die rhetorische Gestaltung ihrer Briefe sind verstärkende, mit *und* verbundene Doppelungen, die distanzsprachlich als Hendiadyoin klassifiziert wurden. So beschreibt sie die Behandlungsmethoden als „parparische[s] anstecken u zurichten“ (Z. 22) sowie „foltern u draktiren“ (Z. 24).²³ Auch Reihungen mit mehreren Bestandteilen nutzt sie zur Verstärkung ihrer Aussagen, was als Klimax im weiteren Sinne und distanzsprachlich bewertet wurde; ihre Situation sei geprägt „vom kram u kumer u heimweh u schmerzen“ (S. 2 unten).²⁴ Ihre Ablehnung bestärkt sie mit abwertenden Adjektiven wie in „parparische frechheit“ (Z. 19), „abscheulichen Hauße“ (S. 3) und „ungerechten Hauße“ (S. 3). Sich selbst charakterisiert sie als eine „Unklükliche Schester“ (Z. 34f.).

Wie auch bei den vorigen beiden Schreibern beinhalten Crescenz H.s Texte zahlreiche formelhafte Bestandteile, die sie bei der Textproduktion unterstützen. Ihre Briefe beginnen üblicherweise mit einem metasprachlichen Kommentar zum Schreiben (vgl. S. 54, Bsp. 35), der ihren schlechten Gesundheitszustand („schwacher Hand“; Z. 4) und die schlechte Qualität ihrer Schreibmaterialien, ein stumpfer Bleistift („einfachen schreibzeuk“; Z. 4f.), thematisiert. In ihren Briefen häufen sich religiöse Bezüge, indem sie etwa fast jeden Brief schematisch mit der Wendung *Alles zur größeren Ehre Gottes* einleitet und kurze Gebete wie „Erbarme dich unser“ (Brief 3) oder das längere Totengebet in die Briefe integriert.²⁵ Diese Elemente wurden als distanzsprachlich poetisch klassifiziert. Wie auch Martin B. (kfb-1621) im vorigen Beispiel warnt die Schreiberin das Anstaltspersonal vor Gottes Urteil im Jüngsten Gericht, denn „mit dem haben Sie einst zum abrechnen“ (Z. 27f.). Schließlich vertraut auch sie auf „Gottes Gnade u Schutz“ (Z. 33f.), denn „Gott sei alles anheim gestellt“ (S. 3).

Die sprachliche Kreativität dieser Schreiberin zeigt sich folglich eher in kleineren poetischen Strukturen, mit denen sie ihre Aussagen verstärkt. Als Formulierungs- und Argumentationsstütze greift sie auf ihr religiöses Wissen zurück, das sie in ihren Text einarbeitet. Dazu wurde beim Vergleich ihrer Briefe eine beachtliche Fähigkeit zu adressatenbedingter Variation beobachtet (vgl. Kap. 6.2.1.2). Dies zusammen macht auch Crescenz H. zu einer kreativen und flexiblen Schreiberin.

²³ Vgl. in anderen analysierten Briefen (vgl. S. 347, Tab. 23): „geschpöt u gelächter“ (Brief 2); „schwintel u lügen“ (Brief 2); „ich bin ledig u alleinig“ (Brief 2); „fein u gut“ (Brief 2); „geschworen u gezwungen“ (Brief 4); „das heimweh u warten u sehnen“ (Brief 5).

²⁴ Vgl. in anderen analysierten Briefen: „lauter Ekel schrecken u entsetzen“ (Brief 3); „abscheulich hanteln schpöteln u aus lachen“ (Brief 2).

²⁵ Vgl. in Brief 3 an ihren Bruder: „gib Ihnen die Ewige Ruhe u das Ewige licht leichte Ihnen u laß Sie Ruhen im Frieden Ammen“.

Die Ausführungen zur sprachlichen Kreativität bei Näheschreibern haben gezeigt, dass kreativer Sprachgebrauch keineswegs auf routiniertere Schreiber beschränkt ist. Mit diesem verfolgen die Schreiber unterschiedliche textuelle Funktionen und konstruieren vielfältige Identitäten, was insbesondere beim Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950) und beim Tagelöhner Martin B. (kfb-1621) deutlich wurde, die aus den schriftsprachlichen Normen ausbrechen und mittels Codeswitching und poetischer Gestaltung ihr bewusstes sprachliches Handeln zum Ausdruck bringen. Weniger umfangreich und eher schematisch sind die poetischen Elemente bei Karolina B. (kfb-1621-A) und Crescenz H. (kfb-844), die diese aber dennoch gezielt einsetzen, um ihre Aussagen mittels rhetorischer Strukturen zu verstärken. Allen vier Schreibern gemeinsam ist der häufige Rückgriff auf Routineformeln und ihnen geläufige biblische Sprüche bzw. Gebete. Diese integrieren sie aber in inhaltlich passende Stellen ihrer Texte oder führen Modifikationen durch. Diese Formen der Textarbeit und das Spiel mit Intertextualität sind beachtlich und wären ein lohnenswertes eigenständiges Untersuchungsobjekt. Das Nähe-Distanz-Modell ist durchaus in der Lage, derartige Elemente zu erfassen und in die Analysen zu integrieren. Allerdings wird im Modell nicht direkt sichtbar, ob ein hoher Nähewert allein durch schriftsprachliche Defizite oder auch durch intendierte Normverstöße entstanden ist. Folglich können aus den Nähe- und Distanzwerten auch nicht automatisch Rückschlüsse auf die sprachliche Kompetenz eines Schreibers erfolgen. Nur detaillierte, qualitative Analysen von Einzeltexten schätzen also Elemente sprachlicher Kreativität sinnvoll ein und werden damit erst der Individualität der vielfältigen Schreiber gerecht.

7.2 Zunahme von Appellen im Textverlauf

Während sich poetische und sprachspielerische Elemente weitgehend individuell in den einzelnen Texten anordnen, gibt es bei anderen sprachlichen Merkmalen Verteilungen, die sich am typischen Textaufbau orientieren. Dieses Kapitel präsentiert die Ergebnisse der Untersuchung zur Verteilung von Appellen in Patientenbriefen. Nach einer generellen Übersicht zur Vorgehensweise und den Ergebnissen in Abschnitt (a) erfolgt in Abschnitt (b) die exemplarische Vorstellung der Typen und Verteilung von Appellen bei einer Schreiberin, Caritas S. (kfb-1276). Abschnitt (c) präsentiert das Auftreten der Appelle bei den einzelnen Schreiber- und Briefftypen im Gesamten, woraufhin Abschnitt (d) deren Verteilung im Textverlauf bei allen 26 analysierten Schreibern zeigt.

(a) Vorgehensweise und Ergebnisse

Diese Untersuchung basiert auf bereits im Rahmen der Nähe-Distanz-Analysen durchgeführten Annotationen und geht gemäß den methodischen Ausführungen in Kap. 4.3.1.b vor. Die Annotationen für appellative Strukturen werden also folgendermaßen zusammengestellt: (1) direkte Aufforderungen (Rollenparameter 1c), (2) indirekte Aufforderungen (Rollenparameter 1c), (3) explizit performative Ausdrücke (Rollenparameter 1e). Letztere müssen anschließend um einige explizit performative Verben mit Kontaktfunktion (z. B.

danken, wünschen, grüßen) und wenige mit Obligationsfunktion (z. B. *versprechen*) bereinigt werden. Beispiele für die einzelnen Kategorien finden sich im folgenden Abschnitt.

Die durchgeführte Zählung ergibt, dass die Appellfunktion in 166 der relevanten 188 Briefe²⁶ (88 %) mindestens einmal sprachlich realisiert wird, was sehr ähnlich zum Ergebnis bei Neumann (2019: 99) mit 85 % bei Soldatenbriefen ist. Teilweise werden Appelle nicht formuliert, sondern sollen vom Adressaten aus den inhaltlichen Schilderungen abgeleitet werden, etwa bei Ausführungen zum unglücklichen Zustand des Schreibers, an dem der Adressat etwas ändern soll; annotiert wurden jedoch nur sprachlich realisierte Appelle. Insgesamt werden auf diese Weise 731 Appelle berücksichtigt, darunter 403 direkte Appelle, 128 indirekte Appelle und 200 explizite Performativa in Appellfunktion.

(b) Appelle bei Caritas S. (kfb-1276)

In den sechs überlieferten Briefen der Zugeherin Caritas S. (kfb-1276) (vgl. Kap. 6.2.2.6) wurden 15 Aufforderungen annotiert, die in Form von 4 direkten und 5 indirekten Appellen sowie 6 explizit performativen Verben in Appellfunktion erscheinen. Tab. 49 zeigt die Typen und Anzahl von Appellen in ihren einzelnen Briefen.

Brief an...	Typ	direkt	indirekt	performativ
(1) Schwester, 25.07.1889	pp	0	1	1
(2) Vetter/Base, 03.07.1890	pp	0	0	2
(3) Vetter/Base, 25.02.1891	pp	4	1	1
(4) Verwandtschaft, 26.04.1891	pp	0	0	0
(5) Bürgermeister, 08.06.1891	po	0	2	1
(6) Bürgermeister, 1891	po	0	1	1

Tab. 49: Typen und Anzahl von Appellen bei Caritas S. (kfb-1276)

In allen Texten außer bei Brief (4) an ihre Verwandtschaft erscheint mindestens ein sprachlich realisierter Appell. Dieser Brief beinhaltet Vorwürfe über ausbleibende Post und fehlenden Besuch, was durchaus als indirekter Appell diesbezüglich anders zu handeln verstanden werden könnte. Dies wird aber nicht sprachlich als Appell realisiert und wurde somit nicht annotiert. Die höchste Anzahl an Appellen, insgesamt 6, findet sich in Brief (3) an Vetter und Base, der auch als einziger direkte Aufforderungen in Form von Imperativen aufweist (Bsp. 143a).

²⁶ Zwei nicht selbst verfasste Briefe werden ausgeklammert (vgl. S. 321, Fn. 1). Ebenfalls nicht betrachtet wird ein fragmentarischer Brief von Maria E. (kfb-2871) an den Kaiser, da wegen dessen Fragmentcharakter keine Angabe zur Position im Textverlauf sinnvoll ist. Die einzige dort formulierte Bitte korrigiert die Schreiberin zweifach und streicht sie schließlich ohnehin in der Reinfassung des Briefs (vgl. S. 365, Fn. 41).

- (143) a. **gehe** zur Frau S. [Nachname gekürzt] u. **frage** ob Anna meinen Koffer abgeholt hat. **schreibe** mir ein paar Zeilen es wird Euch bekant sein ob mein Bruder Ulrich auch die Katharina B. [Nachname gekürzt] gestorben sind, ich kan es fast nicht glauben, **bitte sende** dem Friedrich S. [Nachname gekürzt] ein brif daß Er dir die Warheit schreiben sollen, **köntest** auch sogleich zum Namestag **gratuliren** weil der 5 März nachte woche ist
- b. Nun lieber Vetter Blaimer und Ccharitas ich **ersuche** Euch wo ist den meine Sachen hin gekomen *Caritas S. (kfb-1276), Brief an Vetter und Base, 25.02.1891*

Die Aufforderungen in Bsp. (143a) erscheinen an einer Stelle, an der die Schreiberin ihre Base alleine anspricht. Sie formuliert zunächst drei Imperative ohne Höflichkeitsmarker (*gehe, frage, schreibe*), den vierten Imperativ *sende* leitet sie hingegen mit einem *bitte* ein und gestaltet diese Aufforderung damit höflicher; schließlich formuliert sie eine indirekte Aufforderung in der Form eines Vorschlags (*köntest ... gratuliren*). Die zunehmende Indirektheit ihrer Appelle spiegelt wohl die Befürchtung der Schreiberin, ihre Adressatin mit ihren zahlreichen Aufforderungen zu sehr zu beanspruchen. Im selben Brief hatte sie zuvor bereits einen Appell an beide Adressaten gerichtet (Bsp. 143b), bei dem sie sich ebenfalls um Höflichkeit bemüht, indem sie als explizit performatives Verb *ersuchen* einsetzt. Der übliche Gebrauch dieses Verbs schien ihr aber nicht vollständig bekannt zu sein, da sie statt einer Aufforderung eine direkte Frage anschließt. Dennoch zeigt die Abstufung der unterschiedlichen Appelle ein reflektiertes sprachliches Verhalten der Schreiberin.

Caritas S. verwendet noch andere Formen von Appellen. Eine verneinte Infinitivkonstruktion im Brief an ihre Schwester wurde als indirekte Aufforderung eingeordnet, wirkt jedoch recht drängend:

- (144) ich habe lange schon die Erlaubniß die Freiheit wer Angehörliche hat mit zu gehen, **also nicht zögern** *Caritas S. (kfb-1276), Brief an Schwester, 25.07.1889*

Ihre expliziten Performativa sind üblicherweise mit dem Verb *bitten* realisiert, wobei sie teilweise das Subjekt *ich* erspart (Bsp. 145a). Ihre indirekten Appelle variieren in ihrer Höflichkeit. In den beiden Briefen an den Bürgermeister erhält ihre Bitte jeweils Objektcharakter (*mit der bitte*), womit dem Sprechakt seine Direktheit genommen wird (vgl. Klenk 1997: 116). Eingebettet wird die Bitte in beiden Briefen in eine den Textschluss thematisierende Formel, sodass die Enden ihrer offiziellen Briefe deutliche Parallelen aufweisen (Bsp. 145a und 145b). In beiden Fällen lässt sie hier noch Grüße ausrichten, wobei nur Gruß (b) als indirekter Appell klassifiziert wurde, da Gruß (a) der direkten Bitte syntaktisch untergeordnet ist.

- (145) a. **bitte** wie auch meine Geschwisterte zu sagen u. Grüße auszurichten. Nun zum schlusse **mit der bitte** es zu befolgen (1891)
- b. nun schlise ich mein schreiben **mit der bitte** mich abzuhohlen **viele schöne Grüsse** an alle die Ihrigen so auch an die bekanten Geschwisterten u. Verwandten (08.06.1891)
Caritas S. (kfb-1276), Briefe an den Bürgermeister

(c) Appelle nach Schreiber- und Briefftyp

Im Folgenden wird zunächst das Auftreten der unterschiedlichen Appellformen bei den Schreiber- und Briefftypen insgesamt vorgestellt, woraufhin deren Verteilung in den Briefverläufen betrachtet wird.²⁹

	<i>Anzahl Briefe</i>	<i>direkt</i>	<i>indirekt</i>	<i>performativ</i>
Nähe-Schreiber	35	203	25	41
Nähe-Distanz-Schreiber	121	170	77	138
Distanz-Schreiber	27	28	22	21
Summe	183	401	124	200

Tab. 50: Typen und Anzahl von Appellen bei den drei Schreibertypen

Tab. 50 zeigt, dass alle Typen von Appellen auch bei allen drei Schreibertypen auftreten, wobei die unterschiedliche Anzahl von Briefen und auch deren unterschiedliche Längen zu großen Schwankungen in den absoluten Werten führen. Interessant ist hier zunächst die Frage, wie sich die relative Häufigkeit von direkten zu indirekten Appellen bei den Schreibertypen verhält. Die insgesamt 200 expliziten Performativa mit Appellfunktion bilden eine heterogene Gruppe mit Lexemen unterschiedlicher Direktheit und werden daher erst später betrachtet. Abb. 82 zeigt das Verhältnis direkter zu indirekten Appellen bei den drei Schreibertypen, wobei letztere eine deutliche Zunahme bei größerer Schreiberfahrung aufweisen. Die Unterschiede zwischen den drei Schreibergruppen sind diesbezüglich nach einem Fisher-Test statistisch signifikant ($p < 0,0001$; $\alpha = 0,01$).

Beachtlich dabei ist, dass alle untersuchten Nähe-Schreiber auch indirekte Appelle verwenden. Diese erscheinen vor allem in offiziellen Briefen und bilden teilweise recht komplexe Konstruktionen mit syntaktischen Subordinierungen, etwa Katharina W.s Bitte an den Direktor, ihr Verkaufsangebot bei mangelndem Interesse dem Anstaltspfarrer Zech weiterzuleiten:

(146) wenn Hl Direktor es vielleicht nicht will, sie so gut zu seyn denn Zech es sagen zu laßen
Katharina W. (kfb-35), Brief an Direktor, 15.03.1851

Abb. 83 differenziert zusätzlich nach Briefftypen und zeigt den Anteil direkter Appelle bei den drei Schreiber- und zwei Briefftypen (Bezugsgröße: direkte plus indirekte Appelle). Bei jedem Schreibertyp ist der Anteil direkter Appelle in den privaten Briefen höher als in den offiziellen. Bei beiden Briefftypen erscheint wie in der vorigen Abbildung von den Nähe- hin zu den Distanzschreibern ein gestaffelter Rückgang direkter Appelle.

²⁹ Die fünf Briefe der zwei keinem Schreibertyp zugeordneten Schreiber (Andreas P., kfb-1728 und Georg P., kfb-1728-A) werden hier ausgeklammert.

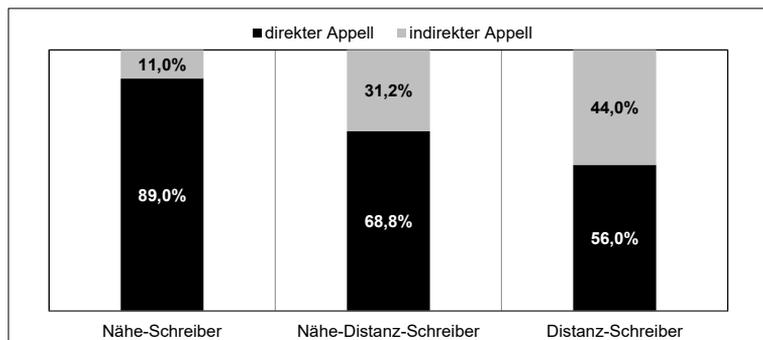


Abb. 82: Verhältnisse direkter zu indirekten Appellen bei den drei Schreibertypen

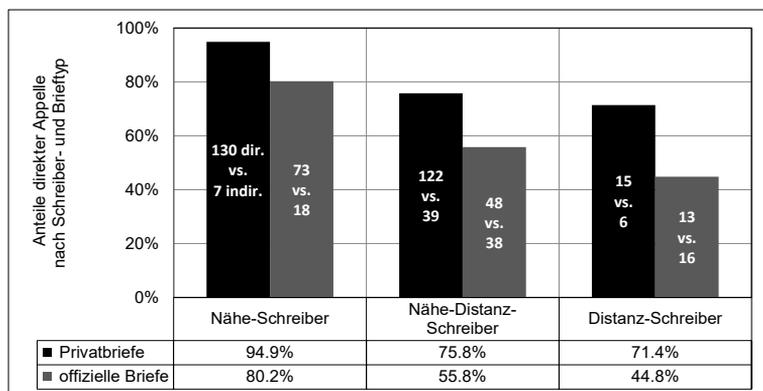


Abb. 83: Anteile direkter Appelle bei den drei Schreiber- und zwei Brieftypen (Bezugsgröße: direkte plus indirekte Appelle)

Die Ergebnisse bestätigen wiederum die Varietätenkette (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595). Der Zusammenhang von Nähesprachlichkeit und Diastratik zeigt sich in der höheren Zahl direkter Appelle bei Nähe-Schreibern, der von Nähesprachlichkeit und Diastratik im Zusammenhang direkter Appelle mit Privatbriefen.

Von den 200 expliziten Performativa mit Appellfunktion erscheint mit 75 Belegen am häufigsten das Verb *bitten*; immerhin 16 Belege weist *ersuchen* auf, das einen höflicheren und förmlicheren Appell bildet (vgl. DWB Bd. 8, Sp. 2233). Einzelbelege gibt es für *flehen*, *verlangen*, *auffordern* und *bestellen*. Während *wünschen* in der Regel expressiv gewertet wurde, kann diesem Verb einmal auch eine Appellfunktion zugewiesen werden:

- (147) Ich wünsche [expressiv] Ihnen Glück zum Namenstag, und **wünsche** [appellativ] Sie möchten mich besuchen
Georg S. (kfb-1763), Brief an Vetter, 03.12.1914

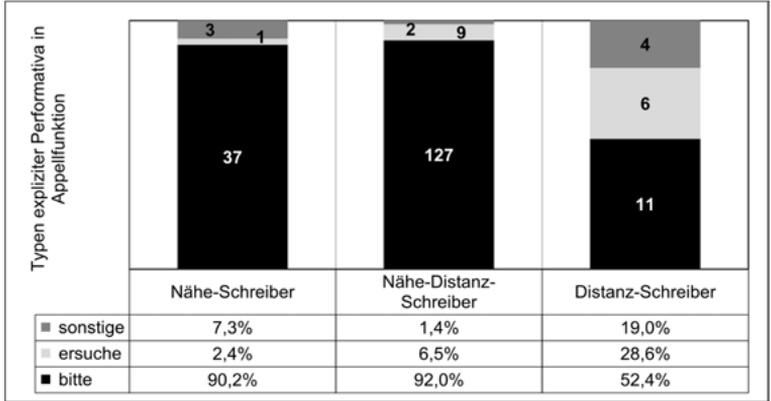


Abb. 84: Explizite Performativa bei den drei Schreibertypen

Abb. 84 zeigt die Verteilung der 200 expliziten Performativa in Appellfunktion bei den drei Schreibertypen. Die höheren absoluten Werte bei den Nähe-Distanz-Schreibern resultieren aus der höheren Zahl untersuchter Briefe. Es zeigt sich die Tendenz, dass die Distanz-Schreiber weniger das direkte Verb *bitten* verwenden (52,4 %) und eher das höflichere *ersuchen* (28,6 %). Albert R. M. (kfb-3796) verschriftet neben diesen beiden Verben auch drei Mal das viel forschere *auffordern*. Der vierte Sonstiges-Beleg bei den Distanz-Schreibern stammt hier von Friedrich von M. (kfb-102), der Unterwäsche *bestellt*. Die beiden sonstigen Belege bei den Nähe-Distanz-Schreibern betreffen oben genanntes *wünschen* sowie ein *flehen* in einem Brief Louise M.s (kfb-427), das zur Verstärkung von *bitten* dient:

(148) ich **bitte** und **flehe** Sie innig an mich daraus zu befreien
Louise M. (kfb-427), Brief an Baron, 11.07.1853

Die drei sonstigen Belege bei den Näheschreibern finden sich alle bei Crescenz H. (kfb-844), die sowohl in ihrem Brief an den Bischof als auch an ihren Bruder um etwas *fleht* (ein Gebet bzw. Abholung), wobei sie dies in letzterem Fall, ähnlich wie im vorigen Beispiel, mit *verlangen* kombiniert:

(149) so **verlange** ich u **flehe** ich aus diesem abscheulichen Hauße zu sein
Crescenz H. (kfb-844), Brief an Bruder, 21.06.1892

Folglich ist die Variation bei expliziten Performativa insgesamt recht beachtlich; der genutzte Möglichkeitsraum zwischen Höflichkeit und Direktheit erscheint bei den Distanz-Schreibern am größten. Im Folgenden werden die unterschiedlichen Typen von Appellen wieder zusammengefasst und im Textverlauf untersucht.

(d) Appelle im Textverlauf

Bei der Analyse der Verteilung von Appellen im Verlauf der Briefe von Caritas S. zeigte sich ein deutlicher Überhang in der zweiten Briefhälfte (vgl. Abb. 81). Um zu untersuchen, ob dies bei allen 26 Schreibern der drei Schreibertypen zutrifft, wurde jeweils ein MAXQDA-Vergleichsdiagramm erstellt und jeder der 725 darin annotierten Appelle einer Briefhälfte zugeordnet.³⁰

Abb. 85 zeigt beispielsweise die Verteilung von Appellen in den Briefen des Näheschreibers Martin B. (kfb-1621), wobei Nr. 1 bis Nr. 15 aus seiner Hand stammen und Nr. 16 bis Nr. 21 auf sein Diktat hin geschrieben wurden (vgl. Kap. 5.2.2).³¹ Auch hier kann man eine deutliche Dominanz von Appellen in der zweiten Briefhälfte erkennen (62 zu 152), auch wenn besonders in Privatbriefen an seine Frau (Nr. 1 bis Nr. 8) auch einige direkte Appelle und explizite Performativa in Appellfunktion in der ersten Hälfte erscheinen. Die indirekten Appelle treten vor allem in den offiziellen Briefen gegen Briefende auf. Somit bestätigt sich bei Martin B. sowohl die adressatenbedingte Variation von Appellen als auch deren ungleichmäßige Verteilung im Briefverlauf.

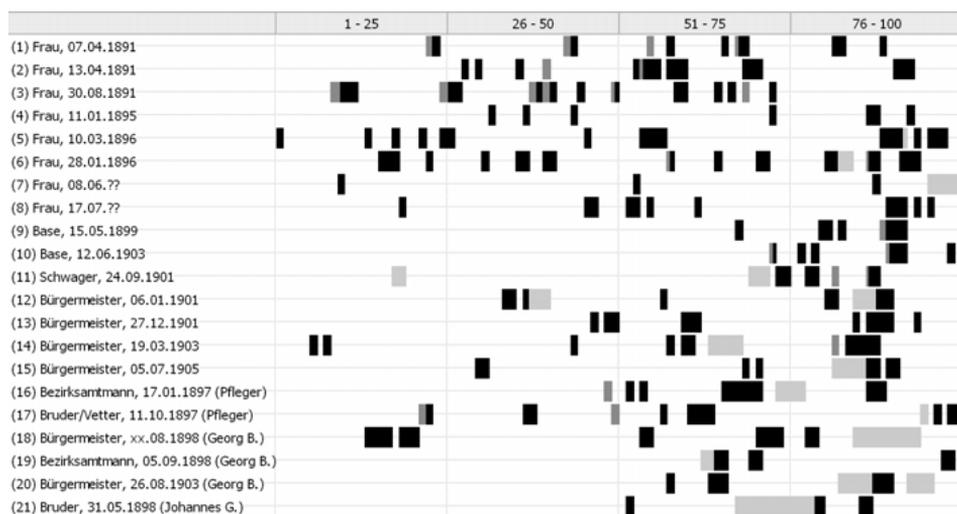


Abb. 85: Verteilung von Appellen im Verlauf der Briefe von Martin B. (kfb-1621) (schwarz: direkt; hellgrau: indirekt; dunkelgrau: performativ)

³⁰ Beim Export der Annotationen in eine Excel-Datei durch MAXQDA ist eine Zuordnung der Annotationen zu den Textsegmenten nur ungenau ermittelbar, sodass diese vollständig manuell erfolgte. Segmente, die auf der Textmitte liegen, wurden der Briefhälfte zugeordnet, in der sich der größere Teil des Segments befindet.

³¹ Der in beiden Versionen überlieferte Brief an den Bürgermeister vom 19.03.1903 wurde hier nur einmal berücksichtigt.

Bei allen untersuchten Schreibern befindet sich mit 235 Appellen insgesamt etwa ein Drittel (32,4 %) in den ersten Briefhälften, mit 490 etwa zwei Drittel in den zweiten (67,6 %). Eine Dominanz von Appellen in der zweiten Briefhälfte ist bei 24 der 26 Schreiber zu beobachten (vgl. Abb. 86). Auch die beiden Ausreißer, Vitus P. (Nr. 12) und Albert R. M. (Nr. 24), weichen jeweils mit ihrer etwa 60 zu 40-Prozent-Verteilung nur recht wenig davon ab. Bei zwei Schreibern, Georg B. (Nr. 22) und Caroline K. (Nr. 23), befinden sich sogar alle Appelle in der zweiten Briefhälfte, wobei die Datenmenge bei diesen beiden mit nur 9 bzw. 8 Belegen diesbezüglich sehr gering ist. Es besteht also schreiberübergreifend eine deutliche Tendenz zu Appellen in der zweiten Briefhälfte.

Bei einer Zusammenstellung der Ergebnisse hinsichtlich der drei Schreibergruppen (vgl. Abb. 87) erkennt man nahezu identische Mediane in den drei Gruppen beim Anteil der Appelle in der zweiten Briefhälfte (Näheschreiber: 0,67; Nähe-Distanz-Schreiber: 0,67; Distanzschreiber: 0,70). Allerdings ist die Streuung der Ergebnisse bei den Distanzschreibern besonders groß. Betrachtet man deren Briefe genauer, so finden sich etwa in Ignaz L.s (kfb-1145; Nr. 26) drei untersuchten Briefen an den König jeweils zu Beginn bereits Bitten, womit er sich an der Struktur von Behördenbriefen des 19. Jahrhunderts mit einer Art *Betreff* (*propositio*) am Textbeginn orientiert (vgl. Kap. 4.3.1). Die Bitten sind sehr indirekt formuliert und in einen übergeordneten Satz eingebettet, der die Gefährlichkeit dieses Sprechakts (vgl. Klenk 1997: 116) im Folgenden mit *wage* thematisiert:

- (150) Daß ich es nochmals wage, *Euere Koenigliche Majestät* um die allerhuldvollste Gewährung einer momentanen Unterstützung anzuflehen, mag *Allerhöchst Denenselben* den Beweis liefern, daß ich einer solchen dringend bedarf denn nie im Leben und bis in die neueste Zeit habe ich Iemanden um ein Darlehen oder eine Unterstützung angegangen, da ich einen solchen Schritt grundsätzlich haßte. *Ignaz L. (kfb-1145), Brief an König, 26.09.1866*

Auch andere Schreiber zeigen teilweise individuelle Verteilungen von Appellen im Briefverlauf. So passt Mathilde W.s (kfb-2871) Verteilung von Appellen mit 40,5 % in der ersten und 59,2 % in der zweiten Hälfte recht gut ins bisherige Bild (vgl. Abb. 86, Nr. 19). Allerdings findet sich bei ihr oft direkt am Textbeginn eine Bitte, auf die eine ausführliche Schilderung ihrer Situation folgt, und am Textende wiederholt sie ihre Bitte noch einmal verstärkt. Ihre Briefe erhalten damit eine individuelle rhetorische Gestaltung.

Die Untersuchung von Appellen konnte einerseits aufschlussreiche Einsichten in individuellen Sprachgebrauch bieten, andererseits aber auch durch die Aggregation der einzelnen Typen von Appellen und die Zweiteilung der Briefe quantitative Ergebnisse zu textpragmatisch bedingter Variation im Textverlauf von Patientenbriefen generell liefern. Gleichzeitig konnte erneut und nun auf der Basis eines sprachlichen Einzelphänomens die Varietätenkette empirisch bestätigt werden, in diesem Fall der Zusammenhang von Nähesprachlichkeit sowohl mit Diastratik als auch Diaphasik.

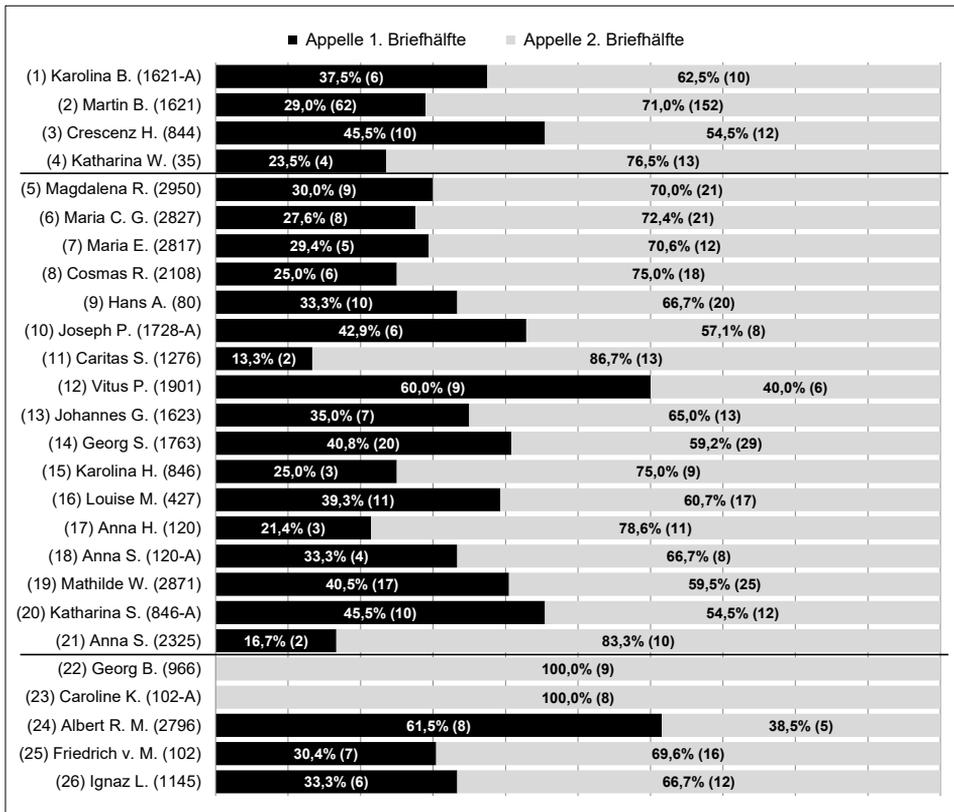


Abb. 86: Verteilung von Appellen bei 26 Schreibern

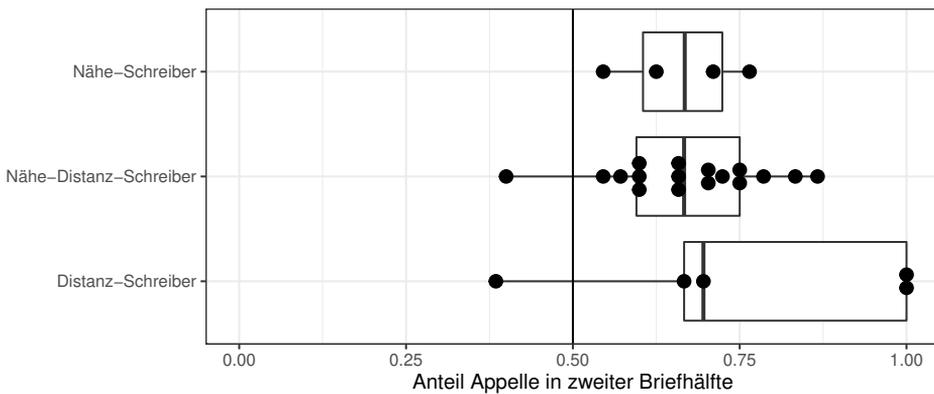


Abb. 87: Verteilung von Appellen bei den Schreiberguppen

7.3 Abnahme von Konzentration im Textverlauf

Die in den vorigen beiden Kapiteln behandelten Aspekte textinterner Variation sind vom Textinhalt bzw. -aufbau abhängig. Davon unabhängige sprachliche Variation im Textverlauf kann auf zunehmende Müdigkeit und abnehmende Konzentration im Schreibprozess zurückgeführt werden. Die Vorgehensweise zur Analyse dieses Phänomens wurde bereits ausgiebig in den methodischen Ausführungen diskutiert (vgl. Kap. 4.3.1.c), weshalb Abschnitt (a) nur knapp die Variablen und Belegmenge schildert, woraufhin Abschnitt (b) die Ergebnisse der Visualisierungen vorstellt. Abschnitt (c) präsentiert die Ergebnisse der Briefteilungen im Gesamten, Abschnitt (d) aufgeteilt in Einzelvariablen und Adressaten. Das Kapitel schließt mit einer Diskussion der Ergebnisse in Abschnitt (e).³²

(a) Variablen und Datenlage

Die Untersuchung zu sprachlichen Veränderungen im Textverlauf stützt sich auf die bei der Validierung der Nähe-Distanz-Analysen durchgeführten graphematischen Annotationen in 15 Briefen von Martin B. (kfb-1621) in Kap. 5. Dies hat einerseits den Vorteil, dass der aufwändige Annotationsprozess bei diesen hochfrequenten Variablen nicht erneut durchgeführt werden muss. Andererseits kann damit im Folgenden auch auf die bereits erarbeiteten Lebens- und Schreibkontexte dieses Patienten sowie einige Ergebnisse sprachlicher Untersuchungen an seinen Briefen zurückgegriffen werden. So haben sich in den bisherigen Analysen deutliche Ausprägungen adressatenbedingter Variation gezeigt; bei seinem letzten Brief wurden Einflüsse von Alter bzw. Krankheit ersichtlich.

Nun erfolgt jedoch eine Reduktion von sechs auf fünf Variablen. Gestrichen wird die Variable ‚graphematische Reflexe der Konsonantenschwächung‘, da die Zählweise dieser in Abhängigkeit zur Brieflänge und nicht in Relation zu korrekt realisierten Varianten erfolgte, wie dies bei den anderen fünf Variablen der Fall war (vgl. Kap. 5.3.1). Die unterschiedlichen Berechnungsweisen der Variablen würden die Darstellungen hier beeinträchtigen bzw. unnötig komplex machen.

Im Folgenden wird also die Verteilung der folgenden fünf Variablen im Textverlauf betrachtet: (a) Verschriftung von <c> in der Kombination <ch>; (b) Anzeiger für Vokalquantität; (c) Graphematische Reflexe der Entrundung; (d) Schriftsprachliches <ei> vs. <ai> für /ai/; (e) Schriftsprachliches <v> vs. <f> für /f/. Dafür wurden in der Variablenanalyse insgesamt 4436 Belege annotiert, die sich auf die 15 Briefe verteilen.³³ Die Frequenz der Belege ist hier deutlich höher als bei den Nähe-Distanz-Merkmalen. Zwar liegen bei den mikrostrukturellen Merkmalen (Parameter 1 bis 5) auch hier 1858 Annotationen vor, die sich aber in 86 Kategorien untergliedern. Während eine graphematische Variable pro Brief somit durchschnittlich fast 60-mal erscheint, ist dies bei den Nähe-Distanz-Merkmalen

³² Diese Untersuchung wurde bereits gekürzt in Schiegg & Gunkler-Frank (2021) veröffentlicht.

³³ Variable (a): 1521 Belege; (b): 1633; (c): 246; (d): 811; (e): 225.

lediglich 1,4-mal der Fall.³⁴ Die stark schwankenden Brieflängen (vgl. Tab. 15, S. 301) verringern die Werte bei kurzen Briefen jedoch deutlich. Vorteilhaft ist dies aber für den mit 2298 Wörtern sehr langen Brief an die Ehefrau vom 10.03.1896, bei dessen Abfassung besonders starke Einflüsse variierender Konzentration im Schreibprozess zu erwarten sind.

(b) Ergebnisse der Visualisierungen

Mit dem *Dokumenten-Vergleichsdiagramm* von MAXQDA wurde für die Verteilung jeder der fünf Variablen im Textverlauf der 15 Briefe eine Visualisierung erstellt (vgl. Abb. 88–92). Dies soll als Entscheidungsgrundlage dafür dienen, welches der in den methodischen Ausführungen entwickelten Szenarien zur Entwicklung der Konzentration und damit orthographischer Korrektheit im Briefverlauf bei Martin B. angenommen werden kann und Ausgangspunkt für die weiteren Berechnungen ist (vgl. S. 269, Abb. 37).

In den Diagrammen werden die Texte mit standardisierten Textlängen, aufgeteilt in 100 Segmente, zum Vergleich untereinander abgebildet. Den im jeweiligen Segment auftretenden Varianten werden zwei Farben zugewiesen: schwarz (korrekt) und grau (inkorrekt). In weißen Segmenten fehlt die betreffende Variable. Erscheinen innerhalb eines der 100 Abschnitte mehrere Varianten, so wird der entsprechende Abschnitt im Verhältnis ihrer Auftretenshäufigkeit zweifarbig unterteilt. Von der Breite der Balken lässt sich also kein direkter Rückschluss auf die Frequenz der einzelnen Varianten ziehen; zudem sind lange Briefe auf Grund der Standardisierung der Textlängen stärker gestaucht, kurze Briefe dagegen gestreckt. Dies erkennt man deutlich beim Vergleich der Visualisierungen von Z. 6 (an Ehefrau, 10.03.1896; 2.298 Wörter) und den beiden darunter liegenden in Z. 7 (an Ehefrau, 08.06.??; 261 Wörter) und Z. 8 (an Ehefrau, 17.07.??; 313 Wörter). Während im ersten Brief die Balken sehr dünn sind und farblich häufig wechseln, erscheinen diese in letzteren beiden in lockerer Abfolge und sind damit auch von zufälligen Schwankungen stärker beeinflusst.³⁵ Die Anordnung der Briefe untereinander erlaubt aber den direkten Vergleich von Briefsequenzen; die Skala am oberen Rand gliedert die Briefe in zehn Blöcke und unterstützt die Zuordnung.

³⁴ Durchschnittliche Häufigkeit einer graphematischen Variable pro Brief: $4436:15:6 = 59,1$; durchschnittliche Häufigkeit eines Nähe-Distanz-Merkmals pro Brief: $1858:15:86 = 1,4$.

³⁵ Bei der Visualisierung berücksichtigt MAXQDA auch den Umfang einer Annotation. Ist also ein langes Wort annotiert, so erscheint die Stelle breiter als bei einem kurzen. Dies zeigt sich etwa beim Brief an die Ehefrau vom 13.04.91 (vgl. Abb. 90, Zeile 2), bei dem die zwei erscheinenden Vokalrundungen mit unterschiedlich breiten Balken visualisiert werden, da das erste gerundete Wort „Kaufbeuren“ doppelt so lang ist wie das zweite, „heute“. Eine Optimierung der Graphiken durch Umannotation aller 4.436 Belege würde dem damit verbundenen Aufwand jedoch nicht gerecht, da auch durch die Streckungen bei der Standardisierung der Textlängen Verzerrungen der Balkenbreiten erfolgen und die Abbildungen ohnehin nicht für die späteren Berechnungen herangezogen werden.

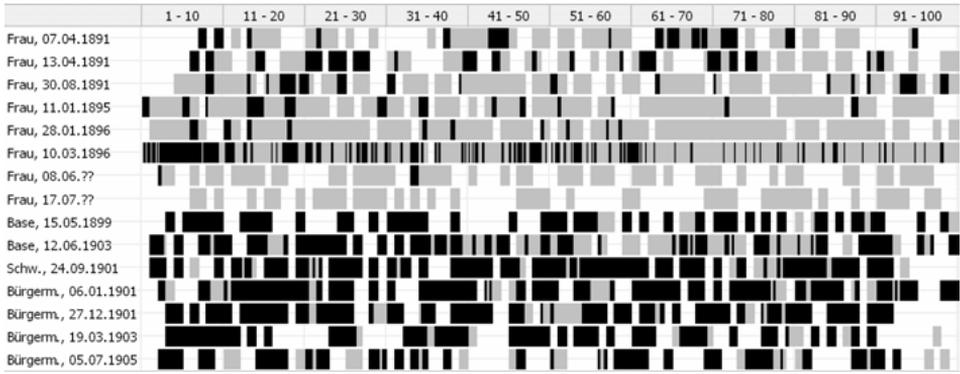


Abb. 88: <c>-Graphien im Briefverlauf (schwarz: vorhanden, grau: fehlend)

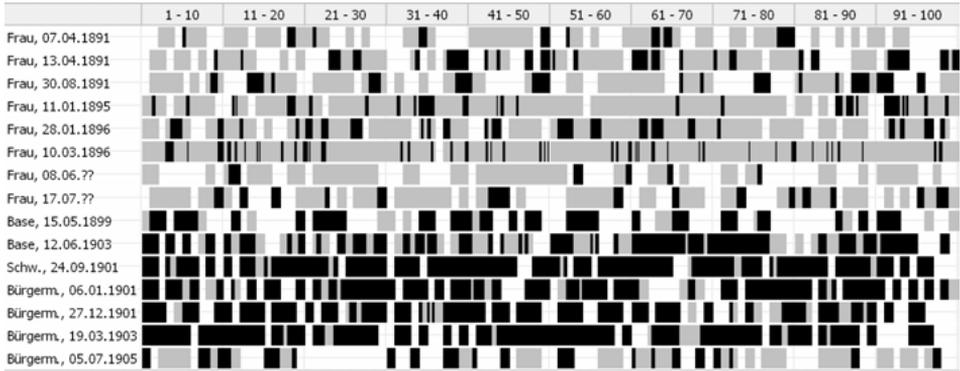


Abb. 89: Vokalquantität im Briefverlauf (schwarz: vorhanden, grau: fehlend/fehlerhaft)

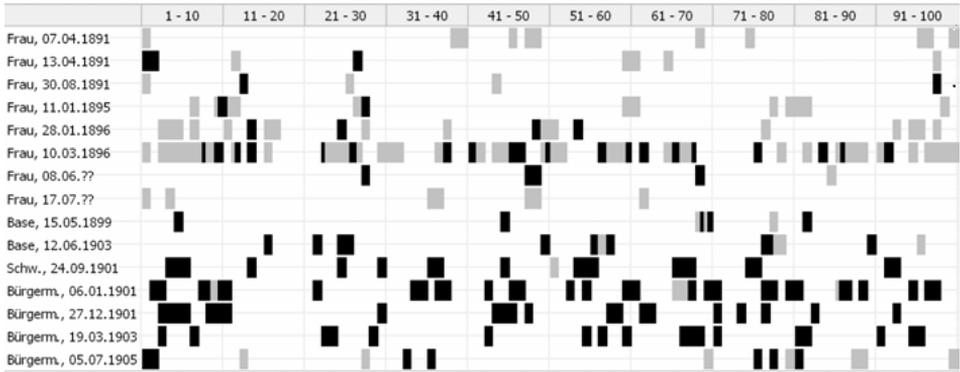


Abb. 90: Vokallrundung im Briefverlauf (schwarz: gerundet, grau: entrundet)

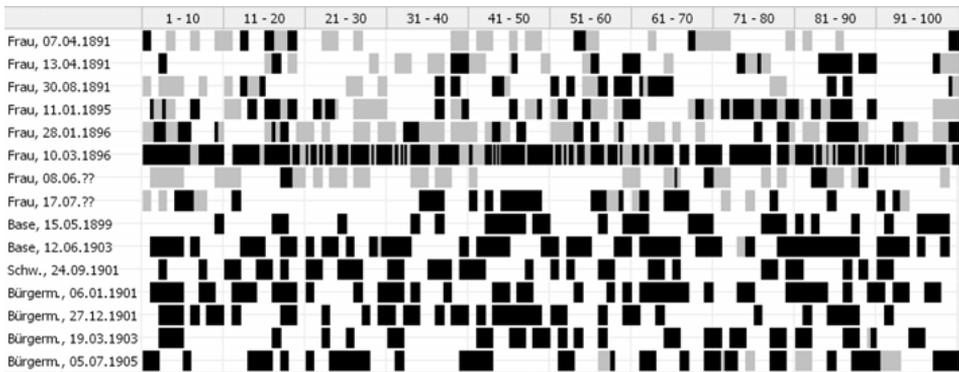


Abb. 91: <ei>-Graphien im Briefverlauf (schwarz: korrekt <ei>, grau: inkorrekt <ai>)

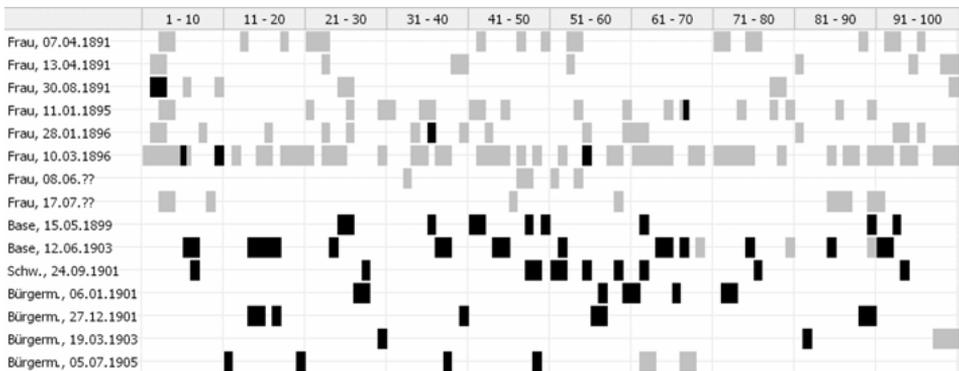


Abb. 92: <v>-Graphien im Briefverlauf (schwarz: korrekt <v>, grau: inkorrekt <f>)

Besonders deutlich zeigt sich in diesen Abbildungen die bereits in Kap. 5 beobachtete adressatenspezifische Verteilung der sechs Variablen. So sind die Anteile schwarzer Balken und damit korrekter Verschriftungen bei den in den unteren Zeilen angeordneten offiziellen Briefen deutlich größer als bei den Privatbriefen an die Ehefrau in den oberen Zeilen, wo die grauen Anteile dominieren. Auch die höhere Nähesprachlichkeit des Briefs an den Bürgermeister vom 05.07.1905 (unterste Zeile) wird aus den häufigeren grauen Anteilen im Vergleich zu den restlichen Briefen an diesen Adressaten ersichtlich. Im Folgenden geht es jedoch um die Verteilung der Varianten im jeweiligen Briefverlauf, die in der Reihenfolge der Abbildungen diskutiert wird.

Abb. 88 zeigt, dass die Verteilung von <c> in der Kombination <ch> in den Briefen an die Ehefrau recht stark schwankt, wobei die Auslassungen von <c> (grau) generell dominieren. Im Brief vom 17.07.?? findet sich überhaupt kein verschriftetes <c>; der Brief vom 08.06.?? hat immerhin zwei schwarze Balken und damit vorhandene <c>-Graphien in der ersten Briefhälfte, keinen dagegen in der zweiten. Ähnlich überwiegen die korrekten Graphien im Brief vom 28.01.1896 deutlich in der ersten Hälfte, in den Abschnitten 61–100 findet sich keine korrekte <c>-Graphie mehr. Am aussagekräftigsten ist der längste Brief an die Ehefrau vom 10.03.1896 (2.298 Wörter), bei dem man im Briefverlauf einen allmählichen Übergang von der Dominanz schwarzer zu der grauer Balken, also abnehmende orthographische Korrektheit im Briefverlauf, erkennen kann. Die Briefe an die Base bestätigen dies. So besitzt der Brief vom 15.05.1899 in der ersten Hälfte nur korrekte <c>-Graphien, in der zweiten Hälfte sind 6 Auslassungen zu finden. Der Brief vom 12.06.1903 ist stärker durchmischt, zeigt aber mehr als eine Verdoppelung von Auslassungen in der zweiten Hälfte von 14 auf 32 Fälle. Die Briefe an den Schwager und den Bürgermeister haben generell recht wenige Auslassungen; Veränderungen lassen sich aus der Abbildung kaum ablesen. Etwas auffällig ist jedoch, dass in den Briefen vom 27.12.1901 und 19.03.1903 in den Segmenten 1–20 nur korrekte Graphien erscheinen, was bei einer zufälligen Verteilung der Varianten recht unwahrscheinlich wäre.³⁶ Die Verteilung der <c>-Graphien in den einzelnen Briefen folgt einer klaren Tendenz: Der Anteil korrekter Verschriftungen nimmt im Briefverlauf unabhängig vom Adressaten ab.

Das Bild bei den Anzeigern für Vokalquantität in Abb. 89 ist dagegen weniger eindeutig. Es ähnelt der vorigen Abbildung zwar bezüglich der deutlichen Dominanz korrekter Varianten bei den offiziellen Briefen. Die Verteilung der einzelnen Schattierungen im Briefverlauf scheint dagegen keinem deutlichen Muster zu folgen. Der Brief an die Ehefrau vom 08.06.?? etwa besitzt in der ersten Hälfte nur einen schwarzen Balken (kor-

³⁶ Der Brief vom 19.03.1903 besitzt 8 Auslassungen und 51 <c>-Graphien, wobei am Briefbeginn 14 <c>-Graphien aufeinander folgen. Bei einer zufälligen Verteilung von Varianten im Briefverlauf hätte ein solches Cluster die Wahrscheinlichkeit von $(51/59)^{14} = 13\%$ (bei Schiegg 2018: 101 wurden 52 <c>-Graphien und 8 Auslassungen gezählt, was am Prozentwert nichts ändert). Es handelt sich hierbei um eine Abschrift Martin B.s einer Briefvorlage von anderer Hand (vgl. Kap. 5.2.2.b). In der Vorlage findet sich keine Auslassung einer <c>-Graphie; diese sind alle bei der Abschrift entstanden.

rekte Graphie), in der zweiten Hälfte dagegen drei (bei insgesamt 62 Belegen). Auch der Brief an die Base vom 12.06.1903, der mit insgesamt 119 hierfür relevanten Belegen etwas aussagekräftiger ist, zeigt eine Dominanz korrekter Verschriftungen in der zweiten Briefhälfte (45 von 60, also 75,0 %), während die Werte in der ersten Hälfte in etwa ausgewogen sind (32 von 59, also 54,2 %). In den offiziellen Briefen tendieren die Entwicklungen dagegen zu einer Abnahme an Korrektheit. So überwiegen im Brief an den Bürgermeister vom 05.07.1905 die korrekten Graphien in der ersten Briefhälfte deutlich (17 von 26, also 65,4 %, vs. 9 von 28, also 32,1 %).

Die recht großen Lücken zwischen den annotierten Segmenten in Abb. 90 resultieren aus der niedrigeren Frequenz der Variable Vokalrundung (246 Belege vs. 1521 bei <c>-Graphien und 1633 bei Vokalquantität). Wiederum zeigen sich die bekannten Verteilungen schwarzer bzw. grauer Balken bei den unterschiedlichen Briefftypen. Die geringe Frequenz der einzelnen Variablen in einigen der Briefe erschwert es jedoch, Entwicklungen im Briefverlauf zu beschreiben. Der auf Grund seiner Länge noch recht dicht annotierte Brief an die Ehefrau vom 10.03.1896 zeigt im Briefverlauf keine nennenswerten Veränderungen (in der ersten Hälfte 12 von 41, also 29,3 % korrekt gerundet, in der zweiten 11 von 37, also 29,7 %). Sehr punktuell sind die Beobachtungen, dass in zwei Briefen an die Ehefrau (13.04.1891 und 11.01.1895) jeweils die beiden einzigen korrekten Formen in der ersten Briefhälfte erscheinen, während in den beiden Briefen an die Base und im Brief an den Schwager die einzigen inkorrekten Entrundungen in der zweiten Briefhälfte auftreten. Textübergreifend könnte dies für eine Zunahme der Entrundung als Reflex der Mündlichkeit in der zweiten Hälfte mancher Briefe Martin B.s sprechen.

Die Dichte der Annotationen ist bei den <ei>-Graphien in Abb. 91 mit 811 Belegen wieder deutlich höher. Der größere Schwarzanteil reflektiert den erhöhten Anteil korrekter Verschriftungen, der hier mit 70,8 % durchschnittlich etwa 20 Prozentpunkte über den Werten der anderen Variablen liegt (vgl. S. 301, Tab. 15). Bei den Briefen an die Ehefrau kann man teilweise Zunahmen der Anteile korrekter Schreibungen im Briefverlauf erkennen, insbesondere am 13.04.1891 (38,4 % in der ersten zu 60,0 % in der zweiten Hälfte), am 30.08.1891 (43,8 % zu 64,7 %) und 08.06.?? (6,7 % zu 26,7 %). Inkorrekte Graphien sind hier in den offiziellen Briefen sehr selten, treten dann aber nur in der zweiten Briefhälfte auf: ein Beleg ist im Brief vom 19.03.1903 anzutreffen (vgl. S. 289, Fn. 70), im letzten Brief vom 05.07.1905 sind es sogar 7. Somit deutet sich nun wieder eine Abnahme orthographischer Korrektheit im Textverlauf an.

Die <v>-Graphien in Abb. 92 sind mit 225 Belegen wiederum vergleichsweise wenig frequent, scheinen sich aber recht klar im Briefverlauf zu verteilen. Die einzigen korrekten Graphien in den Briefen an die Ehefrau vom 30.08.1891 und 28.01.1896 erscheinen direkt am Briefbeginn bzw. in den ersten 40 %, bei den Briefen vom 10.03.1896 und 11.01.1895 in den ersten 60 % bzw. 70 %.³⁷ Im Brief an die Base von 1903 befinden sich alle 3

³⁷ Diese Belege könnten allerdings innersprachlich konditioniert sein, da im Brief vom 11.01.1895 das einzige korrekte <v> bei „Eva“ erscheint, das der Schreiber auch im zweiten vorhandenen Beleg, im Brief vom 10.03.1896, mit <v> verschriftet. Die beiden anderen Belege dort betreffen

inkorrekten Schreibungen in der zweiten Briefhälfte und betreffen die Lexeme „fon“ und „fiele“, die bei diesem Schreiber in ihren Graphien variieren, sodass diese Belege nicht lexembedingt sind. Das gleiche gilt für die wenigen <f>-Graphien in der zweiten Hälfte der Briefe an den Bürgermeister von 1903 („fon“) und 1905 (Präfix „Fer-“). Auch ungeachtet der Problemfälle in den Briefen an die Ehefrau zeigt sich also eine Abnahme korrekter Graphien in der zweiten Briefhälfte.

Die Einzelvariablen deuten folglich fast ausschließlich auf eine Abnahme orthographischer Korrektheit im Briefverlauf. Besonders klar ist dies beim Brief an den Bürgermeister von 1905, wo diese Tendenz bei allen fünf Variablen zu erkennen ist; auch die anderen offiziellen Briefe weisen häufig in diese Richtung. Daneben gibt es manchmal, besonders bei den Privatbriefen, gegenläufige Tendenzen. Eine erneute Zunahme an Korrektheit gegen Briefende lässt sich jedenfalls nicht feststellen. Dies geht einher mit Szenario 1 (vgl. S. 269, Abb. 37), sodass im Folgenden die Briefe in der Mitte geteilt werden und die Frequenz der einzelnen Variablen in den beiden Briefhälften verglichen wird.³⁸

(c) Ergebnisse der Briefteilungen: generelle Tendenzen

Tab. 51 zeigt die Ergebnisse der Teilung von Martin B.s 15 Briefen in der Mitte mit detaillierten Zahlenwerten für alle 5 Variablen. In jedem Feld werden die Verhältnisse der als korrekt und inkorrekt klassifizierten Belege der einzelnen Variablen in den beiden Briefhälften gegenübergestellt. Im längsten Brief an die Ehefrau vom 10.03.1896 etwa erscheinen bei der ersten Variable (<c>-Graphien) in der ersten Briefhälfte 107 korrekte Belege (vorhandene <c>) und 108 inkorrekte (fehlende <c>), in der zweiten Hälfte dagegen 40 korrekte und 177 inkorrekte. Der Anteil an Korrektheit beträgt für diese Variable in der ersten Hälfte somit 49,8 %, in der zweiten Hälfte dagegen nur 18,4 %, sodass eine Abnahme zu beobachten ist. Diese wird durch dunkelgraue Unterlegung des entsprechenden Feldes angezeigt. Hellgrau unterlegt werden Zunahmen an Korrektheit in der zweiten Briefhälfte, weiß unterlegt sind gleichbleibende Verhältnisse.

Insgesamt zeigt Tab. 51 deutliche Schwankungen zwischen Zu- und Abnahme orthographischer Korrektheit bei den einzelnen Variablen und Briefen. Die zugrunde liegenden Werte basieren auf unterschiedlich vielen Belegen, deren Zahl von den Brieflängen und der Häufigkeit einer Variable abhängt. So erscheinen beim vorher genannten Brief an die Ehefrau (10.03.1896) Belegzahlen zwischen 432 zu Variable (a) und nur 78 zu Variable (c). Bei den kürzeren Briefen basieren die Werte einzelner Variablen teilweise auf einstelligen Belegzahlen. Dennoch lassen sich aus der Tabelle einige Tendenzen ablesen, die im Anschluss rechnerisch überprüft werden.

das Lexem „November“, das aber nur hier erscheint. Das korrekte <v> im Brief vom 28.01.1896 tritt in „Vater“ auf, ebenfalls durchwegs mit <v>.

³⁸ Bei der Wortzählung werden auch durchgestrichene Wörter berücksichtigt, da auch diese annotiert wurden. Einzelbuchstaben werden ebenso wie nicht-autographe Bestandteile nicht gezählt. Bei ungeraden Textlängen erhält die erste Briefhälfte ein Lexem mehr.

<i>Brief an</i>	<i>Wörter</i>	<i>(a): <c></i>	<i>(b): VQ</i>	<i>(c): VR</i>	<i>(d): <ei></i>	<i>(e): <v></i>
Frau, 07.04.1891	271	8:17 < 9:19	5:27 < 5:26	0:4 = 0:4	4:11 > 3:10	0:8 = 0:6
Frau, 13.04.1891	329	13:17 > 10:24	10:23 > 14:35	2:1 > 0:3	5:8 < 9:6	0:3 = 0:4
Frau, 30.08.1891	366	10:44 > 8:40	9:26 < 12:26	1:3 < 1:0	7:9 < 11:6	1:3 > 0:2
Frau, 11.01.1895	638	12:51 > 4:46	15:65 > 12:62	2:5 > 0:5	15:13 < 21:16	0:13 < 1:11
Frau, 28.01.1896	603	7:47 > 3:59	13:46 > 14:53	3:8 > 1:5	11:18 < 12:19	1:8 > 0:7
Frau, 10.03.1896	2298	107:108 > 40:177	28:166 < 23:183	12:29 < 11:26	101:33 > 81:33	2:36 > 1:47
Frau, 08.06.??	261	2:27 > 0:24	1:33 < 4:24	2:0 > 1:1	1:14 < 4:11	0:2 = 0:2
Frau, 17.07.??	313	0:25 = 0:21	7:30 < 8:21	0:4 = 0:1	13:3 > 11:5	0:4 = 0:5
Base, 15.05.1899	267	18:0 > 26:6	18:8 < 12:5	2:0 > 2:2	10:0 = 15:0	4:0 = 4:0
Base, 12.06.1903	586	35:14 > 26:32	32:27 < 45:15	4:0 > 6:3	34:1 < 44:1	10:0 > 7:3
Schwager, 24.09.1901	476	38:7 > 44:9	59:4 > 62:5	8:0 > 9:1	17:0 = 16:0	2:0 = 7:0
Bürgermeister, 06.01.1901	441	36:7 > 41:10	43:7 > 37:8	11:1 > 12:2	22:0 = 27:0	1:0 = 4:0
Bürgermeister, 27.12.1901	340	37:4 > 30:9	34:5 > 31:8	11:0 = 8:0	24:0 = 13:0	3:0 = 3:0
Bürgermeister, 19.03.1903	312	24:3 > 27:5	41:3 > 39:5	6:0 = 10:0	11:0 > 16:1	1:0 > 1:2
Bürgermeister, 05.07.1905	271	17:8 > 19:10	17:9 > 9:19	3:2 > 3:5	14:0 > 14:7	4:0 > 0:2
<i>Summe</i>	7772	364:379 > 287:491 entspricht 49,0 % > 36,9 %	332:479 > 327:495 entspricht 40,9 % > 39,8 %	67:57 > 64:58 entspricht 54,0 % > 52,5 %	289:110 > 297:115 entspricht 72,4 % > 72,1 %	29:77 > 28:91 entspricht 27,4 % > 23,5 %

Tab. 51: Veränderung orthographischer Korrektheit in den Briefen Martin B.s nach Variablen aufgeschlüsselt. In den einzelnen Feldern werden die Verhältnisse korrekt zu inkorrekt der 1. und 2. Briefhälfte gegenübergestellt; dunkelgrau unterlegt = Abnahme von Korrektheit, hellgrau = Zunahme, weiß = ohne Veränderung

Die fünf Variablen verhalten sich nicht einheitlich. Während Variable (a) fast durchgängig Abnahmen zeigt (13 Abnahmen [A], 1 Zunahme [Z], 1 ohne Änderung [oÄ]), ist das Bild für Variable (d) fast ausgeglichen (5 A, 6 Z, 4 oÄ). Bei allen Variablen außer (d) ist die Zahl der Abnahmen jedoch größer als die der Zunahmen und auch bei der Zusammenfassung aller Briefe zeigt sich für jede Variable eine Abnahme (vgl. unterste Zeile in Tab. 51). Auch adressatenbedingt gibt es Unterschiede. Die Abnahmen sind in den Briefen an den Bürgermeister (insgesamt 14 A, 0 Z, 6 oÄ) und den Schwager (3 A, 0 Z, 2 oÄ) deutlicher als in den Privatbriefen an die Frau (20 A, 13 Z, 7 oÄ) und die Base (5 A, 3 Z, 2 oÄ). Diese Unterschiede sind wohl darauf zurückzuführen, dass das Niveau orthographischer Korrektheit bei Privatbriefen generell niedriger ist als bei offiziellen Briefen, sodass sich ein Nachlassen der Konzentration dort weniger bemerkbar macht.

(d) Ergebnisse der Briefteilungen pro Variable und Adressat

Von den 4436 Belegen sind 2084 schriftsprachlich korrekt (1081 in den ersten Briefhälften, 1003 in den zweiten) und 2352 inkorrekt (1102 vs. 1250). Der Anteil korrekter Belege geht im Textverlauf, unabhängig von den Einzelbriefen, insgesamt also von 49,5 % auf 44,5 % zurück. Dies ist nach einem Fisher-Test statistisch signifikant ($p < 0,001$; $\alpha = 0,01$; Odds Ratio = 1,22). Auch bei einer einzelnen Betrachtung der fünf untersuchten Variablen zeigt sich jeweils ein Rückgang (vgl. Abb. 93).³⁹ Statistisch signifikant ist dieser bei Variable (a) von 49,0 % auf 36,9 % ($p < 0,0001$; $\alpha = 0,01$; Odds Ratio = 1,64).

Bei manchen Variablen ist die Veränderung stärker als bei anderen, siehe den deutlich stärkeren Rückgang bei Variable (a) mit 12,1 Prozentpunkten als bei Variable (d) mit nur 0,3 Prozentpunkten. Erstere betrifft mit der Verschriftung von <c> in der Kombination <ch> rein die graphematische Ebene, während letztere einen Bezug zur Lautung aufweist, indem /ai/ hier konventionell als <ei> (orthographisch korrekt) verschriftet wird oder phonetisch als <ai> (orthographisch inkorrekt). Generell ist der Anteil der Korrektheit bei dieser Variable mit über 70 % vergleichsweise groß, was für eine gewisse kognitive Festigkeit der Diphthongschreibung spricht. Die gleichzeitige Einbindung in die phonetische und graphematische Ebene könnte eine inkorrekte Verschriftung erschweren. Das Verhalten der anderen Variablen stützt diese Argumentation. Während die rein graphematische Variable (e), Verschriftung von <f> statt <v>, 3,9 Prozentpunkte Veränderung aufweist, ist diese bei denen mit lautlichem Bezug geringer: Anzeiger für Vokalquantität (b) 1,1 Prozentpunkte bzw. Entrundungen (c) 1,5 Prozentpunkte. Der beachtliche Rückgang bei den <c>-Graphien kann auch dadurch gefördert sein, dass diese in der Kurrentschrift lediglich aus einem kleinen Haken bestehen (vgl. S. 294, Abb. 39), der beim schnellen,

³⁹ Bei den Berechnungen zu Abb. 93 & 94 werden alle Belege zusammen betrachtet, was zu einer stärkeren Gewichtung längerer Briefe führt. Dies erscheint aussagekräftiger als die bloße Durchschnittsbildung zwischen den Einzelbriefen, deren Werte teilweise auf einer niedrigen Zahl an Belegen beruhen und damit großen Schwankungen unterworfen sind.

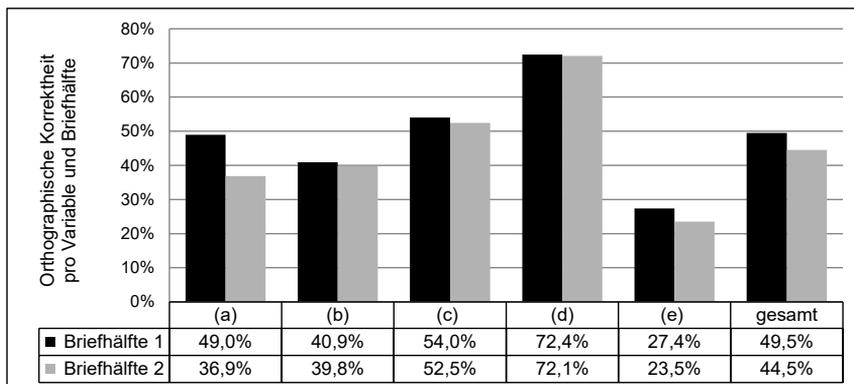


Abb. 93: Anteil orthographischer Korrektheit in den beiden Briefteilen aller 15 Briefe pro Variable

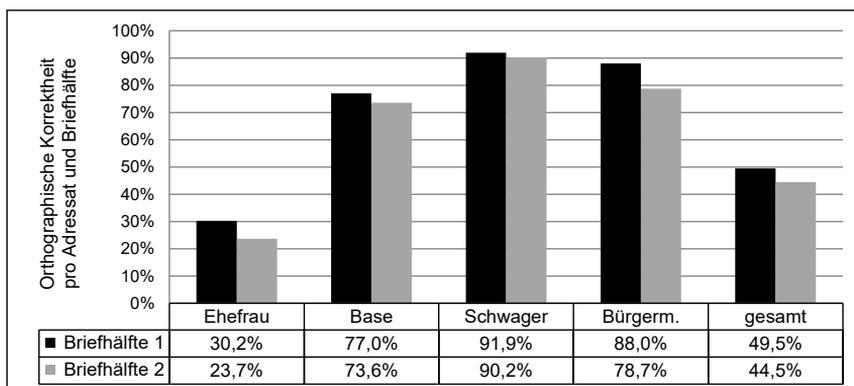


Abb. 94: Anteil orthographischer Korrektheit in den beiden Briefteilen aller 15 Briefe pro Adressat

undeutlicheren und schließlich auch unkonzentrierteren Schreiben anfällig für Weglassung ist, was auch bei professionellen Schreibern häufig vorkommt.

Betrachtet man die Ergebnisse adressatenabhängig (vgl. Abb. 94), so wird erneut die niedrigere Zahl schriftsprachlich korrekter Varianten in informellen Privatbriefen an die Ehefrau deutlich (*Audience Design*); auch die Werte im Brief an die Base liegen noch etwas unter denen an Bürgermeister und Schwager, was vielleicht die entfernte Bekanntschaft des Schreibers mit dieser widerspiegelt.

Beim Vergleich der beiden Briefhälften zeigt sich bei jedem der vier Adressaten ein Rückgang orthographischer Korrektheit in der zweiten Hälfte. Trotz der starken Schwankungen bei den Einzelvariablen erkennt man nun bei ihrer Zusammenfassung auch bei Briefen an die Ehefrau und die Base einen deutlichen Rückgang, der im ersteren Fall (30,2 % auf 23,7 %) statistisch signifikant ist ($p < 0,0001$; $\alpha = 0,01$; Odds Ratio = 1,39). Die Aussagekraft ist bei den acht Briefen an die Ehefrau wegen der größeren Textmenge

und damit geringeren zufälligen Schwankungen besonders groß: dort liegen 2.831 Belege vor, in den beiden Briefen an die Base nur 471. Alleine der lange Brief an die Ehefrau (10.03.1896) schlägt mit 1.244 Belegen deutlich ins Gewicht und zeigte durch den Rückgang bei 4 der 5 Variablen bereits diese Tendenz an (vgl. Tab. 51).

Ähnlich wie bei den Briefen an die Base ist die Datengrundlage für den Schwager mit nur einem überlieferten Brief und 288 Annotationen recht gering. Das Niveau der Korrektheit ist dabei insgesamt sehr hoch, indem etwa keine <ai>-Graphie (33 <ei>) und kein <f> für ein <v> (9 <v>) erscheinen. Bei den anderen 3 Variablen sind jedoch Rückgänge zu beobachten (vgl. Tab. 51) und auch das Schriftbild wirkt gegen Briefende unregelmäßiger.

Die vier Briefe an den Bürgermeister liefern mit 846 Belegen dagegen wieder mehr Datenmaterial, der Rückgang ist mit 9,3 Prozentpunkten Unterschied zwischen den beiden Briefteilen am deutlichsten und statistisch signifikant ($p < 0,001$; $\alpha = 0,01$; Odds Ratio = 1,98). Besonders auffällig zeigt sich diese Tendenz im spätesten Brief Martin B.s an den Bürgermeister von 1905⁴⁰, der in den fünf hier relevanten Variablen mit durchschnittlich 61,7 % Korrektheit einen deutlich niedrigeren Wert aufweist als bei den anderen drei Briefen an den Bürgermeister mit durchschnittlich 88,5 %, der aber immer noch deutlich höher ist als in denen an die Ehefrau (23,8 %). Die Einhaltung schriftsprachlicher Normen kostet ihn bei Verschlechterung seines Gesundheitszustands wohl immer größere Anstrengung.⁴¹

Beachtlich ist der starke Rückgang an Korrektheit bei allen Variablen in der zweiten Hälfte dieses Briefs von 1905 (vgl. Tab. 51). So sind in der ersten Hälfte noch 74,3 % der Varianten (55 von 74) als korrekt zu klassifizieren, in der zweiten Hälfte sind es nur noch 51,1 % (45 von 88). Der Rückgang beträgt also gut 23 Prozentpunkte, während er bei den restlichen Briefen an den Bürgermeister nur bei knapp 6 Prozentpunkten liegt (91,3 % vs. 85,6 %). Bringt man dies wiederum in Verbindung mit dem Gesundheitszustand, so lässt sich daraus folgern, dass die Aufrechterhaltung erhöhter Korrektheit nun besondere Konzentration des Schreibers erfordert und er diese im Briefverlauf weniger als in früheren Briefen beibehalten kann.

(e) Diskussion der Ergebnisse

Die Untersuchungen dieses Kapitels machten auf einen bisher unbeachteten sprachexternen Faktor für Variation innerhalb von Einzeltexten aufmerksam: variierende Konzentration bzw. Aufmerksamkeit eines Schreibers im Verlauf der Textproduktion. Die graphematische Ebene bietet sich aufgrund der hohen Frequenz ihrer Variablen, die in schriftsprachlich ‚korrekte‘ und ‚inkorrekte‘ Varianten unterteilt werden können, für die

⁴⁰ Der Brief mit Annotationen ist vollständig bei Schiegg & Gunkler-Frank (2021) abgedruckt.

⁴¹ Dieser Trend deutet sich schon im vorletzten Brief von 1903 an die Base an. Dieser zeigt 71,7 % orthographische Korrektheit, während der an die Base von 1899 noch auf 84,1 % kommt. Dazwischen ereigneten sich deutliche Verschlechterungen im Gesundheitszustand Martin B.s.

Betrachtung dieses Faktors an. Zur Untersuchung der Verteilung der Varianten im Textverlauf wurde jeder der 15 Briefe in der Mitte geteilt und die Häufigkeit der Belege für die einzelnen Varianten in beiden Hälften miteinander verglichen. Voraussetzung hierfür war eine vorhergehende Einschätzung des Variationsverhaltens, was bei diesem Schreiber für ein Szenario der Abnahme korrekter Varianten im Briefverlauf sprach. Die Zweiteilung hat gegenüber kleineren Unterteilungen den Vorteil, dass der Einfluss zufälliger Schwankungen im Textverlauf, die insbesondere bei kürzeren Texten und weniger häufigen Variablen eintreten, gering gehalten werden kann. Dennoch traten Fluktuationen auch hierbei deutlich zutage (vgl. Tab. 51). Die Aggregation der Briefe hinsichtlich der untersuchten Variablen oder Adressaten konnte jedoch deutliche Ergebnisse liefern: einen durchgängig bei jeder Variable und jedem Adressaten erscheinenden Rückgang orthographischer Korrektheit in der zweiten Briefhälfte.

Dieses Ergebnis ist auch insofern beachtlich, als die stark divergierenden Brieflängen hierbei nur indirekt berücksichtigt wurden. Generell ist davon auszugehen, dass bei längeren Briefen der Rückgang an Konzentration deutlicher ist als bei kürzeren Briefen. Dies bestätigt sich bei einem Blick auf Tab. 51, in der die kürzeren Briefe (zwischen 250 und 300 Wörter) bei den Einzelvariablen meist starke Schwankungen zwischen der Zu- und Abnahme orthographischer Korrektheit aufweisen (z. B. an Ehefrau 07.04.1891, 08.06.??, an Base 15.05.1899); dagegen zeigt der längste Brief an die Ehefrau (10.03.1896) eine klare Tendenz zur Abnahme an Korrektheit. Durch die höhere Zahl an Varianten fließen die längeren Briefe stärker in die Berechnung ein. Dies ist aber als positiv zu bewerten, da bei größerer Brieflänge auch zufällige Schwankungen bei weniger häufigen Variablen ausgeglichen werden.

Vor dem Hintergrund der Brieflänge ist der deutliche Rückgang orthographischer Korrektheit im letzten Brief Martin B.s an den Bürgermeister (05.07.1905) umso relevanter, da es sich auch hier mit 271 Wörtern um einen der kürzeren Briefe handelt. Der Einfluss des verschlechterten Gesundheitszustandes konnte hierbei sowohl an der generell niedrigeren Korrektheit als bei anderen offiziellen Briefen als auch am stärkeren Rückgang von Korrektheit im Briefverlauf wahrscheinlich gemacht werden, der wohl auf das erschwerte Aufrechterhalten der Konzentration zurückzuführen ist. Welche Rolle der Faktor Konzentration bei gesunden Schreibern spielt, müsste jedoch an einer anderen Datengrundlage untersucht werden, da Martin B.s Gesundheitszustand bereits bei der Abfassung seiner früheren Briefe Beeinträchtigungen zeigte. Der Hinweis bei Havinga (2021) auf Veränderungen im Textverlauf in Briefen eines Dienstmädchens (1845), die sich auf deren Müdigkeit zurückführen lassen (vgl. Kap. 2.2.d), deutet jedenfalls auf eine generelle Relevanz der Beobachtungen hin. Die Aufrechterhaltung der Konzentration betrifft wohl auch routiniertere Schreiber, die jedoch die Ergebnisse ihrer Textproduktion leichter an den schriftsprachlichen Normen ausrichten können als unroutinierte Schreiber.⁴² Somit

⁴² Dies beinhaltet auch mehrstufige Verfahren der Textgenese mit Entwürfen, Korrekturen durch Dritte und Reinschriften. Einige von Martin B.s Texten weisen vergleichbare Entstehungspro-

sind zum Nachweis des Faktors Konzentration Texte von unroutinierten und gleichzeitig auch kranken Personen vielleicht ohnehin am geeignetsten.

Abschließend sollen die Variantenverteilung und die Variablenauswahl diskutiert werden. So ist die Variantenverteilung in Martin B.s Briefen komplexer, als es die durchgeführte Halbierung suggeriert. Es finden sich etwa teilweise Cluster korrekter Varianten direkt am Briefbeginn (vgl. S. 486, Fn. 36), die bei einer Teilung in der Mitte zu schwach bzw. überhaupt nicht erfasst werden. Ein solcher Fall liegt auch beim letzten Brief (05.07.1905) bezüglich Variable (a) vor, die in den beiden Briefhälften mit 68 % vs. 66 % Korrektheit kaum Unterschiede aufweist. Vergleicht man allerdings den Briefbeginn mit dem Briefende, so zeigen die ersten drei Belege die korrekte Variante <ch>, die letzten zwei dagegen <h>. Derartige qualitative Beobachtungen können die Ergebnisse nicht nur bestätigen, sondern auch auf zusätzliche Einflüsse auf die Variantenverteilung hinweisen. So findet sich im Brief an die Ehefrau vom 30.08.1891 am Ende von S. 1 mit gedrängten Buchstaben „ih bite gome“; am Beginn von S. 2 wiederholt Martin B. die Bitte ausführlicher und eindringlicher, und auch in deutlicherer Schrift: „Liebes Weib ich bitte dih noh mal goṃe zu mihr“. Bezüglich der untersuchten Variablen kann man gegenüberstellen: (a): „ih“ vs. „ich“; (b): „bite“ vs. „bitte“, „gome“ vs. „goṃe“. Zu vermuten ist, dass der Schreiber beim Umblättern, vielleicht nach einer kurzen Pause, hier neu angesetzt hat und den Brief wieder schriftsprachlicher weiterführt. Ähnliches wurde auch bei einem erkrankten mittelalterlichen Schreiber beobachtet, der nach einer Unterbrechung ein ordentlicheres Schriftbild aufweist (vgl. Thorpe & Alty 2015: 3124). Insgesamt erwies sich die Teilung in der Briefmitte wegen ihrer leichteren Quantifizierbarkeit als sinnvoll, wenn es auch im Detail noch weitere Verteilungen von Varianten und mögliche Ursachen für Variation aufzudecken gäbe.

Die Auswahl der Variablen erfolgte pragmatisch, indem auf bereits vorhandene Annotationen zurückgegriffen wurde, die einerseits eine binäre Unterscheidung in ‚korrekt‘ und ‚inkorrekt‘ erlauben und andererseits eine hohe Frequenz aufweisen. So dürfte die Verteilung von Varianten auf anderen sprachlichen Ebenen wie der Morphologie und Syntax zwar durchaus auch Veränderungen im Textverlauf zeigen, die sich aber dann bei den meist recht kurzen Textlängen eher nicht mehr mit dem hier durchgeführten quantitativen Verfahren erfassen lassen. Ebenso wie bei komplexeren Variantenverteilungen wäre es auch bezüglich der Variablenauswahl denkbar, die Untersuchungen aus qualitativer Sicht zu erweitern. Bei der Auswahl der Variablen und Durchführung der Analysen mussten somit einige Kompromisse eingegangen werden, sodass nur ein Ausschnitt des Variationsverhaltens dieses Schreibers im Textverlauf untersucht werden konnte. Die Ergebnisse belegen aber klar, dass innerhalb eines Textes nicht nur inhaltlich motivierte Veränderungen im Variationsverhalten etwa bei poetischen Stellen oder Appellen stattfinden können, sondern auch abnehmende Konzentration im Schreibprozess einen Faktor für intraindividuelle Variation bildet.

zesse auf (vgl. Kap. 5.2.2). Seine Schreibroutine scheint jedoch zu wenig ausgeprägt, um Effekten abnehmender Konzentration erfolgreich zu begegnen.

8 Diachrone Veränderungen im individuellen Sprachgebrauch

Intraindividuelle Variation zeigt sich ebenfalls in der Diachronie, wenn Individuen ihren Sprachgebrauch ändern (vgl. Kap. 2.1.f). Gemäß den methodologischen Ausführungen in Kap. 4.3.2 wird im Folgenden zwischen zwei Ursachen für diachrone Veränderungen bei Einzelschreibern unterschieden. Kap. 8.1 diskutiert an bereits untersuchten Schreibern sprachliche Veränderungen, die individuell durch psychische und/oder somatische Entwicklungen bedingt sind. Im Kontext psychiatrischer Anstalten handelt es sich dabei überwiegend um Krankheit und Alter. Kap. 8.2 betrachtet anschließend Auswirkungen von Sprachwandel in der Sprachgemeinschaft (*communal change*) auf den Sprachgebrauch der Patienten. Hierzu sind neue sprachliche Analysen von Einzelphänomenen bei Langzeitpatienten nötig, die zur Entstehungszeit der Briefe sprachliche Variation und Wandel aufweisen. Die gute Datenlage erlaubt bei Patientenbriefen intraindividuelle diachrone Untersuchungen (*real-time panel studies*), wie sie in der (historischen) Soziolinguistik nur selten möglich sind.

8.1 Individuell bedingte diachrone Veränderungen

Der im vorigen Kapitel diskutierte Martin B. (kfb-1621) ist nur einer von mehreren Patienten, bei denen bei der Arbeit mit Patiententexten Einflüsse von Erkrankungen und/oder des Alters auf den Sprachgebrauch beobachtet werden konnten. Bei schwer erkrankten Patienten lassen sich solche Einflüsse teilweise bereits bei der Untersuchung eines Einzeltexts erkennen (vgl. S. 66, Abb. 4). Hinsichtlich intraindividuelle Variation aufschlussreicher erscheint jedoch der Vergleich mehrerer Texte eines Schreibers im Zeitverlauf mit Rückbindung an Ausführungen zum Krankheitsverlauf in der Krankengeschichte. Ein solches Vorgehen war Teil der Untersuchungen in Kap. 6.2, in denen die konzeptionellen Profile der analysierten Patienten und einiger Angehöriger im Detail vorgestellt und besonders auch Einflüsse von Erkrankungen auf den Sprachgebrauch berücksichtigt wurden. Im Folgenden werden diesbezügliche Beobachtungen zusammengestellt, mit anderen bisher erfolgten Arbeiten zu historischen Patiententexten aus Kaufbeuren-Irsee in Beziehung gesetzt und vereinzelt etwas erweitert.

Bei 16 von 22 der in Kap. 6.2 untersuchten Patienten wurden Veränderungen des Sprachgebrauchs im Zeitverlauf festgestellt, die sehr wahrscheinlich auf ihren jeweiligen Gesundheitszustand, ihre psychische Verfassung und/oder ihr zunehmendes Alter zurückzuführen sind. Dies heißt nicht, dass bei den restlichen Patienten keine derartigen Einflüsse vorliegen. Etwa zeugen die Texte der Brüder Vitus P. (kfb-1901) und Andreas P. (kfb-1728) von Wahnvorstellungen, die sich aber weniger im Zeitverlauf verändern, sondern eher adressatenbedingt variieren (Vitus P.) oder sich im Textverlauf unterschiedlich stark äußern (Andreas P.). Zudem zeigten sich auch bei zwei Angehörigen auffällige Veränderungen im Zeitverlauf: bei Anna S. (kfb-120-A), Mutter von Anna H., und

Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A), Vater der genannten Brüder. Auch bei einigen Patienten mit Schriftproben sind deutliche Auswirkungen ihrer Erkrankung auf ihr Schreiben zu beobachten (vgl. Kap. 3.3.4).

Die Schreiber mit sprachlichen Veränderungen lassen sich in zwei Gruppen einteilen, die in den folgenden beiden Abschnitten behandelt werden. Kap. 8.1.1 stellt Schreiber vor, bei denen gegen Lebensende einhergehend mit gesundheitlichen Verschlechterungen auch sprachliche Veränderungen eintreten. Wenn Patienten ein höheres Lebensalter erreichen, spielen die Faktoren Alter und Krankheit oftmals zusammen und können nicht immer klar voneinander getrennt werden. Kap. 8.1.2 behandelt die Auswirkungen von Schwankungen des Gesundheitszustands und der Stimmungslage in anderen Lebensphasen auf den Sprachgebrauch, was teilweise Überschneidungen zeigt, sich dann aber auch sehr individuell äußern kann. Bei Cosmas R. (kfb-2108) und Mathilde W. (kfb-2871) liegt beides vor, sodass sie in beiden Abschnitten thematisiert werden.

8.1.1 Sprachliche Veränderungen gegen Lebensende

Tab. 52 listet diejenigen Patienten auf, bei denen in den bisherigen Untersuchungen sprachliche Veränderungen in ihren späten Texten beobachtet wurden.

<i>Schreiber</i>	<i>Todesdatum, Todesalter</i>	<i>Schreibzeitraum</i>	<i>Untersuchungen</i>
Maria Z. (kfb-935)	17.09.1901 45 Jahre	20.04.1890– 18.03.1901	Schiegg (2015a)
Pius G. (kfb-936)	27.10.1901 54 Jahre	06.04.1883– 21.09.1901	Schiegg (2015a), Schiegg & Sowada (2019)
Martin B. (kfb-1621)	27.11.1906 74 Jahre	07.04.1891– 05.07.1905	Kap. 5, Kap. 6.2.1.1, Kap. 7.3, Schiegg (2018), Pfeiffer & Schiegg (2020), Schiegg & Gunkler-Frank (2021)
Balbina H. (kfb-1996)	07.05.1912 49 Jahre	02.09.1909– 16.02.1910	Schiegg (2015c)
Cosmas R. (kfb-2108)	12.11.1882 56/57 Jahre	24.01.1872– 21.04.1882	Kap. 6.2.2.4
Maria E. (kfb-2817)	12.05.1923, 75 Jahre	03.03.1897– 19.02.1922	Kap. 6.2.2.3
Mathilde W. (kfb-2871)	17.08.1922 70 Jahre	04.01.1892– 18.10.1920	Kap. 6.2.2.13, Schiegg (2015a)

Tab. 52: Schreiber mit Sprachwandel gegen Lebensende

Maria Z. (kfb-935): In den 18 Briefen der an epileptischen Anfällen leidenden Metzgerswitwe Maria Z. aus Neuburg a. d. Donau wurde bei Schiegg (2015a: 182) eine hohe Frequenz nicht-standardsprachlicher Formen beobachtet, etwa *tun* als Hilfsverb oder doppelte Negationen. In ihren späteren Briefen zeigt sich dabei eine Verdichtung derartiger Formen, was anhand hochfrequenter Variablen nachgewiesen wurde (vgl. Schiegg 2015a: 195). So verschriftet sie in ihren letzten vier Briefen von 1899–1901 insgesamt 25-mal die 3. Pers. Sg. von *sein* als *is* bzw. *iβ* und nur einmal als *ist*, während in den 14 anderen Briefen¹ nur 10 *is/iβ*, aber 32 *ist* vorkommen. Ähnlich verwendet sie nur viermal das gesprochensprachliche, süddeutsche *i*, jeweils enklitisch in der Form *habi*, einmal 1899 und dreimal 1901, dagegen insgesamt 495-mal *ich*.² Auch das im Südwesten des deutschen Sprachraums palatalisierte *s* erscheint nur einmal 1899 in *dascht* ‚(dass du‘) und dreimal 1901 (zwei *dascht* ‚tust‘ und ein *bischt* ‚bist‘). Eine detaillierte Analyse des typisch süddeutschen Wegfalls bzw. der Synkopierung des *ge*-Präfix im Partizip Präteritum (vgl. König, Elspaß & Möller 2019: 158) hat zudem ergeben, dass dieses Phänomen zwar in allen Briefen der Schreiberin recht häufig anzutreffen ist, sich aber lexembedingt unterschiedlich verhält. Eine diachrone Veränderung ist dahingehend zu beobachten, dass Maria Z. in ihrem letzten Brief vom 18.03.1901 drei präfixlose Formen von Verben verwendet, die zuvor immer mit Präfix gebildet waren.³ Dieser Brief zeigt folglich in mehreren sprachlichen Phänomenen eine klare Zunahme gesprochensprachlicher Varianten.

Inhaltlich ist der Brief von 1901, in dem sie ihrer Familie von ihrer Arbeit in der Anstalt erzählt und um Abholung bittet, jedoch gut verständlich und klar strukturiert, und auch im Schriftbild sind keine Unterschiede zu ihren vorherigen Briefen zu erkennen. Ihr Gesundheitszustand ist laut Krankengeschichte vom April 1901 noch unauffällig: „Keine Änderung, weder psychisch noch somatisch. In ersterer Beziehung diene als Beleg der Brief v. 18. März d. J.“. Im September nimmt jedoch die Häufigkeit ihrer Anfälle zu, was mit einer deutlichen Verschlechterung ihres Zustands einhergeht, sodass Maria Z. kurz darauf am 17.09.1901 mit nur 45 Jahren verstirbt. Beachtlich ist, dass trotz der Unauffälligkeit ihres Gesundheitszustands und gleichzeitiger Klarheit ihrer Texte – ihr letzter Brief wurde sogar als Beleg hierfür herangezogen – sprachliche Veränderungen in ihren späteren Briefen, insbesondere im letzten, zu beobachten sind, die womöglich als Frühindikatoren ihrer gesundheitlichen Veränderungen bewertet werden könnten. Nur detaillierte variationslinguistische Analysen im diachronen Verlauf konnten dies aufzeigen; bei der bloßen Betrachtung nur eines Briefs bleiben diese, wie auch den damaligen Ärzten, verborgen.

- ¹ Nur 5 dieser Briefe sind datiert; die Verhältnisse sind bei dieser Variable aber so eindeutig, dass von einem diachronen Wandel auszugehen ist.
- ² Bei Schiegg (2015a: 195) sind nur zwei der Belege für *i* aufgeführt, was aber nichts an der Aussage ändert.
- ³ Dort erscheinen 2-mal *kabt* bzw. *kad*, in den früheren Briefen dagegen 8-mal *gehabt*. Ebenso ist dort ein *kold* belegt, in den anderen Briefen 17 *geholt* (vgl. Schiegg 2015a: 189).

Pius G. (kfb-936): Ein fast zeitgleicher und in einigen Aspekten ähnlicher Fall liegt beim Schneider Pius G. vor, von dem mehr als hundert Briefe und eine 20-seitige Lebensgeschichte aus seinem 18-jährigen Schreibzeitraum erhalten sind. Seinen letzten überlieferten Brief schrieb er nur einen Monat vor seinem Tod an einem Lungenödem mit 54 Jahren am 29.10.1901.⁴ Dieser Brief an das Auswärtige Amt zeigt eine deutliche Verschlechterung des Schriftbilds: Es ist viel zittriger, die Buchstabenformen ungleichmäßig, einige Buchstaben sind ausgelassen und es finden sich zahlreiche Korrekturen und Ergänzungen (vgl. Schiegg 2015a: 195). Dies geht einher mit einer Verschlechterung seines körperlichen Zustandes, was seit Mai 1901 in der Krankengeschichte regelmäßig beschrieben wird. Dagegen ist er noch Mitte September 1901 „psychisch immer der alte“.

Sein letzter Brief zeugt zwar wie auch seine anderen Texte von seinem Größen- und Verfolgungswahn, ist aber insgesamt verständlich geschrieben. Auch ist er weiterhin in der Lage, schriftsprachliche Konventionen wie den Wechsel von Kurrentschrift zu lateinischer Schrift an typischen Positionen wie Ort, Datum, Unterschrift und Namen durchzuführen, was für seine große Schreibroutine spricht (vgl. Schiegg & Sowada 2019: 781).⁵ Eine grammatische Untersuchung zu einer Auswahl seiner Briefe hat einerseits von der Formalität der Textpassage abhängige Variation bei Apo- und Synkopierungen (vgl. Schiegg 2015a: 179) sowie Codeswitching (vgl. Kap. 4.3.1, Bsp. 125) aufgedeckt, andererseits auch einen Hinweis auf mögliche diachrone Veränderungen geliefert. So zeigt sich zwar nicht in seinem letzten, aber in seinem vorletzten Brief vom 18.09.1900 an seine Schwester, bei dem ebenfalls das Schriftbild schon Veränderungen aufweist, eine auffällige Häufung weggefallener *ge*-Präfixe bei Partizipialformen, was auf eine Zunahme gesprochensprachlicher Formen hindeutet (vgl. Schiegg 2015a: 189). Zusätzliche Analysen bei weiteren sprachlichen Phänomenen wären hier sinnvoll, um diese Indizien zu bestätigen. Die Veränderungen in der Schrift wiegen hier deutlich stärker und zeugen von den zunehmenden körperlichen Beschwerden des Patienten.

Martin B. (kfb-1621): Beim letzten Brief Martin B.s an den Bürgermeister vom 05.07.1905 konnten auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen deutliche Veränderungen im Vergleich zu den vorhergehenden Briefen beobachtet werden. Besonders erkennt man dies am deutlich verschlechterten Schriftbild, was sich in zittrigen Buchstaben, Klecksen und einigen Korrekturen äußert (vgl. S. 292, Abb. 38). Ein Mangel an Orientierung zeigt sich an der benötigten Unterstützung für die Ergänzung von Ort und Datum sowie einer Liniierung (vgl. Kap. 5.2.2.c). Die sprachlichen Untersuchungen konnten diese Beobachtung stützen, indem sowohl bei der Analyse graphematischer Variablen als auch der Nähe- und Distanzmerkmale bei diesem Brief im Vergleich zu den anderen offiziellen Briefen Martin B.s ein deutlicher Rückgang orthographischer Korrektheit und Distanzsprachlichkeit sowie eine Zunahme an Nähesprachlichkeit beobachtet wurde (vgl. S. 310, Abb. 45).

⁴ Pius G. datierte den Brief auf den 20.08.1901; eine ärztliche Anmerkung auf dem Brief lautet „21 IX. 01.“. Diese kann hier als zuverlässiger bewertet werden.

⁵ Eine gewisse Unsicherheit lässt sich jedoch an zwei Stellen beobachten, an denen er zwischen beiden Schriften unmotiviert wechselt: „Kaiserin Witwe“ und „Dreyfus Prozeß“.

Die Gestaltung dieses Briefs nähert sich gewissermaßen den Privatbriefen des Schreibers an, was sich ebenso auf der inhaltlichen Ebene belegen lässt, indem Martin B. nun die in Briefen an seine Ehefrau typischen Drohungen auch in einem offiziellen Brief einsetzt (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 273). Die erhöhte Schwierigkeit des Schreibers bei der Aufrechterhaltung der Konzentration manifestiert sich besonders bei diesem Brief, der einen besonders starken Rückgang an Korrektheit im Textverlauf zeigt (vgl. Kap. 7.3.d). Der Zusammenhang all dieser sprachlichen Veränderungen mit der zeitgleich ablaufenden deutlichen Verschlechterung des psychischen und physischen Gesundheitszustands des Patienten (vgl. Kap. 5.2.1.a) kann als gesichert betrachtet werden. Schon bei seinem vorletzten Brief vom 12.06.1903 an seine Base deuten sich ähnliche Tendenzen an (vgl. S. 492, Fn. 41), die hohe Aussagekraft des letzten Briefs erreichen sie aber nicht.

Balbina H. (kfb-1996): Von Balbina H., Ehefrau eines Fotografen, liegen zwar nur zwei Briefe an ihre Töchter vor, die aber deutliche Unterschiede sowohl im Schriftbild als auch in der Sprache aufweisen (vgl. Schiegg 2015c).⁶ Während der erste Brief vom 02.09.1909 an Anna noch eine regelmäßige Schrift zeigt, ist die Lesbarkeit des zweiten vom 16.02.1910 an Babetha durch die sehr undeutliche Schrift und nicht-sprachliche Formen besonders ab der Mitte der ersten Seite stark eingeschränkt (vgl. Abb. 95). In den lesbaren Passagen⁷ ist allerdings ein deutlich stärkerer Gebrauch kleinräumig verbreiteter Varianten wie *it* („nicht“) (vgl. König & Renn 2007: 111) und auch das typisch schwäbische palatalisierte *s* erkennbar.

In der Krankengeschichte der Patientin wird in dieser Zeit jedoch keine auffällige Veränderung vermerkt. Die beiden einzigen im Schreibzeitraum der Briefe erstellten Einträge in ihrer Krankengeschichte stammen von Dr. Zierl und wurden in größerem Abstand erstellt: einer drei Monate nach dem ersten Brief, der zweite zwei Monate nach dem zweiten Brief. Der Arzt beobachtet „immer dasselbe Verhalten“ (13.12.1909), denn sie „Hallucinirt noch immer lebhaft“ (28.04.1910). Etwas vorschnell wirkt dabei die Rede von „hypocondrischen Klagen“ (13.12.1909), müssen doch bei Balbina H. zu dieser Zeit rapide gesundheitliche Verschlechterungen eingetreten sein. Ein weiterer Eintrag vom 27.09.1911 erwähnt jedoch nicht mehr überlieferte Briefe diesen Jahres, aus deren „Form und Inhalt“ der Arzt nun den „zunehmenden Verfall der geistigen Tätigkeit“ ableitet.⁸ Ende 1911 beschreibt er zunehmende körperliche Beschwerden, die im Mai 1912 zum Tod der Patientin mit nur 49 Jahren an Tuberkulose führen.

Cosmas R. (kfb-2108): Die sprachlichen Veränderungen in den Texten des an Halluzinationen und Verwirrtheit leidenden Schuhmachermeisters Cosmas R. sind trotz der nur 6 überlieferten Briefe komplexer als in den bisherigen Beispielen und nur teilweise

⁶ Frühere Briefe der Schreiberin wurden abgesendet, wie aus einem Brief ihres Schwagers an den Direktor (12.01.1904) hervorgeht.

⁷ Vgl. Transkriptionen mehrerer kurzer Stellen bei Schiegg (2015c: 83).

⁸ Vgl. vollständig: „Schrieb in dem laufenden Jahre einige Briefe an ihre Verwandten in Sonthofen, die nach Form und Inhalt sehr schlecht ausfielen und auf zunehmenden Verfall der geistigen Tätigkeit schliessen lassen“ (27.09.1911).

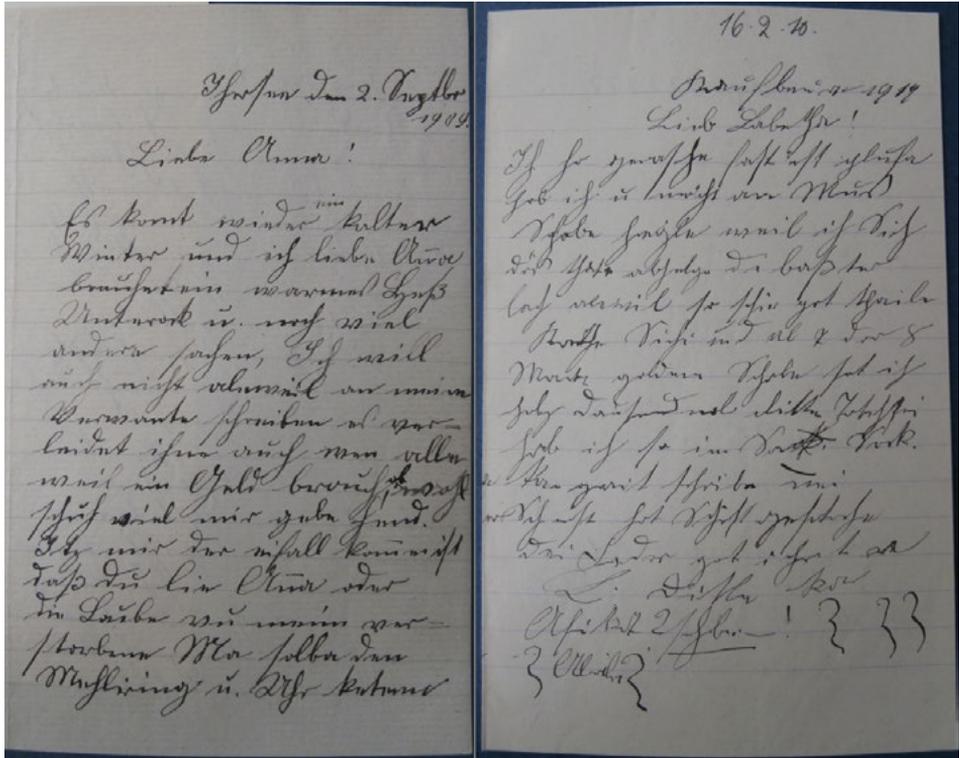


Abb. 95: Vergleich von S. 1 der Briefe von Balbina H. (kfb-1996); links: 1909, rechts: 1910

auf eine Verschlechterung des Gesundheitszustands am Lebensende zurückzuführen (vgl. Kap. 6.2.2.4). So zeichnete sich gerade sein erster Brief an seine Ehefrau kurz nach der Aufnahme in die Anstalt (24.01.1872) mit 46 Jahren durch ein unsauberes Schriftbild aus, das wohl mit seinem schlechten Zustand am Beginn seines Anstaltsaufenthalts zu erklären ist. An ‚ruhigen Tagen‘ im Dezember 1872 dagegen beginnt er seinen Brief in sehr sauberer, regelmäßiger Schrift, die im Textverlauf jedoch immer unordentlicher wird und zahlreiche Korrekturen aufweist. Auch grammatische Phänomene der Nähe nehmen dort zu. Sein letzter Brief vom April 1882, geschrieben etwa ein halbes Jahr vor seinem Tod, zeigt ein außergewöhnliches Bemühen um Formalität inklusive zahlreicher Distanzmerkmale mit gleichzeitiger Verschlechterung des Schriftbilds. Die Verständlichkeit des Briefs ist teilweise stark eingeschränkt und es häufen sich grammatische Nähemerkmale wie Ellipsen und Inkongruenzen. Besonders durch seine passagenweise Unverständlichkeit weicht dieser Brief deutlich von seinen restlichen ab, sodass hier sprachliche Veränderungen am Lebensende zu konstatieren sind. Sein Zustand kurz vor seinem Tod wird in der Krankengeschichte als „psychisch unverändert, körperlich im ganzen geschwächer“ (12.11.1882) charakterisiert. Diese Schwächung könnte auch Einfluss auf sein Schreiben gehabt haben.

Die Kombination der Nähe-Distanz-Analysen mit detaillierten qualitativen Betrachtungen sowie Rückbindungen an die Krankengeschichte konnten bei Cosmas R. insgesamt fünf Einflussfaktoren auf sprachliche Variation wahrscheinlich machen. Neben dem Briefftyp spielen hier Veränderungen im kommunikativen Verhalten (Zunahme an Förmlichkeit im letzten Brief an die Ehefrau), Abnahme der Konzentration im Textverlauf, unterschiedliche Krankheitsphasen und schließlich die Verschlechterung des Gesundheitszustands am Lebensende eine Rolle bei der Erklärung der sprachlichen Variation bei diesem Schreiber.

Maria E. (kfb-2817): Beim Dienstmädchen Maria E. liegt mit fast 25 Jahren ein sehr langer Schreibzeitraum vor, aus dem 44 Briefe und eine 12-seitige Lebensgeschichte überliefert sind. Besonders ihr letzter Brief an den Bürgermeister vom 19.02.1922 fiel bei den Analysen wegen seines hohen Nähewerts auf, der aus einer Vielzahl nicht-schriftsprachlicher grammatischer Strukturen resultiert (vgl. Kap. 6.2.2.3). Dennoch lässt sich ein großes Bemühen um Korrektheit beobachten, was sich etwa in einem metasprachlichen Kommentar zur Schrift äußert und in einem recht hohen Distanzwert resultiert. Die Schrift zeigt hier zwar einige Unregelmäßigkeiten, die aber nicht besonders auffällig sind. Die Schreiberin kann jedoch ihre eigenen Ansprüche nicht mehr erfüllen. Auch ihr vorletzter Brief vom 27.08.1921 an das Amtsgericht weist einen recht hohen Nähewert auf. Dies geht einher mit der zunehmenden Verschlechterung ihrer Verfassung in ihrem vorletzten Lebensjahr, bevor sie am 12.05.1923 mit 75 Jahren verstirbt.

Bislang nicht thematisiert wurde Sprachwandel in der Formelhaftigkeit dieser Schreiberin. So verändert Maria E. besonders in ihren offiziellen Briefen im Laufe der Zeit die Anreden und Verabschiedungen. In ihren frühesten Briefen von 1897 nennt sie den Namen des Adressaten (z. B. 03.03.1897: „Herrn Ranz“), koppelt dies zwischen 1898 und 1912 meist mit einem ehrenden Adjektiv (*wohlgeboren, geehrt, verehrt*) und verwendet ab 1913 lediglich *An* mit Namen bzw. Amt (z. B. 09.02.1913: „An Bürgermeister Amt Illertissen“). Auch bei der Verabschiedung kann man mehrere Phasen erkennen, wobei die Schreiberin zwischen 1897 und 1900 meist den Gruß als solchen nennt (z. B. 25.10.1897: „es grüßt Euh ergebenst Maria E. [Nachname gekürzt]“). Zwischen 1901 und 1905 schließt sie oft alleine mit ihrer Signatur, nutzt zwischen 1909 und 1912 kurzzeitig die Formel *nebst Gruß* und wechselt 1919 und 1921 zu besonders respektvollen Attribuerungen (z. B. 05.04.1919: „Achtungsvoll ergebenst Grüßt Sie Maria E. [Nachname gekürzt]“).⁹ Veränderungen von Schreibgewohnheiten erscheinen bei einem derart langen Schreibzeitraum nicht ungewöhnlich. Teilweise reflektieren sie hier auch die allmähliche Entfremdung der Schreiberin von den Adressaten außerhalb der psychiatrischen Anstalt, die sie mit zunehmender Aufenthaltsdauer nicht mehr alle persönlich kennt (vgl. S. 361, Fn. 38) und daher auch förmlicher anspricht.

⁹ Während die drei Phasen bei den Anredeformeln klar voneinander getrennt sind, liegt bei der Verabschiedung eher eine Verschiebung von dominierenden Formeln vor. So schreibt sie bereits am 18.07.1898 „Achtungsvoll zeinchte“ und am 19.02.1922 wieder „Es grüßt euch herzlich Maria E. [Nachname gekürzt]“.

Mathilde W. (kfb-2871): Bezüglich der Nähe- und Distanzwerte ließen sich bei der Ingenieursgattin Mathilde W. keine diachronen Veränderungen während ihres fast 30 Jahre umfassenden Schreibzeitraums ausmachen (vgl. Kap. 6.2.2.13). Die Variation zwischen ihren Briefen ist auch weniger adressatenbedingt, sondern wird, wie im folgenden Kapitel thematisiert wird, eher von ihrer Stimmungslage beeinflusst. Eine grammatische Untersuchung brachte jedoch in drei späten, offiziellen Briefen von 1919 und 1920 jeweils einen Beleg für die stigmatisierte Konstruktion mit *tun* als Hilfsverb¹⁰ hervor, während die Schreiberin diese in ihren 47 Briefen von 1892 bis 1914 (ebenso in 4 weiteren von 1919/20 und einem nicht datierten) vermeidet (vgl. Schiegg 2015a: 183).¹¹ Weitere sprachliche Auffälligkeiten gegen Lebensende konnten bei Mathilde W. noch nicht beobachtet werden. Eine Untersuchung hierzu wird auch dadurch erschwert, dass zwischen ihren letzten überlieferten Briefen vom Oktober 1920 und ihrem Tod mit 70 Jahren am 17.08.1922 kein Brief mehr erhalten ist, obwohl die Krankengeschichte Briefe von 1921 erwähnt (vgl. Kap. 6.2.2.13). Deutlich auffälliger sind bei dieser Schreiberin die von ihrer Stimmungslage verursachten Variationsphänomene (vgl. Kap. 8.1.2).

Die Texte der sechs in diesem Kapitel diskutierten Patienten zeigen auf vielfältige Weise und in unterschiedlicher Deutlichkeit sprachliche Veränderungen gegen Lebensende. Erste Indizien hierfür finden sich oft auf der Ebene des Schriftbilds. Bei Pius G. (kfb-936), Martin B. (kfb-1621) (vgl. S. 292, Abb. 38), Balbina H. (kfb-1996) (vgl. S. 500, Abb. 95) und auch bei Cosmas R. (kfb-2108) weist die Schrift in den letzten Briefen deutliche Störungen auf. Auch zeitgenössische medizinische Studien zogen wiederholt die Schrift als Indikator für Erkrankungen heran (vgl. Kap. 3.3.4.a). Bei der Arbeit mit historischen Patiententexten sollten Beobachtungen zur Schrift aber immer mit den Aussagen in den individuellen Krankengeschichten abgeglichen werden und gleichzeitig durch weitere Veränderungen auf anderen sprachlichen Ebenen untermauert werden. Ohne eine solche medizinische und sprachwissenschaftliche Kontextualisierung erscheinen Verbindungen von Schrift und Gesundheitszustand äußerst spekulativ, weshalb im vorliegenden Kapitel nur auf bereits untersuchte Patienten zurückgegriffen wurde, bei denen die Krankengeschichte durchgearbeitet wurde und weitere Hinweise auf sprachliche Veränderungen gegen Lebensende vorhanden sind.¹²

¹⁰ Der Beleg im Brief vom 18.11.1919 lautet etwa: „Nuñ thaten Sie mich, gleich wieder Exmitieren als Lungenkranck, und Auswurfverdächtig.“

¹¹ Seit der Untersuchung von Schiegg (2015a) wurden in Mathilde W.s Akte sechs weitere Briefe (fünf von 1902 bis 1909, einer undatiert) und ein kurzer biographischer Rückblick mit Beschwerde (1902) gefunden, in denen allesamt keine *tun*-Konstruktion erscheint. Dies bestätigt die älteren Befunde.

¹² Weitere Untersuchungen würden sich bei folgenden Patienten anbieten, deren Schrift ebenfalls deutliche Störungen aufweist: Engelbert L. (kfb-1491), Therese F. (kfb-1792), Johann A. (kfb-1822), Johanna K. (kfb-1889), Michael M. (kfb-1969) (deutliche diachrone Veränderungen!), Felicitas P. (kfb-1989), Albert F. (kfb-2032), Viktoria H. (kfb-2848) (vgl. Kap. 2.5.d) und Konrad R. (kfb-3629) (vgl. Kap. 3.3.3.f).

Der günstige Fall, dass die Schrift, weitere sprachliche Ebenen und die Krankengeschichte in die gleiche Richtung weisen, liegt jedoch nicht bei allen Patienten vor. So können sprachliche Veränderungen am Lebensende auch ohne Verschlechterungen des Schriftbilds auftreten, was bei Maria E. (kfb-2817) und besonders auch bei Maria Z. (kfb-935) deutlich wurde; bei Letzterer beschrieb die Krankengeschichte zum Schreibzeitpunkt des spätesten Briefs außerdem noch keine psychischen und körperlichen Veränderungen und zog gerade diesen als Beleg für die Unauffälligkeit ihres Gesundheitszustandes heran. Beim detaillierten Vergleich mit ihren früheren Briefen ließen sich jedoch Unterschiede erkennen, die auf die zunehmende Schwierigkeit der Schreiberin bei der Einhaltung schriftsprachlicher Normen deuten. Ähnlich konnte Balbina H.s (kfb-1996) deutlich beeinträchtigter zweiter Brief sowohl auf der Ebene des Schriftbilds als auch in sprachlicher Hinsicht als Frühindikator ihres sich verschlechternden Zustands herangezogen werden, was zeitgleich in der Krankengeschichte ebenfalls noch nicht erkannt wurde.

Das Bild gleichförmiger, linearer Entwicklungen von Sprache und Gesundheitszustand ist allerdings oftmals zu einfach und kann in vielen Fällen nicht das komplexe Variationsverhalten der Schreiber erklären. So können sich, wie der Fall der Formelhaftigkeit bei Maria E. (kfb-2817) gezeigt hat, im Laufe der Zeit Schreibgewohnheiten verändern, teilweise bedingt durch individuelle kontextuelle Faktoren, teilweise durch Sprachwandel in der Sprachgemeinschaft (vgl. Kap. 8.2). Ebenso liegt beim Krankheitsverlauf nicht notwendigerweise eine kontinuierliche Verschlechterung vor, sondern es zeigen sich manchmal, wie etwa beim Fall des Cosmas R. (kfb-2108), auch unterschiedliche Krankheitsphasen. Daneben treten natürlich auch Verbesserungen des Zustands mit Entlassung eines Patienten auf. Diese individuellen Entwicklungen in anderen Lebensphasen als der kurz vor dem Tod zeigen bei zahlreichen Schreibern Einflüsse auf den Sprachgebrauch und werden im folgenden Kapitel thematisiert.

8.1.2 Sprachliche Veränderungen in anderen Lebensphasen

Tab. 53 listet elf Patienten und in den letzten beiden Zeilen zwei Angehörige mit sprachlichen Veränderungen in unterschiedlichen Lebensphasen auf.¹³

<i>Schreiber</i>	<i>Phänomen</i>	<i>Schreibzeitraum</i>	<i>Untersuchungen</i>
Friedrich von M. (kfb-102)	Hilflosigkeit bei Aufnahme, Selbstsicherheit nach Abreise	13.08.1856– 26.04.1857	Kap. 6.2.3.3
Magdalena R. (kfb-2950)	unterschiedlicher Zustand bei erstem vs. zweitem Aufenthalt	Mai 1926– 24.04.1936	Kap. 6.2.2.3

¹³ Die wohl auf zunehmende Schreibroutine zurückführbaren Veränderungen auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen bei Georg S. (kfb-1763) werden in Kap. 8.2.1 diskutiert.

<i>Schreiber</i>	<i>Phänomen</i>	<i>Schreibzeitraum</i>	<i>Untersuchungen</i>
Cosmas R. (kfb-2108)	schlechter Zustand am Beginn und Ende des Aufenthalts	24.01.1872– 21.04.1882	Kap. 6.2.2.4
Maria C. G. (kfb-2827)	periodische Krankheitszustände	07.10.1879– 03.11.1904	Kap. 6.2.2.2
Georg B. (kfb-966)	periodische Krankheitszustände	05.12.1877– 02.01.1903	Kap. 6.2.3.1
Louise M. (kfb-427)	Entrüstung bei Aufnahme; periodische Krankheitszustände	1853– 29.09.1859	Kap. 6.2.2.11
Johannes G. (kfb-1623)	periodische Krankheitszustände (Manie – Depression)	03.09.1874– 02.02.1904	Kap. 6.2.2.8
Karolina H. (kfb-846)	Stimmungsschwankung: Aufregung	Februar 1857– 22.02.1867	Kap. 6.2.2.10
Caritas S. (kfb-1276)	Stimmungsschwankung: Enttäuschung	25.07.1889– 08.06.1891	Kap. 6.2.2.6
Anna S. (kfb-2325)	Stimmungsschwankung: Verärgerung	05.07.1911– 10.03.1919	Kap. 6.2.2.14
Mathilde W. (kfb-2871)	Stimmungsschwankung: Verärgerung	04.01.1892– 18.10.1920	Kap. 6.2.2.13
Anna S. (kfb-120-A)	periodische Krankheitszustände	03.10.1855– 25.01.1858	Kap. 6.2.2.12
Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A)	? (unklar wegen fehlender kontextueller Informationen)	20.03.1891– 28.11.1899	Kap. 6.2.2.7

Tab. 53: Schreiber mit Sprachwandel in anderen Lebensphasen

Der Eintritt in eine psychiatrische Anstalt bildete für die Patienten einen bedeutenden biographischen Einschnitt. Für einige Patienten ereignete sich dieser unerwartet, wenn sie wie *Friedrich von M.* (kfb-102) (vgl. Kap. 6.2.3.3) unter einem Vorwand dorthin verbracht wurden. Besonders bei jüngeren Patienten stellte sich in der fremden Umgebung zu Beginn oft ein Gefühl der Hilflosigkeit ein, das auch aus den frühen Briefen dieses 30-Jährigen Accessisten hervorgeht, der erst mit der neuen Umgebung und deren Einschränkungen zurechtkommen musste. Anspruchsvolle Wünsche wie die Übersendung seines Klaviers werden diesem Patienten der ersten Verpflegungsklasse allerdings ebenso wie ein Privatwärter gewährt, was zur Steigerung seiner Selbstsicherheit führt. Diese unterschiedlichen Stimmungslagen schlugen sich in seinen beiden Briefen an den Irseer Verwalter nieder. Vier Tage nach seiner Anstaltsaufnahme im August 1856 möchte er in seiner Verlassenheit eine persönliche Verbindung zu ihm herstellen und gestaltet den Brief (Nr. 5) recht ausführlich und freundschaftlich. Dies führt zu einem für seine offi-

ziellen Briefe vergleichsweise hohen Nähewert. Im Zuge seiner Entlassung aus Irsee am 21.03.1857 schreibt er dem Verwalter erneut, wobei es sich am 16.03.1857 um eine kurze Bescheinigung handelt, am 26.04.1857 um ein Schreiben bezüglich der Übersendung seines Klaviers und seiner Bücher nach Nürnberg. Dieser Brief ist zwar weiterhin freundlich, aber knapp gehalten, bestimmt und drängend. Der Nähewert ist deutlich niedriger als im früheren Brief an den Verwalter, der Distanzwert dagegen höher.

Der Fall von Friedrich von M. zeigt, dass die persönliche Situation im Rahmen der Anstaltsaufnahme und -entlassung deutliche Einflüsse auf die Gestaltung von Briefen haben konnte, da es sich dabei um klare Einschnitte im Leben der Patienten handelt. Strukturell vergleichbar damit ist der Sprachgebrauch des Dienstmädchens *Magdalena R.* (*kfb-2950*) (vgl. Kap. 6.2.2.3). Während bei ihrem ersten Anstaltsaufenthalt (1923–28) ein ängstliches und gehemmtes Verhalten zu beobachten war, das zu einem recht formellen Brief mit hohem Distanzwerten führte (Brief 1), gilt sie am Ende ihres zweiten Aufenthalts (1933–36) als sehr lebhaft. Ihre Briefe gestaltet sie zu dieser Zeit äußerst sprachspielerisch und humorvoll, was teilweise wohl auch aus der Erwartung ihrer baldigen Entlassung resultiert (vgl. Kap. 7.1). Während Friedrich von M. am Ende seines Anstaltsaufenthalts in ein formelleres Register wechselt und Nähe zum Anstaltspersonal vermeidet, verhält sich *Magdalena R.* gerade entgegengesetzt dazu und schreibt ihrem Arzt einen recht informellen Brief. Dieser Vergleich belegt die große Individualität im Verhalten und der Textgestaltung der Patienten bei äußerlich ähnlichen Umständen.

Typisch für Langzeitpatienten sind die im vorigen Kapitel beschriebenen kontinuierlichen Verschlechterungen des Gesundheitszustands. Allerdings kann auch, wie die eben vorgestellten beiden Beispiele gezeigt haben, die Verfassung eines Patienten am Beginn des Aufenthalts schlecht sein. Bei manchen Patienten hat gerade dies die Aufnahme in die psychiatrische Anstalt veranlasst. Ebenso sind periodische Veränderungen im Gesundheitszustand möglich und bei den untersuchten Schreibern immer wieder anzutreffen. Im vorigen Kapitel wurden bereits die Texte von *Cosmas R.* (*kfb-2108*) (vgl. Kap. 6.2.2.4) diskutiert, die nicht nur gegen Lebensende Verschlechterungen zeigen, sondern auch am Beginn seines Anstaltsaufenthalts seinen beeinträchtigten Zustand widerspiegeln.

Ein Fall periodischer Veränderungen liegt bei *Maria C. G.* (*kfb-2827*) (vgl. Kap. 6.2.2.2) vor, deren Erkrankung sich nur zeitweise manifestiert und mit gesünderen Phasen abwechselt. An ihren Bruder und ihre Schwägerin (22.07.1894) schreibt sie nach einem sechsmonatigen Aufenthalt im Tobhaus mit „Schleim u. Nerfen Fieber“ einen verzweifelten Brief (Nr. 5). Sowohl im Schriftbild als auch im Sprachgebrauch zeigen sich hier deutliche Einflüsse ihrer Erkrankung, was sich in einem sehr hohen Nähewert niederschlägt. Ähnlich schreibt sie zwei Jahre später wiederum in einer schlechteren Phase einen resignierten Brief (Nr. 6) an einen Freund, der einige Schreibfehler und eine unregelmäßige Schrift aufweist. In einer besseren Phase darf sie die Anstalt kurzzeitig verlassen und schreibt von zu Hause einen sehr distanz- und wenig nähesprachlichen Brief an den Direktor (Nr. 8).

Auch *Georg B. (kfb-966)* (vgl. Kap. 6.2.3.1) zeigt deutliche Stimmungsschwankungen und erstellt teilweise unverständliche, teilweise – vor allem in Zusammenarbeit mit anderen Patienten (vgl. Kap. 5.4.3) – recht klare Briefe. Den Brief an seine Mutter vom 01.04.1885 charakterisiert der Schreiber selbst laut seiner Krankengeschichte als ein Resultat „momentaner, keineswegs aber beständiger Gefühls- bzw. Siñes- u. Vorstellungsprodukte“ (vgl. S. 430, Bsp. 131). Der Brief wurde vor allem wegen seiner nãhesprachlichen Wortwahl und Schimpfwörtern als vergleichsweise nãhesprachlich klassifiziert. Seinen letzten Brief verfasste Georg B. an seine Eltern ein Jahr vor seinem Tod im Jahr 1904. Wegen seiner komplexen Grammatik und wegen der Vermeidung nãhesprachlicher Passagen erhãlt dieser Brief den höchsten Distanz- und niedrigsten Nãhewert.

Ebenfalls unter einem Vorwand wurde *Louise M. (kfb-427)* (vgl. Kap. 6.2.2.11) nach Irsee gebracht, was bei ihr, im Gegensatz zu Friedrich von M., nicht in Niedergeschlagenheit, sondern in Entrüstung mündete. Im ersten Brief (Nr. 1) an ihren Ehemann spricht sie ihn mit „Erzschlingel“ an und wirft ihm vor, „daß Du mit den Mãdgdn in vertrautem Umgang lebstest“. Insgesamt ist der Brief deutlich nãhesprachlicher und weniger distanzsprachlich als die spãteren Briefe (Nr. 4 und Nr. 6) an ihn, in denen sie sich ihm gegenüber sehr gewãhlt ausdrückt und etwa mit seinem Nachnamen anspricht. Einen weiteren Brief (Nr. 3) an den Ehemann schreibt sie, wie sie selbst angibt, in einem schlechteren Zustand und in einer Phase „sehr wechselnde[r] Gemũthsstimmung“ (Krankengeschichte, 17.10.1854), was sich durch Distanzierungen sowie einen niedrigen Nãhewert und niedrigen Distanzwert äußert.

Ein vierter Patient mit periodischen Veränderungen im Krankheitszustand ist *Johannes G. (kfb-1623)* (vgl. Kap. 6.2.2.8). Auch er kam unter einem Vorwand nach Irsee, was sich wohl leicht im Distanzwert seines ersten Briefs vom 03.09.1874 niederschlägt. Deutlich stãrker wirken sich seine manischen Krankheitsphasen auf seine Textgestaltung aus, die adressatenunabhãngig zu sehr aufgeweckten und scherzhaften Texten mit expressiver Interpunktion und kleineren Zeichnungen fũhren. In ruhigeren Phasen reflektiert er über sein Verhalten, erkennt seine Erkrankung an und entschuldigt sich bei seinen Adressaten. Derartige Briefe (Nr. 3 und Nr. 4) sind dann deutlich weniger nãhesprachlich.

Auf nur kurzzeitige Stimmungsschwankungen ist die Gestaltung eines Briefs von *Karolina H. (kfb-846)* (vgl. Kap. 6.2.2.10) an ihren Bruder zurückzufũhren, den diese laut ärztlicher Notiz in einem „Aufregungsstadium“ (Brief 3, 26.01.1860) geschrieben hat und der eine unregelmãßige Schrift, Unterstreichungen und einen aufgeweckten Ton besitzt. Eine gewisse Formalitãt hãlt sie ihm gegenüber jedoch ein.

Auf Enttãuschung und Unzufriedenheit ist wohl der niedrige Nãhewert bei einem am 26.04.1891 entstandenen Brief von *Caritas S. (kfb-1276)* (vgl. Kap. 6.2.2.6) zurückzufũhren. Diese bringt sie wegen ausbleibender Post an sie deutlich zum Ausdruck. Abschließend erzãhlt sie allerdings hoffnungsvoll vom Zustand ihrer Schwester, mit der sie ein Krankenzimmer in Irsee teilt.

ãhnlich ist auch ein Brief von *Anna S. (kfb-2325)* (vgl. Kap. 6.2.2.14) an die Staatsanwaltschaft von Årger geprãgt, indem dieser ihre wũtende Reaktion auf ein zuvor erhal-

tenes Schreiben darstellt, das einen Antrag von ihr zur Einleitung eines Strafverfahrens ablehnt. Dies spiegeln die hohen Nähe- und niedrigen Distanzwerte dieses Briefs.

Viel stärker von Emotionalität beeinflusst sind die „sehr erregte[n] Briefe“ (Krankengeschichte, 23.09.1892) der Ingenieursgattin *Mathilde W. (kfb-2871)*, die immer wieder als sehr reizbare und verstimmte Patientin geschildert wird (vgl. Kap. 6.2.2.13). Sowohl unabhängig vom Adressaten als auch vom Schreibzeitpunkt zeigen sich in zwei ihrer analysierten Briefe (an Ehemann, 10.01.1898; an Direktion, 15.01.1903) sehr expressive, derb wirkende Stellen mit tabuisierten Schimpfwörtern und verstärktem Dialektgebrauch (vgl. S. 420, Bsp. 130). Diese sind deutlich nächsprachlicher und weniger distanzsprachlich als ihre restlichen Briefe. Bezüglich der Nähe- und Distanzwerte lassen sich keine diachronen Veränderungen erkennen; vielmehr ist die sprachliche Konsistenz innerhalb ihres fast 30 Jahre umfassenden Schreibzeitraums beachtlich. Ob neben der Zunahme der *tun*-Konstruktion in ihren späten Briefen (vgl. Kap. 8.1.1) noch weitere sprachliche Veränderungen vorliegen, müssten zusätzliche Untersuchungen zeigen.

Den seltenen Fall einer Angehörigen mit nachweisbaren periodischen Krankheitszuständen bildet Anna H.s Mutter, *Anna S. (kfb-120-A)* (vgl. Kap. 6.2.2.12), die in ihren Briefen wiederholt ihren schlechten gesundheitlichen Zustand erwähnt und nur recht kurze Zeit darauf im Jahr 1860 mit 47 Jahren verstirbt. Aufschlussreich ist ihr Schreiben an den Direktor vom 16.07.1857 (Brief 2), das sie nur vier Tage nach zwei von einem anderen Schreiber in ihrem Namen verfassten Briefen an die Anstalt sendet und in dem sie sich entschuldigt, dass sie zuvor nicht selbst hatte schreiben können – „weihl ich krank war“. Dieser Brief besitzt eine sehr unregelmäßige Orthographie, fehlerhafte Wiederholungen und weitere Nähemerkmale, die ihn deutlich nächsprachlicher machen als den ein halbes Jahr später verfassten Brief an den Direktor (Brief 3). Dort spricht sie zwar zweimal ihre fortdauernde Erkrankung an („Ich bin leider sehr viel leident“; „mein leidender Körper“), die sich aber nicht so stark auf die Briefgestaltung auswirkt wie zuvor, als sie nicht mehr in der Lage war zu schreiben bzw. einen deutlich beeinträchtigten Brief verfasste.

Auch bei *Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A)* (vgl. Kap. 6.2.2.7), Vater der Patienten Vitus und Andreas P., liegen bei einem Brief an den Direktor vom 29.11.1896 auffällige Veränderungen zu seinen anderen eigenhändigen Briefen vor. Diese zeigen sich vor allem in der unregelmäßigeren, aber gleichzeitig schwungvoll-verschnörkelten Schrift, sowie basisdialektalen Elementen. Ebenso ist der Nähewert höher und der Distanzwert niedriger als in seinen anderen Briefen an diesen Adressaten davor (1892/94) und danach (1899). Sowohl paläographisch als auch hinsichtlich der Formelhaftigkeit (vgl. S. 386, Bsp. 129) sind Parallelen zu seinen restlichen Briefen unüberschbar, sodass von einem Autographen auszugehen ist. Da kaum kontextuelle Informationen über Joseph P. vorhanden sind, kann diese kurzzeitige Veränderung im Sprachgebrauch nicht erklärt werden. Womöglich ist sie ebenfalls auf eine Erkrankung oder auf Alterserscheinungen des zum Schreibzeitpunkt bereits 69-jährigen Straßenwärters zurückzuführen.

Die unterschiedlichen Lebensphasen, in denen sich bei Psychiatriepatienten und auch Angehörigen Einflüsse auf den Sprachgebrauch nachweisen lassen, sind teilweise ver-

gleichbar, äußern sich dann aber bei jedem Schreiber sehr individuell. Einschneidende Ereignisse bilden sowohl der Beginn des Anstaltsaufenthalts als auch eine bevorstehende Entlassung. Besonders häufig können bei den untersuchten Texten Effekte periodischer Krankheitszustände und Stimmungsschwankungen nachgewiesen werden, die aus unterschiedlichen Arten von Erkrankungen resultieren. Teilweise reflektieren die Schreiber in ihren Briefen dann selbst über durchlebte Krankheitsphasen, teilweise gehen diese aus den Krankengeschichten hervor. Die Ergebnisse des Nähe-Distanz-Modells bieten oftmals geeignete Ausgangspunkte zur Analyse von intraindividuellem diachronen Sprachwandel, da relevante Veränderungen in den Nähe- bzw. Distanzwerten häufig als Ausreißer erkennbar werden. Lediglich qualitative Analysen, welche die individuellen biographischen Kontexte der Schreiber berücksichtigen, sich eng an den Schilderungen in der Krankengeschichte orientieren und auch die restlichen Briefe der Patienten vergleichend einbeziehen, können schließlich derartigen individuell bedingten Sprachwandel sinnvoll erklären. Die reichhaltigen Kontextdaten, die sich aus den einzelnen Patientenakten erschließen lassen, bieten zusammen mit den oft über mehrere Jahre oder Jahrzehnte überlieferten Patiententexten optimale Voraussetzungen hierfür.

8.2 Gesellschaftlich bedingte diachrone Veränderungen

Langzeitpatienten erlauben es ebenfalls, mögliche Einflüsse von Sprachwandel in der Sprachgemeinschaft (*communal change*) auf individuellen Sprachgebrauch zu untersuchen. Dies erfolgt in Kap. 8.2.1 anhand einer Analyse der Auswirkungen orthographischer Normierungen auf den Sprachgebrauch des Mahlknichts Georg S. (kfb-1763). Kap. 8.2.2 untersucht einen lexikalischen Sprachwandel ‚von innen‘: die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattfindende teilweise Ersetzung der Bezeichnung *Wärter* durch *Pfleger*. Dabei wird auf das Gesamtkorpus historischer Patiententexte aus Kaufbeuren-Irsee zurückgegriffen.

8.2.1 Einfluss von außen: Orthographische Normierung

Abschnitt (a) stellt einige Phänomene graphematischer Variation des 19. Jahrhunderts knapp gegenüber, bevor Abschnitt (b) die Schreibkontexte des Mahlknichts Georg S. (kfb-1763) schildert und dessen frühesten (1863) dem spätesten (1916) Brief gegenüberstellt. In Abschnitt (c) erfolgt eine Untersuchung der diachronen Entwicklung der *th/t*-Graphie bei diesem Schreiber im Vergleich zum Sprachgebrauch in Zeitungen.

(a) Graphematische Variation und Normierung im 19. Jahrhundert

Zwar stand die „deutsche Orthographie in ihren strukturellen Grundzügen“ (Nerius 2007: 332) am Beginn des 19. Jahrhunderts fest, da sich ein „relativ einheitlicher Schreibusus“ (Elspaß 2005a: 422) durchgesetzt hatte, der sich an der weit verbreiteten adelungschen Orthographie orientierte. Allerdings lässt sich bei einzelnen Phänomenen weiterhin ein

hoher Grad an Variation und fehlende Normierung, insbesondere auch im Sprachgebrauch der breiten Bevölkerungsmehrheit beobachten. Durch die Darstellung einer Staffelung abnehmender Häufigkeiten unterschiedlicher graphemischer Varianten in Abhängigkeit von zunehmenden Geburtsjahrgängen kann Elspaß (2005a: 427–436) bei seinen Schreibern allmählichen Sprachwandel hin zur gegen Ende des 19. Jahrhunderts gültigen Norm feststellen.¹⁴ Dabei handelt es sich um die *ey/ei*-Graphie, Variation bei *-iren/-ieren*, Letterhäufungen bei *dt/-t/-ld*-Schreibungen sowie *ie/-e*-Schreibungen in *ginglfinglhing*.

Davon weicht die Entwicklung der *thlt*-Schreibungen insofern ab, als dass die *th*-Schreibweise die „für das gesamte Jahrhundert übliche“ (Schikorsky 1990: 246) blieb und es erst im Zuge der Zweiten Orthographischen Konferenz von 1901 zur Abschaffung in allen deutschen Wörtern mit Beibehaltung in Fremdwörtern kam (vgl. von Polenz 1999: 240). In den Jahrzehnten zuvor gab es „nur sehr halbherzige Ansätze zu dessen Abschaffung“ (Schikorsky 1990: 246), indem etwa Duden (1880) eine Regel verbreitete, nach der im Anlaut weiterhin *th* zu schreiben sei (z. B. *thun*, *Thür*), während im In- und Auslaut *t* gelte (z. B. *raten*, *Wirt*, *Not*). Die zahlreichen Ausnahmen (z. B. *teuer*, *Teil*) führen zu einer recht „eigenwilligen Differenzierung der Anlautschreibung“ (Elspaß 2005a: 432). Insgesamt ist die Ersetzung der *th*-Graphien ein „Dauerbrenner der Diskussion im 19. Jahrhundert“ (Schuster 2011: 174). Im Sprachgebrauch existiert dagegen durch das 19. Jahrhundert hindurch eine deutliche Präferenz von *th* in allen Positionen, wobei in Auswandererbriefen die Anteile der *th*-Belege im In- und Auslaut mit 75–90 % etwas geringer sind als im Anlaut mit 85–100 % (vgl. Elspaß 2005a: 431). Bei der diachronen Analyse dieser Variable in Tagebüchern von vier gebildeten Schreibern um 1900, nachweislich Zeitungsleser, kann Schuster (2011: 184) einen „schreiberischen Konservatismus“ beobachten, indem die „Normierung der deutschen Orthografie keine Richtschnur für das Handeln der Tagebuchschreiber gewesen ist“ (Schuster 2011: 178).¹⁵

Besonders aufschlussreich erscheint damit eine diachrone Untersuchung der Entwicklung der *thlt*-Schreibungen beim Langzeitpatienten Georg S. (kfb-1763), da sein Schreibzeitraum (1863 bis 1916) gerade in diese Zeit der Normdiskussionen und Normierung fällt und er ebenfalls ein interessierter Zeitungsleser ist (vgl. Kap. 2.4.c).

(b) Georg S. (kfb-1763): Kontexte und Briefvergleich (1863 vs. 1916)

Eine historische psychiatrische Anstalt bildete einen in sich abgeschlossenen und weitgehend autonomen Ort, an dem Patienten separiert von der Außenwelt und den dortigen Entwicklungen jahrelang leben konnten. Die häufig fehlenden oder fehlerhaften Orts- und Datumsangaben auf Patientenbriefen belegen, dass einige Patienten ihr Bewusstsein für Raum und Zeit verloren hatten und aktuelle Entwicklungen nicht mehr verfolgten. Ein

¹⁴ Die Untersuchungen bei Schikorsky (1990) sind weniger detailliert, führen aber insgesamt zu vergleichbaren Ergebnissen.

¹⁵ Im Tagebuch und den Lebenserinnerungen des Sozialdemokraten Molkenbuhr (1905) kann Schikorsky (1990: 246) dagegen bereits einen systematischen Verzicht auf das *th* beobachten.

auffälliges Beispiel hierfür ist eine im Januar 1947 mit Farbstiften angefertigte Hitler-Zeichnung des Patienten Richard S. (kfb-14288). Durch die Briefzensur scheiterten oftmals auch Versuche der Patienten, Informationen von außen zu erhalten.¹⁶ Dennoch nahmen viele Patienten das Tagesgeschehen wahr, indem sie die von der Anstalt abonnierten Zeitungen und Zeitschriften lasen. Diese boten ihnen eine willkommene Quelle der Information und Unterhaltung im Anstaltsalltag. Kap. 2.4.c präsentierte hierfür einige Beispiele und zeigte den hohen Stellenwert auf, den Zeitungen auch für den 1831 geborenen Mahlknecht Georg S. (kfb-1763) (vgl. Kap. 6.2.2.9) einnahmen. Er studierte mehrere Zeitungen vergleichend, um sich einerseits damit über aktuelle Entwicklungen in seiner Heimatgemeinde zu informieren. Andererseits erhielt er dadurch Zugang zu Wissensbereichen, die ihm aus seinem früheren Leben unbekannt waren.

In seinen eigenen Texten möchte Georg S. zeigen, dass er „ein für seine Verhältnisse hohes Maß geistiger Fähigkeiten besitze“ (Krankengeschichte, 27.08.1892). Man soll aus seinen Schriften „erkönnen [...] daß ich in keine Irrenanstalt gehöre“ (undatierter Brief an Schwager) (vgl. Kap. 6.2.2.9). Da Zeitungen für Georg S. einen gewissen Vorbildcharakter hatten, ist auch deren Einfluss auf seinen eigenen schriftlichen Sprachgebrauch anzunehmen. Nachweisen lässt sich ein solcher am ehesten an Phänomenen, die sich während der über 50-jährigen Schreibzeit von Georg S. in den Zeitungen veränderten und die der Patient dann gegebenenfalls in seine Texte übernahm. Für eine Untersuchung bietet sich die graphematische Ebene an, da hier einzelne Variablen generell mit höherer Frequenz erscheinen als bei grammatischen Phänomenen, wie sie überwiegend im Zuge der Nähe-Distanz-Analysen annotiert wurden.

Hierfür wird zunächst ein Brief aus seinem ersten Schreibjahr (1863), den er während seiner Flucht an den Irseer Direktor geschrieben hat, mit einem aus dem letzten (1916) an den Bischof verglichen (vgl. Abb. 96). Trotz unterschiedlicher Papiergröße und -beschaffenheit sind die paläographischen Übereinstimmungen unübersehbar und ermöglichen die Zuordnung zu einer Schreiberhand.¹⁷ Der jüngere Brief zeigt ein sehr regelmäßiges Schriftbild, das für Georg S. Alter von 84 Jahren erstaunlich sauber ist. Dies zeugt von einer hohen Schreibroutine, die er im Laufe seines Lebens durch die Abfassung zahlreicher Texte erlangt hat. Auch textstrukturell macht sich diese bemerkbar, indem der frühe Text von Routineformeln durchsetzt ist, während er den späten individueller gestaltet.¹⁸ Bei seiner Lektüretätigkeit erwarb Georg S. ein beachtliches Allgemeinwissen, was

¹⁶ Die Langzeitpatientin Maria E. (kfb-2817) versuchte vergeblich, den Namen des amtierenden Bürgermeisters ihrer Heimatgemeinde zu erfahren (vgl. S. 361, Fn. 38). Martin B. (kfb-1621) wurde nicht einmal die neue Adresse seiner Ehefrau und Tochter mitgeteilt (vgl. S. 283, Fn. 25).

¹⁷ Beispielsweise setzt sich das große *H* aus zwei Bestandteilen mit meist einer kleinen Lücke zusammen; vgl. die paläographisch ähnliche Anrede in Abb. 96: „Hochgeehrteter Herr!“ (links) und „Hochwürdiger Herr Bischof!“ (rechts).

¹⁸ Der Textbeginn unterscheidet sich etwa deutlich. Der frühe Brief beginnt mit einer explizit performativen Formel („Ich mache Ihnen zu wissen“), liefert dann eine (wegen seiner Flucht relevante) Information („das ich noch lebe“), woran gleich eine religiöse Formel anschließt („wo

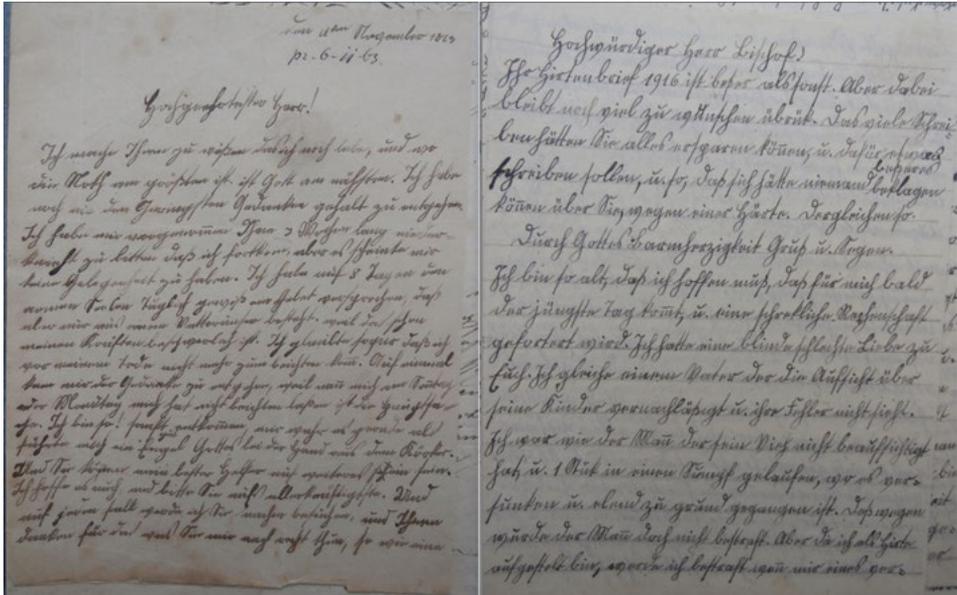


Abb. 96: Vergleich zweier Briefe von Georg S. (kfb-1763); links: 1863, rechts: 1916

besonders an der Einbettung vielfältiger biblischer Bezüge in seine eigenen Texte deutlich wird (vgl. Pfeiffer & Schiegg 2020: 270). Auch im Nähe-Distanz-Modell erhalten zwei späte Briefe von ihm den höchsten Grad an Distanzsprachlichkeit (vgl. S. 397, Tab. 36).

Manche Veränderungen in Georg S. Texten resultieren aber nicht nur aus der gewonnenen Schreibroutine, sondern reflektieren die in Abschnitt (a) beschriebenen orthographischen Entwicklungen. So verschriftet er im eben genannten Brief von 1863 zwei Erbwörter mit einer *th*-Graphie, sowohl im Anlaut („thun“) als auch im Auslaut („Noth“). 1916 wechselt er bei derartigen Wörtern generell zur *t*-Graphie, sowohl im (Silben-)Anlaut (z. B. „teuer“, „Eigentum“) als auch im In- und Auslaut (z. B. „Wirtshäuser“, „Blut“). Das Fremdwort *Theater* verwendet er im späteren Brief zweimal, wobei er es einmal normkonform im Anlaut mit *th* verschriftet und ein zweites mal übergeneralisierend mit *t* schreibt. Die anderen in Abschnitt (a) genannten graphematischen Variablen eignen sich dagegen hier nicht zum Vergleich. Manche erscheinen wegen ihrer insgesamt niedrigen Frequenz in keinem der beiden Briefe (etwa *ginglfinglhing*), andere zeigen bereits im früheren Brief die modernere Variante. Dies ist bei der *ey/ei*-Graphie in „bei“ und „sein“ der

die Noth am größten ist. ist Gott am nächsten“). Der Beginn des späten Briefs ist dagegen frei formuliert, wobei Georg S. hier aus Höflichkeit zuerst einen positiven Aspekt nennt, dann aber seine Kritik ungeschönt äußert: „Ihr Hirtenbrief 1916 ist besser als sonst. Aber dabei bleibt noch viel zu wünschen übrig. Das viele Schreiben hätte Sie alles ersparen können [...]“.

Fall.¹⁹ Besonders lohnt sich also eine Untersuchung der *th/t*-Graphien, die im Folgenden bei allen Texten dieses Schreibers durchgeführt wird.

(c) Diachrone Entwicklung der *th/t*-Graphien bei Georg S. (kfb-1763)

Zur Analyse der diachronen Entwicklung der *th/t*-Graphien bei Georg S. wurden seine 38 datierbaren Texte (ca. 56 000 Wörter) vier Zeitabschnitten zugeordnet: (a) 1863–64 (erster Aufenthalt), (b) 1892–99 (Beginn des zweiten Aufenthalts, dabei auch die umfangreiche Lebensgeschichte von 1892; vgl. S. 147, Fn. 149), (c) 1900–06 und (d) 1913–16. Jeweils von 1864–92 und 1906–13 bestehen Überlieferungslücken; erstere ist bedingt durch die zeitweise Entlassung des Patienten, während letzterer wurden seine Texte nicht aufbewahrt.²⁰ In MAXQDA wurden alle Lexeme manuell annotiert, bei denen Georg S. mindestens einmal eine *th*-Graphie verschriftet. Um eine größere Bandbreite möglicher Lexeme zu erhalten, wurden neben den datierten Texten (482 Annotationen) auch die undatierten berücksichtigt (386 Annotationen).²¹

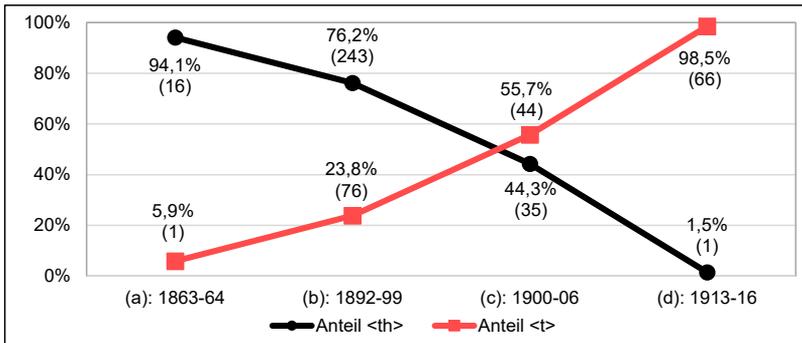


Abb. 97: Diachrone Entwicklung der *th/t*-Graphien bei Georg S. (kfb-1763)

Abb. 97 zeigt die Anteile der beiden Graphien innerhalb der vier Zeitabschnitte. Deutlich zu erkennen ist, dass sich bei Georg S. die *t*-Schreibung allmählich durchsetzt. Parallel zum oben skizzierten Normierungsprozess nimmt die Frequenz von *th* bereits Ende des 19. Jahrhunderts ab, erreicht im Zeitraum von 1900–06 in etwa Gleichstand mit der *t*-Schreibung und geht schließlich gegen Null. Der Einzelbeleg für eine annotierte *t*-Graphie im ersten Zeitraum liegt bei „Pate“ vor, das er im selben Brief an seinen Paten (08.10.1863) auch mit *th* verschriftet. Den Einzelbeleg für eine *th*-Graphie im letzten

¹⁹ In keinem der Texte von Georg S. erscheint eine *ey*-Graphie, was für seinen Geburtsjahrgang 1831 zu erwarten ist; Elspaß (2005a: 427) beobachtet in den Auswandererbriefen bei Geburtsjahrgängen nach 1825 nur noch unter 5% *ey*-Schreibungen.

²⁰ In der Krankengeschichte findet sich im September 1907 die Information, dass der Patient weiterhin „Zettel abgibt, die von Beleidigungen strotzen“.

²¹ Die Annotationen wurden von Katharina Gunkler-Frank durchgeführt und von mir überprüft.

Zeitraum bildet der im vorigen Abschnitt genannte normkonforme Beleg für „Theater“ (1916), der neben der übergeneralisierten Form mit *t* erscheint.

Zur genaueren Untersuchung der diachronen Entwicklung dieser Variable erfolgt neben der zeitlichen Gliederung auch eine Aufteilung in Einzellexeme (vgl. Elspaß 2005a: 432). Hierfür werden diejenigen Lexeme, die in den datierbaren Briefen in beiden Varianten vorkommen, betrachtet. Lexeme, die auf den gleichen Stamm zurückgehen, werden wegen ihres bei diesem Schreiber sehr ähnlichen Verhaltens bezüglich der untersuchten Graphien zusammengefasst, etwa *Not*, *nötig*, *unnötig*, *notwendig* und *notleidend*. Somit können 23 variierende Lexeme gegenübergestellt werden (vgl. S. 515, Tab. 54).²²

Die jeweiligen Frequenzen der einzelnen Belege werden in die Felder eingetragen (jeweils links: *th*-Variante; rechts: *t*-Variante); zur Übersichtlichkeit werden die Felder nach der Art der Variation durch Schattierungen unterlegt: dunkelgrau = ausschließlich *th*, hellgrau = Variation, weiß = ausschließlich *t*. Die vertikale Anordnung der 23 Zeilen erfolgt abhängig vom zeitlichen Umschlag zur *t*-Variante bei Georg S. So zeigt Nr. 1 bereits im ersten Zeitabschnitt Variation, Nr. 2–3 weisen dann noch ausschließlich *th*-Graphien auf. Letztere zeigen aber im zweiten Zeitabschnitt bereits einen kompletten Umschlag zur *t*-Graphie, während bei Nr. 4–12 noch Variation besteht. Bei ähnlichen Fällen werden höherfrequente bzw. durchgehender belegte und damit für die Auswertung relevantere Lexeme weiter oben angeordnet, etwa Nr. 16 mit 98 Belegen versus Nr. 18 mit nur 10 Belegen. Bei leeren Feldern ist ein bestimmtes Lexem zu einem Zeitabschnitt nicht belegt. Die inhaltlichen Wiederholungen in Georg S. Texten führen insgesamt zu einer recht hohen Belegdichte dieser Lexeme über die vier Zeiträume hinweg, wobei die geringe Überlieferungsmenge im ersten Zeitabschnitt (1311 Wörter) zu 16 Lücken führt, während im zweiten Abschnitt (28615 Wörter) alle 23 Lexeme vorhanden sind.

Die sprachhistorische Einordnung der Schreibweisen soll sich weniger an normativen Texten, sondern am tatsächlichen Sprachgebrauch der Zeit orientieren. Hierfür werden die typischen Schreibweisen in zeitgenössischen Zeitungen und Zeitschriften ermittelt. In Ermangelung eines entsprechenden deutschländischen Korpus zum Zeitpunkt der Durchführung dieser Untersuchung (März 2020) wird das vor allem auf österreichischen Texten

²² Acht Lexeme zeigen in den datierbaren Briefen entweder *th* oder *t* und variieren bezüglich dieser Graphie nur mit den nicht datierbaren Briefen. Hierbei können keine direkten Aussagen über diachronen Wandel getroffen können, sodass diese Lexeme nicht in Tab. 54 aufgelistet werden. Da auf diese Lexeme teilweise später noch Bezug genommen wird, wird deren Schreibweise, Erscheinen in den vier Zeitabschnitten und Schreibweise bei ANNO (Details dazu siehe unten) kurz mitgeteilt: (1) (*Hals-/Sack-/Lein-/Tuch*, *schwarztüchen*): *th* 3 Belege (im Folgenden B) – Zeitabschnitt (im Folgenden Z) 1, 1 B in Z 2, ANNO: *t*; (2) *Verteidig(-ungl-en)*: *th* 4 B in Z 2, ANNO: *th* > *t*; (3) *tadeln*: *th* 1 B in Z 2, ANNO: *t*; (4) *eintauchen*: *th* 1 B in Z 2, ANNO: *t*; (5) *Oberthürheim*: *th* 1 B in Z 2, ANNO: *th*; (6) *untertänig*: *th* 2 B in Z 2, ANNO: *th* > *t*; (7) *Bayreuth*: *th* 1 B in Z 2, ANNO: *th*; (8) *ungeraten*: *t* 1 B in Z 2, ANNO: *th* > *t*.

basierende ANNO-Korpus (*AustriaN Newspapers Online*²³) herangezogen. Um diachrone Tendenzen zu ermitteln, werden bei jedem der 23 Lexeme die Frequenzen der *th/t*-Schreibungen vor und ab 1880 verglichen. Dies bildet das Erscheinungsjahr von Duden (1880), als sich neben den anderen Neuregelungen auch der allmähliche Abbau der *th*-Schreibungen durchzusetzen begann (vgl. von Polenz 1999: 240). Die Ergebnisse erscheinen in der letzten Spalte der Tabelle, wo die einzelnen Felder je nach Ergebnis wieder in Schattierungen unterlegt sind: weiß = keine bzw. nur sehr wenige *th*-Graphien vor und nach 1880; hellgrau = Frequenzwandel mit Zunahme der *t*-Graphie ab 1880²⁴; dunkelgrau = durchwegs *th*-Graphie.

Der diachrone Abgleich von Georg S. Texten mit dem ANNO-Korpus ist besonders aufschlussreich. 5 der Lexeme zeigen bei ANNO durchgehend eine *t*-Graphie, 15 einen Frequenzwandel zugunsten der *t*-Graphie, 2 durchgehend *th*-Graphie und 1 Lexem *d* (*Kamerad*) (Letzteres wird im Folgenden ausgeblendet, vgl. S. 515, Fn. 26). Die Verteilung auf die einzelnen Lexeme scheint mit der auf den Texten von Georg S. basierenden Nummernabfolge zu korrelieren. So sind in Tab. 54 die durchgängigen *t*-Graphien überwiegend im oberen Drittel anzutreffen und werden mit aufsteigender Nummer immer seltener. Dies bestätigen auch die Belege, die auf Grund fehlender Variation in den datierbaren Texten nicht in die Tabelle aufgenommen wurden: alle 3 Belege, bei denen ANNO lediglich die *t*-Graphie aufweist (*Tuch*, *tadeln*, *eintauchen*), die aber bei Georg S. mit *th* erscheinen, sind nur in den früheren beiden Zeitstufen belegt (vgl. S. 513, Fn. 22). Varianten mit *t*, die bei ANNO durchgängig *th* zeigen, erscheinen bei Georg S. dagegen erst in der letzten Zeitstufe und daher in der Nummernabfolge weit unten (Nr. 20: *Donauwörth*; Nr. 23: *Theater*). Zwei weitere Belege für Ortsnamen mit *th* finden sich wieder bei den nicht variierenden Belegen und dort in Zeitstufe 2 (*Oberthürheim*) und 3 (*Bayreuth*) (vgl. S. 513, Fn. 22), was die Ausführungen bestätigt.

Zusammengefasst bedeutet dies, dass die lexikalisch gestaffelte Chronologie im Variationsverhalten von Georg S. Parallelen zum zeitgenössischen Sprachgebrauch in Zeitungen und Zeitschriften zeigt. Georg S. scheint seine Texte der Schriftsprache anzupassen, wobei sich seine Vorstellung von der aktuellen Norm im Laufe der Zeit verändert. Dieser individuelle Sprachwandelprozess wird im Folgenden anhand einer Charakterisierung seines Sprachgebrauchs und Normbewusstseins in den vier Zeitstufen bezüglich der *th/t*-Graphien im Detail nachvollzogen.

Stufe 1 (1863–64): Georg S. frühe Texte zeigen einige ungewöhnliche *th*-Graphien. So schreibt er in beiden Jahren systematisch das Lexem *Antwort/antworten* mit *th* (3 Belege in 2 Briefen). Ähnlich ungeläufig ist diese Schreibung beim Lexem *Tuch*, das sowohl

²³ Vgl. <https://anno.onb.ac.at/>; Datum: 30.03.2020. Die Untersuchung erfolgte unter der Annahme, dass diese graphematische Entwicklung im gesamten deutschen Sprachraum strukturell ähnlich verlief; Studien hierzu stehen noch aus.

²⁴ Meist dominiert die *t*-Graphie im Zeitraum ab 1880. Es gibt aber auch Fälle, in denen durchgehend die *t*-Graphie überwiegt, etwa bei *heiraten*. Hier ist die *t*-Graphie aber vor 1880 nur 1,6-mal so häufig wie *th*, ab 1880 aber 10,7-mal. Ein Frequenzwandel liegt also auch hier vor.

Nr.	Lexem	1863– 1864	1892– 1899	1900– 1906	1913– 1916	ANNO
	Anzahl Wörter	1311	28615	11315	14787	
1	(Tauf-)Pate	1 : 1	0 : 1	–	–	th > t
2	antworten, Antwort	3 : 0	0 : 15	0 : 19	0 : 7	t
3	Monat, monatlich	1 : 0	0 : 11	0 : 3	0 : 5	t ²⁵
4	(Hoch-)Mut, vermutlich, mutmaßend	–	11 : 5	0 : 3	0 : 1	th > t
5	spät	–	2 : 6	0 : 3	–	t
6	Heimat	–	6 : 4	0 : 4	–	th > t
7	Not, (un-)nötig, not(-wendig/-leidend)	2 : 0	14 : 3	5 : 1	0 : 7	th > t
8	(Schullehrers-)Tochter	–	6 : 21	–	0 : 1	t
9	(Haus/Glas...)-Tür	–	19 : 3	1 : 3	–	th > t
10	Gerätschaften	–	1 : 1	–	–	th > t
11	Kamerad(-schaft)	–	3 : 2 ²⁶	–	–	(d)
12	Wirt(-shaus/-schaft etc.)	–	27 : 3	2 : 0	0 : 1	th > t
13	(ver-)heiraten, Heirat(-gut)	–	8 : 0	0 : 2	0 : 2	th > t
14	aufbewart	–	1 : 0	0 : 1	–	t
15	(Land-...)Rat, raten, beratschlagen	–	7 : 0	1 : 5	0 : 8	th > t
16	(weg-)tun, Tat	4 : 0	75 : 0	9 : 0	0 : 10	th > t
17	(er-...)teilen, (Ab...)teil(-ung)	1 : 0	43 : 0	12 : 0	0 : 7	th > t
18	wert	1 : 0	1 : 0	2 : 0	0 : 6	th > t
19	teuer	–	4 : 0	–	0 : 4	th > t
20	Donauwörth	–	3 : 0	–	0 : 3	th
21	rot	–	1 : 0	–	0 : 2	th > t
22	Eigentum	–	1 : 0	–	0 : 1	th > t
23	(Zauber-)Theater(-spieler)	–	2 : 0	–	1 : 1	th

Tab. 54: Diachrone Entwicklung von *th* vs. *t*-Graphien in 23 Lexemen bei Georg S. (kfb-1763) im Vergleich zum Frequenzwandel im ANNO-Korpus

in Zeitstufe 1 als auch 2 mit *th* erscheint (vgl. S. 513, Fn. 22). In der ersten Zeitstufe (1863–64) scheint für Georg S. die *th*-Graphie folglich als die schriftsprachliche Variante zu gelten, die er übergeneralisierend auch an solchen Stellen verwendet, wo sie in der damaligen Schriftsprache nicht üblich war. Fehlende Systematik zeigt sich dabei beim Lexem *Pate*, das innerhalb eines Briefs beide Graphien aufweist (siehe oben).

²⁵ Beim Lexem *Monat* liegen vor 1880 bei knapp 10 % der Treffer *th*-Graphien vor, nach 1880 etwa bei 1 %. Auch wenn somit ein Frequenzwandel erfolgt, überwiegt in beiden Zeiträumen die *t*-Graphie deutlich und wird daher als die relevante Graphie notiert.

²⁶ Bei diesem Lexem verwendet Georg S. im Lebenslauf (1892) drei unterschiedliche Schreibweisen: *th* (3 Belege), *t* (2 Belege) und *d* (1 Beleg; nicht in Tabelle). In ANNO üblich ist die *d*-Graphie.

Stufe 2 (1892–99): Nun hat ein Wandel in Georg S. Normbewusstsein eingesetzt. In drei Lexemen, die er zuvor überwiegend mit *th* geschrieben hat, wechselt er komplett zur *t*-Graphie (Nr. 1–3, 27 Belege). Seine Vorstellung von der Norm wird besonders auch in einer Selbstkorrektur deutlich, die sich auf S. 12 seiner Lebensgeschichte (1892) findet; dort streicht er das *h* in „Thochter“ nachträglich durch (vgl. Abb. 98).

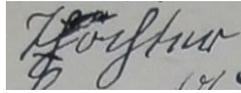


Abb. 98: Selbstkorrektur von „Thochter“ zu „Tochter“ bei Georg S. (kfb-1763)

Systematisch geht er bei der Umsetzung der *t*-Graphie aber nicht vor, da von den restlichen Belegen des Lexems in diesem 42-seitigen Text 6 mit *th* und 20 mit *t* verschriftet sind und er teils sogar innerhalb enger Kontexte variiert:

- (151) da sie mir Zutrauen schenkte, beobachtete sie ihre **Thochter** sorgfältig. Als ich dann wieder kam, sagte sie mir, sie habe jetzt selbst gehört, daß ihre **Thochter** schlechte Gespräche geführt hat, u. die Kameradschaften habe sie gejagt, u. durften nicht mehr ins Haus kommen. Zu ihrer **Thochter** sagte sie sonst nichts, erst als ich wieder einmal kam, da sie u. ihre **Tochter** allein waren, sagte sie zu ihrer **Thochter**

Krankengeschichte Georg S. (kfb-1763), 1892, S. 32

Beim Vergleich mit ANNO zeigt sich, dass die bereits vor 1880 mit *t* geschriebenen Lexeme nun überwiegend auch bei Georg S. so verschriftet sind. Dies ist einerseits beim vollständigen Umschlag von Nr. 2–3 der Fall, andererseits auch bei zwei noch variierenden Lexemen, Nr. 5 (*spät*) mit 2 *th* zu 6 *t* und Nr. 8 (*Tochter*) mit 6 *th* zu 21 *t*. Die ungewöhnliche *th*-Graphie in *aufbewart* scheint ein Einzelbeleg zu sein, zu dem aber noch drei weitere Einzelbelege kommen bei Lexemen, die in datierbaren Briefen keine Variation zeigen (vgl. S. 513, Fn. 22): „Leinthücher“, „thateln“ und „eingethaucht“. Bei allen dreien ist in den Zeitungen auch vor 1880 die *t*-Graphie üblich. Bei diesen Lexemen hat Georg S. vielleicht bei seiner Lektüretätigkeit die normierte Graphie nicht registriert, was auf die durchwegs niedrigere Frequenz (durchschnittlich ca. 16 Belege pro Million Tokens²⁷) im Vergleich zu den umschlagenden bzw. variierenden Lexemen (durchschnittlich ca. 151 Belege pro Million Tokens²⁸) zurückzuführen ist.

Bei den anderen variierenden Lexemen, in denen auch die Zeitungen vor 1880 noch überwiegend *th* zeigten (Nr. 4, 6, 7, 9, 10, 12), dominiert auch bei Georg S. in dieser Zeitstufe noch die diese Graphie mit 78 Belegen vs. 19 Belegen der *t*-Graphie. Daneben gibt es auch weiterhin einige systematische *th*-Verschriftungen, etwa bei Nr. 16 (*tun/Tat*)

²⁷ Die Frequenzen wurden in der DWDS-Plattform bei den Referenz- und Zeitungskorpora (Zeitraum 1880–1900) ermittelt: *aufbewahren*: ca. 11 Belege pro Million Tokens, *Tuch*: 17 (*Leintuch*: 1), *tadeln*: 7, *tauchen*: 30 (*eintauchen*: 3) (Abrufdatum: 30.03.2020).

²⁸ *Antwort*: ca. 65 Belege pro Million Tokens, *Monat*: 84, *spät*: 375, *Tochter*: 81.

mit 75 *th* und keinem *t* und Nr. 17 (*teilen/Teil*) mit ausschließlich 43 *th*. Auch Nr. 9 (*Tür*) weist mit 19 *th* vs. 3 *t* einen deutlichen Überhang an *th*-Graphien auf. Interessanterweise handelt es sich bei letzteren drei Lexemen um solche mit anlautendem *th*, wo auch in der Normdiskussion und im allgemeinen Sprachgebrauch länger die konservative Graphie beibehalten wurde (vgl. Abschnitt a).

Stufe 3 (1900–06): Nun erscheinen keine *th*-Graphie mehr bei Lexemen, die in ANNO durchgehend *t* zeigen. Insgesamt finden sich aber weiterhin bei der Hälfte der Lexeme *th*-Graphien; besonders systematisch hält sich, wie auch in Stufe 2, die Graphie bei Nr. 16 mit 9 Belegen und Nr. 17 mit 12 Belegen, was beides wieder anlautende Graphien betrifft; teilweise zeigt sich auch Variation (Nr. 7, 9, 15). Die Grenze zwischen Stufe 2 und 3 ist im Gegensatz zu den anderen fließend und nicht durch eine Überlieferungslücke bedingt, sodass deren Unterschiede eher als Kontinuum erscheinen.

Stufe 4 (1913–16): Im letzten Zeitabschnitt zeigt sich in den datierbaren Briefen von Georg S. überhaupt keine *th*-Graphie mehr bei Erbwörtern, was den Regelungen der Zweiten Orthographischen Konferenz entspricht (vgl. Abschnitt a). Nur noch ein *th* findet sich bei *Theater*, das der Schreiber im selben Text und nur eine Zeile darüber übergeneralisierend auch mit *t* verschriftet (vgl. Abschnitt b). Auch beim Ortsnamen *Donauwörth* (Nr. 20), der bis heute die *th*-Graphie beibehalten hat, wechselt er zum *t*. In undatierten, fragmentarisch überlieferten biographischen Aufzeichnungen findet sich ein weiterer Beleg für „Donauwört“ („Fragment 2“) sowie zweimal Variation zwischen „Teater“ und „Zauber-Theater“/„Zaubertheater“ mit wenigen Wörtern Abstand („Fragment 1“ und „Fragment 2“). Die Verteilung der Graphien in Fragment 2 weist klar auf Zeitstufe 4 hin, da hier nahezu²⁹ durchgängig *t*-Graphien erscheinen, etwa immer beim Lexem *tun*, das in Stufe 3 noch durchwegs *th* aufwies. Fragment 1 dagegen stammt nicht aus Stufe 4, sondern aus Stufe 2 oder 3³⁰, was bedeutet, dass die *th/t*-Variation in Fremdwörtern schon vor Stufe 4 eingesetzt haben muss. Die Übergänge zu Stufe 4 sind also etwas weniger abrupt als Tab. 54 vermuten lässt (vgl. Fn. 29), es zeichnet sich aber dennoch eine deutliche Durchsetzung der *t*-Graphie ab. Hier wendet Georg S. die orthographische Regel systematisch und teilweise sogar übergeneralisierend auf einen Ortsnamen und ein Fremdwort an.

Georg S. orientiert sich folglich in seinen Texten bezüglich dieser Variable generell an schriftsprachlichen Normen, wobei er in den 1860er-Jahren die systematische Verwendung von *th*-Graphien für angemessen hält. Er bemerkt schließlich, wohl bedingt durch seine Zeitungslektüre, dass auch *t*-Graphien immer häufiger erscheinen, was deutliche Auswirkungen auf seine Texte ab den 1890er-Jahren hat. Dort übernimmt er zunächst die *t*-Graphie bei höherfrequenten Lexemen und bei solchen Wörtern, bei denen diese Schreibweise im allgemeinen Sprachgebrauch schon lange üblich war. Niedrigerfrequenten Lexemen begegnet er auch seltener bei der Lektüre, sodass er hier vorerst noch bei

²⁹ Auffälligerweise erscheint Variation zwischen „werth“ und „wert“, sodass bei diesem Lexem wohl auch in Zeitstufe 4 noch kein vollständiger Übergang zu *t* erfolgt ist.

³⁰ Vgl. *th* bei *Abteilung*, *tun*, *notwendig*, aber *t* bei *Monat* und *Antwort*.

th bleibt. Den deutlichen Schwund des *th* gegen Ende des 19. Jahrhunderts und spätestens nach der Zweiten Orthographischen Konferenz 1901 registriert auch Georg S. und setzt die neue Norm in Form von *t*-Graphien allmählich um, bleibt bei einzelnen sehr frequenten Lexemen mit anlautender Position der Variable wie *tun* aber noch bei den alten, gewohnten Schreibungen.³¹ Erst in den 1910er-Jahren scheint er die gewandelte orthographische Norm vollständig zu verinnerlichen, wofür er natürlich keine Regelwerke studiert, sondern sich wohl am Sprachgebrauch in Zeitungen orientiert. Deshalb kennt der Schreiber keine expliziten Regeln wie die Beibehaltung von *th* in Fremdwörtern und Ortsnamen und setzt auch hier übergeneralisierend die *t*-Graphien um.

Der hier skizzierte Sprachwandelprozess gibt aufschlussreiche Einblicke in intraindividuellen Sprachwandel bedingt durch Veränderungen im Sprachgebrauch der Sprachgemeinschaft. Die Untersuchung konnte zur Behebung des von Schuster (2011: 174) konstatierten Forschungsdesiderats zur Auswirkung der orthographischen Neuerungen auf den tatsächlichen Sprachgebrauch beitragen (vgl. Kap. 4.3.2). Georg S. verhält sich dabei anders als die von ihr betrachteten routinierteren Schreiber, die auf die orthographischen Normierungen nicht reagieren (vgl. Abschnitt a). Vielleicht sind hier weniger routinierte Schreiber und besonders solche mit Bemühen um normativ angemessene Texte gegenüber Sprachwandel aufgeschlossener und zeigen damit größere sprachliche Flexibilität in der Diachronie. Eine umfangreichere Untersuchung an weiteren Schreibern und Variablen würde sich zur Überprüfung dieser Hypothese anbieten.

8.2.2 Einfluss von innen: Wandel in der psychiatrischen Lexik

Dieses Kapitel untersucht einen lexikalischen Sprachwandelprozess, der von psychiatrischen Anstalten und Krankenhäusern ausging: die Ersetzung des Begriffs *Wärter* durch *Pfleger*.³² Abschnitt (a) stellt die historischen Kontexte dieses lexikalischen Sprachwandels ‚von oben‘ (vgl. Labov 1994: 78) in Kaufbeuren-Irsee vor, Abschnitt (b) dessen Auswirkungen auf Patiententexte anhand einer Korpusanalyse bei allen 118 Schreibern mit mindestens einem dieser Lexeme. Abschnitt (c) betrachtet die Schreiber mit intraindividuellere Variation genauer, bevor Abschnitt (d) intraindividuellen Sprachwandel in den Blick nimmt. Abschnitt (e) vergleicht die Ergebnisse mit dem allgemeinen Sprachgebrauch, repräsentiert durch das DWDS-Korpus (*Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache*) und *Google Books*, und gibt Einblicke in sprachliche Variation in Patiententexten aus weiteren psychiatrischen Einrichtungen.

³¹ Vgl. auch die besondere Stabilität der *th*-Graphie bei *tun* und damit verbundenen Wortbildungen in den von Schuster (2011: 175) untersuchten Texten.

³² Diese Untersuchung wurde in etwas gekürzter Form bereits in Schiegg (2021) veröffentlicht.

(a) Kontexte

Die Professionalisierung der Psychiatrie im Laufe des 19. Jahrhunderts führte nicht nur zur Entwicklung und Systematisierung der medizinischen Fachsprache (vgl. Schuster 2010), sondern auch zu Ersetzungen ungebräuchlich gewordener Begriffe. Besonders offensichtlich sind die Umbenennungen ehemaliger *Irrenanstalten* in *Heil- und Pflegeanstalten*, womit nicht nur eine veraltete und stigmatisierte Bezeichnung ausgetauscht wurde, sondern auch Veränderungen in der psychiatrischen Praxis zum Ausdruck kamen: einerseits der verstärkte pflegerische Anspruch, andererseits aber auch die räumliche Trennung von heilbaren und unheilbaren Kranken (vgl. Zeller 1981). In Kaufbeuren-Irsee ereignete sich dies mit der Eröffnung des Neubaus in Kaufbeuren und damit der Gründung der *Kreis-Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren* im Jahr 1876 (vgl. Kap. 2.4.c).

In diesem Kontext erfolgte auch eine Ersetzung des Begriffs *Wärter* durch *Pfleger*. Denn nun wurde, wie der ehemalige Kaufbeurer Pfleger Markus Resch in seinem historischen Abriss zum dortigen Pflegepersonal resümiert, eine „Neugestaltung des Berufsbildes des Pflegepersonals notwendig: In einem modernen psychiatrischen Kontext war nicht mehr der ‚Irenschließer‘ oder ‚Irenwärter‘ gefragt, sondern der einfühlsame Pfleger und die Pflegerin“ (Resch 2003: 244). Die lexikalische Substitution ereignete sich von offizieller Seite im selben Jahr wie die Neubenennung der Einrichtung. So findet sich die ältere Bezeichnung noch in den Entwürfen der Dienstvorschriften von 1876, während sie in der Endfassung durch *Pflegepersonal* ersetzt war (vgl. Resch 2003: 244). Auch die Satzung (vgl. Satzung Kaufbeuren-Irsee 1876) und der 1882 entstandene chronistische Überblick des Anstaltsdirektors Michael Kiderle (vgl. Resch 2001) führten diesen lexikalischen Wandel systematisch durch (vgl. Dobler 2013: 76).³³ Das Kaufbeurer Stadtkrankenhaus hielt dagegen noch länger am *Wärter*-Begriff fest (Resch 2003: 244).

Für eine Untersuchung, wie sich diese lexikalischen Innovationen ‚von oben‘ in den Patiententexten verbreiteten, erscheint das Begriffspaar *Wärter – Pfleger* aus mehreren Gründen geeigneter als die bekanntere Ablösung von Verbindungen mit *Irr-*. Zunächst ist der Wandel im offiziellen Gebrauch in Kaufbeuren klar ins Jahr 1876 datierbar, während *Irr-* noch länger in Verwendung ist (vgl. Fn. 33); dies würde chronologische Einordnungen erschweren. Daneben bleibt letzteres Lexem weiterhin mit pejorativer Konnotation erhalten und erscheint häufig als solches in Patiententexten (vgl. S. 522, Fn. 38). Die Entscheidung, ob ein neutraler oder pejorativer Gebrauch vorliegt, kann dabei, wenn überhaupt, nur durch detaillierte qualitative Analysen getroffen werden.³⁴ Diese Problematik liegt

³³ In Kiderles „Bericht über den Bestand und das Wirken der Kreis-Irrenanstalt Irsee“ von 1869 war noch die Rede von „Wärter“ und „Wärterinnen“ [sic] (Kiderle 1869: 1278). Allerdings schreibt er auch 1882 weiterhin von „Iren-Ärzten“ (Resch 2001: 256) und der „Irrenanstalt“ (Resch 2001: 257), bezeichnet die Patienten aber als die „Kranken“ (Resch 2001: 256).

³⁴ Vgl. beispielsweise die Selbstkorrektur bei Karl S. (kfb-1877), die auf einen pejorativen Gebrauch deutet, den er im offiziellen Brief an einen Pfarrer vermeiden möchte: „Sie haben mich ins ~~Irenhaus~~ die Anstalt gebracht“ (28.07.1912).

zwar grundsätzlich auch bei *Wärter* vor, ist aber wegen der überschaubaren Datenmenge leichter in den Griff zu bekommen.

(b) Generelle Ergebnisse

Für die Analyse wurden alle aus Kaufbeuren-Irsee stammenden Texte des Korpus historischer Patiententexte (Stand 01.08.2020) nach den beiden Begriffen in unterschiedlichen Schreibweisen durchsucht. Oftmals liegen Movierungen mit dem Suffix *-in* vor, auch erscheinen zahlreiche Kompositionen wie *Oberpflegerin*. Die Korpusuche führte zu 842 Treffern: 279 Belege für *Wärter* und 563 für *Pfleger*. Die Treffer verteilen sich auf 391 Texte von 118 unterschiedlichen Schreibern (108 Patienten und 10 Angehörige).

Um einen Überblick zur diachronen Entwicklung des individuellen Sprachgebrauchs zu erhalten, wurden alle Belege manuell überprüft und dabei das individuelle Variationsverhalten erfasst. Während 41 Schreiber durchgehend *Wärter* und 59 *Pfleger* verwenden, kann man bei 18 Schreibern intraindividuelle Variation beobachten. Der Vorteil der schreiberbezogenen Vorgehensweise liegt darin, dass Ungleichgewichte in der Überlieferung unbeachtet bleiben – die 48 Belege für *Pfleger* bei Hans A. (kfb-80) (vgl. Kap. 6.2.2.5) zählen damit genauso wie der eine Beleg für *Wärter* bei Johanna M. (kfb-3). Natürlich muss bei allen folgenden Ausführungen berücksichtigt werden, dass nur über die vorhandenen Texte Rückschlüsse über den Sprachgebrauch der Schreiber möglich sind und deren Sprachkompetenz nicht immer vollständig erfasst werden kann. Dies trifft aber für alle historischen Daten zu.

Als nächster Schritt wurde jeder Schreiber einem Jahrzehnt zugeordnet. Hierfür wurde von den datierbaren Briefen³⁵ für jeden Schreiber ein Mittelwert der Schreibjahre gebildet.³⁶ Das Ergebnis der Auswertung zeigt Abb. 99, welche die diachrone Entwicklung des sprachlichen Inventars dieser Schreiber pro Jahrzehnt zwischen den 1850er- und 1920er-Jahren darstellt. Da nur zwei Schreiber in die 1930er-Jahre (Kategorien: 1 *Pfleger*, 1 *Variation*) und einer in die 1940er-Jahre (Kategorie: *Pfleger*) eingeordnet werden können, wurden diese nicht in die Abbildung aufgenommen.

³⁵ Als datierbar wurden diejenigen Briefe gewertet, die entweder ein Datum besitzen oder auf Grund äußerer Faktoren (z. B. Zeit des Anstaltsaufenthalts) auf einen maximal 5 Jahre umfassenden Zeitraum eingegrenzt werden können; dabei wurde die Mitte dieses Zeitraums angenommen. Bei zwei Schreibern mit jeweils nur einem Brief war eine solche Datierung nicht möglich, sodass beide nicht in die Auswertung einbezogen wurden: Marie F. (kfb-2087-A): „Oberpfleger“ (ca. 1900–35); Caroline B. (kfb-2895): „obr Plegerrin“ (ca. 1896–1925).

³⁶ Bei 99 der 113 Schreiber in Abb. 99 liegen Texte aus einem Zeitraum von einem Jahrzehnt oder weniger vor, bei 8 Schreibern aus einem Maximum von zwei Jahrzehnten und bei 6 aus einem Maximum von drei Jahrzehnten. Für einen generellen Überblick erscheint eine Berechnung des mittleren Schreibdatums sinnvoll, da Langzeitpatienten mit mehr als einem Jahrzehnt Aufenthalt die Minderheit bilden. Vgl. Abschnitt (d) für Details zu ausgewählten Langzeitpatienten.

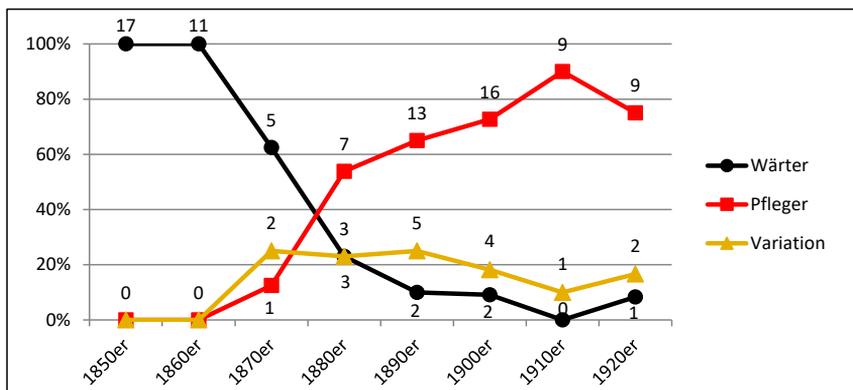


Abb. 99: Diachrone Entwicklung der Bezeichnungen für das Pflegepersonal bei 113 Einzelschreibern aus Kaufbeuren-Irsee

Innerhalb der untersuchten 70 Jahre ergab sich eine Substitution von *Wärter* durch *Pfleger*, die in den 1870er-Jahren begann, in den 1880er-Jahren bereits über die Hälfte der Idiolekte betraf und ihr Maximum von etwa 90 % in den 1910er-Jahren erreicht. Dieser Prozess entspricht der typischen S-Kurve von Sprachwandel-Phänomenen mit einem langsamen Beginn, einem raschen Anstieg und einem Abschluss mit einem kleinen, nicht betroffenen Residuum (vgl. Labov 1994: 66).

Der erste *Pfleger*-Beleg des Korpus stammt vom Buchhalter Josef B. (kfb-1269), der in einem mit „An einen Irrenarzt“ betitelten Gedicht vom 25.06.1875 schreibt: „Bei den dir anvertrauten Seelen bist Arm du Hand u. Pfleger“. Hierbei handelt es sich aber nicht um eine Berufsbezeichnung, sondern bezeichnet generell jemanden, „der etwas hegt und fördert, in pflege und obhut hat“ (DWB 13, Sp. 1748), was nach Grimm bereits im 15. Jahrhundert belegt ist.³⁷

Die früheste Verwendung von *Pfleger* als Berufsbezeichnung stammt von der 20/21-jährigen, wohlhabenden Fabrikantentochter Bertha B. (kfb-28), die am 14.05.1877 im Brief an ihre Mutter von „Fräulein Wagner, die Oberpflegerin“ schreibt. Daneben erwähnt sie auch „eine sehr nette Wärterin eine Oberländerin“. Der chronologisch zweite Beleg stammt von einem Patienten mit einem anderen soziologischen Hintergrund, dem 57-jährigen Tagelöhner und Maurer Leopold E. (kfb-2361), der einen Text betitelt mit „Morgenansprache E. [Nachname gekürzt] im Jahre 1878 an den Oberpfleger“. Nach den 1900er-Jahren verwendet nur noch eine Schreiberin ausschließlich die *Wärter*-Variante: die Schwester eines Patienten, Emma R. (kfb-6270-A), die ihrem Bruder am 01.11.1922 schreibt und einen „Extra Gruß an die Wärter“ ausrichten lässt. An ihr scheint dieser Sprachwandel im Anstaltskontext vorübergegangen zu sein.

³⁷ Da es sich bei den meisten anderen Belegen um Berufsbezeichnungen handelt, wurden alle bei Abb. 99 berücksichtigt.

(c) Intraindividuelle Variation

Bei etwa 86 % der Schreiber lässt sich keine intraindividuelle Variation beobachten, was wohl oftmals aus der geringen Überlieferungsmenge resultiert, wenn etwa nur ein Beleg vorhanden ist. Daneben kann man jedoch eine große Einheitlichkeit in den Belegen einiger Schreiber erkennen, insbesondere am Beginn und Ende des Untersuchungszeitraums. Wie im vorigen Abschnitt bereits erwähnt, finden sich bei Hans A. (kfb-80) 48 Belege für *Pfleger* zwischen den Jahren 1917 und 1922. Von besonderem Interesse sind im Folgenden die 18 Schreiber, die in ihren Texten intraindividuelle Variation zeigen.

Bertha B. (kfb-28) schreibt in ihrem Brief von 1877 nicht nur über die „Oberpflegerin“, sondern auch über eine „sehr nette Wärterin“, um auf eine weitere Person im Anstaltskontext zu referieren. Somit verwendet sie beide Varianten mit einer semantischen Differenzierung, wobei sie die Oberpflegerin mit der ein Jahr zuvor eingeführten offiziellen Berufsbezeichnung nennt, während sie die anderen Personen noch mit der älteren, in dieser Zeit wohl noch geläufigeren Variante bezeichnet.³⁸

Dies ist ähnlich zu beobachten bei der 34-jährigen Bauerstochter Maria C. G. (kfb-2827) (vgl. Kap. 6.2.2.2). In ihren Briefen vom 07.10.1879 von zu Hause aus an den Direktor (a) und an Frau Hopp (b) schreibt sie:

- (152) a. Ein schönen Gruß Empfehlung An Frau Dierettor Fräulein Augusta u. Liella **Oberpflegerin** Kapelan Doktor Cill. Mite der ~~Pfleg~~ **Wärteriñ** Kresenz Mayrak bin ich nicht zu frieden
- b. Grüß ich Sie vielmahl Frau Kirschner Bregenzer **Wärteriñ** Josepha im Tobhaus
Bauerstochter Maria C. G. (kfb-2827), Briefe, 07.10.1879

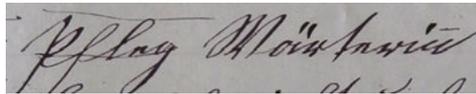


Abb. 100: Selbstkorrektur von „Pfleg“ zu „Wärteriñ“ bei Maria C. G. (kfb-2827) (1879)

Maria C. G. unterscheidet hier zwischen einer Oberpflegerin und unterschiedlichen Wärterinnen. Dabei verschreibt sie sich einmal und beginnt mit dem Wort „Pfleg“, das sie durchstreicht und zu „Wärteriñ“ korrigiert. Dies belegt ihre Unsicherheit und schließlich ihre bewusste Entscheidung zwischen den beiden Lexemen (vgl. Abb. 100). Auch im Brief von 1889 hält sie diese Differenzierung noch aufrecht, 1890 spricht sie dann aber generell von „alle Pflegerinnen“ (vgl. S. 356, Fn. 33). Eine Untersuchung von individu-

³⁸ Im selben Brief verwendet Bertha B. (kfb-28) auch die beiden damals geläufigen Bezeichnungen für eine psychiatrische Einrichtung, wobei die ältere negativ konnotiert ist, die jüngere positiv: „all den bangen Gefühlen die mich während meines ganzen Aufenthalts in der Irrenanstalt beschlichen“ versus „Die Heilanstalt ist reizend gelegen“.

ellem Sprachwandel bei Schreibern mit beiden Varianten erscheint damit aufschlussreich und erfolgt im nächsten Abschnitt.

In den 1880er- und 1890er-Jahren erfolgt in den Patiententexten ein schneller Sprachwandel, wobei weiterhin intraindividuelle Variation zu beobachten ist (vgl. Abb. 99), die nun aber oft als freie Variation klassifiziert werden kann. Dies wird besonders deutlich bei einem mit *oder* verknüpften Gebrauch beider Varianten, etwa beim Müllergesellen Franz J. W. (kfb-2058) oder beim Tapezierer und Bettler Jakob S. (kfb-908):

(153) ist dis also nur ein Beispil u so ist es aber mit ales mit dänien **Pf Pfläger** oder **Wärter**
Müllergeselle Franz J. W. (kfb-2058), Beichte, 07.11.1880

(154) deñ es ist von sämtliche **Pfleger** o. **Wärter** die hier sind, nicht ein einziger der behauptet daß ich in diesen 2 Jahren nur 1. einzigesmal Krank war
Tapezierer Jakob S. (kfb-908), Brief an Armenpflegschaft, 23.01.1892

Daneben ist manchmal auch eine semantische Differenzierung zu erkennen, etwa beim Zigarrenhändler Xaver P. (kfb-2115), der von strengen *Zellenwärtern* und einem braven *Oberpfleger* schreibt:

(155) und ditzelenwerter sind stringe Leid den simachen ein Gescheit [...] Der Her **oberbfleger** ist ach ein Brafer Man ergbt alesguzum Esen
Zigarrenhändler Xaver P. (kfb-2115), Brief an Ehefrau, ca. 1880–83

Die negative Konnotation von *Wärter* verbreitet sich allerdings nicht in alle Idiolekte. Die erst 1879 geborene Diakonissin Katharina S. (kfb-3085) verwendet 23-mal *Pfleger* und 5-mal *Wärter* in fünf Briefen aus dem Jahr 1925. Dabei unterscheidet sie im Geschlecht der Referenten, wobei Bezüge zu „Pflegerin(nen)“ bzw. „Oberpflegerin“ immer weiblich sind, alle „Wärter“ (4 Belege) dagegen männlich.³⁹ Individuelle Verwendungsweisen wie bei Katharina S. sind Belege für die Unvollständigkeit dieser lexikalischen Substitution und verdeutlichen die Relevanz der Berücksichtigung von Idiolekten bei Analysen sprachlicher Variation und Sprachwandel.⁴⁰

³⁹ Ein weiterer Beleg findet sich für „Wärterjacken“ (1 Beleg). Dass die Schreiberin mangels persönlichen Kontakts zum männlichen Pflegepersonal die in den 1920er-Jahren üblichen Bezeichnungen nicht wusste, bestätigt sich bei der Überprüfung der Belege nicht, in denen sie ihr namentlich bekannte „Wärter“ nennt.

⁴⁰ Der zweite Schreiber, der in den 1920er-Jahren Variation zeigt (vgl. S. 521, Abb. 99), ist Joseph R. (kfb-6270). Bei ihm finden sich neben 13 *Pfleger*-Belegen auch einer für *Wärter*: „es kam ein Schreiben vom Gericht oder Magistrat. Ich weiß nicht was, wegen Pflsenschaft oder Wärter“ (01.06.1920, an Eltern und Geschwister). Hier ist aber keine Berufsbezeichnung gemeint, sondern eine unspezifische Art von Vormundschaft, evtl. beeinflusst von der Wendung *Wart und Pflege*.

(d) Intraindividuelle diachrone Veränderungen

Besonders bei Langzeitpatienten lassen sich intraindividuelle diachrone Veränderungen beobachten. So schildert die Bauerstochter Maria C. G. (kfb-2827) in ihrem 25-jährigen Schreibzeitraum zwischen 1879 und 1904 die Kontexte in der psychiatrischen Anstalt besonders detailreich, was zur Überlieferung von 18 Belegen (5 *Wärter*, 13 *Pfleger*) in 8 ihrer 21 Briefe führt. Während sie, wie im vorigen Abschnitt beschrieben, 1879 noch zwischen beiden Bezeichnungen klar unterscheidet und dabei sogar eine Selbstkorrektur vornimmt, kommt es bei ihr um 1890 zu einer Generalisierung des Begriffs *Pfleger*, den sie in den Briefen danach ausschließlich verwendet (vgl. Abb. 101, links).

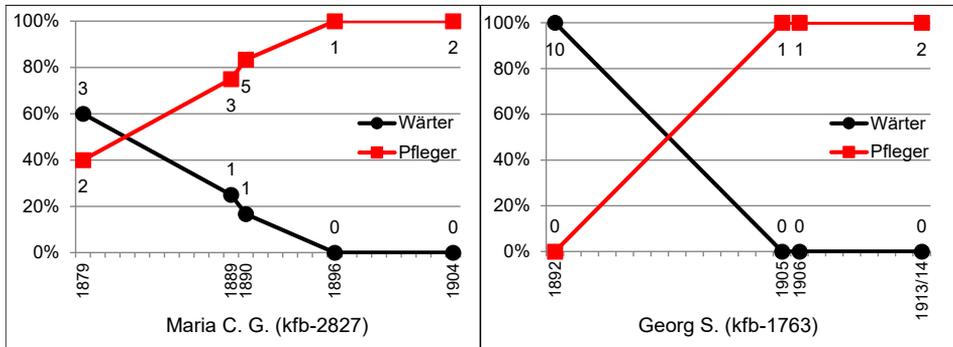


Abb. 101: Individuelle diachrone Veränderungen der Bezeichnungen für das Pflegepersonal bei zwei Schreibern (datierte Texte)

Beim Mahlknecht Georg S. (kfb-1763) finden sich insgesamt 31 Belege für die beiden Varianten. Während keines der Lexeme in Texten aus seinem ersten Anstaltsaufenthalt von 1863/64 erscheint, beinhaltet die auf 1892 datierbare Lebensgeschichte 10 Belege für *Wärter*. In seinen datierten Briefen ab 1905 erscheinen dann 4 Belege für *Pfleger*. Damit ähnelt sich die Entwicklung der von Maria C. G. (kfb-2827) (vgl. Abb. 101, rechts). Die restlichen Belege finden sich in Georg S. undatierten Texten, davon 7 für *Wärter* und 10 für *Pfleger*. Diese lassen sich, bis auf einen Beleg, alle jedoch auf Grund außer- und innersprachlicher Indizien grob datieren, sodass das bisherige, nur auf wenigen Belegen basierende Bild, etwas geschärft werden kann.

So erwähnt der Schreiber sowohl in einem undatierten Brief an den Direktor als auch in einem an den Redakteur Schwab mit je einem *Pfleger*-Beleg die Ermordung von Dr. Mockrauer im März 1896 (vgl. S. 178, Fn. 191), sodass beide Briefe danach entstanden sein müssen.⁴¹ Für innersprachliche Datierungen kann auf die Ergebnisse zum Wandel der charakteristischen Verteilungen der *thlt*-Graphien bei diesem Schreiber zurückgegriffen

⁴¹ Beim Brief an den Redakteur lassen sich auf Grund charakteristischer *thlt*-Graphien (z. B. „thun“, „ehrenwerth“, „nöthig“, „Landräthe“) zudem seine letzten Schreibjahre ausschließen (vgl. S. 515, Tab. 54); der Brief an den Direktor erlaubt dies wegen seiner Kürze nicht.

werden (vgl. Kap. 8.2.1). Alle undatierten 7 *Wärter*-Belege und 6 weitere für *Pfleger* finden sich in mehreren fragmentarischen, biographischen Ausführungen, die untereinander sowie auch mit der auf 1892 datierten Lebensgeschichte deutliche inhaltliche Überschneidungen haben, aber wohl zu unterschiedlichen Zeiten geschrieben wurden.⁴² Die *Wärter*-Belege treten in einer kurzen Passage über Georg S. Erlebnisse auf der Cholera-Station in einem Lazarett im Herbst 1854 auf; die Verteilung der in diesem Fragment erscheinenden *th/t*-Belege deutet auf den Beginn von Georg S. zweiten Anstaltsaufenthalt, also in die 1890er-Jahre.⁴³ 3 *Pfleger*-Belege sind in einer inhaltlich entsprechenden Stelle zu finden (vgl. Fn. 42), allerdings ohne *th*-Graphien in der Umgebung, was eine Datierung in die 1910er-Jahre wahrscheinlich macht. Ähnlich verhält es sich mit einem *Pfleger*-Beleg in einem anderen Fragment, in dessen direktem Kontext die Rede von einem „Teater“ und einem „Zauber-Theater“ ist und nur diese eine *th*-Graphie erscheint, was ebenfalls typisch für die späten Texte aus 1910er-Jahren ist. Die letzten 2 *Pfleger*-Belege dagegen erscheinen in einem Fragment, das seinen Aufenthalt im Tobhaus schildert (vgl. S. 149, Bsp. 106) und das einige *th*-Graphien aufweist, wie sie dieser Schreiber spätestens noch in den 1900ern verschriftet.⁴⁴ All diese zusätzlichen Belege stützen die auf recht wenigen Belegen basierende Abb. 101. Die lexikalische Substitution ist bei Georg S. dabei etwas früher abgeschlossen als der Wandel bei den *th/t*-Graphien.

Individuelle lexikalische Sprachwandelprozesse wie diese lassen sich nur sinnvoll nachzeichnen, wenn zu einem langen Schreibzeitraum noch eine große Textmenge kommt wie bei Georg S. (kfb-1763) oder eine hohe Belegdichte herrscht wie bei Maria C. G. (kfb-2827). Bei den meisten Schreibern ist dies nicht der Fall. Dennoch zeigen sich auch bei anderen Patienten mit langen Schreibzeiträumen Hinweise auf eine ähnliche lexikalische Entwicklung. Der Buchhalter Josef B. (kfb-1269) etwa verwendet neben seinem sehr frühen *Pfleger*-Beleg mit generellerer Semantik (siehe oben) in 14 datierbaren Texten von 1873–78 durchwegs den Begriff (*Ober*-)*Wärter* (26 Belege). Im letzten Brief an seinen Bruder vom 21.06.1889 findet sich dagegen ein Beleg für *Pfleger*, sodass zu vermuten ist, dass in den 1880er-Jahren in seinem Idiolekt der Sprachwandel vollzogen wurde. In einem nicht datierbaren Brief an das „Collegium des Stadt-Magistrats Kaufbeuren“ finden sich zudem beide Bezeichnungen: „eines Wärters der Irrenanstalt“ und „ihre Oberpflegerin-dienste“. Dies zeigt, dass auch bei ihm Übergangsphasen und Variation existieren.

⁴² Vgl. „Die **Krankenwärter** konnten, in Güßkannen kaum Wasser genug hertragen“ (undatiert, Fragment 1); „Wasser mußten die **Pfleger** viele Güßkañen wohl holen“ (undatiert, Fragment 2); „Zum trinken könnten die **Wärter** kaum Wasser genug hertragen“ (Lebensgeschichte 1892). Vgl. „dießem haben die **Wärter** dann zu wenig Wasser gegeben“ (undatiert, Fragment 1); „Einem haben die **Pfleger** zu wenig Wasser gegeben“ (undatiert, Fragment 2); „Bei einem neben mir sagten die **Warter**, dem muß mañ nicht so viel Wasser geben“ (Lebensgeschichte 1892).

⁴³ Vgl. *t* bei „Antwort“, „Monat“ und „Heimat“, *th/t* bei „vermuthlich“/„vermutlich“ und *th* bei „Muth“, „Rath“/„Unrath“, „Wirthslokal“/„Wirthschaft“. Vgl. S. 515, Tab. 54.

⁴⁴ Vgl. „thun“, „Abtheilung“, „ungerathen“, „nothwendig“, „Wirthsstube“/„Wirtshaus“, „antworten“. Vgl. S. 515, Tab. 54.

(e) Entwicklungen im allgemeinen Sprachgebrauch

Innerhalb psychiatrischer Anstalten gelten die beiden untersuchten Lexeme als Teil des Alltagswortschatzes. Deren hohe Frequenz ist ein Beleg dafür: Mit etwa 783 Belegen pro Million Wörtern wären die Begriffe in die zweite von fünf Häufigkeitsklassen in der Duden-Häufigkeitsbewertung einzuordnen.⁴⁵ In allgemeinen Korpora des Deutschen wie dem DWDS-Korpus (*Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*: DTA-Gesamt und DWDS-Kernkorpus) überschreitet die Frequenz beider Varianten zwischen 1850 und 1940 zusammen nie 20 Belege pro Million Wörter.⁴⁶ Die Frequenz in *Google Books* ist sogar noch niedriger mit weniger als 10 Belegen pro Million Wörter in diesem Zeitraum.⁴⁷

Um die Entwicklungen im allgemeinen Sprachgebrauch nachzuzeichnen, wurde die Häufigkeit der beiden Varianten in DWDS und Google Books untersucht. Zur Vermeidung genereller Verwendungsweisen der beiden Lexeme und einer Einschränkung auf Kontexte der Patientenfürsorge wurden die Suchanfragen durch das Anfügen eines *Kranken-*spezifiziert (also *Krankenwärter/in* und *Krankenpfleger/in*).⁴⁸ Dies führte zwar zu einer niedrigeren Tokenfrequenz, aber zu zuverlässigeren Ergebnissen. Abb. 102 zeigt die diachrone Entwicklung der Frequenz beider Varianten. Jeweils zeigt sich eine deutliche Zunahme von *Pfleger* und eine Abnahme von *Wärter* im Untersuchungszeitraum, was mit den Ergebnissen der Untersuchungen an Patiententexten übereinstimmt (vgl. S. 521, Abb. 99). Der Rückgang bei *Krankenwärter* ist allerdings deutlich weniger steil als bei den Patiententexten, besonders im DWDS-Korpus, wo man nur eine sehr schwache Abnahme erkennen kann; der Rückgang in Google Books ist stärker, aber weit von einem Sprachwandelprozess mit lexikalischer Substitution und nur einem kleinem Residuum entfernt, wie er bei den Patiententexten beobachtet werden konnte.

Daraus lässt sich folgern, dass die *Wärter*-Variante außerhalb psychiatrischer Anstalten noch weiterhin in Gebrauch blieb, was mit dem späten *Wärter*-Beleg der Schwester eines Patienten, Emma R. (kfb-6270-A), übereinstimmt (vgl. Abschnitt b). Dies könnte mit der Zugehörigkeit der beiden Varianten zum Bereich der Alltagssprache psychiatrischer Anstalten erklärt werden, sodass den meisten Patienten recht schnell die lexikalische Substitution bewusst wurde und sie ihren Sprachgebrauch dahingehend anpassten. Außerhalb dieses Kontextes existierten dagegen weniger Bezüge zu diesen oft auch räumlich

⁴⁵ Vgl. <https://www.duden.de/hilfe/haeufigkeit> (03.04.2021); Belege für *Wärter/Pfleger*: 842; Korpusgröße zum Untersuchungszeitpunkt: 1.073.500 Wörter.

⁴⁶ Vgl. <https://www.dwds.de/r/plot> (03.04.2021); Korpus: DTA-Gesamt+DWDS-Kernkorpus; Methode: Zeitverlaufskurve mit Tokenfrequenz für (*Kranken-*)*Wärter(-in)* und (*Kranken-*)*Pfleger(-in)* zwischen 1850 und 1940.

⁴⁷ Vgl. Google Books Ngram Viewer: <https://books.google.com/ngrams/> (03.04.2021); Korpus: German 2019, Glättung 10; gleiche Suchanfragen wie bei DWDS. Der Graph in Abb. 102 wurde aus Datenpunkten von der Mitte jedes Jahrzehnts selbst erstellt.

⁴⁸ Eine Voranstellung von *Irren-* brachte im DWDS zu gerade einmal zwei Belege hervor, sodass im Weiteren darauf verzichtet wird.

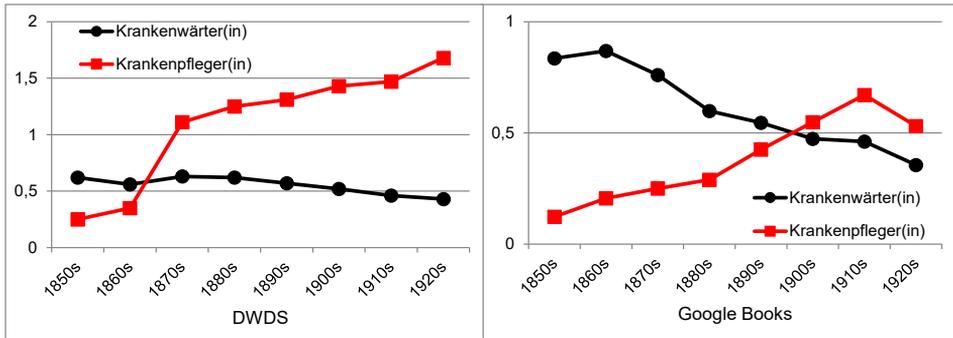


Abb. 102: Diachrone Entwicklung von *Krankenwärter/in* und *Krankenpfleger/in* in DWDS und Google Books (Frequenz pro Million Wörter)

weit entfernten Einrichtungen, was nicht nur zu Stigmatisierung und Stereotypen, sondern auch zur fortdauernden Verwendung veralteter Lexik führte.

Nicht nur die Vollständigkeit des Sprachwandels, sondern auch der Zeitpunkt der Ablösung der dominierenden Variante unterscheidet sich. In den Abbildungen zeigt er sich dort, wo sich die beiden Graphen schneiden. Dies ereignet sich bei den Patiententexten aus Kaufbeuren-Irsee in den 1880er-Jahren (vgl. S. 521, Abb. 99), während im DWDS-Korpus *Pfleger* bereits in den 1870ern dominiert. Die Rede von *Pflegern* und *Pflegeanstalten* setzte in anderen Kontexten somit wohl schon früher ein als in Kaufbeuren, wo die offizielle Umbenennung der Einrichtung und der Berufsbezeichnung 1876 erfolgte. Dass auch schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Konzept der *Pflege* geläufig war, belegen die Namen anderer Einrichtungen, etwa die 1842 gegründete *Badische Heil- und Pflegeanstalt Illenau* (vgl. Burkhardt 2003), die *Landes-Heil- und Pflegeanstalt Eichberg* (1849) (vgl. Roth 1999) und allen voran die *Königlich Sächsische Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein* in Pirna, die bereits 1811 eröffnet wurde (vgl. Böhm 2011). Das Nachhinken der Entwicklung bei Google Books resultiert wohl aus der unterschiedlichen Korpuszusammensetzung im Vergleich zu den Referenz- und Zeitungskorpora, die ebenfalls unterschiedliche Verlaufskurven je nach Textklasse zeigen (nicht abgebildet) und insgesamt auf geringen Datenmengen basieren. Diese Beobachtungen illustrieren einen Sprachwandel, der in unterschiedlichen Bereichen der Sprachgemeinschaft mit unterschiedlicher Geschwindigkeit und Vollständigkeit abläuft. Die generelle Ähnlichkeit der Verlaufskurven beider Varianten in DWDS und Google Books stützt jedoch die Validität dieser Untersuchung.

Auch wenn wegen der zeitlichen Verschiebungen keine direkten Übertragungen auf den Sprachgebrauch in anderen psychiatrischen Einrichtungen möglich sind, so lohnt sich dennoch ein abschließender Blick auf Schreiber aus anderen Institutionen, bei denen sich ebenfalls Variation bezüglich dieser Lexeme zeigt. Dies ist der Fall bei der Marburger Patientin Johanna N. (mar-1696) (vgl. S. 109, Fn. 70). Sie schreibt am 07.11.1892 an ihren Ehemann und beschwert sich über *Wärterinnen*. Nach ihrer Entlassung bedankt

sie sich am 31.12.1918 schließlich bei den *Pflegerinnen* und *Pflegern*. Bei diesem zeitlichen Abstand von 26 Jahren könnten durchaus intraindividuelle diachrone Veränderungen vorliegen. Die Auswahl der Varianten könnte aber auch wie beim Kaufmann Adolf A. (mkf-702), Patient der niederbayerischen Heil- und Pflegeanstalt Mainkofen, adressatenbedingt sein. Bei ihm finden sich zwei späte Belege für *Wärter* in Briefen an seine Kinder (16.03.1927) und seine Ehefrau (31.03.1927), während er im gleichen Jahr in drei offiziellen Briefen an einen Medizinalrat und Rechtsanwalt (25.02., 05.08. und 15.12.1927) sowie zehn Jahre später (26.09.1937) an den Anstaltsdirektor die Variante (*Ober-)**Pfleger* verwendet. Die adressatenbedingte Variation wird offensichtlich, wenn man die Verwendungskontexte der Lexeme genauer betrachtet, die in zwei der Briefe nahezu identisch sind:

- (156) a. Dich v. die **Wärter** Sittlich Mißbrauchen läßt (31.03.1927, an Ehefrau)
 b. meine Frau u. Kinder Sittlich v. **Pflegern** u Patienten Mißbraucht wurden (25.02.1927, an Obermedizinalrat) *Kaufmann Adolf A. (mkf-702), Briefe*

Diese Belege verdeutlichen, ähnlich wie bei der vom Geschlecht des Referenten abhängigen Variation bei Katharina S. (kfb-3085) (vgl. Abschnitt c), dass auch bei dieser lexikalischen Variable der individuelle Sprachgebrauch berücksichtigt werden muss, um die erscheinende Variation erklären zu können.

Die beiden Studien zu den Auswirkungen gesellschaftlich bedingten Sprachwandels auf Patiententexte konnten auf graphematischer (vgl. Kap. 8.2.1) und lexikalischer Ebene (vgl. Kap. 8.2.2) zeigen, dass sich in intraindividuelle Variation und individuellen diachronen Veränderungen oftmals generelle Sprachwandelprozesse spiegeln, die sich aber im Detail individuell ausgestalten. Die Texte von Langzeitpatienten bilden hier einen geeigneten Untersuchungsbereich für diachrone Variation in Idiolekten. Der individuelle Sprachgebrauch erweist sich bei einigen Schreibern als instabil und empfänglich für sprachliche Innovationen. Auch dieser Aspekt offenbart einen hohen Grad an sprachlicher Flexibilität.

9 Zusammenfassung und Perspektiven

Dieses Kapitel schließt die Untersuchung ab. Hierfür fasst Kap. 9.1 deren zentrale Ergebnisse hinsichtlich der eingangs formulierten Ziele zusammen. Anschließend erörtert Kap. 9.2 den Erkenntnisgewinn und Perspektiven der Arbeit für die sprachwissenschaftliche Forschung.

9.1 Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse

(a) Philologische Ergebnisse

Grundlage für die Arbeit mit den neuartigen Quellen bildete eine Zusammenstellung der historischen *Entstehungskontexte* sowie der heutigen *Archivierungs- und Erschließungslage* von Patiententexten. Hierfür wurden zunächst die schulischen Entwicklungen im Bayern des 19. Jahrhunderts und die Bildungsmöglichkeiten innerhalb psychiatrischer Anstalten anhand der Situation in Kaufbeuren-Irsee dargestellt (vgl. Kap. 2.4). Während erstere besonders auf dem Land noch größere Defizite aufwiesen, können letztere als ausgesprochen positiv bewertet werden, indem es der Einrichtung nicht nur um geistliche Erbauung der Patienten ging, sondern auch schulischer Unterricht durch Anstaltslehrer angeboten und gleichzeitig Möglichkeiten zum Selbststudium durch eine Bibliothek und abonnierte Zeitungen und Zeitschriften geschaffen wurden. Davon profitierten besonders Patienten aus schriftfernen Berufen, die nach ihrer meist nur kurzen schulischen Laufbahn kaum eine Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit Schriftlichkeit erhalten hatten. Das Abfassen eigener Texte fand Unterstützung durch Pfleger und Ärzte, sei es um die Patienten zu beschäftigen oder vor allem auch um schriftliche Ausdrucksformen als Belege für deren Erkrankungen zu erhalten.

Die Ergebnisse der Schreibtätigkeit bilden zahlreiche *Patiententexte*, die neben den klinischen und administrativen Texten in historischen Patientenakten überliefert sind. Von der Geschichtswissenschaft blieben Patiententexte wegen ihrer Ärzte- und Fortschrittsfixierung lange unbeachtet, was noch heute zu verzerrten Darstellungen führt (vgl. Kap. 3.1). In der Sprachwissenschaft waren Patiententexte bislang weitestgehend unbekannt. Auch in den Archiven wurden diese Quellen noch kaum systematisch registriert, sodass eine eigenständige *Erschließung* historischer Patiententexte Voraussetzung für eine Arbeit mit diesen bildete (vgl. Kap. 3.2). Hierfür bot das Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren im Allgäu sowohl wegen seiner reichhaltigen Bestände als auch wegen der guten Zugänglichkeit ausgezeichnete Bedingungen, sodass der Hauptfokus der Arbeit auf die dort überlieferten Bestände gelegt wurde. Die Durchsicht von etwa 7000 der nur grob chronologisch sortierten Patientenakten aus der Frühzeit der 1849 im benachbarten Irsee eröffneten Einrichtung bis in die 1930er-Jahre förderte bei knapp 10 % der Akten private Patientenbriefe zutage.

Hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung dieser Schreiber liegt der seltene Fall eines von den *Geschlechtern* her ausgewogenen historischen Quellenmaterials vor, das gleichzeitig Personen aus allen *sozialen Schichten* umfasst. Die Psychatriepatienten bilden damit einerseits die agrarisch geprägte ländliche Gesellschaft Bayerisch-Schwabens ab, umfassen andererseits aber auch Personen der städtischen Oberschicht wie Adelige, Industrielle und höhere Beamte sowie Vertreter des Proletariats, also städtische Arbeiter, Tagelöhner und Pfründner. Auch die *Konfession* der Patienten spiegelt in etwa die damalige Gesellschaft, wobei die geringeren Vorbehalte der jüdischen Bevölkerung gegenüber psychiatrischen Einrichtungen zu einer etwas erhöhten Zahl jüdischer Patienten führten. Tendenziell ist das *Alter* der Schreiber überdurchschnittlich hoch und bietet Gelegenheit zur Analyse des Sprachgebrauchs in späteren Lebensphasen. Eine Betrachtung der äußeren Charakteristika der überlieferten Briefe ergab, dass deren Umfang einerseits unabhängig vom Geschlecht der Schreibenden ist, andererseits aber durch den Briefftyp beeinflusst wird. So sind Privatbriefe tendenziell gut 20 % länger als offizielle Briefe, was bereits auf die hohe Relevanz des *Adressaten* und damit der soziolinguistischen *Audience Design Theory* für die durchzuführenden Analysen deutete.

Die sich wiederholenden Strukturen und Funktionen erlauben eine Zuordnung des Großteils der überlieferten Patiententexte zu typischen *Textsorten* (vgl. Kap. 3.3), von denen in den durchgesehenen Akten *Patientenbriefe* mit Abstand am häufigsten vorkommen. Voraussetzung für deren Überlieferung bildete die institutionell verankerte *Briefzensur*. Aus den Briefen erhielten die Ärzte Hinweise auf Erkrankungen und Absichten der Patienten. Daneben diente die Zensur dem Schutz der Mitpatienten bzw. der Einrichtung und vermied die Störung von Angehörigen, die teilweise keinen Kontakt mehr zu den oft sozial geächteten Personen wünschten. Ebenso sollten Patienten vor beunruhigenden Nachrichten ihrer Verwandten bewahrt werden, was die Zurückhaltung mancher Angehörigenbriefe erklärt. Einige Patienten wurden sich der Zensur bewusst und versuchten diese durch Briefschmuggel oder auch durch Selbstzensur in Form von inhaltlichen und sprachlichen Anpassungen, teilweise mit Unterstützung von Mitpatienten und Pflegern, zu umgehen. Wie die zahlreichen *metasprachlichen Kommentare* belegen, wiesen die Patienten der Form und dem Inhalt ihrer Briefe einen hohen Stellenwert zu, da hiervon nicht nur deren Absendung, sondern auch die Einschätzung ihres gesundheitlichen Zustands und damit der weitere Aufenthalt in der psychiatrischen Einrichtung abhängen konnte.

Lebensgeschichten verfassten Patienten oftmals im Auftrag der Ärzte am Beginn des Anstaltsaufenthalts. Sie dienten als zusätzliche biographische Informationsquelle sowie für diagnostische und therapeutische Zwecke. Diese Textsorte zeichnet sich durch besondere Heterogenität und einen hohen Grad an Individualität aus. Einige Schreiber nutzten die ihnen gebotene Möglichkeit nicht nur zur Darstellung von Gegenperspektiven auf ihre Vergangenheit und Erkrankung, sondern auch zur Selbstinszenierung und zur Konstruktion einer geistig gesunden und intelligenten Persönlichkeit, was sie sprachlich durch Codeswitching sowie poetische und humorvolle Passagen zum Ausdruck brachten. Dies erlaubt Anknüpfungspunkte zur soziolinguistischen *Speaker Design Theory*.

Einen deutlichen Kontrast dazu bildet die Textsorte der *Schriftproben*, die zwar ebenfalls auf Anweisung eines Arztes meist kurz nach der Anstaltsaufnahme entstanden sind, aber unter Überwachung und Vorgabe bzw. Diktat des Inhalts verfasst wurden. Ab 1906/07 war die diagnostische Praxis der Schriftproben in Kaufbeuren-Irsee weitläufig bekannt und wurde teilweise im Kontext umfangreicherer kognitiver Tests eingesetzt. Schriftproben etablierten sich in den 1920er-Jahren als routinemäßige Elemente der Anamnesen, wurden aber dann von den Ärzten kaum mehr als erkenntnisfördernd betrachtet. Besonders in den früheren Jahren wurden überwiegend Schriften von schwerer erkrankten Patienten erhoben, die von sich aus ansonsten keine Texte geschrieben hätten. Zwar sind Schriftproben diejenige Textsorte unter den Patiententexten, bei der Individuelles am wenigsten zum Vorschein kommt, sie können aber vor allem auf graphematischer Ebene oder in der Abfolge von Vor- und Nachname Variation aufweisen. Als Textsorte wurden Schriftproben trotz möglicher Rückschlüsse auf historische Diagnosepraktiken bislang nicht näher untersucht.

Schließlich finden sich in den Patientenakten häufig *indirekte Zeugnisse* zum Sprechen und Schreiben von Patienten, wenn Ärzte das kommunikative Verhalten der Patienten in den Krankengeschichten kommentierten bzw. das Gesprochene in direkter oder indirekter Rede wiedergaben. Die ärztliche Perspektive erlaubt zusätzliche Einblicke in das gesprochensprachliche Repertoire der Patienten und kann Informationen zur diachronen Entwicklung ihrer Sprachfähigkeit geben, die hier oft kontinuierlicher dokumentiert ist als durch die punktuelle Überlieferung von Patiententexten. Auch die Hinweise zur Dialektwahrnehmung und -wiedergabe der einzelnen Ärzte sowie deren Bewertung von Sprachkontaktsituationen bilden aufschlussreiche soziolinguistische Dokumente.

Die unterschiedlichen überlieferten Textsorten bieten vielfältige Perspektiven auf die Sprachfähigkeit und Sprachverwendung historischer Schreiberinnen und Schreiber. Für umfangreichere Analysen zur intraindividuellen Variation eignen sich besonders *Patientenbriefe*, da diese nicht nur wegen ihrer großen Masse aus einem breiten Querschnitt der damaligen Bevölkerung durch den gesamten Erhebungszeitraum hindurch eine umfangreiche Datengrundlage bilden, sondern durch ihren konventionellen Aufbau auch eine relativ feste Struktur aufweisen. Dies vereinfacht die Vergleichbarkeit der einzelnen Textexemplare untereinander auf der Basis einer überschaubaren Menge von Analyseparametern. Daneben geben Briefe den Schreibern noch genügend Raum für formale und inhaltliche Individualität. Daher müssen insbesondere bei einem Fokus auf intraindividuelle Variation quantitative mit qualitativen Verfahren verknüpft werden und dabei die individuellen historischen Kontexte, die Schreiberbiographien und auch die Entwicklungen der jeweiligen Erkrankungen berücksichtigt werden.

In diesem Kontext ermöglichte die Arbeit *historische Einblicke* in die Frühzeit der institutionalisierten Psychiatrie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei bestätigen sich die Schilderungen jüngerer Untersuchungen an historischen Krankenakten (vgl. Kap. 3.1) etwa bezüglich der *Behandlungsmethoden*, die auch bei den hier herangezogenen Patienten zur Anwendung kamen: kalte Bäder (Karolina H., kfb-846), die teilweise diszipli-

nierend eingesetzt wurden (Johannes G., kfb-1623), Schropfköpfe (Katharina W., kfb-35) und Elektromagnetismus (Anna H., kfb-120). Immer wieder wurden die Patienten im sogenannten Gitterzimmer¹, in der Tobzelle (Louise M., kfb-427) oder im Tobhaus (Georg S., kfb-1763) eingesperrt, in den 1850er-Jahren erfolgten unter Dr. Hagen auch Fixierungen durch Festschnallen in Stuhl und Bett (Louise M., kfb-427) und die Zwangsjacke (Karolina H., kfb-846), die bei Selbstverletzungen noch in den 1890er-Jahren zum Einsatz kam (Andreas P., kfb-1728).

Auch *zeitspezifische Diagnosen* wie die der Hysterie (vgl. Kap. 2.6) waren in Kaufbeuren-Irsee üblich, so 1855 bei Karolina H. (kfb-846); noch in den 1890er-Jahren finden sich „(hysterische) Klagen“ in der Krankengeschichte von Mathilde W. (kfb-2871) oder die Diagnose „Sekundäre Seelenstörung (hysterische Verrücktheit)“ (1892) bei Crescenz H. (kfb-844), die 1895 wegen ihrer anklagenden Briefe als „die alte Querula“ bezeichnet wurde. Ebenso sind schematische Erklärungsmuster für Erkrankungen wie die „verkehrte Richtung des Geistes durch schlechte Romane und Unlust an positiver Beschäftigung“ (1853) bei Louise M. (kfb-427) anzutreffen. Derartiges wurde oft mangels psychiatrischer Diagnoseverfahren von den Gutachten der Hausärzte übernommen. Das *religiös geprägte Weltbild* des 19. Jahrhunderts manifestiert sich nicht nur bei den ins Religiöseweisenden Krankheitsbezeichnungen wie „Seelenkrankheit“ (1857) bei Elisabeth K. (kfb-1005) oder „Sekundäre Seelenstörung“ (1894) bei Martin B. (kfb-1621) und Crescenz H. (kfb-844) (vgl. S. 72, Fn. 132), sondern besonders auch in den Patiententexten selbst. Diese bedienen sich oftmals religiöser Inhalte, lehnen sich an religiöse Textsorten an und greifen auf religiöse Argumentationsmuster und Topoi zurück.

Die Patienten bieten in ihren Texten zusätzliche *Perspektiven* auf ihre Erkrankungen. Sie erlauben Einblicke in ihre Vorstellungswelten, die ansonsten verborgen bleiben. Etwa war Andreas P. (kfb-1728) seinen Ärzten gegenüber sehr verschlossen und offenbarte die Inhalte seiner Wahnvorstellungen nur in seinen Briefen. Ebenso sind die Schilderungen der Patienten über den Alltag in einer psychiatrischen Anstalt oft viel detailreicher als die offiziellen Dokumente. Zu deren inhaltlicher Beurteilung sollten allerdings die Textfunktion, die Schreibroutine, die Zensurpraxis und vor allem die Erkrankungen selbst berücksichtigt werden, die immer auch subjektive Bewertungen bedingen. Aber die offiziellen Dokumente zeugen teilweise ebenso von vorschnellen Klassifikationen und tendenziösen Einschätzungen. Die Diagnose der Hypochondrie wird etwa den deutlichen körperlichen Einschränkungen von Georg S. (kfb-1763) kaum gerecht. Auch Louise M. (kfb-427) musste wegen ihres unangepassten Verhaltens Disziplinierungen erdulden und wird, genau wie ihr zweiter, gesellschaftlich wenig angesehener Ehemann, in der Krankengeschichte äußerst abwertend charakterisiert. Die Briefe der beiden zeichnen dagegen ein deutlich positiveres Bild der Schreiberin als selbstreflektierende Persönlichkeit und ihres Mannes als sehr fürsorglich und interessiert am Wohl seiner Ehefrau und Tochter.

¹ Folgende in Kap. 6.2 untersuchte Patienten mussten zeitweise ins Gitterzimmer: Katharina W. (kfb-35), Friedrich von M. (kfb-102), Anna H. (kfb-120), Louise M. (kfb-427), Karolina H. (kfb-846). Vgl. dazu die Beispiele in Kap. 2.4.d.

Patiententexte ermöglichen somit aufschlussreiche Gegenperspektiven und erlauben den Schreiberinnen und Schreibern Selbstpositionierungen, die als Bestandteil sprachlicher Flexibilität zu bewerten sind und besondere Aufmerksamkeit in Untersuchungen zu intraindividuelle Variation verdienen.

(b) Methodologische Ergebnisse

Der Hauptfokus der methodologischen Arbeit (vgl. Kap. 4.1) lag in der Entwicklung eines Modells, das auf Konzepten der *intraindividuellen Variation* (vgl. Kap. 2.1) und der *Historischen Soziolinguistik* (vgl. Kap. 2.2) fußt und in der Lage ist, die sich in historischen Patientenbriefen manifestierenden sprachlichen *Möglichkeitsräume* zu erfassen. Hierfür wurde auf das *Nähe-Distanz-Modell* nach Koch & Oesterreicher (1985) (vgl. Kap. 2.3) und die darauf aufbauende Operationalisierung durch Ágel & Hennig (2006) zurückgegriffen. Ausgangspunkt der Analysen ist dabei der Einzeltext mit seinen einzelsprachlichen, historischen Diskursmerkmalen, die in einer hierarchischen Struktur aus universalpragmatischen Kommunikationsbedingungen abgeleitet werden.

Die bestehende Operationalisierung wurde allerdings in konzeptueller und praktischer Hinsicht weiterentwickelt. So werden nun neben den Nähemerkmalen auch Merkmale der *Distanzsprachlichkeit* berücksichtigt. Dabei wird das Berechnungsverfahren insofern vereinfacht, als dass die ahistorischen Vergleichstexte gestrichen werden und statt mit Polen der Nähe und Distanz mit einem offenen *Nähe-Distanz-Raum* operiert wird. Die ermittelten Wertepaare der Nähe- und Distanzsprachlichkeit erlauben eine zweidimensionale Darstellung einzelner Texte als Punkte in einem Koordinatensystem. Durch Verbindung der äußeren Punktsymbole mit Linien ergeben sich geometrische Figuren, die als *Schreiberprofile* bezeichnet werden. Auch die bisherige Syntaxdominanz des Modells wurde reduziert, indem die aufwändige und bei den vorliegenden Daten wenig zielführende Makroanalyse gestrichen und das Modell gleichzeitig um Merkmale aus anderen sprachlichen Ebenen wie der Lexik und Pragmatik erweitert wurde. Dies erhöhte gleichzeitig dessen Differenzierungsfähigkeit. Sprachliche Ebenen mit höherfrequenten Merkmalen wie die Graphematik und Lautung mussten dagegen größtenteils unberücksichtigt bleiben, da deren Annotationsaufwand in einer größeren Zahl an Texten nicht mehr zu bewältigen wäre und zudem eine Generalisierbarkeit der Merkmale über den Einzelschreiber hinweg oft kaum gegeben wäre. Mit der Einführung sogenannter *makrostruktureller Merkmale* können nun verstärkt *mediale Aspekte* berücksichtigt werden, welche textübergreifende Phänomene wie die Raumgestaltung des Briefs, paratextuelle Elemente und weitere Schreibnormen wie Schriftartenwechsel, Interpunktion und Abkürzungen mit einbeziehen. Ein Novum bildet die *Gewichtung* der einzelnen Diskursmerkmale nach dem formalen Kriterium der Merkmalsgröße. Auch der Aspekt der *Intentionalität* findet teilweise Berücksichtigung, indem nachträgliche Korrekturen und bestimmte Hyperkorrekturen als bewusste Verbesserungen der Textgestalt und damit als distanzsprachliche Merkmale klassifiziert werden. Der Faktor *Regionalität* wurde zwar nicht fest ins Modell integriert, wird aber in einem vereinfachten Annotationsverfahren mit sogenannten *Regiowerten*

erfasst, die mit den Ergebnissen der Nähe-Distanz-Analysen in Bezug gesetzt werden können.

Außerdem erfuhren die bestehenden Diskursmerkmale unterschiedliche *Modifikationen*: Verschiebungen, Zusammenführungen, Streichungen und Erweiterungen. Dies erfolgte aus praktischen Erwägungen während der Arbeit am Text und führte zu laufenden Anpassungen des Modells an die sprachlichen Gegebenheiten in den Patiententexten. Als Ergebnis liegt ein Raster mit etwa hundert historischen Merkmalen der Nähe- und Distanzsprachlichkeit vor. Die *Annotation* der sprachlichen Merkmale in den Briefen wurde dabei komplett manuell mit der auf qualitative Daten- und Textanalysen ausgelegten Software *MAXQDA* durchgeführt. Zur Ermittlung der Nähe- und Distanzwerte wurde *Excel* verwendet, für statistische Berechnungen und Visualisierungen *R*.

Bei der *Auswahl der Schreiber* für die Nähe-Distanz-Analysen (vgl. Kap. 4.2) waren textinterne Faktoren von besonderer Bedeutung. Intraindividuelle Variation zeigt sich nämlich gemäß *Audience Design Theory* insbesondere adressatenbedingt, was durch den Fokus auf unterschiedliche Briefftypen (Privatbrief vs. offizieller Brief) untersucht werden kann. Daneben wurde auf eine gewisse Ausgewogenheit der Schreiber hinsichtlich Geschlecht, Berufsgruppen (schriftfern vs. schriftnah) und Zeitraum (Mitte 19. Jahrhundert bis Anfang 20. Jahrhundert) geachtet. Somit wurden 22 Patienten ausgewählt, 11 männliche und 11 weibliche; dazu wurden Briefe von 6 ihrer Angehörigen untersucht. Insgesamt wurden 191 Briefe mit ca. 70 500 Wörtern analysiert, wofür ca. 17 500 Annotationen von Nähe- und Distanzmerkmalen durchgeführt wurden.

Der enge Abgleich des Modells mit den analysierten Texten führt unweigerlich dazu, dass eine direkte Übertragbarkeit der Diskursmerkmale auf andere Textsorten und besonders auch auf Texte anderer Zeitstufen nicht gewährleistet ist. Etwa wurden die makrostrukturellen Kategorien eng an den zeitgenössischen brieflichen Konventionen ausgerichtet und müssten erst an andere Textsortenmuster angepasst werden. Durch eine Rückführbarkeit der einzelnen Diskursmerkmale auf hierarchisch übergeordnete Parameter der Kommunikation wie den Rollen-, Zeit- und Situationsparameter sind derartige Adaptionen durchaus denkbar, waren im Rahmen dieser Arbeit und hinsichtlich der Erkenntnisinteressen an intraindividuelle Variation aber nicht möglich und auch nicht nötig.

Zur *Validierung* des Nähe-Distanz-Modells (vgl. Kap. 5) wurde daher nicht wie im Ausgangsmodell von Ágel & Hennig (2006) auf Vergleichstexte und Texte mehrerer Textsorten zurückgegriffen. Dagegen wurden an den Briefen eines ausgewählten Schreibers, des Tagelöhners Martin B. (kfb-1621), mittels einer Methodentriangulation die Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analyse mit einer anders gelagerten, quantitativen Variablenanalyse an sechs hochfrequenten graphematischen Variablen abgeglichen. Bei Martin B. handelt es sich um einen Langzeitpatienten mit Briefen an unterschiedliche Adressaten, die teilweise Einflüsse seiner Erkrankung zeigen, teilweise auch nicht-autograph sind, sondern in Kollaboration mit Mitpatienten und einem Pfleger entstanden sind. Die komplexen Textgenesen und unterschiedlichen Einflussfaktoren auf intraindividuelle Variation stellen eine besondere Herausforderung für eine Abbildung in Nähe- und Distanzwerte und

einen Methodenabgleich dar. Die Validierung ist aber als erfolgreich zu bewerten, indem beide Verfahren zu korrelierenden Ergebnissen führen, was die Gültigkeit der Nähe-Distanz-Analysen bestätigt. Das Modell kann Einflüsse äußerer Faktoren wie Adressat, Krankheitszustand und sogar die Materialität der Textzeugnisse auf intraindividuelle Variation herausarbeiten. Ebenso erlaubt es detaillierte interindividuelle Differenzierungen und ist in der Lage, die an den Texten Martin B.s beteiligten Einzelschreiber durch ihre charakteristische Verteilung sprachlicher Merkmale zu unterscheiden; selbst kleine Veränderungen bei einer Textabschrift kann es nachvollziehen. Dies setzte allerdings detaillierte philologische Vorarbeiten zu den biographischen Kontexten, der Entwicklung der Schreibtätigkeit und Krankheit sowie den sozialen Netzwerken dieses Schreibers innerhalb und außerhalb der psychiatrischen Anstalt voraus.

(c) Ergebnisse zur intraindividuellen Variation zwischen Einzeltexten (quantitativ)

Die Ergebnisse der Nähe-Distanz-Analysen wurden zunächst *schreiberübergreifend* und vergleichend dargestellt (vgl. Kap. 6.1). Hierfür wurde aus den Nähe- und Distanzwerten der einzelnen Briefe für jeden Schreiber ein Schreiberprofil erstellt, das im Nähe-Distanz-Raum innerhalb eines *Koordinatensystems* graphisch verortet wurde. Eine *Orientierungsachse* durch den Ursprung teilt den Raum in zwei Hälften, in eine Näheseite über der Achse (hohe Nähe- und niedrige Distanzwerte) und eine Distanzseite unter der Achse (niedrige Nähe- und hohe Distanzwerte). Die einzelnen Schreiberprofile lassen sich in klar abgrenzbaren, oftmals recht kleinen Bereichen innerhalb des Nähe-Distanz-Raums lokalisieren, was für einen jeweils charakteristischen Sprachgebrauch der Individuen spricht. Die Einführung von sogenannten *Differenzwerten* (Differenz von Nähe- minus Distanzwert) erleichterte rechnerische und graphische Vergleiche der Schreiberprofile untereinander und ermöglichte schließlich eine Typisierung der untersuchten Schreiber anhand der Lokalisierung ihrer Briefe im Nähe-Distanz-Raum: *Näheschreiber* (alle Briefe im Nähebereich), *Nähe-Distanz-Schreiber* (Briefe im Nähe- und Distanzbereich) und *Distanzschreiber* (alle Briefe im Distanzbereich). Ein Großteil der Schreiber lässt sich der zweiten Gruppe der Nähe-Distanz-Schreiber zuordnen, die sich durch eine große interne Heterogenität auszeichnet. Beachtlich ist dabei die meist sehr ähnliche Anordnung der privaten und offiziellen Briefe innerhalb der einzelnen Schreiberprofile. Außerdem bilden die Briefe der untersuchten *Angehörigen* stets den gleichen Schreibertyp wie die des Patienten ab, was für eine Ähnlichkeit des Sprachgebrauchs innerhalb enger sozialer Netzwerke spricht. Bezüglich der Größe der einzelnen Profile ist festzuhalten, dass diese bei den unterschiedlichen Schreibern oft vergleichbare Ausmaße annimmt und unroutinierte Schreiber keineswegs kleinere Profile und damit kleinere schriftsprachliche Möglichkeitsräume aufweisen, sondern sich diese nur anders im Raum positionieren.

In einem zweiten Schritt konnte die von Koch & Oesterreicher (1994: 595) theoretisch postulierte *Varietätenkette* empirisch in den Patiententexten nachgewiesen werden. Zunächst wurde eine Affinität der Nähe- und Distanzwerte mit der *Diastratik* aufgezeigt, indem die auf diesen Werten basierende Typisierung der Schreiber mit deren *Berufen*

in Bezug gesetzt wurde. So gehen alle fünf Distanzschreiber schriftnahen Berufen nach, haben eine längere Schulbildung erfahren und stammen aus höheren sozialen Schichten (Buchhalter, Pfarrerswitwe, studierter Kunstmaler, Accessist und Kassa-Kontrolleur). Die Näheschreiber dagegen üben handwerkliche oder dienende Tätigkeiten aus (Wäscherin, Tagelöhner, Dienstmagd, Bierbrauersfrau). Bei den Nähe-Distanz-Schreibern finden sich unterschiedlichste Berufe, wobei diejenigen mit höheren Differenzwerten tendenziell schriftferner sind als die mit niedrigeren Werten.

Ebenso wurde eine Korrelation der Nähe- und Distanzwerte mit der *Diaphasik* anhand der Verteilung der *Brieftypen* im Nähe-Distanz-Raum belegt. So besteht schreiberunabhängig eine klare Korrelation zwischen Brieftyp (privat vs. offiziell) und konzeptioneller Gestaltung. Dabei differenzieren sich die Nähewerte etwas stärker aus als die Distanzwerte, was einerseits auf die tendenziell nähesprachliche Textsorte Brief, andererseits auf den Einfluss der weniger routinierten Schreiber zurückzuführen ist, deren sprachliche Charakteristika sich oft besser mit nähesprachlichen Parametern abbilden lassen.

Schließlich wurde mit den zusätzlich erhobenen *Regiowerten* die *Diatopik* in die Untersuchung einbezogen. Die von der Frequenz regionalsprachlicher Merkmale in einem Brief abhängigen drei Regiowerte zeigen dabei einen deutlichen Zusammenhang mit dessen konzeptioneller Gestaltung. Eine multivariate Varianzanalyse konnte einen signifikanten Effekt sowohl hinsichtlich einer Zunahme von Regionalsprachlichkeit bei erhöhter Nähesprachlichkeit als auch einer Abnahme von Regionalsprachlichkeit bei erhöhter Distanzsprachlichkeit nachweisen. Ebenfalls wurden die Regiowerte herangezogen, um Korrelationen von Diatopik und Diastratik (Schreibertyp) sowie Diaphasik (Brieftyp) aufzuzeigen. So findet sich besonders bei Näheschreibern eine hohe Frequenz regionalsprachlicher Merkmale, ebenso wie diese verstärkt in Privatbriefen, also diaphasisch niedrig markierten Textformen, auftreten. Beachtlich ist dabei der deutlich stärkere Einfluss des Schreibertyps, der bereits bei den charakteristischen Nähe- und Distanzwerten ein besonderes Gewicht hat. Dies bestätigt auf quantitativer Basis die Folgerichtigkeit eines individuenzentrierten Ansatzes bei variationslinguistischen Analysen.

(d) Ergebnisse zur intraindividuellen Variation zwischen Einzeltexten (qualitativ)

Die qualitative Untersuchung der 28 Schreiber und ihrer *Einzelprofile* (vgl. Kap. 6.2) erarbeitete zunächst auf der Grundlage der vielfältigen in den Krankenakten überlieferten kontextuellen Informationen die biographischen Hintergründe jedes Schreibers, rekonstruierte die Ursachen für die Verbringung in die psychiatrische Anstalt und schilderte dessen Verhalten während des Anstaltsaufenthalts. Daraufhin wurden die jeweils überlieferten Briefe vorgestellt, die Briefauswahl begründet und anhand der ermittelten Werte das Schreiberprofil im Nähe-Distanz-Raum abgebildet. Anschließend erfolgten qualitative Analysen zum individuellen Sprachgebrauch. Dabei wurden unter anderem (1) charakteristische Verwendungen der einzelnen Nähe- und Distanzmerkmale auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen beleuchtet, (2) die bislang recht grobe Unterscheidung der Brieftypen (offiziell vs. privat) durch genauere Betrachtung der jeweiligen Adressaten

stärker ausdifferenziert, (3) die individuelle Schreibkompetenz vor dem Hintergrund der biographischen Informationen bewertet und schließlich auch (4) weitere Einflussfaktoren auf intraindividuelle Variation, insbesondere Erkrankungen und Stimmungsschwankungen, untersucht. Zentrale Aspekte der ersten drei Punkte werden im Folgenden aufgegriffen, der letzte wird in Abschnitt (f) thematisiert.

Ad (1): Die Verteilung der einzelnen sprachlichen Merkmale der Nähe und Distanz erfolgt bei jedem Schreiber nach individuellen Mustern und Häufigkeitsverhältnissen, auf die in den einzelnen Ausführungen im Detail eingegangen wurde, weshalb hier nur die Modell-Erweiterungen evaluiert werden sollen. So erlaubt die Berücksichtigung der *lexikalischen Ebene* einen stärkeren Einbezug stilistischer Elemente der Textgestaltung ins Modell. Die kurzen und strukturell recht ähnlichen Briefe von Hans A. (kfb-80) etwa können teilweise erst durch die Erfassung von Fremdwörtern und poetischem Sprachgebrauch auf der einen und nächsprachlichen Selbstbezeichnungen auf der anderen Seite mit Nähe- und Distanzwerten differenziert werden. Inhaltliche Besonderheiten jenseits der entwickelten lexikalischen Kategorien wie die Wahnvorstellungen bei Vitus P. (kfb-1901) oder die endzeitlichen Ausführungen im letzten Brief von Georg S. (kfb-1763), die jeweils zu einem erschwerten Verständnis führen, sind im Nähe-Distanz-Modell jedoch nicht erfassbar, da es sich auf objektiv ermittelbare sprachliche Kategorien stützt und inhaltliche Interpretationen vermeidet. Die qualitativen Analysen können diese Auffälligkeiten aber herausarbeiten und mit anderen sprachlichen Merkmalen in Bezug setzen.

Makrostrukturelle Elemente bewirken wegen ihrer Berücksichtigung in jedem untersuchten Brief einerseits eine Stabilisierung der Zahlenwerte in kurzen Briefen und können andererseits durch systematische Gegenüberstellung einzelner Briefe adressatenbedingte Variation auch visuell verdeutlichen. Besonders innerhalb eines Adressatentyps können formale Aspekte der Raumgestaltung von Briefen zur Differenzierung beitragen, etwa beim sehr formellen Brief Maria E.s (kfb-2817) an den König im Vergleich zum weniger formellen an den Bürgermeister (vgl. S. 363, Abb. 61), bei zwei offiziellen Briefen an unterschiedliche Personen der psychiatrischen Anstalt von Maria C. G. (kfb-2827) (vgl. S. 359, Abb. 60) oder auch bei Karolina H.s (kfb-846) höflichem Brief an ihre Eltern im Vergleich zu den informelleren an ihre Geschwister.

Auch wenn *Lautung und Graphematik* wegen der hohen Frequenz und oft großen Individualität der Varianten kaum berücksichtigt wurden, ermöglichen die wenigen vorhandenen Merkmale dieser Ebenen manchmal eine klarere Differenzierung der Briefe. Bei Karolina B. (kfb-1621-A) etwa erscheinen verstärkt Apokopen, Klisen und Schreibfehler in Privatbriefen, ebenso wie Apo- und Synkopen Mathilde W.s (kfb-2871) Aufregungszustand begleiten. Klisen zur Herstellung von Nähe verwenden auch Friedrich von M. (kfb-102), Crescenz H. (kfb-844) und Georg B. (kfb-966) bei ausgewählten Adressaten.

Ad (2): Für die quantitativen Analysen erwies sich die Aufteilung der Brieftypen in privat und offiziell als sinnvoll. Die im Rahmen der qualitativen Analysen erfolgten detaillierten Betrachtungen der Einzelbriefe zeigen allerdings, dass sich die unterschiedlichen *individuellen Adressaten* deutlich vielfältiger ausdifferenzieren. Die soziale Stellung des

Schreibers und Adressaten sowie deren Grad der Vertrautheit zueinander sind dabei meist ausschlaggebend für die Formalität der Briefgestaltung. Besonders deutlich wird dies bei Königen, Kaisern und Prinzregenten, an die einige Patienten wie Crescenz H. (kfb-844), Maria E. (kfb-2817), Vitus P. (kfb-1901) und Ignaz L. (kfb-1145) äußerst formelle Briefe verfassen, die sich im Nähe-Distanz-Raum deutlich von den restlichen Briefen abheben. In ihrem Bemühen um einen hohen Grad an Elaboriertheit kommt es dabei allerdings bei den unroutinierten Schreibern wie Crescenz H. (kfb-844) und Maria E. (kfb-2817) zu zahlreichen Selbstkorrekturen und Anakoluten, die aus dem Ziel eines möglichst fehlerfreien Textes mit komplexen syntaktischen Strukturen resultieren. Hier zeigen sich Grenzen des Nähe-Distanz-Modells, da diese Merkmale, insofern es sich nicht erkennbar um nachträgliche Korrekturen handelt, trotz ihrer distanzsprachlichen Intention auf der Näheseite verbucht werden müssen (vgl. Kap. 4.1.2.4). Wegen der Vielzahl weiterer annotierter Diskursmerkmale erwies sich dies bei beiden Schreiberinnen aber als unproblematisch, sodass die Briefe trotzdem vergleichsweise hohe Distanzwerte aufweisen. Neben den Regenten galten den Patienten auch Geistliche als Respektspersonen, was etwa bei Johannes G. (kfb-1623) in einem formellen Brief resultierte.

Bei anderen Adressaten gestaltet sich das Verhältnis zum Schreiber oft recht individuell. So bildet für viele Patienten wie Martin B. (kfb-1621) (vgl. Kap. 5.2) der Bürgermeister der Heimatgemeinde eine einflussreiche Autorität, die über den weiteren Anstaltsaufenthalt mitentscheiden konnte, was in seinen Briefen zu einem großen Bemühen um Korrektheit führt. Insbesondere Patienten aus kleineren Dörfern standen aber oft in persönlichem Verhältnis zum Bürgermeister; Magdalena R. (kfb-2950) etwa war mit dessen Ehefrau befreundet, was dann auch zu wenig distanzsprachlichen Briefen an beide führte. Ihre Beziehung zu den Anstaltsärzten war dagegen sehr distanziert, bedingt durch deren schwere Erreichbarkeit und den sozial-hierarchischen Abstand zu diesem Dienstmädchen. Für andere Patienten wie den jungen Hans A. (kfb-80) war sein Arzt dagegen eine Bezugsperson, der er sich persönlich anvertraute, und auch Johannes G. (kfb-1623) bezeichnete seinen Arzt als einen Freund.

Deutliche Differenzierungen zeigen sich auch bei den Privatbriefen. Einerseits trifft man bei entfernteren Verwandten und Bekannten teilweise recht distanzsprachliche Briefe an, etwa bei Martin B. (kfb-1621) an seinen ihm unbekanntem Schwager. Andererseits gibt es auch innerhalb der Kernfamilie deutliche Unterschiede zu beobachten, die sich in den Nähe- und Distanzwerten abbilden. Karolina H. (kfb-846) etwa zeigt ein persönliches Verhältnis zu ihrer Schwester, schreibt an ihren Bruder als männlichen Verwandten dagegen etwas distanzierter und bemüht sich gegenüber ihren Eltern um besondere Förmlichkeit, was dem Respektverhältnis in der Mitte des 19. Jahrhunderts entspricht (vgl. Kap. 4.1.2.6). Anna H. (kfb-120) wiederum besitzt ein sehr enges Verhältnis zu ihrer Mutter, das sich in einer hohen Emotionalität der gegenseitig geschriebenen Briefe ausdrückt. Generalisierungen zur Vertrautheit der Kommunikationspartner erweisen sich also jenseits der Grobklassifizierung privat vs. offiziell als problematisch und können besser in qualitativen Untersuchungen erfasst werden.

Ad (3): Die zur Analyse herangezogenen Schreiber zeigen oftmals eine für ihre Bildungsvoraussetzungen und soziale Herkunft beachtliche Schreibkompetenz. Darauf wird teilweise in den Krankengeschichten hingewiesen, etwa bei der Zimmermannstochter Anna H. (kfb-120): „Wahrhaft auffallend bei ihrer gewöhnlichen Erziehung ist ihr trefflicher u. correcter Briefstyl“ (1855). Ebenso zeuge das „Bildungsstreben u. -Bewußtsein“ beim Zimmergesellen Johannes G. (kfb-1623) von einer „gewisse[n] geistige[n] Regsamkeit des Patienten [...], die unter Leuten seines Schlags gewiß nur sehr selten angetroffen werden dürfte“ (1880). Zudem finden sich auch bei weniger routinierten Schreibern Belege für mehrstufige Textgenesen. So fertigte das Dienstmädchen Maria E. (kfb-2817) erst eine Skizze für ihren Brief an den Kaiser an und erstellte auf dieser Basis eine Reinschrift. Auch rudimentäre Französischkenntnisse zeigen sich bei ihr. Martin B. (kfb-1621) entwickelte das einfallsreiche Verfahren, Texte seinen Mitpatienten bzw. einem Pfleger zu diktieren und dann wieder abzuschreiben, um ihnen dadurch den Anschein von Autographen zu geben (vgl. Kap. 5.2).

Trotzdem bleiben die Texte der weniger gebildeten Schreiber immer vergleichsweise nächsprachlich und heben sich deutlich von denen der routinierten Schreiber ab. Wie oben geschildert, führt das übermäßige Bemühen um Formalität oft zu Hyperkorrekturen, Satzbrüchen und auch veralteten Formeln, sodass diese Schreiber ihre bildungsferne Herkunft kaum verbergen können. In den quantitativen Analysen wurde dies bereits durch Korrelationen von Schreibertyp und Beruf belegt. Die fehlende soziale Durchlässigkeit der bayerisch-schwäbischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts geht auch aus den Biographien der Schreiber hervor, denen oft eine höhere Schulbildung verwehrt wurde (vgl. Kap. 2.4). Ein eindringliches Beispiel hierfür bietet die 1810/11 geborene Tochter einer Augsburger Bierbrauerfamilie, Katharina W. (kfb-35). Sie zeigte in ihrer Jugend ein außergewöhnliches Interesse an Bildung, Lektüre und dem Theater und suchte den Kontakt zu Personen höherer Stellung. Wegen Abneigung des Vaters gegen die ‚gebildeten Stände‘ musste sie mit 21 Jahren einen Brauer heiraten und geriet nach der Geburt von zwölf Kindern in einen Zustand, der sie in die psychiatrische Anstalt führte. Nach ihrer Entlassung hielt sie in freundschaftlichen Briefen den Kontakt zu ihren Ärzten aufrecht; jene zeichnen sich durch eloquente Formulierungen aus, machen aber gleichzeitig ihre schriftsprachliche Unroutiniertheit offensichtlich. Ihrer Einschränkungen sind sich viele Schreiber durchaus bewusst und kommentieren sie in ihren Briefen metasprachlich. Teilweise führen sie diese auf mangelnde Schulbildung zurück, oft geben sie aber auch ihrer Erkrankung, der unruhigen Umgebung, ihrer Eile oder dem schlechten Schreibwerkzeug die Schuld (vgl. die Zusammenstellung in Kap. 2.4).

Insgesamt sind die sprachlichen Fähigkeiten der untersuchten Schreiber, die auch von den Bildungsmöglichkeiten in der psychiatrischen Anstalt profitierten, aber beachtlich. Alle untersuchten Schreiber zeigen klare Evidenz für sprachliche Flexibilität, die besonders beim Vergleich unterschiedlicher Briefftypen (privat vs. offiziell) ersichtlich wird und sich dann je nach Vertrautheit zu den Adressaten oder der spezifischen Schreibsituation individuell noch detaillierter ausdifferenziert.

(e) Ergebnisse zur intraindividuellen Variation in Einzeltexten

Intraindividuelle Variation innerhalb von Texten ist in vielen Fällen frei und nicht funktional erklärbar, sondern bestimmte Häufigkeitsverhältnisse der sich zufällig im Text verteilenden Varianten werden von sprachexternen Faktoren wie der sozialen oder regionalen Herkunft eines Schreibers beeinflusst (*Code-Fluktuationen*) (vgl. Auer 1986). Daneben existiert aber auch textinterne Variation, die sich funktional, abhängig von den Textinhalten oder äußeren Faktoren erklären lässt (vgl. Kap. 7).

Ersteres liegt bei Ausdrucksformen *sprachlicher Kreativität* durch Codeswitching und poetischen Sprachgebrauch vor, die intentional von den Schreibern verwendet werden (vgl. Kap. 7.1). Diese werden auch von Näheschreibern eingesetzt, um unterschiedliche textuelle Funktionen zu verfolgen und vielfältige Identitäten zu konstruieren. Besonders aufschlussreich war in diesem Kontext die Untersuchung vielfältiger Erscheinungsformen sprachlicher Kreativität. Mit rhetorischen Mitteln, Gedichten, humoristischen Sprüchen und Anekdoten erzeugt das Dienstmädchen Magdalena R. (kfb-2950) beachtliche Stilisierungen und sprachliche Identitätskonstruktionen, die sich im Kontext der *Speaker Design Theory* interpretieren lassen. Ähnlich spielt auch Martin B. (kfb-1621) mit der äußeren Form seiner Texte, indem er einen Brief an seine Ehefrau in Paarreimen gestaltet, was als Ausdruck seiner Selbstbestimmtheit interpretiert werden kann. Bei den restlichen untersuchten Näheschreibern sind die poetischen Elemente weniger umfangreich und eher schematisch, werden aber dennoch gezielt eingesetzt, um die Aussagen durch rhetorische Strukturen zu verstärken. Die unterschiedlichen Formen sprachlicher Kreativität schlagen sich dabei oft in erhöhten Nähewerten nieder, die in diesen Fällen keineswegs als Ausdruck sprachlicher Inkompetenz interpretiert werden dürfen, sondern bewusste Ausbrüche aus den Normen der Schriftsprache darstellen. Das Nähe-Distanz-Modell kann bis zu einem gewissen Grad mit poetischem Sprachgebrauch umgehen, solange dieser in briefliche Strukturen eingebettet ist. Erst detaillierte, qualitative Analysen können diese Phänomene aber adäquat erfassen und mit dem individuellen sprachlichen Handeln eines Einzelschreibers in Bezug setzen.

An der Briefstruktur orientiert sich die Verteilung von *Appellen* im Textverlauf (vgl. Kap. 7.2). Die Appellfunktion wird in einem Großteil (88 %) der untersuchten Briefe grammatisch realisiert. Appelle können hinsichtlich ihrer Direktheit in unterschiedliche Kategorien eingeteilt werden, deren jeweilige Frequenz deutliche Korrelationen mit dem Schreiber- und Briefftyp aufweist. So zeigt sich ein Rückgang direkter Appelle bei Zunahme der Schreibroutine, kombiniert mit einer stets niedrigeren Häufigkeit bei offiziellen Briefen, was wiederum mit der Varietätenkette in Verbindung steht. Hinsichtlich der Vielfalt realisierter Sprechaktverben ist der Möglichkeitsraum zwischen Höflichkeit und Direktheit bei den Distanzschreibern am größten. Beachtlich sind schließlich die Ergebnisse zur Verteilung von Appellen im Textverlauf ($n = 725$), die etwa zu einem Drittel in den ersten Briefhälften und zu zwei Dritteln in den zweiten Briefhälften realisiert werden. Bei 24 von 26 untersuchten Schreibern ist diese Dominanz von Appellen in der zweiten Hälfte zu beobachten, wobei diese Verteilung unabhängig von der Schreibroutine

ist. Damit zeigen sich Parallelen zum rhetorischen Dispositionsschema, bei dem die für Appelle relevante *petitio* gegen Briefende erscheint. Daneben greifen einzelne Schreiber in ihren Briefen auf individuelle rhetorische Gestaltungen zurück und orientieren sich beispielsweise am zeittypischen Briefmuster des Behördenbriefs.

Unabhängig vom Textinhalt und -aufbau sind schließlich auf *abnehmende Konzentration* rückführbare Veränderungen von Häufigkeitsverhältnissen sprachlicher Varianten im Textverlauf (vgl. Kap. 7.3). Hierfür wurde innerhalb von 15 Briefen Martin B.s (kfb-1621) die Verteilung hochfrequenter graphematischer Varianten (n = 4436) bei 5 Variablen untersucht. Bereits aus Visualisierungen lässt sich bei einigen Variablen und Briefen eine kontinuierliche Abnahme orthographisch korrekter Varianten ablesen. Dies bestätigt sich bei der Teilung aller Briefe in der Mitte und anschließendem Vergleich der beiden Hälften. Bei jeder der fünf Variablen und bei jedem der vier Adressaten lässt sich dieser Rückgang beobachten, wobei die Veränderungen verstärkt bei Variablen ohne Bezug zur Lautung auftreten und besonders klare Ergebnisse bei offiziellen Briefen mit großem Bemühen um Korrektheit am Briefbeginn vorliegen. Auch der sich verschlechternde Gesundheitszustand des Schreibers macht sich hier bemerkbar, indem bei einem deutlich beeinträchtigten Brief einerseits insgesamt ein niedrigerer Grad an Korrektheit als in vergleichbaren Briefftypen vorliegt, andererseits auch der Rückgang am deutlichsten erkennbar ist, was wohl mit dem erschwerten Aufrechterhalten der Konzentration zu erklären ist.

(f) Ergebnisse zur intraindividuellen diachronen Variation

Bei einigen der untersuchten Langzeitpatienten liegt individueller Sprachwandel vor (vgl. Kap. 8). Dafür wurden psychische und/oder somatische Veränderungen und deren Auswirkungen auf den Sprachgebrauch näher betrachtet, die bei 16 der 22 im Nähe-Distanz-Modell analysierten Patienten in unterschiedlichem Ausmaß von Relevanz sind (vgl. Kap. 8.1). Typisch sind *gesundheitliche Verschlechterungen gegen Lebensende*, die sich oft in Unregelmäßigkeiten im Schriftbild andeuten und durch Zunahme nächsprachlicher und regional markierter Formen bestätigen. Meist kann dies an Schilderungen in den Krankengeschichten rückgebunden werden, teilweise können Veränderungen im schriftlichen Sprachgebrauch auch als Frühindikatoren für den sich verschlechternden Gesundheitszustand wahrscheinlich gemacht werden. Oftmals ist das Bild komplexer und sprachliche Auffälligkeiten lassen sich auf individuelle Entwicklungen in anderen Lebensphasen zurückführen. So sind viele Patienten bei der Aufnahme in die psychiatrische Anstalt in einem labilen Zustand, der sich auch im Sprachgebrauch äußert. Einige Patienten zeigen *periodische Veränderungen im Gesundheitszustand*, die sich wiederum zwischen mehrmonatigen Krankheitsphasen mit Aufenthalt im Tobhaus und kurzzeitigen, harmlosen Stimmungsschwankungen bewegen und sehr individuelle Auswirkungen auf die Sprache haben. Diese treten in den Nähe-Distanz-Werten oft als Ausreißer in Erscheinung, können dann aber unter genauer Kontextualisierung erklärt werden. Bei Angehörigen sind sprachliche Veränderungen ebenfalls zu beobachten, mangels kontextueller Informationen aber schwieriger und nur selten mittels metasprachlicher Äußerungen interpretierbar.

Der Sprachgebrauch von Langzeitpatienten ist daneben empfänglich für Sprachwandel in der Sprachgemeinschaft (*communal change*) (vgl. Kap. 8.2). Hierfür wurden zunächst die Auswirkungen der orthographischen Normierung der *thlt*-Graphie gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf die Texte des Mahlknechts Georg S. (kfb-1763) untersucht, von dem aus dem Zeitraum zwischen 1863 bis 1916 ein großer datierbarer Textumfang vorliegt (ca. 56 000 Wörter). Er folgt den sich verändernden schriftsprachlichen Normen, denen er durch seine intensive Zeitungslektüre ausgesetzt ist. Der Sprachwandel läuft bei ihm allmählich und lexembedingt ab und führt zu einer übergeneralisierenden Anwendung der neuen Norm. Abschließend wurde am Gesamtkorpus historischer Patiententexte die Ersetzung des Begriffs *Wärter* durch *Pfleger* untersucht. Diese in Kaufbeuren-Irsee im Jahr 1876 institutionell und ‚von oben‘ durchgeführte lexikalische Substitution schlug sich recht schnell im schriftlichen Sprachgebrauch der Patienten nieder, während der Rückgang von *Wärter* in Vergleichskorpora weniger konsequent erfolgte. In den Patiententexten lässt sich eine Generalisierung von *Pfleger* mit Phasen freier Variation und eine Pejorisation von *Wärter* nachzeichnen; bei Langzeitpatienten zeigt sich teilweise intraindividuelle Variation und Sprachwandel. Die Unvollständigkeit dieses Prozesses belegen individuelle Verwendungsweisen der Lexeme, was die Relevanz der Berücksichtigung von Idiolekten bei Sprachwandelprozessen verdeutlicht.

9.2 Fortschritte, Erkenntnisgewinn und Perspektiven für die Forschung

(a) Fortschritte im Kontext der gegenwärtigen Forschung

Die mit dieser Arbeit erfolgte Entdeckung, Erschließung und Beschreibung unterschiedlicher Textsorten historischer Psychiatriepatienten eröffnet der Sprachwissenschaft bislang unbekanntes Datenmaterial. Dieses lässt sich zunächst an den Forschungsansatz der ‚Sprachgeschichte von unten‘ (vgl. Elspaß 2005a) anschließen, indem hier eine Vielzahl informeller Texte historischer Schreiberinnen und Schreiber unterschiedlicher Bevölkerungsschichten überliefert ist. Erstmals ist auch der direkte Zugriff auf den historischen Sprachgebrauch gesellschaftlicher Randgruppen möglich, die durch ihre psychische Erkrankung und ihr ‚deviantes‘ Verhalten eine Stigmatisierung und Ausgrenzung aus der ‚normalen‘ Gesellschaft erfahren haben. Es handelt sich also um eine ‚inklusive‘ Sprachgeschichte, die den Sprachgebrauch marginalisierter Personen ins Zentrum rückt, diesen aber nicht als etwas Ungewöhnliches oder Abweichendes betrachtet. Der Einbezug von Texten der vermeintlich ‚gesunden‘ Angehörigen konnte eine große Ähnlichkeit bei sozial vergleichbaren Schreibern feststellen, sodass die Ergebnisse der Arbeit, insofern sie nicht direkt die sprachlichen Resultate von Erkrankungen betreffen, als allgemeingültig für den Sprachgebrauch des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu bewerten sind. Von einer solchen Erweiterung des sozialen Spektrums profitiert insbesondere die Historische Soziolinguistik, die sich für den Sprachgebrauch aller sozialer Gruppen interessiert.

Die reichhaltige Quellenlage bot darüber hinaus neuartige Möglichkeiten zur Analyse der Varietätenkompetenz und sprachlichen Flexibilität der untersuchten Schreiberinnen

und Schreiber, wie sie bisherige, anders gelagerte Korpora nicht erlauben. Denn neben den informellen Texten, die überwiegend durch Privatbriefe repräsentiert sind, finden sich in den Patientenakten gleichzeitig auch formelle Schreiben in Form von offiziellen Briefen. Um die Unterschiede zwischen diesen Briefftypen zu erfassen, wurde das methodische Instrumentarium der historischen Sprachwissenschaft um Nähe-Distanz-Analysen erweitert. Mit diesen gelang es, sprachliche Parameter zur Bestimmung des konzeptionellen Charakters der Texte zu entwickeln und die dabei ermittelten Nähe- und Distanzwerte durch Anordnung in einem Koordinatensystem sowohl intra- als auch interindividuell zu vergleichen. Das manuelle Annotationsverfahren in Verbindung mit darauf aufbauenden Quantifizierungen erwies sich als dafür geeignet, die sprachlichen Möglichkeitsräume der einzelnen Schreiber systematisch zu erfassen und deren sprachliches Handeln im Detail zu interpretieren. Hierbei wurde nicht nur das in der Romanistik entstandene Nähe-Distanz-Modell (vgl. Koch & Oesterreicher 1985) für germanistische Daten nutzbar gemacht, sondern es wurden auch direkte Anschlüsse an Theoriebildungen der internationalen Sozio- und Variationslinguistik durch die Anwendung der *Audience Design Theory* (vgl. Bell 1984) sowie der *Speaker Design Theory* (vgl. Coupland 2007) geschaffen. Besonders an die Forschung zur intraindividuellen Variation, die in jüngerer Zeit in der Variationslinguistik verstärkt in den Fokus gerückt ist (vgl. Werth et al. 2021), konnte die vorliegende Arbeit anknüpfen und sie für die Sprachgeschichte weiterentwickeln.

Fortschritte liefert diese Arbeit folglich in den Bereichen der Diastratik (unterschiedliche Schreibergruppen) und Diaphasik (intraindividuelle Variation). Regionale Aspekte und damit die Diatopik wurden aus mehreren Gründen weitgehend ausgeblendet. Zunächst konnten umfangreiche philologische Vorarbeiten, Voraussetzung fundierter sozio-linguistischer Analysen, nur an einer historischen Anstalt erfolgen, was die regionale Herkunft der Schreiber einschränkt. Darüber hinaus schien auch das innovative Potential der anderen beiden Bereiche größer, da die bisherige ‚Sprachgeschichte von unten‘ neben diachronen vor allem auch diatopische Interessen verfolgte. Methodisch sinnvoll war die relative Konstanthaltung dieses Faktors ebenfalls, da sich hierdurch Variationsphänomene in den anderen Bereichen klarer herauskristallisieren ließen. Dennoch wurde ein einfaches Verfahren zur Messung von Regionalität mittels dreistufigen ‚Regiowerten‘ entwickelt, um Korrelationen sowohl zwischen den Varietätendimensionen als auch zum konzeptionellen Kontinuum zu untersuchen. Der Nachweis einer Strukturierung der Varietätenräume nach der Varietätenkette (vgl. Koch & Oesterreicher 1994: 595) konnte nicht nur eine empirische Bestätigung dieses theoretischen Konzepts liefern, sondern im Gegenzug auch die Validität der durchgeführten Untersuchungen bekräftigen.

(b) Erkenntnisgewinn der Arbeit

Die wohl beachtlichste Erkenntnis dieser Studie ist, dass alle mittels der Nähe-Distanz-Analysen untersuchten Schreiberinnen und Schreiber hinsichtlich adressatenbedingter Variation sprachliche Flexibilität aufweisen. Eine solche besteht gleichfalls bei den routinierteren und weniger routinierten Schreibern. Die jeweiligen Schreiberprofile erscheinen

im Nähe-Distanz-Raum voneinander versetzt, zeigen intern aber große strukturelle Ähnlichkeiten, indem Privatbriefe mehr Nahemerkmale und offizielle Briefe mehr Distanzmerkmale aufweisen. Die Konventionalität der Textsorte Brief und die Vergleichbarkeit der Schreibsituationen führen zu einer gewissen Homogenität im Analysematerial, das gleichzeitig aber noch genügend Raum für Individualität lässt.

Immer wieder deutete sich sogar eine größere schriftsprachliche Flexibilität der weniger routinierten Schreiber an, die oft auffällig ausgedehnte Profile und damit große schriftsprachliche ‚Möglichkeitsräume‘ besitzen, sich also einige Freiheiten bei der Textgestaltung erlauben. Diese konnten in qualitativen Analysen teilweise als bewusste Normverstöße interpretiert werden. Durch kreativen Sprachgebrauch brechen sie aus den Konventionen der Briefkommunikation aus und konstruieren in individuellen sprachlichen Handlungen ihre eigene Identität. Dabei nutzen einige Patienten die Gelegenheit, mit ihren Texten Gegenperspektiven zu präsentieren und mit ihren Selbstinszenierungen die Erfolgchancen ihrer meist appellativen Texte zu vergrößern. Ihre Erkrankungen reduzieren dabei nicht immer ihre sprachlichen Möglichkeiten. Vielmehr bringen diese Patienten teilweise Sprachformen hervor, die sie in gesünderen Phasen vermeiden würden. Das außergewöhnliche Untersuchungsmaterial aus psychiatrischen Einrichtungen bildet folglich keineswegs eine Einschränkung, denn es eröffnet vielfältiges Potential für sozio- und variationslinguistische Analysen, das Material anderer Herkunft oft nicht aufweist.

In diesem Kontext ist allerdings anzumerken, dass sich die Untersuchung nur auf die etwa zehn Prozent der Patienten stützen musste, von denen heute noch Briefe in ihren Akten überliefert sind. Ob die restlichen Patienten nicht schreiben konnten oder wollten bzw. ihre Briefe vollständig abgesendet wurden, lässt sich nicht mehr im Detail rekonstruieren. Um valide Ergebnisse mit den in dieser Arbeit entwickelten Methoden zu erlangen, musste zudem auf die Texte von Vielschreibern zurückgegriffen werden, was schon eine gewisse Schreibkompetenz bei diesen voraussetzt.

Eine zentrale methodische Erkenntnis besteht schließlich darin, dass eine individuenzentrierte Arbeit, die sich mit bislang unbekanntem Quellen aus fremdartigen historischen Kontexten beschäftigt, gründliche philologische Vorarbeiten erfordert, bei der sowohl die soziohistorischen (Bildungs-)Kontexte als auch die konkreten Schreibkontexte möglichst detailliert rekonstruiert werden. Um die einzelnen Patiententexte sinnvoll einordnen und verstehen können, sind Bezüge auf individuelle biographische Kontexte und die sozialen Netzwerke der Schreiber essentiell. Dabei ließen sich teilweise komplexe Textgesen in Form von kollaborativen Textproduktionen und kreativen Vermeidungsstrategien der Briefzensur herausarbeiten und an sozio- und variationslinguistische Erkenntnisinteressen rückbinden (vgl. Kap. 5). Die vorliegende Arbeit konnte folglich belegen, dass die eingangs zitierten Plädoyers der jüngeren Sprachgeschichtsforschung für eine Re-Philologisierung (vgl. Kap. 1.2) sowie das Prinzip des ‚informational maximalism‘ (vgl. Janda & Joseph 2003: 37) besonders auch Voraussetzung für eine an Individuen ausgerichtete Studie sein müssen, da nur solche Perspektivierungen und Herangehensweisen ein tiefgreifenderes Verständnis für intraindividuelle Variation entwickeln können.

(c) Perspektiven für weitere Untersuchungen

Die Erarbeitung eines umfangreichen Quellenfundus historischer Patiententexte führte zu vielfältigen Fortschritten und neuen Erkenntnissen in der Sprachgeschichtsforschung sowie der historischen Sozio- und Variationslinguistik. Einige Aspekte mussten dabei notwendigerweise oberflächlich, unvollständig und offen bleiben, und bieten damit Perspektiven für weitere Untersuchungen.

Den Fragestellungen und Methoden der Arbeit geschuldet war die Fokussierung auf die Textsorte Brief. Hinsichtlich sprachlicher Flexibilität und Individualität scheinen Briefe aber wegen ihres recht hohen Grads an Konventionalität weniger ergiebig als offenere Textsorten wie Lebensgeschichten, deren genauere Analyse sich für Fragestellungen zur intraindividuellen Variation folglich lohnen würde. Zusätzlich könnten zum Vergleich Textsorten mit in die Untersuchung einbezogen werden, deren Möglichkeiten zur freien Gestaltung stärker eingeschränkt sind, etwa die recht knapp behandelten Schriftproben. Dabei könnte der Faktor Textsorte für die Herausbildung unterschiedlicher Spektren sprachlicher Variation und Flexibilität stärker berücksichtigt werden, als es in der vorliegenden Arbeit möglich war.

Daneben erscheint auch ein Blick auf einzelne sprachliche Ebenen und Phänomene vielversprechend, um einen höheren Detailgrad der Analysen zu erzielen. Damit ließe sich sprachliche Flexibilität nicht nur zwischen unterschiedlichen Texten, sondern auch innerhalb von Texten systematischer erfassen, was anders gelagerte Variationsphänomene zur Erscheinung bringen könnte. Dies erfolgte in der vorliegenden Arbeit nur exemplarisch, indem nachlassende Konzentration im Textverlauf mittels ausgewählter orthographischer Variablen nachgewiesen wurde (vgl. Kap. 7.3) und die interne Strukturierung historischer Patiententexte hinsichtlich der appellativen Textfunktion auf der Basis pragmatischer Variablen erklärt wurde (vgl. Kap. 7.2). Weitere sprachliche Ebenen wie die Lexik und Semantik erscheinen hier ebenfalls als sehr ergiebig, um das konkrete sprachliche Handeln der Schreiber etwa durch den gezielten Einsatz von Fremdwörtern oder auch Einflüsse einer Erkrankung wie der Melancholie auf bestimmte Wortschatzbereiche herauszuarbeiten (vgl. Schiegg & Freund 2019).² Der in der vorliegenden Arbeit nur sehr eingeschränkt herangezogene Faktor der Intentionalität könnte etwa durch eine systematischere Erfassung von Selbstkorrekturen auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen produktiv gemacht werden.

Die bereits angesprochene diatopische Eingeschränktheit könnte durch einen stärkeren Einbezug von Schreibern aus weiteren Regionen des deutschen Sprachraums aufgelöst und damit anders gelagerte Konstellationen des Sprach- und Varietätenkontakts herausgearbeitet werden. Kleinere im Rahmen dieser Arbeit durchgeführte Erhebungen, etwa im Staatsarchiv Hamburg (vgl. Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer 2020), sowie Hinweise in der geschichtswissenschaftlichen Literatur belegen den enormen Umfang des noch unerfassten Datenmaterials (vgl. Anhang A.b). Dabei müssten jedoch zunächst ähn-

² Vgl. dazu die zur Veröffentlichung vorbereitete Dissertation von Sabrina Freund.

liche philologische Grundlagen geschaffen werden wie bei den Quellen aus Kaufbeuren-Irsee. Von Erweiterungen der Perspektive auf den nicht-deutschsprachigen Raum könnte die Forschung anderer Philologien profitieren. Beispielsweise existiert bislang, soweit ersichtlich, keine sprachwissenschaftliche Untersuchung zu den ebenfalls reichhaltig überlieferten englischsprachigen Patientenbriefen.³

In diastratischer Hinsicht wäre nun auch ein verstärkter Blick nach ‚oben‘ vielversprechend. Auch wenn es sich beim Großteil der Patienten von Kaufbeuren-Irsee um ‚einfache Leute‘ handelt, wurden in dieser staatlichen Institution auch einige Personen der höheren gesellschaftlichen Schichten des Bürgertums und des Adels behandelt, zu deren Sprachgebrauch in der germanistischen Sprachgeschichte ebenfalls deutliche Forschungsdesiderate bestehen (vgl. Kap. 2.4). Diese konnten hier nur vereinzelt thematisiert werden. In diesem Kontext durchzuführende Analysen müssten noch stärker an die zeitgenössischen schriftsprachlichen Normen und Briefkonventionen rückgebunden werden.

Schließlich bieten auch die im Rahmen dieser Arbeit nur punktuell verfolgten diachronen Herangehensweisen vielversprechende Perspektiven (vgl. Kap. 8). Die zahlreichen Langzeitpatienten mit Texten aus teilweise mehreren Jahrzehnten eröffnen die Möglichkeit von Untersuchungen zur Frage, wie sich Sprache bei Personen mit unterschiedlicher Schreibroutine im Lebensverlauf verändert und wie diese auf externe Veränderungen wie parallel ablaufende Sprachwandelprozesse reagieren. Eine zentrale Rolle spielen in diesem Kontext natürlich auch die psychischen Erkrankungen der Patienten, die als zusätzlicher Einflussfaktor für sprachliche Variation und sprachliche Veränderungen bei der Arbeit mit diesen Daten nie ausgeblendet werden dürfen. Durch die überlieferten Quellen wären folglich erstmals in größerem Umfang Studien zu Auswirkungen von Erkrankungen auf den Sprachgebrauch in historischem, gut kontextualisierbarem Material möglich. Dies könnte interdisziplinäre Forschung zwischen Sprachwissenschaft und Medizin anregen und dabei zu Erkenntnissen im Bereich einer historischen Patholinguistik führen.

Das auf Macha (1991) zurückgehende Konzept des ‚flexiblen Sprechers‘ eröffnet folglich auch der historischen Sprachwissenschaft vielfältige Perspektiven. Auf der Grundlage dieses individuenzentrierten Ansatzes konnte ein neuartiger Quellenbestand mit bislang unbeachteten historischen Textsorten erschlossen und für sozio- und variationslinguistische Fragestellungen nutzbar gemacht werden. Ohne den Blick auf überindividuelle Zusammenhänge zu verlieren, rückt ein solcher Fokus auf Individuen die einzelnen flexiblen Schreiberinnen und Schreiber als Akteure von sprachlicher Variation und Sprachgeschichte ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses. Inwiefern das Konzept der ‚Flexiblen Schreiber in der Sprachgeschichte‘ und die in dieser Arbeit entwickelten, darauf aufbauenden Methoden auf andere Kontexte übertragbar sind, wird die weitere Forschung zeigen.⁴

³ Vgl. dazu die in Entstehung begriffene Dissertation von Julian Mader.

⁴ Vgl. Ernst, Nievergelt & Schiegg (2019: 702–704) zum Nutzen dieses Konzepts für die funktionale Differenzierung und kontextuelle Verortung mittelalterlichen Glossierens.

A Übersichten zu Patiententexten

Dieser Anhang stellt die Ergebnisse eigener Erhebungen und existierende Publikationen zu historischen Patiententexten zusammen. Abschnitt (a) liefert Aufstellungen, die aus der umfangreicheren Erschließung im Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren resultieren. Abschnitt (b) nennt die im Laufe der Arbeit gefundenen, überwiegend geschichtswissenschaftlich orientierten Publikationen, die konkrete Hinweise auf historische Patiententexte geben. Im Zuge dessen werden auch die Ergebnisse von Überprüfungen der Literatur und von kleineren Erhebungen mitgeteilt.

(a) Neufunde in Kaufbeuren-Irsee

Im Folgenden werden die Ergebnisse der in Kap. 3.2.2 beschriebenen systematischen Erschließung von Patienten- und Angehörigenbriefen in Kaufbeuren-Irsee aufgelistet.

Akten mit mindestens einem privaten Patientenbrief:

Zunächst folgt eine Liste von Akten, in denen mindestens ein privater Patientenbrief (pp) gefunden wurde. Befindet sich in einer Akte zudem noch mindestens ein offizieller Patientenbrief (po), so wird dies durch Kursivierung angezeigt. Enthält eine Akte mit einem privaten Patientenbrief noch mindestens einen Privatbrief eines Angehörigen (ap), erfolgt eine Unterstreichung der Aktennummer. Liegen in letzteren Akten zusätzlich noch offizielle Briefe derselben Angehörigen (ao) vor, so wird auch der Patiententname unterstrichen. Zur eindeutigen Identifizierung werden jeweils Aktennummer, Vorname und der erste Buchstabe des Nachnamen der Patienten aufgeführt.

1: Ludwig Y., 3: Johanna M., 12: Georg P., 27: Franz B., 28: Bertha B., 35: Katharina W., 38: Aloysia S., 48: Maxim L., 52: Babette P., 55: Bernhard W., 74: Margaretha B., 77: Maria C. J., 80: Hans A., 88: Joseph B., 98: Ulrich K., 102: Friedrich v. M., 103: Kaspar P., 120: Anna H., 128: Adolph O., 132: Ferdinand P., 143: Johann V., 147: Genovesa B., 149: Magdalena F., 160: Ludwig L., 174: Rosette R., 175: Isidor E., 185: Jakob S., 192: Heinrich A., 209: Joseph H., 217: Afra L., 218: Ernst K., 237: Michael H., 238: Johanna W., 259: Joseph K., 264: Karl R., 265: Samuel G., 267: Johann A. W., 268: Kreszenz L., 269: Maria A. A., 274: Josepha J., 276: Ignatz H., 280: Anton F., 284: Mathilde D., 286: Ursula B., 296: Johann S., 299: Joseph S., 308: Jakob R., 322: Lorenz W., 329: Louise K., 340: Ludwig R., 341: August v. S., 343: Johanna R., 355: Maria W., 370: Maria W., 373: Eberhard D., 378: Sebastian H., 415: Xaver K., 416: Moritz v. E., 425: Alois K., 427: Louise M., 448: Leonhard W., 449: Heinrich H., 450: Magdalena S., 451: Augusta v. H., 456: Gabriel F., 473: Josef S., 500: Franz N., 509: Theresia D., 518: Franz O., 519: Wilhelmine v. L., 521: Mathilde Q., 526: Joseph G., 529: Gustav H., 533: Wilhelm H., 536: Josef R., 539: Johana H., 541: Agathe M., 548: August M., 549: Genovesa K., 550: Wilhelm K., 553: Xaver H., 560: Georg B., 564: Mathias H., 569: Georg D., 585: Hermann O., 607: Sara H., 615: Alois S., 619: Anna H., 620: Albert K., 629: Ludwig B., 647: Jakob B., 650: Maria K., 658: Ludwig M., 659: Karl R., 667: Katharina D., 675: Willibald S., 681: Josef H., 690: Katharina S., 693: Katharina R., 694: Jakob V., 695: Barbara W., 696: Clement W., 698: Josef L., 728: Albertine B., 730: Elisabetha W., 733: Katharina D., 748: Franz J. S., 749: Franziska N., 752: Josefa., 753: Josepha Z., 759: Gottlieb P., 762: Hörmann v. L., 766: Franz S., 775: Johann V., 789: Johann H., 794: Elise H., 803: Friedrich M., 816: Ferdinand S., 825: Ida G., 828: Georg B., 833: Maria D., 835: Rosine M., 841: Antonie G., 844: Crescenz H., 845: Anton K., 846:

Karoline H., 882: *Theodor H.*, 892: Michael G., 896: *Johann I.*, 907: *Johann B.*, 908: *Jakob S.*, 910: *Johann B. B.*, 915: Marianna N., 923: *Viktoria L.*, 926: *Georg M.*, 932: *Elenore A.*, 935: *Maria Z.*, 936: *Pius G.*, 939: *Agatha B.*, 952: *Magdalene C.*, 953: *Andreas W.*, 960: *Creszenz R.*, 961: *Johann B. K.*, 963: *Johann B.*, 963: *Karoline B.*, 966: *Georg B.*, 967: *Felix S.*, 971: *Josef A.*, 972: *Anna W.*, 975: *Emil F.*, 993: *Oktavia H.*, 994: *Maria R.*, 997: *Sofie H.*, 999: *Ursula M.*

1005: *Elisabeth K.*, 1011: *Josef H.*, 1022: *Anton A.*, 1031: *Hugo W.*, 1032: *Hanna H.*, 1043: *Michael Ü.*, 1049: *Christof S.*, 1053: *Sabine v. E.*, 1056: *Viktoria R.*, 1058: *Konrad S.*, 1062: *Josef S.*, 1063: *Kreszenz T.*, 1066: *Juliana M.*, 1078: *Johann D.*, 1081: *Maria H.*, 1085: *Theresia M.*, 1085: *Alois F.*, 1086: *Helene B.*, 1092: *Anna M.*, 1095: *Josef M.*, 1098: *Johann F. S.*, 1110: *Margaretha S.*, 1124: *Maria S.*, 1127: *Kaspar W.*, 1128: *Creszenz H.*, 1129: *Johann K.*, 1133: *Maria N.*, 1145: *Ignaz L.*, 1148: *Veronika G.*, 1150: *Josef H.*, 1155: *Michael S.*, 1168: *Ferdinand H.*, 1183: *Joseph M.*, 1196: *Simon L.*, 1201: *Maria L.*, 1204: *Magdalena S.*, 1205: *Hanna A.*, 1208: *Johann G.*, 1217: *Karl W.*, 1218: *Melchior K.*, 1221: *Ulrich H.*, 1231: *Alban Z.*, 1240: *Margaretha M.*, 1269: *Josef B.*, 1275: *Felicitas A.*, 1276: *Charitas S.*, 1282: *Johann A.*, 1298: *Viktoria S.*, 1307: *Creszenz F.*, 1309: *Andreas H.*, 1311: *Anton Z.*, 1322: *Henriette K.*, 1342: *Josef R.*, 1354: *Johann W.*, 1356: *Josef B.*, 1361: *Michael H.*, 1362: *Katharina F.*, 1363: *Johann K.*, 1365: *Anna S.*, 1366: *Friedrich V.*, 1375: *Anna M. A.*, 1384: *Benedict H.*, 1391: *Barbara D.*, 1410: *Frieda H.*, 1413: *Karl W.*, 1415: *Robert E.*, 1418: *Karl T.*, 1419: *Sigmund G.*, 1423: *Wilhelmine S.*, 1424: *Jakob S.*, 1426: *Josef G.*, 1429: *Barbara I.*, 1432: *Theodor S.*, 1436: *Martin L.*, 1439: *Amalia H.*, 1445: *Xaver G.*, 1446: *Franz Z.*, 1447: *Josef K.*, 1451: *Walburga W.*, 1465: *Lorenz H.*, 1469: *Josef H.*, 1478: *Anton M.*, 1480: *Karl G.*, 1481: *Anton B.*, 1482: *Therese B.*, 1483: *Michael Z.*, 1484: *Barbara S.*, 1486: *Friederike B.*, 1488: *Clement S.*, 1491: *Engelbert L.*, 1495: *Carl S.*, 1496: *Andreas E.*, 1497: *Anna M. G.*, 1536: *Bernhard S.*, 1540: *Therese L.*, 1559: *Agatha N.*, 1574: *Pius S.*, 1580: *Friedrich O.*, 1587: *Albert K.*, 1594: *Leonhard S.*, 1596: *Ludwig B.*, 1596: *Johann W.*, 1600: *Salomon B.*, 1605: *Anna H.*, 1610: *Johanna E.*, 1611: *Sofie S.*, 1614: *Karl D.*, 1616: *Therese B.*, 1621: *Marin B.*, 1622: *Josef B.*, 1623: *Johannes G.*, 1624: *Alois R.*, 1628: *Lorenz S.*, 1629: *Josefa P.*, 1630: *Xaver G.*, 1634: *Lucie B.*, 1640: *Johannes B.*, 1657: *Christian V.*, 1658: *Anna R.*, 1659: *Kaspar A.*, 1669: *Babette W.*, 1674: *Adolf W.*, 1676: *Benedikt K.*, 1677: *Kaspar F.*, 1681: *Anton D.*, 1684: *Franz J. H.*, 1685: *Theodolinde S.*, 1690: *Josef G.*, 1691: *Barbara S.*, 1697: *Maria E.*, 1703: *Franziska H.*, 1711: *Josefine B.*, 1720: *Georg W.*, 1725: *Josef B.*, 1728: *Andreas P.*, 1729: *Ernst B.*, 1742: *Mathias S.*, 1745: *Maria W.*, 1758: *Walburga S.*, 1760: *Maria Z.*, 1762: *Philipp P.*, 1763: *Georg S.*, 1766: *Martin W.*, 1769: *Philomena M.*, 1773: *Johann B.*, 1775: *Louisa M.*, 1777: *Maria H.*, 1780: *Therese H.*, 1782: *Walburga R.*, 1783: *Carolina S.*, 1785: *Creszenz M.*, 1789: *Anton H.*, 1791: *Creszenz B.*, 1792: *Therese F.*, 1792: *Rudolf S.*, 1794: *Lisette W.*, 1795: *Karl K.*, 1796: *Anton H.*, 1809: *Konrad A.*, 1810: *Therese E.*, 1818: *Christiana R.*, 1819: *Viktoria L.*, 1822: *Johann A.*, 1841: *Georg T.*, 1843: *Josef D.*, 1855: *Christina H.*, 1857: *Adam V.*, 1861: *Walburga F.*, 1868: *Johann B. H.*, 1869: *Jörg W.*, 1870: *Max R.*, 1873: *Elisabetha R.*, 1874: *Friedrich A.*, 1876: *Maria H.*, 1877: *Karl S.*, 1878: *Kreszenz W.*, 1879: *Barnabas W.*, 1887: *Adelgunde K.*, 1888: *Ludwig R.*, 1889: *Johanna K.*, 1890: *Kaspar S.*, 1901: *Vitus P.*, 1902: *Heinrich J.*, 1903: *Adelbert G.*, 1904: *Wilhelmine S.*, 1906: *Karoline M.*, 1909: *Jakob H.*, 1916: *Magdalena K.*, 1918: *Mathilde G.*, 1924: *Leopold W.*, 1926: *Michael A.*, 1933: *Maria S.*, 1934: *Blasius S.*, 1940: *Xaver B.*, 1945: *Max H.*, 1946: *Conrad J.*, 1952: *Magdalena G.*, 1953: *Monika G.*, 1956: *Xaver E.*, 1969: *Michael M.*, 1971: *Sofia N.*, 1989: *Felicitas P.*, 1996: *Balbina H.*, 1998: *Johanna D.*

2000: *Barbara S.*, 2008: *Ludwig H.*, 2008: *Heinrich H.*, 2012: *Siegmund H.*, 2032: *Albert F.*, 2036: *Johann B. R.*, 2044: *Fridolin H.*, 2047: *Albert B.*, 2052: *Christine H.*, 2053: *Georg A.*, 2058: *Franz J. W.*, 2059: *Ludwig M.*, 2077: *Bartholomäus W.*, 2083: *Deochar G.*, 2085: *Richard S.*, 2087: *Ludwig F.*, 2091: *Therese W.*, 2100: *Jakob F.*, 2105: *Johann Z.*, 2108: *Cosmas R.*, 2115: *Xaver P.*, 2118: *Josef A. K.*, 2123: *Katharina S.*, 2128: *Josefin P.*, 2129: *Ludwig R.*, 2130: *Babette J.*, 2132: *Josef K.*, 2136: *Sophie H.*, 2141: *Friedrich E. M.*, 2142: *Gertraud M.*, 2156: *Josef L.*, 2162: *Franz B.*, 2167: *Ignaz N.*, 2169: *Therese H.*, 2177: *Josef H.*, 2194: *Philipp S.*, 2195: *Xaver W.*, 2196: *Leopold H.*, 2199: *Balthasar W.*, 2200: *Kaspar H.*, 2204: *Alois J. W.*, 2205: *Johann W.*, 2206: *Gustav H.*, 2211: *Josefa M.*, 2214: *Katharina B.*, 2216: *Georg L.*, 2218: *Josefa S.*, 2220: *Vitus B.*, 2226: *Maria V.*, 2229: *Fritz W.*, 2233: *Luzie A. D.*, 2235: *Regina G.*, 2236: *Aloisia B.*, 2238: *Barbara M.*, 2245: *Anna R.*, 2248: *Ludwig H.*, 2250: *Rosa S.*, 2251: *Jakob G.*, 2254: *Adelheid B.*, 2256: *Bertha D.*, 2260: *Lisette K.*, 2264: *Christian G.*, 2265: *Josef W.*, 2266: *Josef S.*, 2267: *Bertha L.*, 2268: *Anna K.*, 2270: *Menrad S.*, 2273: *Josefa B.*, 2275: *Josefa K.*, 2276: *Heinrich P.*, 2278: *Maria H.*, 2281: *Magnus I.*, 2287: *Josefine S.*, 2288: *Josef W.*, 2288: *Maria W.*, 2300: *Rupert M.*, 2308: *Verena S.*, 2318: *Josef P.*, 2323: *Friedrich B.*, 2325: *Anna S.*, 2330: *Cyprian G.*, 2337:

Alexander G., 2339: *Crescentia K.*, 2344: Johannes G., 2348: Bertha B., 2356: Maria B., 2359: Anton H., 2361: *Leopold E.*, 2362: *Johann W.*, 2378: Engelbert S., 2385: Paulina J., 2401: *Margarethe K.*, 2406: Hugo A., 2409: *Sebastian A.*, 2421: *Andreas W.*, 2423: Johann D., 2426: Edmunda B., 2428: Susanna B., 2434: *Walburga S.*, 2452: *Carl Graf v. B.*, 2477: *Moritz C.*, 2488: Therese G., 2497: *Karl G.*, 2505: *Paul H.*, 2514: Martin F., 2522: Eduard H., 2523: *August H.*, 2530: *Karl H.*, 2543: *Wilhelm H.*, 2553: Franz v. H., 2554: Frederika H., 2556: Juliana H., 2560: Barbara H., 2562: Johanna H., 2566: Nikolaus H., 2568: Florian H., 2572: *Therese K.*, 2585: Anna K., 2586: Elfriede M., 2591: *Gustav K.*, 2611: Christine L., 2622: Karl P., 2624: Joseph P., 2637: Rosina M., 2638: Walburga M., 2642: *Karl M.*, 2646: Jakob M., 2649: Helene M., 2652: *Alois M.*, 2661: *Karl M.*, 2686: Simon R., 2699: Maria W., 2702: *Maria W.*, 2719: Anna W., 2720: Klara W., 2741: *Corona T.*, 2744: Johann S., 2748: *Elisabeth S.*, 2755: Alois S., 2756: Karl S., 2760: Sebald S., 2761: Magdalena S., 2766: Anton S., 2784: Anna S., 2787: Hermann S., 2790: Firmus S., 2795: Friedrich S., 2799: *Barbara S.*, 2800: Josefa S., 2802: *Karl S.*, 2803: *Carolin U./R.*, 2804: *Josef U.*, 2809: *Anna M. E.*, 2812: Josef B., 2817: *Maria E.*, 2818: Theres T., 2826: *Katharina B.*, 2827: *Maria K. G.*, 2828: Georg H., 2830: *Johanna M.*, 2834: *Julius B.*, 2838: *Heinrich L.*, 2842: Josefa S., 2849: Viktoria H., 2853: Viktorie B., 2857: Leonhard D., 2861: Ernst R. H., 2867: *Theresia S.*, 2871: *Mathilde F. W.*, 2876: *Luise K.*, 2882: *Karl F.*, 2882: *Lukas R.*, 2884: Pauline K., 2891: Friedrich W., 2892: Elisabeth W., 2895: *Caroline B.*, 2900: Maria S. H., 2901: Theresia H., 2902: *Maria J.*, 2905: *Helene M.*, 2906: *Margareth S.*, 2916: *Christian G.*, 2922: *Christine M.*, 2925: *Margaretha S.*, 2927: *Luise W.*, 2930: Josef Z., 2932: Josef A., 2936: *Urban S.*, 2938: *Alois S.*, 2949: Katharina P., 2950: *Magdalena R.*, 2951: *Mathäus B.*, 2953: Afra S., 2955: *Maria U.*

3013: Ludwig L., 3041: Ludwig P., 3069: Barbara S., 3085: *Katharina S.*, 3129: Johann B., 3138: Philomena D., 3139: *Magnus D.*, 3212: *Therese L.*, 3324: Viktoria B., 3327: *Bernhard B.*, 3334: Alfred D., 3342: Alois E., 3349: *Jakob F.*, 3411: *Karolina M.*, 3421: *Rupert M.*, 3439: Hugo S., 3465: Georg S., 3470: *Jakob T.*, 3471: Josefine T., 3490: Johann N. Z., 3543: *Creszenz F.*, 3587: Georg K., 3589: Frida L., 3615: Wilhelm O., 3623: Wilhelm R., 3667: Michael V., 3677: *Pius Z.*, 3704: Emma D., 3709: Josef E., 3713: Julius E., 3727: Theresia F., 3760: Karl H., 3782: Konrad K., 3796: *Albert R. M.*, 3842: *Josef S.*, 3864: Antonie S., 3897: *Adelinde D.*, 3907: Benedikt B., 3914: *Karolina D.*, 3947: Johann H., 3952: *Christine H.*, 3990: *Johann M.*, 3999: Elisabetha N., 4001: *Hermann P.*

Akten nur mit Angehörigenbriefen:

Es folgt eine Liste mit 22 weiteren Akten ohne private Patientenbriefe, aber mit Briefen von Angehörigen, von denen sowohl private (ap) als auch offizielle Briefe (ao) vorliegen. Das jeweilige Verwandtschaftsverhältnis zum Patienten wird ebenfalls genannt.

160: Sohn v. Josefa L., 208: Vater v. Emil H., 257: Schwester v. Therese L., 261: Bruder v. Ludwig B., 726: Vater v. Heinrich P., 860: Ehefrau v. Michael B., 903: Eltern v. Franz K., 978: Freundin v. Josef I., 1001: Sohn v. Eufrosina K., 1151: Bruder v. Josepha W., 1627: Schwester v. Lorenz S., 1706: Eltern v. Hans B., 1736: Eltern v. Georg H., 1754: Schwester v. Georg W., 1834: Bruder v. Johann M., 1840: Ehefrau v. Karl S., 1850: Onkel v. Karl S., 2030: Geliebte v. Jakob M., 2508: Ehefrau v. Balthasar G., 2807: Tochter v. Gebhard H., 2946: Mutter v. Therese L., 3902: Ehefrau v. Karl B.

Es folgen 39 weitere Akten mit Privatbriefen von Angehörigen (ap), von denen aber nicht gleichzeitig auch offizielle Briefe (ao) gefunden wurden. Zusätzliche offizielle Briefe anderer Angehöriger sind jedoch oftmals enthalten, werden aber hier nicht notiert.

53: Ludwig S.; 57: Dr. T.; 62: Jakob K.; 79: Ursula J.; 122: Nikolaus S.; 153: Josepha S.; 178: Creszenz B.; 294: Josef L.; 296: Balbina M.; 310: Johann S.; 321: August C.; 380: Johann F.; 418: Karl S.; 477: Johann G. F.; 513: Michael H.; 670: Johann M.; 758: Ursula M.; 781: Dominikus M.; 786: Josefa K.; 831: Karolina H.; 944: Creszenz F.; 974: Gottlieb S.; 976: Margaretha K. [Weihnachtsbrief vom 23.12.1901, geschrieben von Sohn und Ehemann]; 893: Rosina Z.; 1084: Georg M.; 1202: Mathias I.; 1261: Moritz S.; 1390: Anna R.; 1429: Leonhard K.; 1513: Maria F.; 1577: Therese K.; 1645: Josef H.; 1992: Sabina S.; 2045: Johann E.; 2161: Maria F.; 2329: Heinrich H.; 2459: Katharina E.; 2627: Conrad M.; 2721: Katharina W.

Akten mit Lebensgeschichten:

Es folgt eine Liste mit 32 Akten, in denen Lebensgeschichten gefunden wurden (vgl. Kap. 3.3.3). Zusätzlich wird das Geburtsjahr des Patienten genannt.

80: Hans A. (1901); 373: Wilhelm N. (1842); 451: Augusta v. H. (1812); 457: Anton H. (1832); 696: Clement W. (1848); 882: Theodor H. (1850); 936: Pius G. (1847); 1342: Josef R. (1886); 1356: Josef B. (1873); 1478: Anton M. (1839); 1483: Michael Z. (1887); 1623: Johannes G. (1851); 1763: Georg S. (1831); 1809: Konrad A. (1835); 1971: Sofia N. (1860); 2058: Franz J. W. (1842); 2132: Josef K. (1870); 2266: Josef S. (1874); 2434: Walburga S. (1818); 2585: Anna K. (1830); 2817: Maria E. (1849); 2936: Urban S. (1872); 2938: Alois S. (1870); 3041: Ludwig P. (1883); 3085: Karharina S. (1879); 3162: Leopoldine F. (1851); 3230: Konrad M. (1866); 3349: Jakob F. (1888); 3589: Frida L. (1887); 3688: Rudolf B. (1881); 3713: Julius E. (1838); 3842: Josef S. (1880)

Akten mit Schriftproben:

Es folgt eine Liste mit 29 Akten, in denen Schriftproben gefunden wurden (vgl. Kap. 3.3.4). Zusätzlich wird das Geburtsjahr des Patienten genannt.

1261: Moritz S. (1838); 1362: Katharina F. (1856); 1366: Friedrich F. (1907); 1725: Joseph B. (1856); 1760: Marie Z. (1873); 1780: Therese H. (1852); 1876: Marie H. (1860); 1878: Kreszenz W. (1874); 1998: Johanna D. (1861); 2052: Christine H. (1858); 2132: Josef K. (1870); 2214: Katharina B. (1841); 2221: Anna S. (1877); 2275: Josefa K. (1864); 2283: Marie W. (1860); 2930: Josef Z. (1877); 2939: Mathilde D. (1891); 3164: Franz J. F. (1853); 3469: Josef T. (1872); 3627: Kreszenz R. (1861); 3629: Konrad R. (1873); 3667: Michael V. (1846); 3938: Balthasar G. (1877); 4494: Maria R. (1882); 4872: Margareta V. (1877); 5588: Josef H. (1884); 5601: Hermann H. (1880); 5605: Fritz H. (1864); 7557: Anna G. (1876)

Akten mit weiteren Patiententexten:

Schließlich folgt eine Liste mit 22 Akten, in denen kein Privatbrief eines Patienten enthalten ist – damit erscheinen die Akten nicht bei (a) –, die aber dennoch außergewöhnliche Dokumente von Patienten enthalten, die zusammen mit dem Geburtsjahr des Patienten knapp benannt werden.

604: Heinrich B. (1824): fragmentarische Aufzeichnungen, ähnlich einer Lebensgeschichte; 1026: Hans P. (1863): kurzes, humorvoll-dialektales Theaterstück; 1193: Friedrich K. (1830): mehrsprachige Notizen; 1243: Gregor R. (1833): Aufzeichnungen „Im Narrenhaus zu Irsee“, offizieller Brief; 1679: Friedrich N. (1846): Notizen mit kleinen Zeichnungen, offizieller Brief; 1710: Luigi B. (1850): Aneinanderreihungen von Buchstaben und Zahlen; 1748: Johann S. (1861): Gedichte, Lieder; 1788: Eleonore D. (1853): Antworten auf ärztliche Fragen zum Gesundheitszustand, offizieller Brief mit religiösen Illusionen; 1799: Katharina K. (1846): pathologische Notizen; 1840: Karl S. (1840): Zeichnungen; 2292: Amalie S. (1849): Notiz mit Schimpfereien, Aufzeichnungen, offizieller Brief; 2572: Albert K. (1879): Zeichnung auf offiziellem Brief; 2806: Johann N. (1825): religiöse Illusion; 2889: Eugen R. (1866): offizieller Brief in Zierschrift; 2912: Josef B. (1892): kleines Heft mit Zeichnungen; 3164: Franz J. F. (1853): poetischer Text über Entlassungswunsch: „Freudenruf eines Genesenen“; 3579: Eduard K. (1863): „Kemptener Jägerlied“; 3611: Friedrich M. (1843): Gedichte, „Schwurgerichtsakte“; 3828: Johann R. (1884): offizieller Brief mit Schimpfwörtern; 3836: Otto S. (1850): Schrank-Skizzen, offizielle Briefe; 3939: Henriette G. (1879): pathologische Notizen; 3949: Elisabeth H. (1880): 3 kurze Texte mit Wahnvorstellungen

(b) Publikationen und weitere Neufunde von Patiententexten

Die folgenden Listen zu überwiegend geschichtswissenschaftlichen Publikationen, in denen Patiententexte genannt werden, können wegen der sehr unübersichtlichen und sich ständig erweiternden Publikationslage keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben (vgl. Kap. 3.3.2). Ihr Mehrwert liegt darin, dass bislang keinerlei Überblick zur Überlieferungslage von Patiententexten besteht und sie zukünftige Datenerhebungen und Literaturrecherchen deutlich erleichtern dürften. Wegen ihres fraglichen Nutzens für weitere Recherchen werden dort aber keine Publikationen aufgenommen, die keine Angaben zur Archivierung von Patientenbriefen machen.¹ Auch auf zeitgenössische Publikationen von ehemaligen Mediziner*innen wird deswegen verzichtet.

Es folgen Übersichten zu Patientenbriefen aus Deutschland (vgl. Tabelle 55), Österreich und der Schweiz (vgl. Tabelle 56). Recht viel Literatur wurde auch zu Patiententexten aus Großbritannien konsultiert, da auch dort eigene Erhebungen stattfanden (vgl. Tabelle 57). Eher Zufallsfunde sind Publikationen aus weiteren Ländern, die zusammengefasst präsentiert werden (vgl. Tabelle 58). Die Übersichten nennen den Ort der (ehemaligen) Einrichtungen sowie die hierzu gefundenen Publikationen bzw. bei eigenen Erhebungen die Akten- bzw. Kartonnummern mit Patiententexten. Zur leichteren Auffindbarkeit werden bei umfangreicheren Arbeiten teilweise Seitenspannen bzw. einzelne Seiten angegeben, in denen Patiententexte thematisiert werden; bei späteren Recherchen sollte aber die komplette Publikation durchgesehen werden. Details zu den einzelnen Einrichtungen können hier aus Platzgründen ebenso wenig wie die zu konsultierenden Archive abgedruckt werden, sondern sind direkt den Publikationen zu entnehmen bzw. müssen bei Umzügen von Beständen neu recherchiert werden.²

¹ Beispielsweise zitieren Schneider & Lutz (2014) Angehörigenbriefe von Patienten in den Witte-
nauer Heilstätten (S. 51), in Heggenbach (S. 102), der St. Josefsanstalt Hertens (S. 103), Eichberg
(S. 103) und Lengerich (S. 159) ohne weitere Angaben zur Aktennummer und den Archiven;
vgl. auch die Abbildung einer Postkarte aus dem Waldkrankenhaus Köppern bei Vanja (2001:
37), die sich in Privatbesitz befindet und keine Hinweise auf weitere Quellen von dort erlaubt.
Auch auf eine systematische Durchsicht der Opfer-Biographien des virtuellen T4-Gedenkorts
(<https://www.gedenkort-t4.eu>) wird verzichtet; hier finden sich teilweise nützliche Hin-
weise auf Patientenbriefe, oft sind die Referenzen aber sehr ungenau.

² Beispielsweise nennt Küster (1998: 586) bei den Briefen aus Eickelborn und Münster noch die
jeweiligen Kliniken als Archivstandorte; mittlerweile befinden sich die Akten aber im Archiv
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster.

<i>Anstaltsorte (D)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Altscherbitz	Rotzoll (2013b: 284)
Ansbach	Neufunde ³
Berlin	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 18–25), Bretthauer & Hess (2009), Rotzoll (2013b: 192), Mählmann & Borck (2016)
Bethel	Tsapos (2002: 315), Tsapos (2012: 215–286) ⁴ , Neufunde ⁵
Bischofsried ⁶	Eberle (2015)
Brandenburg/Görden	Rotzoll (2013b: 294)
Dortmund	Berg (2001: 137)
Düsseldorf	Berg (2001: 119), Griese (2001)
Eberbach im Rheingau, Eichberg	Niedergassel (1977: 149–164), Dickel (1991), Deutschle (1999), Hohendorf et al. (1999)
Eglfing-Haar	Schmidt (1983), Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 144), Sirl (2011: 159–162), Eberle (2015), von Cranach, Eberle et al. (2018)
Eickelborn	Küster (1998: 478, 490, 512)
Erlangen	Neufunde ⁷
Esslingen/Kennenburg	Lauterbach (2013), Schneider & Lutz (2014: 96)
Gießen	George, Groß et al. (2003), Kremer (2003), Oehler-Klein (2003), Vanja (2003), Riecke (2008), Riecke (2016: 229), Schäfer (2019: 38), Neufunde ⁸
Göttingen	Dahl & Frese (2002), Fangerau (2006), Beyer (2013: 241–243)
Gütersloh	Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer (2020)

³ Besuche durch FAU-Studierende 2017/18: Staatsarchiv Nürnberg, Außenstelle Lichtenau, Bestand Patientenakten; Kartonnr. 23, 34, 63, 130, 131, 902, 949, 2098, 2863.

⁴ Die Transkriptionen bei Tsapos sind nach Überprüfungen an den Originalen nicht zuverlässig.

⁵ Besuch des Hauptarchiv Bethel von Christina Eichhorn-Hartmeyer am 26./27.10.2017; Briefe v. a. ab den 1930er-Jahren z. B. in Karton 38H (Morija): Akten 2383, 3296.

⁶ Dies ist eine nationalsozialistische ‚Zwangsfürsorgeanstalt‘ für Frauen bei Dießen/Ammersee.

⁷ Besuche durch FAU-Studierende 2017/18: Staatsarchiv Nürnberg, Außenstelle Lichtenau, Bestand Patientenakten; Frauen Kartonnr. 6, 9, 10, 18; Männer Kartonnr. 58, 95. Jüdische Patienten (meist keine Kartonnr. notiert, daher vollständiger Name zur Identifikation nötig): Hannchen Blumenthal (*1869; 1916–19 in Anstalt); Ida Ehrlich (Karton 18; *1877; 1913–32); Eva Hirschmann (*1847; 1899–1924); Ludwig Lang (*1841; 1860–1904); Mina Wiener (*1841; 1881–1917); Sigmund Wertheimer (*1850; 1919–23).

⁸ Besuch des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel) Lea Schäfer; Briefe in Akten 11, 35.

<i>Anstaltsorte (D)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Hadamar	Daum (1986), Hoser & Weber-Diekmann (1986: 149), Kaufmann & Schulmeyer (1986: 278), Scholz & Singer (1986: 227), Vanja & Vogt (1991: 198, 228), Winter (1991), George (2006), Kingreen (2006), Kremer (2006), Stargardt (2006), Lutz (2006a), Lutz (2006b), Schneider & Lutz (2014: 102, 172)
Haina	Nolte (2006: 405–407), Sahmland (2016), Neufunde ⁹
Hamburg	Sammet (2003), Schmiedebach & Ankele (2013: 267), Schiegg & Eichhorn-Hartmeyer (2020), Neufunde (vgl. Kap. 3.2.1.b) ¹⁰
Heggbach	Lutz (2006b: 153)
Heidelberg	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 96–105)
Heppenheim	Vanja (1993), Winter (1993), Neufunde ¹¹
Herborn	Vanja (2011)
Herten	Lutz (2006b: 150–153)
Hofheim/Siegburg	Sahmland (2004), Sahmland (2007), Braun (2009), Braun (2010)
Hoym	Schnierer (1996)
Herzogsägmühle Peiting	Eberle (2015)
Illenau	Ruch (1988), Burkhardt (2003), Kanis-Seyfried & Müller (2013), Rotzoll (2013b: 94), Kanis-Seyfried (2016: 153–155)
Kaufbeuren-Irsee	Lindner (1999: 8–11), von Cranach (1999: 409), Pillmaier (2013), Heuvelmann (2015), Schiegg (2015a), Schiegg (2015c), Janssen & Schulze (2016), Schiegg (2016a), Born (2017: 45, 77, 142), Schiegg & Niehaus (2017), Schiegg & Thorpe (2017), Söhner (2017), Schiegg (2018), Müller (2019: 9–14), Schiegg (2019a), Schiegg (2019b), Schiegg & Freund (2019), Schiegg & Sowada (2019), Döbler (2020: 87), Pfeiffer & Schiegg (2020), Schiegg (2021), Schiegg & Foldenauer (2021), Schiegg & Gunkler-Frank (2021), Schulze (2021), Eber-Hammerl (2022), Neufunde (vgl. vorigen Abschnitt)
Klingenmünster	Beyer (2012)

⁹ Besuch des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel), Lea Schäfer am 14.02.2017; Briefe in Akten 1891/014, 1918/080, 1928/035 (jüdische Patienten).

¹⁰ Mehrere Besuche des Staatsarchivs Hamburg 2017/18; Patientenbriefe in folgenden Akten (Lebensgeschichten mit ‚I‘ markiert): 13736 (2 Akten), 13925 (I), 13931, 15401 (I), 15555 (I), 15569 (I), 15908 (I), 16077, 16424 (nur I), 16454, 16524 (I), 16588 (I), 17233 (I), 17374, 17424, 18626, 19976 (I), 20082, 20086, 20087 (I), 20133, 20206, 20218.

¹¹ Besuch des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel; Bestand K14) am 20.04.2017; Patiententexte in Akten 2474, 3287, 3570, 3571, 3876 (jüdische Patienten).

<i>Anstaltsorte (D)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Konstanz-Reichenau	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 107, 115)
Lengerich	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 162)
Ludwigsburg	Roth (1999: 11)
Mainkofen	Neufunde ¹²
Marburg	Nolte (2001), Scharfe (2001) ¹³ , Nolte (2003), Nolte (2006), Klein (2016), Nolte (2016), Schäfer (2019: 36–39), Neufunde ¹⁴
Mariaberg	Lutz (2006b: 152)
Merxhausen	Vanja (2008), Neufunde ¹⁵
München	von Cranach, Eberle et al. (2018: 131)
Münster	Küster (1998: 508), Eichhorn-Hartmeyer (2022)
Nassau	Lilienthal (2001)
Pirna	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 80, 118, 112), Böhm (2011: 75, 103–106)
Rebdorf	Eberle (1994: 109)
Regensburg	Rotzoll (2013b: 329–338)
Straubing	Rotzoll (2013b: 288)
Schussenried	Roth (1999: 111–114, 120–125)
Thonberg (Leipzig)	Gränitz & Hillert (2011)
Uchtspringe	Nyhoegen (2011), Urbach (2015), Urbach (2017)
Waldheim	Rotzoll (2013b: 310)
Wehnen	Harms (2008: 159–168), Thelen (2011b), Thelen (2011a) ¹⁶ , Neufunde ¹⁷

¹² Besuch des Archivs des Bezirksklinikums Mainkofen, Franziska Eber am 22.–24.01.2018; Patiententexte Akten 1, 14, 27, 267, 701, 702, 987, 1035, 1328, 1686, 2556, 3688.

¹³ Die Transkriptionen bei Scharfe sind nach Überprüfungen an den Originalen nicht zuverlässig.

¹⁴ Besuch des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel; Bestand K16) am 20.04.2017; Patiententexte Akten 28, 112, 271, 309, 311, 350, 353; Briefe bei jüdischen Patienten: 1077, 1079, 1306, 1308, 1696.

¹⁵ Besuch des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel), Lea Schäfer am 07.03.2019; Patientenbriefe (Bestand K17) bei jüdischen Patienten gefunden, Akten 1300, 1327, 2948, 4288; Briefe von jüdischen Angehörigen an Anstalt: 1158, 1328, 2383, 2953, 3142.

¹⁶ Die Transkriptionen bei Thelen sind nach Überprüfung an den Originalen sehr unzuverlässig.

¹⁷ Besuch des Niedersächsischen Landesarchivs Oldenburg (Bestand 226-3, Acc. 35/97), Christina Eichhorn-Hartmeyer am 08.11.2017; Briefe in Akten 1692, 1772, 1790, 1799.

<i>Anstaltsorte (D)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Weilmünster	Nolte (1997: 108), Sandner (1997: 142–144), Vanja (1997: 25), Vanja (2011: 87), Schneider & Lutz (2014: 148)
Weinsberg	Hohenlohe (1988)
Wiesloch	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 125), Lutz (2006b: 157), Rotzoll (2013a: 167)
Winnenthal/Winnenden	Roth (1999: 109–125)
Wunstorf	Beyer (2013: 246)
Zwiefalten	Roth (1999: 110–112), Kanis-Seyfried & Müller (2013), Höhn (2015), Kanis-Seyfried (2016: 134), Höger (2017)

Tab. 55: Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus Deutschland

<i>Anstaltsorte (A)</i>	<i>Publikationen</i>
Basel (CH)	Burkhardt (2003: 2)
Bern (CH)	Wernli (2014)
Hall in Tirol (A)	Kuprian & Grießenböck (2011), Grießenböck (2011)
Graz (A)	Brand-Claussen, Röske & Rotzoll (2002: 87)
Kreuzlingen (CH)	Doneith (2008)
Wien (A)	Häupl (2006), Sheffer (2018: 183–188, 223)
Zürich (CH)	Meier et al. (2007: 88, 257–264)

Tab. 56: Publikationen zu Patiententexten aus Österreich und der Schweiz

<i>Anstaltsorte (GB)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Bristol	Tobia (2017), Neufunde ¹⁸
Broadmoor	Shepherd (2013), Shepherd (2016), Shepherd (2017)
Carlisle	Dobbing (2020), Neufunde
Earlwood/Surrey	Wright (1996)
Edinburgh	Barfoot & Beveridge (1990), Barfoot & Beveridge (1993), Beveridge (1997), Beveridge (1998)
Glasgow	Andrews (1998), Gründler (2016)

¹⁸ Neufunde aus britischen Archiven werden systematisch in Julian Maders Dissertation erfasst.

<i>Anstaltsorte (GB)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Gloucester	Smith (2008)
London	Chaney (2016)
Menston	Davis & Kidd (2013), Neufunde ¹⁹
Wakefield	Scrimgeour (2015), Neufunde
Woodilee/Schottland	Gründler (2013)
York	Wannell (2007), Mitcham (2018), Neufunde

Tab. 57: Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus Großbritannien

<i>Anstaltsorte (divers)</i>	<i>Publikationen & Neufunde</i>
Australien/Neuseeland	Coleborne (2006b), Coleborne (2006a)
Belgien: Brüssel	Majerus (2016)
Italien: Reggio Emilia	Carri (2005), Panattoni (2011), Paoletta (2017), Neufunde ²⁰
Kanada: Brit. Columbia	Kelm (1994)
Kanada: Montreal	Perreault & Thifault (2019)
Kanada: Ontario	Cour (1997)
Kanada: Toronto	Reaume (2000)
USA: Alabama	Hughes (1993)
USA: North Carolina	Noll (1994)
Südafrika: Grahamstown	Wilbraham (2014)
Spanien: Madrid	Huertas (2016), Villasante (2018)

Tab. 58: Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus weiteren Ländern

¹⁹ Wakefield, West Yorkshire Archive Service, Bestand C488: Leeds Western Health Authority, High Royds Hospital, Menston, Records, Male Casebooks: C488/7/2/1: S. 1, 81, 177, 317, 349, 541; C488/7/2/2: S. 85, 181, 213, 221, 337, 409, 489; C488/7/2/3: S. 413, 453, 461, 469, 509; C488/7/2/4: S. 277, 289, 405, 425, 561; C488/7/2/5: S. 141, 153, 229, 293, 409, 445, 549; C488/7/2/6: S. 45, 257, 509; C488/7/2/7: S. 49, 197, 261, 485; C488/7/2/9: S. 257, 481; C488/7/2/10: S. 5, 27, 29, 31, 53, 65, 111, 129; C488/7/2/11: S. 125, 169, 541; C488/7/2/12: S. 357; C488/7/2/14: S. 113; 449; C488/7/2/16: S. 193; C488/7/2/17: S. 97; C488/7/2/18: S. 25; Female Casebooks: C488/7/2/48: S. 73, 209.

²⁰ Durch Unterstützung von Chiara Bombardieri (Biblioteca Scientifica Carlo Livi) und Gaddomaria Grassi (Dipartimento di salute mentale, Reggio Emilia) erhielt ich 2017/18 Scans von etwa 40 Briefen aus folgenden Akten: 5, 48, 58, 71, 118, 145, 262.

B Verzeichnisse und Register

B.1 Abbildungsverzeichnis

1	Das Nähe-Distanz-Modell von Koch & Oesterreicher (1994: 588)	30
2	Dimensionen der Sprachvariation nach Koch & Oesterreicher (1994: 595)	31
3	Ausschnitt aus den <i>Fliegenden Blättern</i> in der Akte von Carl S. (kfb-1495)	49
4	Brief eines Schreibers mit <i>dementia senilis</i> , Benedikt K. (kfb-1676)	66
5	Briefausschnitt von Viktoria H. (kfb-2848)	67
6	Briefausschnitt von Albert F. (kfb-2032)	68
7	Briefausschnitte von Felicitas P. (kfb-1989)	69
8	Historische Diskursdomänen psychiatrischer Anstalten	78
9	Schema: Vorgehensweise bei der Erschließung von Patientenbriefen	96
10	Zusammenhang von Aktennummer mit Eintritts-, Austritts- bzw. Geburtsjahr	99
11	Geschlecht nach Jahrzehnt bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee	102
12	Berufsgruppen bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee	103
13	Geburtsjahr nach Jahrzehnt bei den Briefschreibern aus Kaufbeuren-Irsee	105
14	Alter und Anzahl der Briefschreiber aus Kaufbeuren-Irsee	106
15	Konfession der Briefschreiber aus Kaufbeuren-Irsee	108
16	Textlängen aller bearbeiteten Briefe aus Kaufbeuren-Irsee	112
17	Durchschnittliche Textlängen von privaten und offiziellen Briefen pro Schreiber	114
18	Verhältnis durchschnittliche Textlängen private / offizielle Briefe nach Geschlecht	114
19	Ludwig F.s (kfb-2087) ‚manisch-gedrückte‘ Gefühlslage im Jahr 1934	118
20	Randanmerkungen von Dr. Lichtenberg	153
21	Schriftproben aus dem High Royds Hospital (Menston)	156
22	Schriftprobe von Moritz S. (kfb-1261)	160
23	Schriftprobe von Joseph B. (kfb-1725)	162
24	Schriftprobe von Joseph T. (kfb-3469)	163
25	Schriftprobe von Kreszenz W. (kfb-1878)	165
26	Schriftprobe von Therese H. (kfb-1780)	166
27	Schriftprobe von Margareta V. (kfb-4872)	168
28	Unterschrift von Margareta V. (kfb-4872) im Aufnahmeprotokoll	168
29	Schriftprobe von Anna S. (kfb-2221)	169
30	Schriftprobe von Anna G. (kfb-7557)	169
31	Schriftprobe von Kreszenz R. (kfb-3627)	174
32	Schreiberprofil im Nähe-Distanz-Raum	200
33	Zwei Briefe des Kassa-Kontrolleurs Ignaz L. (kfb-1145)	221
34	Zweite Seite von Ignaz L.s (kfb-1145) Brief an den König (24.10.1866)	222
35	MAXQDA-Codesystem zur Nähe-Distanz-Analyse (Teil 1)	235
36	MAXQDA-Codesystem zur Nähe-Distanz-Analyse (Teil 2)	236
37	Szenarien zur Entwicklung von Schriftsprachlichkeit im Briefverlauf	269

38	Veränderungen der Schrift Martin B.s (kfb-1621)	292
39	Graphematische Variable <c> in der Kombination <ch>	294
40	Anteil normgerechter Verschriftungen bei Martin B.	302
41	Korrelation zweier graphematischer Variablen bei Martin B.	304
42	Mittelwerte normgerechter Verschriftungen bei Martin B.	304
43	Nähe- und Distanzwerte in den Briefen von Martin B.	306
44	Differenzwerte in den Briefen von Martin B.	308
45	Vergleiche der Variablenanalyse mit den Nähe-Distanz-Analyse	310
46	Nähe- und Distanzwerte unterschiedlicher Schreiberhände	313
47	Spannweiten der Nähe- und Distanzwerte bei den Einzelschreibern	322
48	Nähe-Distanz-Profile der Einzelschreiber	323
49	Differenzwerte in den Briefen von Schreibern mit zwei Briefftypen	327
50	Zusammenhang von Schreibertyp und Beruf	329
51	Differenzwerte von vier Schreiberinnen aus Abb. 49	332
52	Verteilung der Briefftypen im Nähe-Distanz-Raum	333
53	Verteilung der Regiowerte im Nähe-Distanz-Raum	336
54	Anteil der Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten	339
55	Schreiberprofile von Martin B. (kfb-1621) und seiner Ehefrau	341
56	Schreiberprofil von Crescenz H. (kfb-844)	347
57	Schreiberprofil von Katharina W. (kfb-35)	349
58	Schreiberprofil von Magdalena R. (kfb-2950)	353
59	Schreiberprofil von Maria C. G. (kfb-2827)	357
60	Vergleich von S. 1 der offiziellen Briefe von Maria C. G. (kfb-2827)	359
61	Schreiberprofil von Maria E. (kfb-2817)	363
62	Vergleich von S. 1 zweier offizieller Briefe von Maria E. (kfb-2817)	364
63	Schreiberprofil von Cosmas R. (kfb-2108)	369
64	Schreiberprofil von Hans A. (kfb-80)	373
65	Schreiberprofil von Caritas S. (kfb-1276)	377
66	Schreiberprofile von Familie P. (kfb-1728 und kfb-1901)	379
67	Schreiberprofil von Johannes G. (kfb-1623)	391
68	Schreiberprofil von Georg S. (kfb-1763)	397
69	Schreiberprofile von Karolina H. (kfb-846) und ihrer Schwester	399
70	Schreiberprofil von Louise M. (kfb-427)	405
71	Schreiberprofile von Anna H. (kfb-120) und ihrer Mutter	411
72	Drei Briefe von Anna H. (kfb-120) an ihre Mutter (1856/57)	412
73	Schreiberprofil von Mathilde W. (kfb-2871)	419
74	Schreiberprofil von Anna S. (kfb-2325)	425
75	Schreiberprofil von Georg B. (kfb-966)	429
76	Schreiberprofil von Albert M. (kfb-3796)	435
77	Schreiberprofile von Friedrich von M. (kfb-102) und seiner Freundin	439
78	Schreiberprofil von Ignaz L. (kfb-1145)	447
79	Magdalena R.s (kfb-2950) Postkarte an Bürgermeister und Frau (August 1936) . .	455
80	Poetische Sprache und Codeswitching bei Magdalena R. (kfb-2950)	460

81	Verteilung von Appellen im Verlauf der Briefe von Caritas S. (kfb-1276)	475
82	Verhältnisse direkter zu indirekten Appellen bei den drei Schreibertypen	477
83	Anteile direkter Appelle bei den drei Schreiber- und zwei Briefftypen	477
84	Explizite Performativa bei den drei Schreibertypen	478
85	Verteilung von Appellen im Verlauf der Briefe von Martin B. (kfb-1621)	479
86	Verteilung von Appellen bei 26 Schreibern	481
87	Verteilung von Appellen bei den Schreibergruppen	481
88	<c>-Graphien im Briefverlauf	484
89	Vokalquantität im Briefverlauf	484
90	Vokalrundung im Briefverlauf	484
91	<ei>-Graphien im Briefverlauf	485
92	<v>-Graphien im Briefverlauf	485
93	Anteil orthographischer Korrektheit pro Variable	491
94	Anteil orthographischer Korrektheit pro Adressat	491
95	Vergleich von S. 1 der Briefe von Balbina H. (kfb-1996)	500
96	Vergleich zweier Briefe von Georg S. (kfb-1763)	511
97	Diachrone Entwicklung der <i>thlt</i> -Graphien bei Georg S. (kfb-1763)	512
98	Selbstkorrektur von „Thochter“ zu „Tochter“ bei Georg S. (kfb-1763)	516
99	Diachrone Entwicklung der Bezeichnungen für das Pflegepersonal	521
100	Selbstkorrektur von „Pflög“ zu „Wärterin“ bei Maria C. G. (kfb-2827)	522
101	Individuelle diachrone Veränderungen der Bezeichnungen für das Pflegepersonal .	524
102	Diachrone Entwicklung von <i>Krankenwärterlin</i> und <i>Krankenpflegerlin</i>	527

B.2 Tabellenverzeichnis

1	Ärzte aus Kaufbeuren-Irsee, die Schriftproben erhoben haben	159
2	Zuordnung von Regiowerten	213
3	Gewichtung nach Merkmalsgröße	218
4	Punktesystem zur Bewertung der Raumgestaltung	223
5	Punktesystem zur Bewertung paratextueller Elemente	225
6	Punktesystem zur Bewertung der Anredeform	228
7	Punktesystem zur Bewertung von Interpunktion	229
8	Punktesystem zur Bewertung von Abkürzungen	230
9	Punktesystem zur Bewertung von Schriftartenwechselln	230
10	Analyse von Parameter 1–5	253
11	Analyse von Parameter 6 (Makrostrukturen)	254
12	Berechnung der Nähe- und Distanzwerte	254
13	Schreiberauswahl für die Nähe-Distanz-Analysen	260
14	Dokumentierte Schreibaktivität von Martin B. (kfb-1621)	282
15	Normgerechte Verschriftungen bei Martin B.	301
16	Nähe-, Distanz-, Differenz- und Regiowerte in den Briefen von Martin B.	306
17	Nähe-, Distanz- und Differenzwerte: nicht autographe Briefe Martin B.s	313

18	Veränderungen von Diskursmerkmalen bei Martin B.s Abschrift	317
19	Berechnung der Nähe- und Distanzwerte in Vorlage und Abschrift	317
20	Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten bei den drei Schreibertypen	338
21	Briefe mit unterschiedlichen Regiowerten bei den zwei Briefftypen	338
22	Kennwerte bei Karolina B. (kfb-1621-A)	343
23	Kennwerte bei Crescenz H. (kfb-844)	347
24	Kennwerte bei Katharina W. (kfb-35)	349
25	Kennwerte bei Magdalena R. (kfb-2950)	353
26	Kennwerte bei Maria C. G. (kfb-2827)	357
27	Kennwerte bei Maria E. (kfb-2817)	363
28	Kennwerte bei Cosmas R. (kfb-2108)	369
29	Kennwerte bei Hans A. (kfb-80)	373
30	Kennwerte bei Caritas S. (kfb-1276)	377
31	Kennwerte bei Vitus P. (kfb-1901)	379
32	Kennwerte bei Andreas P. (kfb-1728)	382
33	Kennwerte bei Georg P. (kfb-1728-A)	385
34	Kennwerte bei Joseph P. (kfb-1728-A/1901-A)	386
35	Kennwerte bei Johannes G. (kfb-1623)	391
36	Kennwerte bei Georg S. (kfb-1763)	397
37	Kennwerte bei Karolina H. (kfb-846)	399
38	Kennwerte bei Katharina S. (kfb-846-A)	402
39	Kennwerte bei Louise M. (kfb-427)	405
40	Kennwerte bei Anna H. (kfb-120)	411
41	Kennwerte bei Anna S. (kfb-120-A)	415
42	Kennwerte bei Mathilde W. (kfb-2871)	419
43	Kennwerte bei Anna S. (kfb-2325)	425
44	Kennwerte bei Georg B. (kfb-966)	429
45	Kennwerte bei Albert M. (kfb-3796)	435
46	Kennwerte bei Friedrich von M. (kfb-102)	439
47	Kennwerte bei Caroline K. (kfb-102-A)	443
48	Kennwerte bei Ignaz L. (kfb-1145)	447
49	Typen und Anzahl von Appellen bei Caritas S. (kfb-1276)	473
50	Typen und Anzahl von Appellen bei den drei Schreibertypen	476
51	Veränderung orthographischer Korrektheit in den Briefen Martin B.s	489
52	Schreiber mit Sprachwandel gegen Lebensende	496
53	Schreiber mit Sprachwandel in anderen Lebensphasen	504
54	Diachrone Entwicklung von <i>th</i> vs. <i>t</i> -Graphien bei Georg S. (kfb-1763)	515
55	Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus Deutschland	555
56	Publikationen zu Patiententexten aus Österreich und der Schweiz	555
57	Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus Großbritannien	556
58	Publikationen und Neufunde von Patiententexten aus weiteren Ländern	556

B.3 Abkürzungsverzeichnis

Neben Abkürzungen werden hier auch Siglen für Kurzzitate aufgelöst. Vollständige Literaturangaben hierfür finden sich im Literaturverzeichnis.

Abb.	Abbildung
ahd.	althochdeutsch
ans	Patientenakte aus Ansbach (vgl. Anhang B.5)
ao	offizieller Brief eines Angehörigen
ap	Privatbrief eines Angehörigen
Bsp.	Beispiel
ca.	circa
D	Distanz
DWB	Deutsches Wörterbuch: Grimm & Grimm (1854–1961)
erl	Patientenakte aus Erlangen (vgl. Anhang B.5)
Fischer	Schwäbisches Wörterbuch: Fischer & Pfeleiderer (1904–1936)
Fn.	Fußnote
f.	folgende
frz.	französisch
gie	Patientenakte aus Gießen (vgl. Anhang B.5)
gut	Patientenakte aus Gütersloh (vgl. Anhang B.5)
ham	Patientenakte aus Hamburg (vgl. Anhang B.5)
HS	Hauptsatz
Kap.	Kapitel
kfb	Patientenakte aus Kaufbeuren-Irsee (vgl. Anhang B.5)
lat.	lateinisch
lip	Patientenakte aus Lippstadt (vgl. Anhang B.5)
mar	Patientenakte aus Marburg (vgl. Anhang B.5)
men	Casebook aus Menston (vgl. Anhang B.5)
mhd.	mittelhochdeutsch
mkf	Patientenakte aus Mainkofen (vgl. Anhang B.5)
N	Nähe
NA	nicht-autograph
nao	nicht-autographischer offizieller Brief eines Angehörigen
nap	nicht-autographischer Privatbrief eines Angehörigen
npo	nicht-autographischer offizieller Brief eines Patienten
npp	nicht-autographischer Privatbrief eines Patienten
NS	Nebensatz
po	offizieller Brief eines Patienten
pp	Privatbrief eines Patienten
S.	Seite
SBS	Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben: König (1996–2009)
Tab.	Tabelle
vgl.	vergleiche
Z.	Zeile

B.4 Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten (2004). *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Germanistische Arbeitshefte 40. Tübingen: Niemeyer.
- Admoni, Wladimir G. (1980). *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des neuhochdeutschen Satzgefüges (1470–1730). Ein Beitrag zur Geschichte des Gestaltungssystems der deutschen Sprache*. Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 56.4. Berlin: Akademie Verlag.
- (1990). *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Ágel, Vilmos (2001). „Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 29 (3), S. 319–331.
- (2003). „Prinzipien der Grammatik“. In: *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Hg. Anja Lobenstein-Reichmann & Oskar Reichmann. Reihe Germanistische Linguistik 243. Tübingen: Niemeyer, S. 1–46.
- Ágel, Vilmos & Mathilde Hennig, Hg. (2006). *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000*. Tübingen: Niemeyer.
- (2007). „Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens“. In: *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 269. Tübingen: Niemeyer, S. 181–214.
- Alty, Jane, Jeremy Cosgrove, Deborah E. Thorpe & Peter Kempster (2017). „How to Use Pen and Paper Tasks to Aid Tremor Diagnosis in the Clinic“. In: *Practical Neurology* 17 (6), S. 456–463.
- Alty, Jane & Peter A. Kempster (2011). „A Practical Guide to the Differential Diagnosis of Tremor“. In: *Postgraduate Medical Journal* 87, S. 623–629.
- Alzheimer, Heidrun (1986). „Die wunderbarliche schwäbische Heiligenapotheke des Adolf Fuchs“. In: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 13, S. 251–252.
- Andrews, Jonathan (1998). „Case Notes, Case Histories, and the Patient’s Experience of Insanity at Gartnavel Royal Asylum, Glasgow, in the Nineteenth Century“. In: *Social History of Medicine* 11 (2), S. 255–281.
- Ankele, Monika (2009). *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn*. Köln: Böhlau.
- (2012). „Ausdrucksbewegungen im Fokus des psychiatrischen Blicks um 1900. Aspekte einer ‚Diskursivierung des Alltäglichen‘“. In: *Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik. Dynamiken der Psychiatrie um 1900*. Hg. Martina Wernli. Bielefeld: Transcript, S. 87–114.
- Auer, Anita (2015a). „Stylistic Variation“. In: *Letter Writing and Language Change*. Hg. Anita Auer, Daniel Schreier & Richard J. Watts. Cambridge: Cambridge University Press, S. 133–155.
- (2021). „Of Zibele and Bölle: Patterns of Language Variation in the Swiss Language Island New Glarus (North America)“. In: *Intra-individual Variation in Language*. Hg. Alexander Werth, Lars Bülow, Simone E. Pfenninger & Markus Schiegg. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 363. Berlin: de Gruyter, S. 283–313.
- Auer, Anita, Catharina Peersman, Simon Pickl, Gijsbert Rutten & Rik Vosters (2015). „Historical Sociolinguistics: The Field and its Future“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 1 (1), S. 1–12.

- Auer, Anita, Daniel Schreier & Richard J. Watts (2015a). „Epilogue: Where next?“ In: *Letter Writing and Language Change*. Hg. Anita Auer, Daniel Schreier & Richard J. Watts. Cambridge: Cambridge University Press, S. 277–287.
- Hg. (2015b). *Letter Writing and Language Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Auer, Peter (1986). „Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting)“. In: *Deutsche Sprache* 14, S. 97–124.
- (1999). „From Codeswitching via Language Mixing to Fused Lects. Toward a Dynamic Typology of Bilingual Speech“. In: *The International Journal of Bilingualism* 3 (4), S. 309–332.
- (2002a). „Die Verdichtung der konditionalen Hypotaxe im gesprochenen Deutsch“. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 2002, S. 189–204.
- (2002b). „Schreiben in der Hypotaxe – Sprechen in der Parataxe? Kritische Bemerkungen zu einem Gemeinplatz“. In: *Deutsch als Fremdsprache* 39 (3), S. 131–138.
- (2009). „On-Line Syntax. Thoughts on the Temporality of Spoken Language“. In: *Language Sciences* 31 (1), S. 1–13.
- (2010). „Code-Switching/Mixing“. In: *The Sage Handbook of Sociolinguistics*. Hg. Ruth Wodak, Barbara Johnstone & Paul Kerswill. London: Sage, S. 460–478.
- (2014). „Anmerkungen zum Salienzbeffriff in der Soziolinguistik“. In: *Linguistik online* 66 (4), S. 7–20.
- (2015b). „Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik in Deutschland: eine Skizze“. In: *Sprache im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Hg. Ludwig Eichinger. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014. Berlin: de Gruyter, S. 379–412.
- Baasner, Rainer (1999). „Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis“. In: *Briefkultur im 19. Jahrhundert*. Hg. Rainer Baasner. Tübingen: Niemeyer, S. 1–36.
- Bacher, Bartholomäus (1814). *Theoretisch-praktisches Hand- und MethodenBuch für Volks-Schul-Lehrer im Königreiche Baiern*. 2. Aufl. München: Königl. Central-SchulBücher-Verlag.
- Bacopoulos-Viau, Alexandra & Aude Fauvel (2016). „The Patient’s Turn. Roy Porter and Psychiatry’s Tales, Thirty Years on“. In: *Medical History* 60 (1), S. 1–18.
- Bahr, Ruth H. & Elaine R. Silliman, Hg. (2015). *Routledge Handbook of Communication Disorders*. London: Routledge.
- Bailey, Guy, Tom Wikle, Jan Tillery & Lori Sand (1991). „The Apparent Time Construct“. In: *Language Variation and Change* 3 (3), S. 241–264.
- Balz, Friedrich (1895). *Meine Erlebnisse in einer Irrenanstalt*. Stuttgart: Robert Lutz.
- Bantz, Wilhelm (1937). *Ein Fall von induziertem Irresein bei einer 11-köpfigen Familie*. Greifswald: Adler [Dissertation München].
- Barfoot, Michael & Allan W. Beveridge (1990). „Madness at the Crossroads: John Home’s Letters from the Royal Edinburgh Asylum, 1886–87“. In: *Psychological Medicine* 20 (2), S. 263–284.
- (1993). „„Our most notable inmate’: John Willis Mason at the Royal Edinburgh Asylum, 1864–1901“. In: *History of Psychiatry* 4 (14), S. 159–208.
- Barton, David & Nigel Hall (2000). „Introduction“. In: *Letter Writing as a Social Practice*. Hg. David Barton & Nigel Hall. Studies in Written Language and Literacy 9. Amsterdam: Benjamins, S. 1–14.
- Bell, Allan (1984). „Language Style as Audience Design“. In: *Language in Society* 13 (2), S. 145–204.
- (2001). „Back in Style: Reworking Audience Design“. In: *Style and Sociolinguistic Variation*. Hg. Penelope Eckert & John R. Rickford. Cambridge: Cambridge University Press, S. 139–169.

- Berchtold, Simone & Antje Dammel (2014). „Kombinatorik von Artikel, Ruf- und Familiennamen in Varietäten des Deutschen“. In: *Linguistik der Familiennamen*. Hg. Friedhelm Debus, Rita Heuser & Damaris Nübling. Germanistische Linguistik 225–227. Hildesheim: Olms, S. 249–280.
- Berg, Birgit (2001). „Düsseldorfer Kinder als Opfer der ‚Kindereuthanasie‘ – eine Spurensuche“. In: *Erbbiologische Selektion und ‚Euthanasie‘. Psychiatrie in Düsseldorf während des Nationalsozialismus*. Hg. Frank Sparing & Marie-Luise Heuser. Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 59. Essen: Klartext, S. 119–139.
- Bergs, Alexander (2005). *Social Networks and Historical Sociolinguistics. Studies in Morphosyntactic Variation in the Paston Letters (1421–1503)*. Topics in English Linguistics 51. Berlin: de Gruyter.
- (2012). „The Uniformitarian Principle and the Risk of Anachronisms in Language and Social History“. In: *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Hg. Juan M. Hernández-Campoy & Juan C. Conde-Silvestre. Oxford: Blackwell, S. 80–98.
- Bernet, Brigitta (2009). „‚Eintragen und Ausfüllen‘: Der Fall des psychiatrischen Formulars“. In: *Zum Fall machen, zum Fall werden. Wissensproduktion und Patientenerfahrung in Medizin und Psychiatrie des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. Sibylle Brändli, Barbara Lüthi & Gregor Spuhler. Frankfurt/Main: Campus, S. 62–91.
- Besch, Werner (2003). „Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache / Standardsprache“. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger. 2. Aufl. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.3. Berlin: de Gruyter, S. 2252–2296.
- Betten, Anne (2000). „Zum Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache im Frühneuhochdeutschen“. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger. 2. Aufl. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2. Berlin: de Gruyter, S. 1646–1664.
- Beveridge, Allan (1997). „Voices of the Mad: Patients’ Letters from the Royal Edinburgh Asylum, 1873–1908“. In: *Psychological Medicine* 27, S. 899–908.
- (1998). „Life in the Asylum: Patients’ Letters from Morningside, 1873–1908“. In: *History of Psychiatry* 9 (36), S. 431–469.
- Beyer, Christof (2012). „‚Oder sollen wir etwa geheilt werden, um [...] uns immerdar die Endlosigkeit unseres Aufenthalts hier vor Augen zu halten [...]?’ – Eine Patientenperspektive in der Psychiatrie zwischen Krankheit, Normalisierung und Normalität (1921–1937)“. In: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* 30, S. 49–83.
- (2013). „Die Einführung der ‚heroischen‘ Therapien in den Heil- und Pflegeanstalten der Provinz Hannover 1936–1939“. In: *‚Heroische Therapien‘. Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich, 1918–1945*. Hg. Hans-Walter Schmuhl & Volker Roelcke. Göttingen: Wallstein, S. 233–250.
- Bialystok, Ellen & Judith F. Kroll (2018). „Can the Critical Period Be Saved? A Bilingual Perspective“. In: *Bilingualism: Language and Cognition* 21 (5), S. 908–910.
- Biber, Douglas & Susan Conrad (2009). *Register, Genre, and Style*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Biber, Douglas & Edward Finegan, Hg. (1994). *Sociolinguistic Perspectives on Register*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Bieberstedt, Andreas (2017). „Lebenslauf und Sprachbiographie. Versuch einer sprachbiographischen Modellbildung aus dialektologischer Perspektive“. In: *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Hg. Ingrid Schröder & Carolin Jürgens. Sprache in der Gesellschaft 35. Frankfurt/Main: Lang, S. 47–80.
- Blanken, Gerhard, Jürgen Dittmann, Hannelore Grimm, John C. Marshall & Claus-W. Wallesch, Hg. (1993). *Linguistic Disorders and Pathologies. An International Handbook*. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 8. Berlin: de Gruyter.
- Blasius, Dirk (1980). *Der verwaltete Wahnsinn. Eine Sozialgeschichte des Irrenhauses*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bleuler, Eugen (1918). *Lehrbuch der Psychiatrie*. 2. Aufl. Berlin: J. Springer.
- Böhm, Boris (2011). *Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein 1811–1939*. Pirna: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein.
- Born, Julia N. (2017). *Polnische und sowjetische Patienten in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren in den Jahren 1944 und 1945*. Ulm: Universität Ulm [Dissertation].
- Brand-Claussen, Bettina, Thomas Röske & Maïke Rotzoll (2002). *Todesursache: Euthanasie – Verdeckte Morde in der NS-Zeit*. Heidelberg: Das Wunderhorn.
- Braun, Salina (2009). *Heilung mit Defekt. Psychiatrische Praxis in den Anstalten Hofheim und Siegburg 1820–1878*. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 203. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- (2010). „„Gegenwärtig spricht sie sich in recht klarer und verständlicher Weise über ihre ganze Vergangenheit und namentlich ihre 2malige Geistesstörung aus.“ Die ‚Anerkennung‘ der Biographie als Kriterium der Heilung in der deutschen Anstaltspsychiatrie (1825–1878)“. In: *Patientendokumente. Krankheit in Selbstzeugnissen*. Hg. Philipp Osten. Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Beihefte 35. Stuttgart: Steiner, S. 41–60.
- Brethauer, Annett & Volker Hess (2009). „Der Verdacht der Simulation. Eine psychiatrische Fallgeschichte zwischen Aneignung und Disziplinierung am Ende des 19. Jahrhunderts“. In: *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 17 (4), S. 415–445.
- Brink, Cornelia (2010). *Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland. 1860–1980*. Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 20. Göttingen: Wallstein.
- Brinker, Klaus (2010). *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 7. Aufl. Grundlagen der Germanistik 29. Berlin: Schmidt.
- Brückner, Burkhard (2016). „Animal Magnetism, Psychiatry and Subjective Experience in Nineteenth-Century Germany: Friedrich Krauß and his *Nothschrei*“. In: *Medical History* 60 (1), S. 19–36.
- Brückner, Burkhard, Thomas Röske, Maïke Rotzoll & Thomas Müller (2019). „Geschichte der Psychiatrie ‚von unten‘. Entwicklung und Stand der deutschsprachigen Forschung“. In: *Medizinhistorisches Journal* 54 (4), S. 347–376.
- Bülow, Lars & Simone E. Pfenninger (2021). „Introduction: Reconciling Approaches to Intra-Individual Variation in Psycholinguistics and Variationist Sociolinguistics“. In: *Linguistics Vanguard* 7 (s2), S. 1–10.
- Bülow, Lars, Hannes Scheutz & Dominik Wallner (2019). „Variation and Change of Plural Verbs in Salzburg’s Base Dialects“. In: *Morphological Variation. Theoretical and Empirical Perspectives*.

- Hg. Oliver Schallert & Antje Dammel. Studies in Language Companion Series 207. Amsterdam: Benjamins, S. 95–134.
- Bülow, Lars & Sven Stephan (2021). „Nähe- und Distanzsprachlichkeit in der Chatkommunikation von Online-Rollenspielen“. In: *Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation*. Hg. Teresa Gruber, Klaus Grübl & Thomas Scharinger. ScriptOralia 144. Tübingen: Narr, S. 261–286.
- Burgmair, Wolfgang & Matthias M. Weber (2008). „Die bayerische Irrenreform von 1851. Ein Instrument der administrativen Modernisierung unter König Max II. von Bayern“. In: *Sudhoffs Archiv* 92 (2), S. 153–193.
- Burkhardt, Marga M. (2003). *Krank im Kopf. Patienten-Geschichten der Heil- und Pflegeanstalt Illenau 1842–1889*. Freiburg: Universität Freiburg [Dissertation].
- Busse, Dietrich & Wolfgang Teubert (1994). „Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik“. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historische Semantik*. Hg. Dietrich Busse, Fritz Hermanns & Wolfgang Teubert. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Carri, Claudia (2005). *Il mio corpo, questo foglio, questo fuoco. Lettere, diari, poesie dei ricoverati del San Lazzaro 1871–1896*. Reggio Emilia: Collana dell'Associazione del Museo di Storia della Psichiatria.
- Chambers, Jack K. & Peter Trudgill (1998). *Dialectology*. 2. Aufl. Cambridge Textbooks in Linguistics. Cambridge: Cambridge University Press.
- Chamier-Glisczinski, Hans von (1925). *In Kamerun. Reise- und Expeditionsskizzen eines ehemaligen Schutztruppenoffiziers*. Berlin: Hobbging.
- Chaney, Sarah (2016). „„No ‚Sane‘ Person Would Have Any Idea‘: Patients' Involvement in Late Nineteenth-century British Asylum Psychiatry“. In: *Medical History* 60 (1), S. 37–53.
- Cherubim, Dieter (1983). „Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jahrhunderts. Historisch-pragmatische Skizze“. In: *Wirkendes Wort* 33, S. 398–422.
- Cherubim, Dieter, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier, Hg. (1998). *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Berlin: de Gruyter.
- Christen, Helen (2015). „Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume“. In: *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Hg. Ludwig M. Eichinger. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014. Berlin: de Gruyter, S. 353–378.
- Coleborne, Catharine (2006a). „Families, Patients and Emotions. Asylums for the Insane in Colonial Australia and New Zealand, c. 1880–1910“. In: *Social History of Medicine* 19 (3), S. 425–442.
- (2006b). „„His Brain Was Wrong, his Mind Astray‘: Families and the Language of Insanity in New South Wales, Queensland, and New Zealand, 1880s–1910“. In: *Journal of Family History* 31 (1), S. 45–65.
- Coseriu, Eugenio (1980). „„Historische Sprache‘ und ‚Dialekt‘“. In: *Dialekt und Dialektologie: Ergebnisse des Internationalen Symposions ‚Zur Theorie des Dialekts‘ Marburg/Lahn, 5.–10. Sept. 1977*. Hg. Joachim Göschel, Pavle Ivić & Kurt Kehr. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 26. Wiesbaden: Steiner, S. 106–122.
- Coupland, Nikolas (2007). *Style. Language Variation and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cour, Lykke de la (1997). „„She thinks this is the Queen's Castle‘: Women Patients' Perceptions of an Ontario Psychiatric Hospital“. In: *Health & Place* 3 (2), S. 131–141.

- Cummings, Louise, Hg. (2013). *The Cambridge Handbook of Communication Disorders*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Czicza, Dániel & Mathilde Hennig (2013). „Aggregation, Integration und Sprachwandel“. In: *Sprachwandel im Neuhochdeutschen*. Hg. Petra M. Vogel. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 4. Berlin: de Gruyter, S. 1–33.
- Dahl, Matthias & Heiko Frese (2002). „Das Provinzial-Erziehungsheim in Göttingen und die praktische Umsetzung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. In: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* 20, S. 99–136.
- Damico, Jack S., Nicole Müller & Martin J. Ball, Hg. (2010). *The Handbook of Language and Speech Disorders*. New York: Wiley.
- Dammel, Antje (2015). „One Plus One Make(s) – What? Determinants of Verb Agreement in German Noun Phrase Coordination – A Diachronic Approach“. In: *Agreement from a Diachronic Perspective*. Hg. Jürg Fleischer, Elisabeth Rieken & Paul Widmer. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 287. Berlin: de Gruyter, S. 287–325.
- Dammel, Antje & Olga Quindt (2016). „How Do Evaluative Derivational Meanings Arise? A Bit of *Geforsche* and *Forscheret*“. In: *Pejoration*. Hg. Rita Finkbeiner, Jörg Meibauer & Heike Wiese. Linguistik Aktuell/Linguistics Today 228. Amsterdam: Benjamins, S. 41–74.
- Daum, Monika (1986). „Arbeit und Zwang, das Leben der Hadamarer Patienten im Schatten des Todes“. In: *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945*. Hg. Dorothee Roer & Dieter Henkel. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 173–213.
- Davis, Mark & Marina Kidd (2013). *Voices from the Asylum. West Riding Pauper Lunatic Asylum*. Stroud: Amberley.
- Denkler, Markus & Stephan Elspaß (2007). „Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit in historischer Perspektive“. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 130, S. 79–108.
- Deuschle, Gabriela (1999). „...welche sie schmerzlich vermissen würde“. Die kranke Prinzessin“. In: *Wissen und irren. Psychiatriegeschichte aus zwei Jahrhunderten – Eberbach und Eichberg*. Hg. Christina Vanja, Steffen Haas, Gabriela Deuschle, Wolfgang Eirund & Peter Sandner. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 6. Kassel: LWV Hessen, S. 64–75.
- Dickel, Horst (1991). „Alltag in einer Landesheilanstalt im Nationalsozialismus – Das Beispiel Eichberg“. In: *Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in hessischen Anstalten. Begleitband zur Ausstellung*. Hg. Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Kataloge 1. Kassel: LWV Hessen, S. 105–113.
- Dobbing, Cara (2020). „Writing and Rebellion Among Pauper Patients in the Garlands Lunatic Asylum“. In: *Rebellious Writing. Contesting Marginalisation in Edwardian Britain*. Hg. Lauren A. O’Hagan. Writing and Culture in the Long Nineteenth Century 10. Oxford: Lang, S. 29–64.
- Dobler, Gerald (2013). *Von Irsee nach Kaufbeuren. Die Erweiterungsplanungen der Kreisirrenanstalt Irsee ab 1865 bis zum Neubau der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren 1872*. Irsee: Grizeto.
- (2014). *Warum Irsee? Die Gründungsgeschichte der Kreis-Irrenanstalt Irsee vom Ende der 1820er Jahre bis zur Eröffnung 1849 und ihr Ausbau bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts*. Irsee: Grizeto.
- (2016). *Was wird aus Irsee? Die Geschichte der Psychiatrie in Irsee – von der Eröffnung des Neubaus in Kaufbeuren 1876 bis zur Schließung der Irseer Anstalt im Jahre 1972*. Irsee: Grizeto.

- Dobler, Gerald (2020). *„...es muß deshalb die Anstalt selbst in gewissem Sinne als ein Universalmittel bezeichnet werden.“ Theorie und Praxis der Behandlung in der psychiatrischen Anstalt Irsee zwischen 1849 und 1876.* Bildungswerk Irsee Impulse 16. Irsee: Grizeto.
- Domes, Robert (2017). *„Wir waren wie eine große Familie.“ Die Anstalt Irsee zwischen Kriegsende und Auflösung.* Bildungswerk Irsee Impulse 13. Irsee: Grizeto.
- Doneith, Katja G. (2008). *Binswangers Privatlinik Bellevue 1881–1885.* Tübingen: Universität Tübingen [Dissertation].
- Dossena, Marina (2013). „Mixing Genres and Reinforcing Community Ties in Nineteenth-century Scottish Correspondence. Formality, Familiarity and Religious Discourse“. In: *Communities of Practice in the History of English.* Hg. Joanna Kopaczyk & Andreas H. Jucker. Pragmatics & Beyond New Series 235. Amsterdam: Benjamins, S. 47–60.
- Dossena, Marina & Gabriella Del Lungo Camiciotti, Hg. (2012). *Letter Writing in Late Modern Europe.* Pragmatics & Beyond New Series 218. Amsterdam: Benjamins.
- Dossena, Marina & Susan M. Fitzmaurice, Hg. (2006). *Business and Official Correspondence: Historical Investigations.* Linguistic Insights 32. Bern: Lang.
- Dossena, Marina & Ingrid Tieken-Boon van Ostade, Hg. (2008). *Studies in Late Modern English Correspondence. Methodology and Data.* Linguistic Insights 76. Bern: Lang.
- Drager, Katie K. (2015). *Linguistic Variation, Identity Construction and Cognition.* Studies in Laboratory Phonology 2. Berlin: Language Science Press.
- Dücker, Burckhard, Thomas Röske & Wolfgang Vögele (2016). *Zwischen Schloss und Irrenhaus. Die Aufzeichnungen Hermann Paternas entschlüsselt und kontextualisiert von einer studentischen Arbeitsgruppe.* Heidelberg: Sammlung Prinzhorn.
- Duden, Konrad (1880). *Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln.* Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Dürscheid, Christa (2016). „Nähe, Distanz und neue Medien“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells.* Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 357–385.
- (2021). „Koch / Oesterreicher und die (neuen) Medien“. In: *Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation.* Hg. Teresa Gruber, Klaus Grübl & Thomas Scharinger. ScriptOralia 144. Tübingen: Narr, S. 59–79.
- Eber-Hammerl, Franziska (2022). „Interpunktion in historischen Patientenbriefen“. In: *Vergleichen- de Interpunktion – Comparative Punctuation.* Hg. Paul Rössler, Peter Besl & Anna Saller. Linguistik – Impulse & Tendenzen 96. Berlin: de Gruyter, S. 163–186.
- Eberle, Annette (1994). *Die Arbeiterkolonie Herzogsägmühle. Beiträge zur Geschichte der bayerischen Obdachlosenhilfe.* Peiting: Herzogsägmühle.
- (2015). „Briefe der Vergessenen: Verschollene Spuren zwischen Zwangsfürsorge, Psychiatrie und Konzentrationslager“. In: *„...Zeugnis ablegen bis zum letzten.“ Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust.* Hg. Frank Bajohr & Sybille Steinbacher. Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte 15. Göttingen: Wallstein, S. 164–185.
- Ebner, Jakob (2015). *Wörterbuch historischer Berufsbezeichnungen.* Berlin: de Gruyter.
- Eckert, Penelope (2000). *Linguistic Variation as Social Practice. The Linguistic Construction of Identity in Belten High.* Language in Society 27. Oxford: Blackwell.
- (2012). „Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation“. In: *The Annual Review of Anthropology* 41, S. 87–100.

- Eckert, Penelope & John R. Rickford, Hg. (2001). *Style and Sociolinguistic Variation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2004). „Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und des 20. Jahrhunderts“. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 32 (1), S. 1–31.
- Eichhorn-Hartmeyer, Christina (2022). „Inzwischen wirst Du meinen Brief wohl erhalten haben...“. Linguistische Analyse eines westfälischen Patientenbriefes“. In: *Regionales Sprechen und Schreiben*. Hg. Marie-Luis Merten, Nadine Wallmeier & Robert Langhanke. Kleine und regionale Sprachen 7. Hildesheim: Olms, S. 199–215.
- Ellis, Rod (1985). „Sources of Variability in Interlanguage“. In: *Applied Linguistics* 6 (2), S. 118–131.
- (1999). „Item versus System Learning: Explaining Free Variation“. In: *Applied Linguistics* 20 (4), S. 460–480.
- Elementaler, Michael & Peter Rosenberg (2015). *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA)*. Bd. 1: Regionale Sprachlagen. Deutsche Dialektgeographie 113.1. Hildesheim: Olms.
- Elsaß, Stephan (2005a). *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Reihe Germanistische Linguistik 263. Tübingen: Niemeyer.
- (2005b). „Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘“. In: *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Hg. Ludwig M. Eichinger & Werner Kallmeyer. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004. Berlin: de Gruyter, S. 63–99.
- (2008a). „Briefe rheinischer Auswanderer als Quellen einer Regionalsprachgeschichte“. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 72, S. 147–165.
- (2008b). „Vom Mittelneuhochdeutschen (bis ca. 1950) zum Gegenwartsdeutsch“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 75 (1), S. 1–20.
- (2010). „Zum Verhältnis von ‚Nähegrammatik‘ und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten“. In: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Linguistik – Impulse & Tendenzen 35. Berlin: de Gruyter, S. 65–83.
- (2012). „The Use of Private Letters and Diaries in Sociolinguistic Investigation“. In: *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Hg. Juan M. Hernández-Campoy & Juan C. Conde-Silvestre. Oxford: Blackwell, S. 156–169.
- (2015). „Grammatischer Wandel im (Mittel-)Neuhochdeutschen – von oben und von unten. Perspektiven einer Historischen Soziolinguistik des Deutschen“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 43 (3), S. 387–420.
- Elsaß, Stephan, Nils Langer, Joachim Scharloth & Wim Vandenbussche, Hg. (2007). *Germanic Language Histories ‚from Below‘ (1700–2000)*. Studia Linguistica Germanica 86. Berlin: de Gruyter.
- Ermert, Karl (1979). *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation*. Reihe Germanistische Linguistik 20. Tübingen: Niemeyer.
- Ernst, Jean-Philippe (2012). „Psychiatrische Patientenverfügungen als Antwort auf Zwang in der Medizin?“ In: *Medizin – Zwang – Gesellschaft*. Hg. Jean-Philippe Ernst, Mareike Kehl, Michaela Thal & Dominik Groß. Berlin: Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 45–68.
- Ernst, Katharina (1999). „Patientengeschichte. Die kulturhistorische Wende in der Medizinhistoriographie“. In: *Eine Wissenschaft emanzipiert sich. Die Medizinhistoriographie von der Aufklärung bis zur Postmoderne*. Hg. Ralf Bröer. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 97–108.

- Ernst, Oliver, Andreas Nievergelt & Markus Schiegg (2019). *Althochdeutsche Griffel-, Feder- und Farbstiftglossen aus Freising*. *Lingua Historica Germanica* 21. Berlin: de Gruyter.
- Evans, Mel (2013). *The Language of Queen Elizabeth I: A Sociolinguistic Perspective on Royal Style and Identity*. *Publications of the Philological Society* 46. Oxford: Blackwell.
- Fairman, Tony (2000). „English Pauper Letters 1800–34, and the English Language“. In: *Letter Writing as a Social Practice*. Hg. David Barton & Nigel Hall. *Studies in Written Language and Literacy* 9. Amsterdam: Benjamins, S. 63–82.
- Faltheuser, Valentin (1931). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1930*. Kaufbeuren: Borchert & Schmid Nachf.
- Fangerau, Heiner (2006). „„Geräucherte Sülze, mit Schwarten durchsetzt, teilweise kaum genießbar“ – Patientenkritik und ärztliche Reaktion in der Volksnervenheilstätte 1903–1932“. In: *„Moderne“ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik*. Hg. Heiner Fangerau & Karen Nolte. *Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* 26. Stuttgart: Steiner, S. 371–393.
- Fangerau Heiner und Kessler, Sebastian (2017). „Zur Geschichte der psychiatrischen Kliniken in Deutschland“. In: *Die Höheren Kommunalverbände in Deutschland – Modell der Zukunft. Tagung vom 19. bis zum 21. März 2014 im Schwäbischen Bildungszentrum Kloster Irsee*. Hg. Christoph Becker & Peter Fassl. *Augsburger Schriften zur Rechtsgeschichte* 25. Münster: Lit, S. 111–126.
- Feilke, Helmuth (1994). *Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth & Mathilde Hennig, Hg. (2016). *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. *Reihe Germanistische Linguistik* 306. Berlin: de Gruyter.
- Fichtner, Gerhard (1991). „Krankenunterlagen als Quellen. Auswahl und Erschließung aus der Sicht der Forschung“. In: *Der Archivar* 44 (4), S. 549–558.
- (1997). „Das Problem der Schweigepflicht und der Historiker“. In: *Akten betreuter Personen als archivische Aufgabe. Beratungs- und Patientenakten im Spannungsfeld von Persönlichkeitsschutz und historischer Forschung*. Hg. Dietrich Meyer & Bernd Hey. *Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche* 25. Neustadt/Aisch: Degener, S. 111–122.
- Field, Andy, Jeremy Miles & Zoë Field (2012). *Discovering Statistics Using R*. London: SAGE.
- Finegan, Edward & Douglas Biber (2001). „Register Variation and Social Dialect Variation: The Register Axiom“. In: *Style and Sociolinguistic Variation*. Hg. Penelope Eckert & John R. Rickford. Cambridge: Cambridge University Press, S. 235–267.
- Fischer, Hanna (2008). *Nähe und Distanz als Teil komplexer Variationsdimensionen*. Marburg: Universität Marburg [Masterarbeit].
- (2011). „Dialektalität und Nähesprachlichkeit. Eine Anwendung des Nähechecks auf regional markiertes Sprechen“. In: *Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation*. Hg. Brigitte Ganswindt & Christoph Purschke. *Germanistische Linguistik* 216–217. Hildesheim: Olms, S. 121–147.
- (2018). *Präteritumschwund im Deutschen. Dokumentation und Erklärung eines Verdrängungsprozesses*. *Studia Linguistica Germanica* 132. Berlin: de Gruyter.
- (2021). „Präteritumschwund im Deutschen. Neue Erkenntnisse zu einem alten Rätsel“. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 143 (3), S. 331–363.

- Fischer, Hermann & Wilhelm Pfeleiderer (1904–1936). *Schwäbisches Wörterbuch*. 7 Bde. Tübingen: Laupp.
- Fitzmaurice, Susan (2015). „English Aristocratic Letters“. In: *Letter Writing and Language Change*. Hg. Anita Auer, Daniel Schreier & Richard J. Watt. Cambridge: Cambridge University Press, S. 156–184.
- Fleischer, Jürg (2014). „Historische germanistische Sprachwissenschaft: Gegenwart und Zukunft“. In: *Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung*. Hg. Vilmos Ágel & Andreas Gardt. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 5. Berlin: de Gruyter, S. 367–372.
- (2019). „Vergleichende Aspekte der deutschen Regionalsprachen: Syntax“. In: *Sprache und Raum – Ein internationales Handbuch der Sprachvariation*. Hg. Joachim Herrgen & Jürgen E. Schmidt. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.4. Berlin: de Gruyter, S. 635–664.
- Foot, John (2015). *The Man who Closed the Asylums. Franco Basaglia and the Revolution in Mental Health Care*. London: Verso.
- Foxhall, Katherine (2014). „Making Modern Migraine Medieval: Men of Science, Hildegard of Bingen and the Life of a Retrospective Diagnosis“. In: *Medical History* 58 (3), S. 354–374.
- Fröhlich-Thierfelder, Marie-Elisabeth (1999). „Heil- und Pflegeanstalt Mainkofen“. In: *Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945*. Hg. Michael von Cranach & Hans-Ludwig Siemen. München: Oldenbourg, S. 231–248.
- Fuchs, Adolf (1927). „Schwere progressive anankastische Entwicklung bei einem Falle von genuiner Epilepsie“. In: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 80 (1), S. 586–598.
- (1930). „Zur Kenntnis der Fremdkörperschlucker“. In: *Münchener medizinische Wochenschrift* 77, S. 101.
- Garrard, Peter, Lisa M. Maloney, John R. Hodges & Karalyn Patterson (2005). „The Effects of Very Early Alzheimer’s Disease on the Characteristics of Writing by a Renowned Author“. In: *Brain* 128 (2), S. 250–260.
- George, Kristin & Monika Henkel (2014). *Grammatik & Literatur. Eine vergleichende grammatische Analyse literarischer Dualität in Daniel Kehlmanns ‚Die Vermessung der Welt‘ und Alexa Hennig von Langes ‚Relax‘*. Kassel: kassel university press.
- George, Uta (2006). „„Erholte sich nicht mehr. Heute exitus an Marasmus senilis“. Die Opfer der Jahre 1942–1945 in Hadamar“. In: *Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum*. Hg. Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 12. Marburg: Jonas, S. 234–258.
- George, Uta, Herwig Groß, Michael Putzke, Irtraut Sahmland & Christina Vanja, Hg. (2003). *Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung*. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 9. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 485–547.
- Gerstenberg, Annette & Anja Voeste, Hg. (2015). *Language Development. The Lifespan Perspective*. Impact. Studies in Language and Society 37. Amsterdam: Benjamins.
- Gessinger, Joachim (1980). *Sprache und Bürgertum. Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- (1982). „Vorschläge zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung von Sprachgeschichtsforschung“. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 47, S. 119–145.
- Giles, Howard (1973). „Accent Mobility: A Model and Some Data“. In: *Anthropological Linguistics* 15 (2), S. 87–105.

- Gilles, Peter (2003). „Zugänge zum Substandard: Korrelativ-globale und konversationell-lokale Verfahren“. In: *Standardfragen. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Hg. Jannis K. Androutsopoulos & Evelyn Ziegler. VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard 18. Frankfurt/Main: Lang, S. 195–215.
- Gilles, Peter, Joachim Scharloth & Evelyn Ziegler (2010). „Variatio delectat?“ In: *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Hg. Peter Gilles, Joachim Scharloth & Evelyn Ziegler. VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard 37. Frankfurt/Main: Lang, S. 1–5.
- Gillmann, Melitta (2018). „Causal Inference or Conventionalized Meaning? A Corpus Study of the German Connector *nachdem* ‚after‘ in Regional Standard Varieties“. In: *Folia Linguistica* 52 (2), S. 483–522.
- Glaser, Elvira (2016). „Mittelalterliches Code-Switching? Zu den Sprachwechselstrategien Notkers III. von St. Gallen“. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte. Bd. 7*. Hg. Claudia Wich-Reif. Berlin: de Gruyter, S. 35–60.
- Glaser, Elvira, Michael Prinz & Stefaniya Ptashnyk, Hg. (2021). *Historisches Codeswitching mit Deutsch: Multilinguale Praktiken in der Sprachgeschichte*. Studia Linguistica Germanica 140. Berlin: de Gruyter.
- Goethe, Johann W. (1994). *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche (40 Bde., nach Ausgabe letzter Hand 1828). I. Abteilung: Sämtliche Werke Bd. 7/1. Hrsg. v. Albrecht Schöne: Johann Wolfgang Goethe: Faust. Texte*. Hg. Friedmar Apel & Hendrik Birus. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag.
- Goldberg, Ann (2007). „The Mellage Trial and the Politics of Insane Asylums in Wilhelmine Germany“. In: *The Journal of Modern History* 74 (1), S. 1–32.
- Göring, M. H. (1910). „Ein hysterischer Schwindler“. In: *Zeitschrift für die Gesamte Neurologie und Psychiatrie* 1, S. 251–257.
- Götz, Irene, Klara Löffler & Birgit Speckle (1993). „Briefe als Medium der Alltagskommunikation – Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung“. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 89 (2), S. 165–183.
- Gräfe, Rolf (1997). „Vorbereitende Maßnahmen für eine Archivierung“. In: *Akten betreuter Personen als archivische Aufgabe. Beratungs- und Patientenakten im Spannungsfeld von Persönlichkeitsschutz und historischer Forschung*. Hg. Dietrich Meyer & Bernd Hey. Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 25. Neustadt/Aisch: Degener, S. 126–128.
- Gränitz, Frauke & Olaf Hillert (2011). „Von der Privat-Heil- und Pflgeanstalt für Geisteskranke Thonberg zur staatlichen Heilanstalt Thonberg – Quellen zur mitteldeutschen Psychiatriegeschichte im Stadtarchiv Leipzig“. In: *Sächsisches Archivblatt* 1/2011, S. 10–13.
- Graser, Helmut (2011). „Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit?“ In: *Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit*. Hg. Stephan Elspaß & Michaela Negele. Sprache – Literatur und Geschichte: Studien zur Linguistik/Germanistik 38. Heidelberg: Winter, S. 15–48.
- Green, Monica H. (2014). „Taking ‚Pandemic‘ Seriously: Making the Black Death Global“. In: *The Medieval Globe* 1 (1), S. 27–61.
- Griese, Kerstin (2001). „Die ersten Opfer. Jüdische Psychiatriepatienten in der Rheinprovinz“. In: *Erbbiologische Selektion und ‚Euthanasie‘. Psychiatrie in Düsseldorf während des Natio-*

- nalsozialismus*. Hg. Frank Sparing & Marie-Luise Heuser. Düsseldorf: Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 59. Essen: Klartext, S. 141–158.
- Griesinger, Wilhelm (1845). *Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, für Aerzte und Studirende*. Stuttgart: Adolph Krabbe.
- Grießenböck, Angela (2011). „„Raus aus der sibirischen Gefangenschaft!“ Beschwerde und Widerstand – oder vergebliche Versuche entlassen zu werden“. In: *Psychiatrische Landschaften. Die Psychiatrie und ihre Patientinnen und Patienten im historischen Tirol seit 1830*. Hg. Elisabeth Dietrich-Daum, Hermann J. W. Kuprian, Siglinde Clementi, Maria Heidegger & Michaela Ralser. Innsbruck: Innsbruck Univ. Press, S. 133–139.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm (1854–1961). *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. Leipzig: Hirzel.
- Grosse, Siegfried (1991). „Arbeitersprache im Ruhrgebiet“. In: *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch*. Hg. Reiner Wimmer. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1990. Berlin: de Gruyter, S. 202–222.
- Gruber, Teresa, Klaus Grübl & Thomas Scharinger, Hg. (2021). *Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation*. ScriptOralia 144. Tübingen: Narr.
- Grübl, Klaus, Teresa Gruber & Thomas Scharinger (2021). „Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Revisionen eines linguistischen Paradigmas“. In: *Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation*. Hg. Teresa Gruber, Klaus Grübl & Thomas Scharinger. ScriptOralia 144. Tübingen: Narr, S. 9–56.
- Gründler, Jens (2013). *Armut und Wahnsinn. „Arme Irre“ und ihre Familien im Spannungsfeld von Psychiatrie und Armenfürsorge in Glasgow, 1875–1921*. Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 72. München: Oldenbourg.
- (2016). „Macht und Alltag im Umfeld eines Lunatic Asylum – ein Fallbeispiel aus Glasgow an der Wende zum 20. Jahrhundert“. In: *Patientengeschichte in Hospital, Heilstätte und Krankenhaus (Schwerpunkthema des wissenschaftlichen Teils)*. Hg. Gunnar Stollberg, Christina Vanja, Florian Bruns & Fritz Dross. *Historia Hospitalium*. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Krankenhausgeschichte 29. Münster: Lit, S. 97–127.
- Gumperz, John J. (1964). „Linguistic and Social Interaction in Two Communities“. In: *American Anthropologist* 66 (6, Pt. 2): *The Ethnography of Communication*, S. 137–153.
- (1982). *Discourse Strategies*. Studies in Interactional Sociolinguistics 1. Cambridge: Cambridge University Press.
- Häberlein, Mark (1998). „Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. In: *Augsburger Stadtlexikon*. Hg. Günther Grünstedel, Günter Hägele & Rudolf Frankenberger. 2. Aufl. Augsburg: Perlach, S. 146–161.
- Häcki Buhofer, Annelies (1998). „Theoretische Elemente einer Variationslinguistik“. In: *Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl*. Hg. Beate Henn-Memmesheimer. Reihe Germanistische Linguistik 198. Tübingen: Niemeyer, S. 65–74.
- Hagen, Friedrich W. (1849). „Zum bayerischen Irrenwesen“. In: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin* 6, S. 541–585.
- (1851). „Der Bericht über die Kreis-Irrenanstalt Irsee“. In: *Intelligenz-Blatt der Königlichen Regierung von Schwaben und Neuburg* 84 (7. Oktober 1851), S. 685–691.
- (1853). „Aerztlicher Bericht aus der Kreis-Irrenanstalt Irsee“. In: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin* 10, S. 1–72.

- Hagen, Friedrich W. (1859). „Bericht über Bestand und Wirken der Kreis-Irrenanstalt Irsee“. In: *Königlich Bayerisches Kreis-Amtsblatt von Schwaben und Neuburg* 12, S. 153–192.
- Handler, Peter (2009). „Stilistische Phänomene der Wortbildung“. In: *Rhetorik und Stilistik/Rhetorics and Stylistics. Bd. 2*. Hg. Ulla Fix, Andreas Gardt & Joachim Knape. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 31.2. Berlin: de Gruyter, S. 1563–1575.
- Harms, Ingo (2008). ‚*Wat mööt wi hier smachten...‘. Hungertod und ‚Euthanasie‘ in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen 1936–1945*. 3. Aufl. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Harrington, Jonathan (2007). „Evidence for a Relationship between Synchronic Variability and Diachronic Change in the Queen’s Annual Christmas Broadcasts“. In: *Laboratory Phonology* 9. Hg. Jennifer Cole & José I. Hualde. Berlin: de Gruyter, S. 125–143.
- Häupl, Waltraud (2006). *Die ermordeten Kinder vom Spiegelgrund. Gedenkdocumentation für die Opfer der NS-Kindereuthanasie in Wien*. Köln: Böhlau.
- Haupt, Heinz-Gerhard (1995). „Kleine und große Bürger in Deutschland und Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts“. In: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 3. Verbürgerlichung, Recht und Politik*. Hg. Jürgen Kocka. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 81–104.
- Havinga, Anna D. (2021). „Intra-individual Variation in Nineteenth-century Private Letters“. In: *Intra-individual Variation in Language*. Hg. Alexander Werth, Lars Bülow, Simone E. Pfenninger & Markus Schiegg. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 363. Berlin: de Gruyter, S. 315–346.
- Havinga, Anna D. & Bettina Lindner-Bornemann, Hg. (2022). *Deutscher Sprachgebrauch im 18. Jahrhundert. Sprachmentalität, Sprachwirklichkeit, Sprachreichtum*. Germanistische Bibliothek 71. Heidelberg: Winter.
- Hecker, Ewald (1871). „Die Hebephrenie. Ein Beitrag zur klinischen Psychiatrie“. In: *Virchows Archiv* 52 (3), S. 394–429.
- Hegedús, Ildikó (2007). „Wie kann Nähesprache diachron untersucht werden? Problemanalyse am Beispiel der Korrelate von Subjekt- und Objektsätzen“. In: *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 269. Tübingen: Niemeyer, S. 245–272.
- Heinsohn, Wilhelm (1963). „Die Verbreitung der plattdeutschen Sprache unter der Bevölkerung Hamburgs“. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 70, S. 22–25, 35–38.
- Hennig, Beate, Jürgen Meier & Jürgen Ruge (2005). *Hamburgisches Wörterbuch. Bd. 4: S. Neumünster*: Wachholtz.
- Hennig, Mathilde (2006). *Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis*. Kassel: Kassel University Press.
- (2009). *Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen*. Kassel: Kassel University Press.
- (2010). „Mündliche Fachkommunikation zwischen Nähe und Distanz“. In: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Linguistik – Impulse & Tendenzen 35. Berlin: de Gruyter, S. 295–324.
- (2014). „Die Bundespressekonferenz zwischen Nähe und Distanz“. In: *Pragmatiktheorien. Bd. 1: Analysen im Vergleich*. Hg. Sven Staffeldt & Jörg Hagemann. Tübingen: Stauffenburg, S. 247–279.
- Hennig, Mathilde & Joachim Jacob (2016). „Nähe, Distanz und Literatur“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth

- Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 187–211.
- Herkenrath, Rainer M. (1987). „Ein Legastheniker in der Kanzlei Barbarossas. Studien zum kaiserlichen Notar Arnold II. D (1152–1155)“. In: *Archiv für Diplomatik* 33, S. 269–291.
- Hernández-Campoy, Juan M. (2016). *Sociolinguistic Styles*. Oxford: Blackwell.
- Hernández-Campoy, Juan M. & Juan C. Conde-Silvestre, Hg. (2012). *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Oxford: Blackwell.
- (2015). „Assessing Variability and Change in Early English Letters“. In: *Letter Writing and Language Change*. Hg. Anita Auer, Daniel Schreier & Richard J. Watts. Cambridge: Cambridge University Press, S. 14–34.
- Hernández-Campoy, Juan M. & Juan A. Cutillas-Espinosa (2012). „Introduction. Style-Shifting Revisited“. In: *Style-Shifting in Public. New Perspectives on Stylistic Variation*. Hg. Juan M. Hernández-Campoy & Juan A. Cutillas-Espinosa. Studies in Language Variation 9. Amsterdam: Benjamins, S. 1–18.
- Hernández-Campoy, Juan M. & Tamara García-Vidal (2018a). „Persona Management and Identity Projection in English Medieval Society: Evidence from John Paston II“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 4 (1), S. 33–63.
- (2018b). „Style-Shifting and Accommodative Competence in Late Middle English Written Correspondence: Putting Audience Design to the Test of Time“. In: *Folia Linguistica Historica* 39 (2), S. 383–420.
- Herrgen, Joachim & Jürgen E. Schmidt (1989). „Dialektalitätsareale und Dialektabbau“. In: *Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden*. Hg. Wolfgang Purschke, Werner H. Veith & Peter Wiesinger. Deutsche Dialektgeographie 90. Marburg: Elwert, S. 304–346.
- Herrlitz, Hans-Georg, Wulf Hopf & Hartmut Titze (1998). *Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Mit einem Kapitel über die DDR von Ernst Cloer*. 2. Aufl. Weinheim: Juventa.
- Hess, Volker (2010). „Formalisierte Beobachtung. Die Genese der modernen Krankenakte am Beispiel der Berliner und Pariser Medizin (1725–1830)“. In: *Medizinhistorisches Journal* 45 (3/4), S. 293–340.
- Hesselbach, Robert (2021). „Nuevas perspectivas empíricas sobre una cuestión antigua: La relación entre complejidad sintáctica e inmediatez y distancia comunicativas“. In: *Was bleibt von kommunikativer Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation*. Hg. Teresa Gruber, Klaus Grübl & Thomas Scharinger. ScriptOralia 144. Tübingen: Narr, S. 325–359.
- Heuvelmann, Magdalene (2013). ‚*Wer in einer Gottesferne lebt, ist im Stande, jeden Kranken wegzuräumen.*‘ ‚*Geistliche Quellen*‘ zu den NS-Krankenmorden in der Heil- und Pflegeanstalt Irsee. Bildungswerk Irsee Impulse 7. Irsee: Grizeto.
- (2015). *Das Irseer Totenbuch. Chronologisches Toten-Register der Heil- und Pflegeanstalt Irsee 1849 bis 1950*. Bildungswerk Irsee Impulse 9. Irsee: Grizeto.
- Hickey, Raymond, Hg. (2019). *Keeping in Touch. Emigrant Letters across the English-Speaking World*. Advances in Historical Sociolinguistics 10. Amsterdam: Benjamins.
- Hilbig, Bärbel (2017). „Historische Klinikakten wurden vernichtet“. In: *Hannoversche Allgemeine* 25.07.2017.

- Hillis, Argye E., Hg. (2015). *The Handbook of Adult Language Disorders*. 2. Aufl. New York: Psychology Press.
- Hindelang, Götz (1978). *Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen*. Göppinger Arbeiten zur Germanistik 247. Göppingen: Kümmerle.
- Hoffmann, Florian (2007). *Okkupation und Militärverwaltung in Kamerun. Etablierung und Institutionalisierung des kolonialen Gewaltmonopols. Teil 2: Die kaiserliche Schutztruppe und ihr Offizierkorps*. Göttingen: Cuvillier.
- Höger, Ralph (2017). „Die Dramaturgie der Krankheit. Erzählmuster und Heilungswissen in psychiatrischen Krankengeschichten des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Krankenakte des Patienten Jakob M.“ In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 23, S. 95–121.
- Hohendorf, Gerrit, Stephan Weibel-Shah, Volker Roelcke & Maïke Rotzoll (1999). „Die ‚Kinderfachabteilung‘ der Landesheilanstalt Eichberg 1941 bis 1945 und ihre Beziehung zur Forschungsabteilung der Psychiatrischen Universitätsklinik unter Carl Schneider“. In: *Wissen und irren. Psychiatriegeschichte aus zwei Jahrhunderten – Eberbach und Eichberg*. Hg. Christina Vanja, Steffen Haas, Gabriela Deutsche, Wolfgang Eirund & Peter Sandner. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 6. Kassel: LWV Hessen, S. 221–243.
- Hohenlohe, Marie-Gabrielle (1988). *Die vielen Gesichter des Wahns. Patientenportraits aus der Psychiatrie der Jahrhundertwende aufgenommen vom ersten Direktor der neubauten Kgl. Heil- und Pflegeanstalt Weinsberg in den Jahren von 1903 bis zum Ersten Weltkrieg*. Bern: Huber.
- Höhn, Martin R. (2015). *Zweifelter Patienten in der Selbstperspektive. Eine Analyse psychiatrischer Krankenakten im Zeitraum von 1937 bis 1984*. Ulm: Universität Ulm [Dissertation].
- Holmes, Janet & Miriam Meyerhoff (2003). „Different Voices, Different Views: An Introduction to Current Research in Language and Gender“. In: *The Handbook of Language and Gender*. Hg. Janet Holmes & Miriam Meyerhoff. Oxford: Blackwell, S. 1–17.
- Höötman, Hans-Jürgen, Rickmer Kießling & Katharina Tiemann (1999). „Das Archiv des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe“. In: *Archivpflege in Westfalen und Lippe* 50, S. 25–37.
- Hoser, Cornelia & Birgit Weber-Diekmann (1986). „Zwangssterilisationen an Hadamarer Anstaltsinsassen“. In: *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945*. Hg. Dorothee Roer & Dieter Henkel. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 121–172.
- Hosokawa, Hirofumi (2014). *Zeitungssprache und Mündlichkeit. Soziopragmatische Untersuchungen zur Sprache in Zeitungen um 1850*. Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 4. Frankfurt/Main: Lang.
- Huertas, Rafael (2016). „„You will have observed that I am not mad“. Emotional Writings inside the Asylum“. In: *Engaging the Emotions in Spanish Culture and History*. Hg. Luisa E. Delgado, Pura Fernández & Jo Labanyi. Nashville: Vanderbilt University Press, S. 111–119.
- Hughes, John S. (1993). *The Letters of a Victorian Madwoman*. Columbia, South Carolina: University of South Carolina Press.
- Hünecke, Rainer (2012). „Wie sprachen und schrieben die einfachen Leute im 19. Jahrhundert? Die sächsische Alltagssprache in Bitt- und Beschwerdebriefen“. In: *Die obersächsische Sprachlandschaft in Geschichte und Gegenwart*. Hg. Rainer Hünecke & Karlheinz Jakob. Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik 42. Heidelberg: Winter, S. 27–56.
- Illenau, Heil- und Pflegeanstalt (1847). *Illenau, die Großherzoglich Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Mit einem Situationsplan*. Rastatt: W. Mayer.

- Imo, Wolfgang (2013). *Sprache in Interaktion: Analysemethoden und Untersuchungsfelder*. Linguistik – Impulse & Tendenzen 49. Berlin: de Gruyter.
- Jacob-Owens, Timothy (2017). *Multilingualism on Amrum. Language Contact and Variation 1839–1851*. Kiel: Friesische Philologie, Nordfriesische Wörterbuchstelle, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.
- Jádi, Inge (1985). *Leb wohl sagt mein Genie. Ordugele muß sein. Texte aus der Prinzhorn-Sammlung*. Heidelberg: Wunderhorn.
- Jakobson, Roman (1979). „Linguistik und Poetik [1960]“. In: *Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hg. Elmar Hostenstein & Tarcisius Schelbert. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 83–121.
- Janda, Richard D. & Brian D. Joseph (2003). „On Language, Change, and Language Change – Or, Of History, Linguistics, and Historical Linguistics“. In: *The Handbook of Historical Linguistics*. Hg. Brian D. Joseph & Richard D. Janda. Oxford: Blackwell, S. 3–180.
- Janssen, Wiebke (2016). ‚*Es wird wohl eine Seltenheit sein, dass eine Gemeinde vier Friedhöfe hat. Die Irseer Anstalts-Gräber*. Bildungswerk Irsee Impulse 11. Irsee: Grizeto.
- Janssen, Wiebke & Dietmar Schulze (2016). ‚Biografische Skizzen. Krankenakten, Angehörigenbriefe und PatientInnenschicksale‘. In: ‚*Es wird wohl eine Seltenheit sein, dass eine Gemeinde vier Friedhöfe hat. Die Irseer Anstaltsgräber*. Hg. Wiebke Janssen. Bildungswerk Irsee Impulse 11. Irsee: Grizeto, S. 295–339.
- Jaspers, Karl (1910). ‚Eifersuchtswahn. Ein Beitrag zur Frage ‚Entwicklung der Persönlichkeit‘ oder ‚Prozeß‘?“. In: *Zeitschrift für gesamte Neurologie und Psychiatrie* (1), S. 567–637.
- Joseph, Brian D. (2012). ‚Historical Linguistics and Sociolinguistics. Strange Bedfellows or Natural Friends?“. In: *Language and History, Linguistics and Historiography. Interdisciplinary Approaches*. Hg. Nils Langer, Steffan Davies & Wim Vandenbussche. Studies in Historical Linguistics 9. Bern: Lang, S. 67–88.
- Jucker, Andreas H. & Joanna Kopaczyk (2013). ‚Communities of Practice as a Locus of Language Change“. In: *Communities of Practice in the History of English*. Hg. Joanna Kopaczyk & Andreas H. Jucker. Pragmatics & Beyond New Series 235. Amsterdam: Benjamins, S. 1–16.
- Kämmerer, Carmen (2006). *Codeswitching in Predigten des 15. Jahrhunderts. Mittellatein – Frühneuhochdeutsch, Mittellatein – Altitalienisch/Altspanisch*. Studies in Eurolinguistics 4. Berlin: Logos.
- Kanis-Seyfried, Uta (2016). ‚Von Wahnsinn, Lebenskrisen und der Sehnsucht nach einem ‚richtigen Leben‘. Zur Diskussion von abweichendem Verhalten und Geistesstörungen in der Psychiatrie des 19. und 20. Jahrhunderts am Beispiel von Patientenschicksalen“. In: *Patientengeschichte in Hospital, Heilstätte und Krankenhaus (Schwerpunkthema des wissenschaftlichen Teils)*. Hg. Gunnar Stollberg, Christina Vanja, Florian Bruns & Fritz Dross. Historia Hospitalium. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Krankenhausgeschichte 29. Münster: Lit, S. 128–158.
- Kanis-Seyfried, Uta & Thomas Müller (2013). ‚„Unschuldig eingesperrte Querulanten“, ‚Nerventeufeleien‘ und ‚Widersetzliches Verhalten gegen die Obrigkeit‘. Zur Gratwanderung zwischen Irrenhaus und Gefängnis im späten 19. Jahrhundert“. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 19, S. 299–324.
- Kappel, Péter (2007). ‚Überlegungen zur diatopischen Variation in der gesprochenen Sprache“. In: *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 269. Tübingen: Niemeyer, S. 215–244.

- Kaufmann, Holker & Klaus Schulmeyer (1986). „Die polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiter in Hadamar“. In: *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945*. Hg. Dorothee Roer & Dieter Henkel. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 256–282.
- Kehrein, Roland & Hanna Fischer (2016). „Nähe, Distanz und Regionalsprache“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 213–257.
- Kelm, Mary-Ellen (1994). „Women, Families and the Provincial Hospital for the Insane, British Columbia, 1905–1915“. In: *Journal of Family History* 19 (2), S. 177–193.
- Kempster, Peter A. & Jane E. Alty (2008). „John Ruskin’s Relapsing Encephalopathy“. In: *Brain* 131 (9), S. 2520–2525.
- Kiderle, Michael (1869). „Bericht über den Bestand und das Wirken der Kreis-Irrenanstalt Irsee in dem Zeitraume vom 1. Oktober 1858 bis 31. Dezember 1868“. In: *Königlich Bayerisches Kreis-Amtsblatt von Schwaben und Neuburg* 65, S. 1265–1280.
- (1888). *Bericht über die Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren in den Jahren 1876–1886*. Kaufbeuren: Dorn.
- Kiesling, Scott F. (2013). „Constructing Identity“. In: *The Handbook of Language Variation and Change*. Hg. Jack K. Chambers & Natalie Schilling. 2. Aufl. Oxford: Wiley, S. 448–467.
- Kingreen, Monica (2006). „Jüdische Kranke als Patienten der Landesheilanstalt Hadamar (1909–1940) und als Opfer der Mordanstalt Hadamar (1941–1945)“. In: *Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum*. Hg. Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 12. Marburg: Jonas, S. 189–215.
- Kirchhoff, Frank (2017). *Von der Virgel zum Komma. Die Entwicklung der Interpunktion im Deutschen*. Germanistische Bibliothek 61. Heidelberg: Winter.
- Klein, Hans-Peter (2016). „Das kurze Leben der Ruth Goldwein – Geboren am 25.03.1911 in Meimbressen, gestorben am 28.06.1936 in der Landesheilanstalt Marburg“. In: *Reichtum der Quellen. Vielfalt der Forschung. 30 Jahre Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen*. Hg. Christina Vanja. Petersberg: Imhof, S. 65–68.
- Klenk, Marion (1997). *Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert*. Reihe Germanistische Linguistik 181. Tübingen: Niemeyer.
- (1998). „Briefe preußischer Bergarbeiter von 1816 bis 1918. Eine soziolinguistische Studie zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert“. In: *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier. Berlin: de Gruyter, S. 317–340.
- Knüsli, Ladina (2019). „„Sollte dies mein Geschreibsel meine theure Heymath erreichen“: Linguistic Variation in the Diary of a Nineteenth-Century Swiss German Migrant“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 5 (2), S. 1–29.
- Koch, Julius C. A. (1890). *Spezielle Diagnostik der Psychosen. Kurz dargestellt*. Ravensburg: Otto Maier.
- Koch, Peter (2010). „Sprachgeschichte zwischen Nähe und Distanz: Latein – Französisch – Deutsch“. In: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Linguistik – Impulse & Tendenzen 35. Berlin: de Gruyter, S. 155–206.

- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1985). „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, S. 15–43.
- (1994). „Schriftlichkeit und Sprache“. In: *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Hg. Hartmut Günther & Otto Ludwig. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1. Berlin: de Gruyter, S. 587–604.
- (2007). „Schriftlichkeit und kommunikative Distanz“. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 35 (3), S. 346–375.
- Kocka, Jürgen (2014). *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*. 2. Nachdruck der 10. Aufl. Handbuch der deutschen Geschichte 13. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kollar, Elke (2016). *Aufbruch in die Moderne. Nürnberger Geschäftsbriefe im 19. Jahrhundert*. Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 74. Neustadt/Aisch: Stadtarchiv Nürnberg.
- Köller, Wilhelm (1993). „Perspektivität in Bildern und Sprachsystemen“. In: *Sprache gebrauchen – Sprachwissen erwerben*. Hg. Peter Eisenberg & Peter Klotz. Stuttgart: Klett, S. 15–34.
- König, Ekkehard & Johan van der Auwera (1988). „Clause Integration in German and Dutch Conditionals, Concessive Conditionals, and Concessives“. In: *Clause Combining in Grammar and Discourse*. Hg. John Haiman & Sandra A. Thompson. Typological Studies in Language 18. Amsterdam: Benjamins, S. 101–133.
- König, Karlheinz (1993). „Rahmenbedingungen und Praxis des Unterrichts an den Sonn- und Feiertagsschulen in der Residenzstadt München und auf dem Lande“. In: *Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens. Bd. 2. Geschichte der Schule in Bayern. Von 1800 bis 1918*. Hg. Max Liedtke. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 282–394.
- König, Werner (1989). *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Text*. Ismaning: Hueber.
- (2010). „Investigating Language in Space: Methods and Empirical Standards“. In: *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 1: Theories and Methods*. Hg. Peter Auer & Jürgen E. Schmidt. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.1. Berlin: de Gruyter, S. 494–511.
- Hg. (1996–2009). *Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben*. 14 Bde. Heidelberg: Winter.
- König, Werner, Stephan Elspaß & Robert Möller (2019). *dtv-Atlas Deutsche Sprache*. 19. Aufl. München: dtv.
- König, Werner & Manfred Renn (2007). *Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben*. Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben 30. Augsburg: Wißner.
- Körting, Ehrhart (2017). „Wiederherstellung des ‚Personseins‘ von Opfern der NS-‚Euthanasie‘ von 1939 bis 1945“. In: *Gedenken und Datenschutz. Die öffentliche Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken*. Hg. Andreas Nachama & Uwe Neumärker. Topographie des Terrors. Notizen 12. Berlin: Hentrich & Hentrich, S. 19–30.
- Köster, Rudolf (1903). *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Schriftproben*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Kraepelin, Emil (1883). *Compendium der Psychiatrie. Zum Gebrauche für Studierende und Aerzte*. Leipzig: A. Abel.
- (1892). *Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel: experimentelle Untersuchungen*. Jena: Gustav Fischer.

- Kraepelin, Emil (1903). *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. Bd. 1: Allgemeine Psychiatrie*. 7. Aufl. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- (1904). *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. Bd. 2: Klinische Psychiatrie*. 7. Aufl. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Kraepelin, Emil, Friedrich Vocke & Hugo Lichtenberg (1907). *Der Alkoholismus in München*. München: Lehmann.
- Krefeld, Thomas (2011). „Sag mir, wo der Standard ist, wo ist er (in der Varietätenlinguistik) geblieben?“ In: *Rahmen des Sprechens: Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik*. Hg. Sarah Dessì Schmid. Tübingen: Narr, S. 101–110.
- (2018). „Helmuth Feilke & Mathilde Hennig (Hg.). 2016. Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells (Germanistische Linguistik 306). Berlin, Boston: De Gruyter Mouton. vii, 415 S.“ In: *Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft* 10, S. 8–14.
- Kremer, Gabriele (2003). „[U]ns kann keinen nischt passieren, weil wir pathologisch sind.‘ Die Beobachtung und Behandlung ‚krimineller Psychopathen‘ in der Heil- und Pflegeanstalt Gießen während der Weimarer Republik“. In: *Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung*. Hg. Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke, Irmtraut Sahmland & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 9. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 175–198.
- (2006). „In diesem Haus hat sich so manches zugetragen‘. Die Landesheil- und Erziehungsanstalt Hadamar 1906–1932“. In: *Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum*. Hg. Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 12. Marburg: Jonas, S. 90–107.
- Kreuter, Alma (1996). *Deutschsprachige Neurologen und Psychiater. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon von den Vorläufern bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. 3 Bände*. München: K. G. Saur.
- Kuhlemann, Frank-Michael (1992). *Modernisierung und Disziplinierung. Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794–1872*. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 96. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kuhle, Wilhelm (1894). *Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. Geheime Vehm und moderne Bastille. Aufgrund eigener Erlebnisse erzählt*. Stuttgart: Lutz.
- Kuprian, Hermann J. W. & Angela Griebenböck (2011). „Hunger, Not und Kälte. Zur Versorgungslage der Patientinnen und Patienten in Hall und Pergine im Ersten Weltkrieg“. In: *Psychiatrische Landschaften. Die Psychiatrie und ihre Patientinnen und Patienten im historischen Raum Tirol seit 1830*. Hg. Elisabeth Dietrich-Daum, Hermann J. W. Kuprian, Siglinde Clementi, Maria Heidegger & Michaela Rasler. Innsbruck: Innsbruck Univ. Press, S. 123–131.
- Kurata, Marilyn J. (1988). „Insanity“. In: *Victorian Britain: An Encyclopedia*. Hg. Sally Mitchell. New York: Routledge, S. 397–400.
- Küster, Thomas (1998). *Quellen zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen. Bd. 1. 1800–1914*. Westfälisches Institut für Regionalgeschichte. LWL Münster. Forschungen zur Regionalgeschichte 26. Paderborn: Schöningh.
- Labov, William (1966). *The Social Stratification of English in New York City*. Washington, D.C.: Center for Applied Linguistics.
- (1969). *The Study of Nonstandard English*. Center for Applied Linguistics, Washington: ERIC Clearinghouse for Linguistics.

- (1972a). *Language in the Inner City. Studies in the Black English Vernacular*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- (1972b). *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: Philadelphia University Press.
- (1972c). „Some Principles of Linguistic Methodology“. In: *Language in Society* 1 (1), S. 97–120.
- (1994). *Principles of Language Change. Volume 1: Internal Factors*. *Language in Society* 20. Oxford: Blackwell.
- (2001). „The Anatomy of Style-Shifting“. In: *Style and Sociolinguistic Variation*. Hg. Penelope Eckert & John R. Rickford. Cambridge: Cambridge University Press, S. 85–108.
- Lachmund, Jens & Gunnar Stollberg, Hg. (1995). *Patientenwelten. Krankheit und Medizin vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Autobiographien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Laehr, Heinrich & Max Lewald (1899). *Die Heil- und Pflegeanstalten für Psychisch-Kranke des deutschen Sprachgebietes am 1. Januar 1898*. Berlin: Georg Reimer.
- Lameli, Alfred (2004). *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 128. Stuttgart: Steiner.
- Lancashire, Ian (2015). „Vocabulary and Dementia in Six Novelists“. In: *Language Development. The Lifespan Perspective*. Hg. Annette Gerstenberg & Anja Voeste. *Impact. Studies in Language and Society* 37. Amsterdam: Benjamins, S. 77–107.
- Langer, Nils (2001). *Linguistic Purism in Action. How Auxiliary tun was Stigmatized in Early New High German*. *Studia Linguistica Germanica* 60. Berlin: de Gruyter.
- (2013). „Norddeutsches in holsteinischen Soldatenbriefen von 1848–50“. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 136, S. 73–95.
- Langer, Nils & Anna D. Havinga (2015). „Invisible Languages in Historical Sociolinguistics. A Conceptual Outline, with Examples from the German-Danish Borderlands“. In: *Invisible Languages in the Nineteenth Century*. Hg. Anna Havinga & Nils Langer. *Historical Sociolinguistics* 2. Oxford: Lang, S. 1–34.
- Lanwer, Jens P. (2015). *Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik*. *Empirische Linguistik / Empirical Linguistics* 4. Berlin: de Gruyter.
- Lathey, Elsa & Rosemarie Tracy (2001). „Language Contact in the Individual. A Case Study Based on Letters from a German Immigrant in New Jersey“. In: *Global Eurolinguistics. European Languages in North America – Migration, Maintenance and Death*. Hg. Per S. Ureland. Tübingen: Niemeyer, S. 413–433.
- Lausberg, Helmut (1993). *Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erfstadt-Erp*. *Rheinisches Archiv* 130. Köln: Böhlau.
- Lauterbach, Karin (2013). *Anstalt als sozialer Raum. Gewährung und Entzug von Raum als Behandlungsmethode am Beispiel der Privatheilanstalt Kennenburg / Esslingen 1876–1907*. Heidelberg: Universität Heidelberg [Dissertation].
- Ledebur, Sophie (2015a). *Das Wissen der Anstaltspsychiatrie in der Moderne. Zur Geschichte der Heil- und Plegeanstalten Am Steinhof in Wien*. *Wissenschaft, Macht und Kultur in der modernen Geschichte* 5. Köln: Böhlau.
- (2015b). „Verstetigen eines Moments. Zum Verfahren des stenographischen Protokollierens in der Psychiatrie“. In: *Das psychiatrische Aufschreibesystem*. Hg. Cornelius Borck & Armin Schäfer. Paderborn: Fink, S. 29–54.

- Leiningen-Westerburg, Karl E. (1901). *Deutsche und oesterreichische Bibliothekzeichen. Exlibris. Ein Handbuch für Sammler, Bücher- und Kunstfreunde*. Stuttgart: Hoffmann.
- Lenneberg, Eric H. (1967). *Biological Foundations of Language*. New York: Wiley.
- Lenz, Alexandra N. (2003). *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmittel-deutschen (Wittlich/Eifel)*. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 125. Stuttgart: Steiner.
- (2005). „Hyperdialektalismen und Hyperkorrekturen – Indizien für Varietätengrenzen“. In: *Varietäten – Theorie und Empirie*. Hg. Alexandra N. Lenz & Klaus J. Mattheier. VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard 23. Frankfurt/Main: Lang, S. 75–95.
- (2010). „Zum Salienz-begriff und zum Nachweis salienter Merkmale“. In: *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Hg. Christina A. Anders, Markus Hundt & Alexander Lasch. Linguistik – Impulse & Tendenzen 38. Berlin: de Gruyter, S. 89–110.
- Leven, Karl-Heinz (2004). „At times these ancient facts seem to lie before me like a patient on a hospital bed – Retrospective Diagnosis and Ancient Medical History“. In: *Magic and Rationality in Ancient Near Eastern and Graeco-Roman Medicine*. Hg. Manfred Horstmanshoff & Marten Stol. Studies in Ancient Medicine 27. Leiden: Brill, S. 369–386.
- Liebmann, Albert & Max Edel (1903). *Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen*. Halle a. S.: Carl Marhold.
- Liedtke, Max (1993). „Gesamtdarstellung“. In: *Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens. Bd. 2. Geschichte der Schule in Bayern. Von 1800 bis 1918*. Hg. Max Liedtke. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 11–133.
- Lilienthal, Georg (2001). „Die Opfer der NS-,Euthanasie‘-Verbrechen“. In: *Heilbar und nützlich. Ziele und Wege der Psychiatrie in Marburg an der Lahn*. Hg. Peter Sandner, Gerhard Aumüller & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 8. Marburg: Jonas, S. 276–304.
- Lindner, Johannes M. (1999). *Leidlust. Eine Ausstellung psychiatrieeffahrener Künstler anlässlich des Gedenkens an die Eröffnung der ersten ‚schwäbischen Kreisirrenanstalt‘ 1849 im Schwäbischen Tagungs- und Bildungszentrum Kloster Irsee 18. November – 5. Dezember 1999*. Irsee: Schwabenakademie Irsee.
- Linke, Angelika (1996). *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- (2004). „Das Unbeschreibliche. Zur Sozialemiotik adeligen Körperverhaltens im 18. und 19. Jahrhundert“. In: *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. Eckart Conze & Monika Wienfort. Köln: Böhlau, S. 247–268.
- (2008). „Integration und Abwehr. Standardsprachlichkeit als zentrales Moment bürgerlicher Selbstdefinition im 19. Jahrhundert“. In: *Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit*. Hg. Ludwig M. Eichinger & Albrecht Plewnia. Tübingen: Narr, S. 43–61.
- Litty, Samantha (2019). „Letters Home: German-American Civil War Soldiers’ Letters 1864–1865“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 5 (2), S. 1–34.
- Löffler, Heinrich (1986). „Sind Sozioklekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer nachsoziolinguistischen Dialektologie“. In: *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Bd. 4*. Hg. Albrecht Schöne. Tübingen: Niemeyer, S. 232–239.
- (2000). „Gesprochenes und Geschriebenes Deutsch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*.

- Hg. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger. 2. Aufl. Handbücher zur Sprach und Kommunikationswissenschaft 2.2. Berlin: de Gruyter, S. 1967–1980.
- (2016). *Germanistische Soziolinguistik*. 5. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Lötscher, Andreas (2010). „Auf der Suche nach syntaktischen ‚Nähe-Distanz‘-Signalen in frühneuhochdeutschen Texten“. In: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Linguistik – Impulse & Tendenzen 35. Berlin: de Gruyter, S. 111–134.
- Louis, Elan D. (2007). „Silas Weir Mitchell’s Essential Tremor“. In: *Movement Disorders* 22 (9), S. 1217–1222.
- Louis, Elan D. & Patricia Kavanagh (2005). „John Adams’ Essential Tremor“. In: *Movement Disorders* 20 (12), S. 1537–1542.
- Ludwig, Klaus-Dieter (2009). „Stilistische Phänomene der Lexik“. In: *Rhetorik und Stilistik/Rhetorics and Stylistics. Bd. 2*. Hg. Ulla Fix, Andreas Gardt & Joachim Knape. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 31.2. Berlin: de Gruyter, S. 1575–1594.
- Ludwig, Otto (1998). „Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen“. In: *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier. Berlin: de Gruyter, S. 148–166.
- Lutz, Petra (2006a). „Eine ‚reichlich einsichtslose Tochter‘. Die Angehörigen einer in Hadamar ermordeten Patientin“. In: *Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum*. Hg. Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner & Christina Vanja. Marburg: Jonas, S. 293–304.
- (2006b). „Herz und Vernunft. Angehörige von ‚Euthanasie‘-Opfern im Schriftwechsel mit den Anstalten“. In: *‚Moderne‘ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik*. Hg. Heiner Fangerau & Karen Nolte. Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung 26. Stuttgart: Steiner, S. 143–167.
- Lyons, John (1981). *Language and Linguistics. An Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Maas, Utz (2003). „Alphabetisierung. Zur Entwicklung der schriftkulturellen Verhältnisse in bildungs- und sozialgeschichtlicher Perspektive“. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger. Handbücher zur Sprach und Kommunikationswissenschaft 2.3. Berlin: de Gruyter, S. 2403–2418.
- MacGregor, John M. (1989). *The Discovery of the Art of the Insane*. Princeton: Princeton University Press.
- Macha, Jürgen (1986). „Die Bedeutung individueller Variation. Zur Umwertung eines traditionellen Störfaktors“. In: *Kontroversen, alte und neue, Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Bd. 4*. Hg. Albrecht Schöne. Tübingen: Niemeyer, S. 300–304.
- (1991). *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln: Böhlau.
- Macha, Jürgen, Elvira Topalović, Iris Hille, Uta Nolting & Anja Wilke, Hg. (2008). *Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. 2 Bände*. Berlin: de Gruyter.
- MacKenzie, Laurel (2017). „Frequency Effects over the Lifespan: A Case Study of Attenborough’s r’s“. In: *Linguistics Vanguard* 3 (1), S. 1–12.

- Mählmann, Sonja & Cornelius Borck (2016). „Der Querulantenwahn – oder wie die Psychiatrie zu ihrem Recht kam“. In: *Entgrenzungen des Wahnsinns. Psychopathie und Psychopathologisierungen um 1900*. Hg. Heinz-Peter Schmiedebach. Berlin: de Gruyter, S. 241–258.
- Maitz, Péter (2010). „Sprachvariation zwischen Alltagswahrnehmung und linguistischer Bewertung. Sprachtheoretische und wissenschaftsmethodologische Überlegungen zur Erforschung sprachlicher Variation“. In: *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Hg. Peter Gilles, Joachim Scharloth & Evelyn Ziegler. VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard 37. Frankfurt/Main: Lang, S. 59–80.
- Majerus, Benoît (2016). „Making Sense of the ‚Chemical Revolution‘. Patients’ Voices on the Introduction of Neuroleptics in the 1950s“. In: *Medical History* 60 (1), S. 54–66.
- Malek, Corinna (2018). „Die Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee und die Frage des Hungersterbens im Ersten Weltkrieg“. In: *Psychiatrie im Ersten Weltkrieg*. Hg. Thomas Becker, Heiner Fangerau, Peter Fassl & Hans-Georg Hofer. Irseer Schriften, Studien zur Wirtschafts-, Kultur und Mentalitätsgeschichte NF Bd. 12. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 365–384.
- Mattheier, Klaus J. (1986). „Lauter Borke um den Kopp‘. Überlegungen zur Sprache der Arbeiter im 19. Jahrhundert“. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 50, S. 222–252.
- (1990). „Überlegungen zum Substandard im Zwischenbereich von Dialekt und Standardsprache“. In: *Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik*. Hg. Günter Holtus & Edgar Radtke. Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 45. Tübingen: Niemeyer, S. 1–16.
- (1991). „Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels“. In: *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch*. Hg. Rainer Wimmer. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1990. Berlin: de Gruyter, S. 41–72.
- (1998). „Kommunikationsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Überlegungen zum Forschungsstand und zu Perspektiven der Forschungsentwicklung“. In: *Sprache und bürgerliche Nation: Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier. Berlin: de Gruyter, S. 1–45.
- McLelland, Nicola (2004). „A Historical Study of Codeswitching in Writing: German and Latin in Schottelius’ *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache* (1663)“. In: *International Journal of Bilingualism* 8 (4), S. 499–523.
- Meier, Marietta, Brigitta Bernet, Roswitha Dubach & Urs Germann (2007). *Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970*. Zürich: Chronos.
- Mensing, Otto (1933). *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Bd. 4: Q–S*. Neumünster: Wachholtz.
- Mentrup, Wolfgang (1979). „Großschreibung aus Ehrerbietung – wiewol dieses nicht zur orthographie, sondern zur Klugheit ... gehört“. In: *Standard und Dialekt. Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwartssprache. Festschrift für Heinz Rupp zum 60. Geburtstag*. Hg. Heinrich Löffler, Karl Pestalozzi & Martin Stern. Bern: Francke, S. 13–54.
- Mihm, Arend (1998). „Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert“. In: *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier. Berlin: de Gruyter, S. 282–316.
- Mitcham, Jenny (2018). „Digitizing a Hospital Archive: The Retreat, York“. In: *Journal of Victorian Culture* 23 (2), S. 238–246.

- Möhn, Dieter (2003). „Die Stadt in der neueren deutschen Sprachgeschichte I: Hamburg“. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger. 2. Aufl. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.3. Berlin: de Gruyter, S. 2297–2312.
- Möller, Robert (2006). „Mögliches und Unmögliches zwischen Dialekt und Standard. Kookkurrenzrestriktionen als Zugang zur Struktur regionaler Umgangssprache im Rheinland“. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 71, S. 101–117.
- Morrison, Geoffrey S. (2005). „Dat is What the PM Said: A Quantitative Analysis of Prime Minister Chrétien’s Pronunciation of English Voiced Dental Fricatives“. In: *Cahiers Linguistiques d’Ottawa* 33, S. 1–21.
- Moulin, Claudine (2020). „Glossieren – kulturhistorische und mediale Kontexte“. In: *Glossenstudien. Ergebnisse der neuen Forschung*. Hg. Rolf Bergmann & Stefanie Stricker. Germanistische Bibliothek 70. Heidelberg: Winter, S. 337–347.
- Mulch, Roland (2010). *Südhessisches Wörterbuch. Bd. 6: U–Z, Nachträge. Begründet von Friedrich Maurer*. Marburg: Elwert.
- Müller, Friedrich (1776). *Balladen vom Mahler Müller*. Mannheim: Schwan.
- Müller, Maria C. (2019). *Zwischen ‚Wahn‘ und ‚Wirklichkeit‘. Teufel, Gott und Magnetismus in der Psychiatrie Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg*. Göttingen: Wallstein.
- Müller Gächter, Barbara (2005). *Lirum larum Löffelstiel. Erstlesefibeln der deutschsprachigen Schweiz im 20. Jahrhundert*. Zürich: Universität Zürich [Dissertation].
- Mummenthey, Irmgard (2000). „Archivierungsmodelle für Krankenakten in Hamburg: eine schmerzliche Bilanz“. In: *Auskunft. Mitteilungsblatt Hamburger Bibliotheken* 4, S. 436–441.
- Muramoto, Osamu (2014). „Retrospective Diagnosis of a Famous Historical Figure: Ontological, Epistemic, and Ethical Considerations“. In: *Philosophy, Ethics, and Humanities in Medicine* 9 (10), S. 1–15.
- Muysken, Pieter (2000). *Bilingual Speech. A Typology of Code-Mixing*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Myers-Scotton, Carol (2004). „Precision Tuning of the Matrix Language Frame (MLF) Model of Codeswitching“. In: *Sociolinguistica* 18, S. 106–117.
- Nachama, Andreas & Uwe Neumärker (2017). „Vorwort“. In: *Gedenken und Datenschutz. Die öffentliche Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken*. Hg. Andreas Nachama & Uwe Neumärker. Topographie des Terrors. Notizen 12. Berlin: Hentrich & Hentrich, S. 13–18.
- Navratil, Leo (1965). *Schizophrenie und Kunst. Ein Beitrag zur Psychologie des Gestaltens*. München: dtv.
- Nebinger, Gerhart & Albrecht Rieber (1954). *1000 Jahre Illertissen*. Illertissen: Sittler.
- Nerius, Dieter (2007). *Deutsche Orthographie*. 4. Aufl. Hildesheim: Olms.
- Neumann, Marko (2019). *Soldatenbriefe des 18. und 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Syntax und Textstruktur in der Alltagsschriftlichkeit unterschiedlicher militärischer Dienstgrade*. Germanistische Bibliothek 68. Heidelberg: Winter.
- Nevalainen, Terttu (2015a). „Age-related Variation and Language Change in Early Modern English“. In: *Language Development. The Lifespan Perspective*. Hg. Annette Gerstenberg & Anja Voeste. Impact. Studies in Language and Society 37. Amsterdam: Benjamins, S. 129–146.
- (2015b). „What Are Historical Sociolinguistics“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 1 (2), S. 243–269.

- Nevalainen, Terttu & Helena Raumolin-Brunberg (2017). *Historical Sociolinguistics. Language Change in Tudor and Stuart England*. 2. Aufl. London, New York: Routledge.
- Nevalainen, Terttu & Sanna-Kaisa Tanskanen, Hg. (2007). *Letter Writing*. Benjamins Current Topics 1. Amsterdam: Benjamins.
- Newby, Rachel E., Deborah E. Thorpe, Peter A. Kempster & Jane E. Alty (2017). „A History of Dystonia: Ancient to Modern“. In: *Movement Disorders Clinical Practice* 4 (4), S. 478–485.
- Nickel, Grit (2021). „Intra-individual Variation in Nominal Inflection: Analyses of Directly Elicited Data of the Bavarian Linguistic Atlas“. In: *Intra-individual Variation in Language*. Hg. Alexander Werth, Lars Bülow, Simone E. Pfenninger & Markus Schiegg. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 363. Berlin: de Gruyter, S. 177–205.
- Niedergassel, Hermann (1977). *Die Behandlung der Geisteskranken in der Irrenanstalt Eberbach im Rheingau in der Zeit von 1815–1849 anhand alter Krankengeschichten*. Mainz: Universität Mainz [Dissertation].
- Niehaus, Konstantin (2016). *Wortstellungsvarianten im Schriftdeutschen. Über Kontinuitäten und Diskontinuitäten in neuhochdeutscher Syntax*. Germanistische Bibliothek 58. Heidelberg: Winter.
- Nobels, Judith (2013). *(Extra)Ordinary Letters. A View from Below on Seventeenth-Century Dutch*. Utrecht: LOT.
- Nobels, Judith & Marijke van der Wal (2012). „Linking Words to Writers: Building a Reliable Corpus for Historical Sociolinguistic Research“. In: *Language and History, Linguistics and Historiography: Interdisciplinary Approaches*. Hg. Nils Langer, Steffan Davies & Wim Vandenbussche. Studies in Historical Linguistics 9. Bern: Lang, S. 343–361.
- Noll, Steven (1994). „Patient Records as Historical Stories. The Case of Caswell Training School“. In: *Bulletin of the History of Medicine* 68 (3), S. 411–428.
- Nolte, Karen (1997). „Licht, Luft und Sonne für die Kinder ‚breiter Volkskreise‘... Das Nassauische Kindersanatorium Weilmünster in den 1920er Jahren“. In: *Heilanstalt – Sanatorium – Kliniken. 100 Jahre Krankenhaus Weilmünster. 1897–1997*. Hg. Christina Vanja. Kassel: LWV Hessen, S. 99–120.
- (2001). „„So ein Gefühl, als wenn sich jeder Nerv im Kopf zusammenziehe“. Die ‚moderne‘ Diagnose Nervosität – Zum Konzept der Marburger Anstalt am Beispiel der Behandlung ‚nervöser‘ Patientinnen (1876–1918)“. In: *Heilbar und nützlich. Ziele und Wege der Psychiatrie in Marburg an der Lahn*. Hg. Peter Sandner, Gerhard Aumüller & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 8. Marburg: Jonas, S. 184–200.
- (2003). *Gelebte Hysterie. Erfahrung, Eigensinn und psychiatrische Diskurse im Anstaltsalltag um 1900*. Geschichte und Geschlechter 42. Frankfurt/Main: Campus.
- (2006). „Querulantenwahnsinn – ‚Eigensinn‘ oder ‚Irrsinn‘?“ In: *„Moderne“ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik*. Hg. Heiner Fangerau & Karen Nolte. Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung 26. Stuttgart: Steiner, S. 395–410.
- (2016). „„Düpiert hat mich die Kranke ...“ – Wie die Arztgattin Minna V. 1885 in die ‚Irrenheilanstalt‘ Marburg gelangte“. In: *Reichum der Quellen. Vielfalt der Forschung. 30 Jahre Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen*. Hg. Christina Vanja. Petersberg: Imhof, S. 62–64.
- Nübling, Damaris (1992). *Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte*. ScriptOralia 42. Tübingen: Narr.

- Nübling, Damaris, Simone Busley & Juliane Drenda (2013). „*Dat Anna und s Eva*. Neutrale Frauennamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 53 (2), S. 152–196.
- Nurmi, Arja & Päivi Pahta (2010). „Preacher, Scholar, Brother, Friend: Social Roles and Code-switching in the Writings of Thomas Twining“. In: *Social Roles and Language Practices in Late Modern English*. Hg. Päivi Pahta, Minna Nevala, Arja Nurmi & Minna Palander-Collin. Pragmatics & Beyond New Series 195. Amsterdam: Benjamins, S. 135–162.
- Nyhoegen, Lars (2011). *Konrad Alt und die ersten Patienten der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Uchtspringe*. Magdeburg: Universität Magdeburg [Dissertation].
- Oehler-Klein, Sigrid (2003). „...[...] als gesunder Mensch kam ich nach Gießen, krank kam ich wieder nach Hause [...]“. Die Durchsetzung des eugenischen Programms der Nationalsozialisten in Gießen – die Psychiatrische Universitätsklinik und das Institut für Erb- und Rassenpflege 1933–1945“. In: *Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung*. Hg. Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke, Irma Sahmland & Christina Vanja. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 199–249.
- Oesterreicher, Wulf (1998). „Textzentrierung und Rekontextualisierung. Zwei Grundprobleme der diachronischen Sprach- und Textforschung“. In: *Verschriftung und Verschriftlichung. Aspekte des Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen*. Hg. Christine Ehler & Ursula Schaefer. ScriptOra 94. Tübingen: Narr, S. 10–39.
- (2001). „Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel“. In: *Language Typology and Language Universals. Sprachtypologie und sprachliche Universalien. La Typologie des Langues et les Universaux Linguistiques*. Hg. Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher & Wolfgang Raible. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 20.2. Berlin: de Gruyter, S. 1554–1595.
- (2010). „Sprachliche Daten und linguistische Fakten – Variation und Varietäten. Bemerkungen zu Status und Konstruktion von Varietäten, Varietätenräumen und Varietätendimensionen“. In: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Hg. Vilmos Ágel & Mathilde Hennig. Linguistik – Impulse & Tendenzen 35. Berlin: de Gruyter, S. 23–62.
- (2014). „Sprachwissenschaft und Philologie im Horizont der Geschichtlichkeit von Sprache und Text“. In: *Geschichtlichkeit von Sprache und Text. Philologien – Disziplinengese – Wissenschaftshistoriographie*. Hg. Wulf Oesterreicher & Maria Selig. München: Fink, S. 287–330.
- Oesterreicher, Wulf & Peter Koch (2016). „30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 11–72.
- Oppenheim, Hermann (1909). *Nervenkrankheit und Lektüre. Nervenleiden und Erziehung. Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters. Drei Vorträge*. Berlin: Karger.
- Ortmann, Katrin & Stefanie Dipper (2019). „Variation between Different Discourse Types: Literate vs. Oral“. In: *Proceedings of the Sixth Workshop on NLP for Similar Languages, Varieties and Dialects*, S. 64–79.
- (2020). „Automatic Orality Identification in Historical Texts“. In: *Proceedings of the 12th Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2020)*, S. 1293–1302.
- Osten, Philipp (2010). „...eine der seltsamsten und geheimnisvollsten Erscheinungen“. Das Selbstzeugnis einer jungen Frau aus dem Jahr 1815“. In: *Patientendokumente. Krankheit in Selbstzeug-*

- nissen. Hg. Philipp Osten. *Medizin, Gesellschaft und Geschichte*. Beihefte 35. Stuttgart: Steiner, S. 127–142.
- Pahta, Päivi & Arja Nurmi (2009). „Negotiating Interpersonal Identities in Writing. Code-Switching Practices in Charles Burney’s Correspondence“. In: *The Language of Daily Life in England (1400–1800)*. Hg. Arja Nurmi, Minna Nevala & Minna Palander-Collin. *Pragmatics & Beyond New Series 183*. Amsterdam: Benjamins, S. 27–52.
- Palander-Collin, Minna & Minna Nevala (2011). „Sociopragmatic Aspects of Person Reference in Nathaniel Bacon’s Letters“. In: *Communicating Early English Manuscripts*. Hg. Päivi Pahta & Andreas Jucker. Cambridge: Cambridge University Press, S. 102–117.
- Palander-Collin, Minna, Minna Nevala & Arja Nurmi (2009). „The Language of Daily Life in the History of English: Studying how Macro Meets Micro“. In: *The Language of Daily Life in England (1400–1800)*. Hg. Arja Nurmi, Minna Nevala & Minna Palander-Collin. *Pragmatics & Beyond New Series 183*. Amsterdam: Benjamins, S. 1–23.
- Panattoni, Riccardo, Hg. (2011). *Parole e immagini dal manicomio. Studi e materiali dalle cartelle cliniche tra Otto e Novecento*. Milano: Mondadori.
- Panzer, Marita A. & Elisabeth Plössl (1997). *Bavarias Töchter. Frauenporträts aus fünf Jahrhunderten*. Regensburg: Pustet.
- Paolella, Francesco (2017). „Sacerdoti ricoverati nel manicomio di Reggio Emilia tra Ottocento e Novecento“. In: *Rivista di storia della Chiesa in Italia* 71 (2), S. 505–525.
- Parzeller, Markus, Maren Wenk & Markus A. Rothschild (2005). „Die ärztliche Schweigepflicht“. In: *Deutsches Ärzteblatt* 102 (5), S. 289–296.
- Paul, Hermann (1898). *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 3. Aufl. Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann, Peter Wiehl & Siegfried Grosse (1998). *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 24. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Perreault, Isabelle & Marie-Claude Thifault (2019). „Behind Asylum Walls: Studying the Dialectic between Psychiatrists and Patients at Montreal’s Saint-Jean-de-Dieu Hospital during the First Half of the Twentieth Century“. In: *Social History of Medicine* 32 (2), S. 377–394.
- Petersohn, Jürgen (1996). „Legasthenie als Ursache von Textvarianten? Beobachtungen an der Überlieferung der Prüfeninger Otto-Vita“. In: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 52 (2), S. 585–597.
- Peuser, Günter (2000). *Sprachstörungen. Einführung in die Patholinguistik*. München: Fink.
- Pfeifer, Wolfgang (2005). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. 8. Aufl. München: dtv.
- Pfeiffer, Christian (2018). „Zur Identifikation modifizierter Phraseme in Texten: ein Vorschlag für die analytische Praxis“. In: *Formelhafte Sprache in Text und Diskurs*. Hg. Sören Stumpf & Natalia Filatkina. *Formelhafte Sprache / Formulaic Language 2*. Berlin: de Gruyter, S. 49–83.
- Pfeiffer, Christian & Markus Schiegg (2020). „Religious Formulae in Historical Lower-Class Patient Letters“. In: *Formulaic Language and New Data. Theoretical and Methodological Implications*. Hg. Elisabeth Piirainen, Natalia Filatkina, Sören Stumpf & Christian Pfeiffer. *Formelhafte Sprache / Formulaic Language 3*. Berlin: de Gruyter, S. 249–277.
- Pickl, Simon (2013). *Probabilistische Geolinguistik. Geostatistische Analysen lexikalischer Variation in Bayerisch-Schwaben*. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 154*. Stuttgart: Steiner.
- Pickl, Simon & Stephan Elspaß (2019). „Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen“. In: *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen. Kontakt – Variation – Wandel*. Hg. Simon Pickl & Stephan Elspaß. *Germanistische Bibliothek 67*. Heidelberg: Winter, S. 1–29.

- Pillmaier, Sandra (2013). *„Wie Sie mir mitteilen wissen Sie nicht wo das Mädchl hingekommen ist“. Der ‚FALTHAUSER Ordner‘ über Täuschung und Vertrauen in der ‚NS‘ Anstaltspsychiatrie.* München: Hochschule München [Masterarbeit].
- Polianski, Igor J. (2019). „Handschrift, Minderwertigkeit und Rasse. Die Schriftpathologie von ihren Anfängen bis zur Zeit des Nationalsozialismus“. In: *Medizinhistorisches Journal* 54 (2), S. 108–144.
- Porter, Roy (1985). „The Patient’s View. Doing Medical History from Below“. In: *Theory and Society* 14 (2), S. 175–198.
- Porter, Roy & Mark S. Micale (1994). „Introduction: Reflections on Psychiatry and Its Histories“. In: *Discovering the History of Psychiatry.* Hg. Mark S. Micale & Roy Porter. New York: Oxford University Press, S. 3–36.
- Preston, Dennis R. (1996). „Variationist Perspectives on Second Language Acquisition“. In: *Second Language Acquisition and Linguistic Variation.* Hg. Robert Bayley & Dennis R. Preston. Studies in Bilingualism 10. Amsterdam: Benjamins, S. 1–45.
- Prinzhorn, Hans (1922). *Bildnerei der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung.* Berlin: Springer.
- Prinzing, Alfred (1906). *Jahresbericht der Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren (Kreis Schwaben) über das Jahr 1905.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1907). *Jahresbericht der Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren (Kreis Schwaben) über das Jahr 1906.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1908). *Jahresbericht der Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren (Kreis Schwaben) über das Jahr 1907.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1909). *Jahresbericht der Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren (Kreis Schwaben) über das Jahr 1908.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1910). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1909.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1911). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1910.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1912). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1911.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1913). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1912.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1914). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über das Jahr 1913.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- (1918). *Jahresbericht der Kreis-Heil- und Pflege-Anstalten bei Kaufbeuren über die Jahre 1914, 1915 und 1916.* Augsburg: Himmer’sche Buchdruckerei.
- Purschke, Christoph (2011). *Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik.* Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 149. Stuttgart: Steiner.
- Puttaert, Jill (2016). „Linguistic Hybridity in Nineteenth-Century Lower-Class Letters: A Case Study from Bruges“. In: *Reading and Writing from Below: Exploring the Margins of Modernity.* Hg. Ann-Catrine Edlund, Timothy G. Ashplant & Anna Kuismin. Northern Studies Monographs 4. Umeå: Umeå University and Royal Skyttean Society, S. 215–234.
- Puttaert, Jill, Iris Van de Voorde & Rik Vosters (2019). „Forgotten Voices from Below. Historical Sociolinguistic Research in Flanders“. In: *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen. Kon-*

- takt – Variation – Wandel*. Hg. Simon Pickl & Stephan Elspaß. Germanistische Bibliothek 67. Heidelberg: Winter, S. 191–212.
- Putter, Ad (2011). „Code-Switching in Langland, Chaucer and the *Gawain* Poet: Diglossia and Footing“. In: *Code-Switching in Early English*. Hg. Herbert Schendl & Laura Wright. Topics in English Linguistics 76. Berlin: de Gruyter, S. 281–302.
- Radkau, Joachim (1997). „Zum historischen Quellenwert von Patientenakten“. In: *Akten betreuer Personen als archivistische Aufgabe. Beratungs- und Patientenakten im Spannungsfeld von Persönlichkeitsschutz und historischer Forschung*. Hg. Dietrich Meyer & Bernd Hey. Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 25. Neustadt/Aisch: Degener, S. 73–101.
- Raible, Wolfgang (1992). *Junktion: Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration*. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1992/2. Heidelberg: Winter.
- Ralsler, Michaela (2010). *Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900*. Paderborn, München: Fink.
- Rammler, Otto F. (1876). *Deutscher Reichs-Universal-Briefsteller oder Musterbuch zur Abfassung aller in den allgemeinen und freundschaftlichen Lebensverhältnissen sowie im Geschäftsleben vorkommenden Briefe, Documente und Aufsätze [...] 46. Aufl.* Leipzig: Wigand.
- Raumolin-Brunberg, Helena (1991). *The Noun Phrase in Early Sixteenth-Century English. A Study Based on Sir Thomas More's Writings*. Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki 50. Helsinki: Société Néophilologique.
- (2009). „Lifespan Changes in the Language of Three Early Modern Gentlemen“. In: *The Language of Daily Life in England (1400–1800)*. Hg. Arja Nurmi, Minna Nevala & Minna Palander-Collin. Pragmatics & Beyond New Series 183. Amsterdam: Benjamins, S. 165–196.
- Reaume, Geoffrey (2000). *Remembrance of Patients Past. Patient Life at the Toronto Hospital for the Insane, 1870–1940*. Toronto: University of Toronto Press.
- Reiffenstein, Ingo (2009). „Sprachvariation im 18. Jahrhundert. Die Briefe der Familie Mozart. Teil I und Teil II“. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37, 47–80 und 203–220.
- Renn, Manfred (1994). *Die Mundart im Raum Augsburg. Untersuchungen zum Dialekt und zum Dialektwandel im Spannungsfeld großstädtisch-ländlicher und alemannisch-bairischer Gegensätze*. Sprache – Literatur und Geschichte 9. Heidelberg: Winter.
- Renn, Manfred & Werner König (2006). *Kleiner Bayerischer Sprachatlas*. München: dtv.
- Resch, Erich (2001). „Johann Michael Kiderles Beschreibung der Bayerischen Heilanstalt für Geisteskranke in Kaufbeuren aus dem Jahr 1882“. In: *Die heilige Crescentia von Kaufbeuren im Spiegel der ersten Befragung durch Eusebius Amort und Giovanni Battista Bassi im Jahr 1744*. Hg. Stadtarchiv und Heimatverein Kaufbeuren e. V. Kaufbeurer Schriftenreihe 3. Thalhofen: Bauer, S. 226–261.
- (2006). „Zur Geschichte des Kaufbeurer Bezirkskrankenhauses“. In: *Die Stadt Kaufbeuren. Bd. 3. Wirtschaftsentwicklung, Sozialgeschichte und Bevölkerungsstruktur*. Hg. Jürgen Kraus, Stefan Dieter & Jörg Westenburg. Thalhofen: Bauer, S. 242–249.
- (2007). „Arbeit und Brot in der Anstalt“. In: *Kaufbeurer Geschichtsblätter* 17 (12), S. 425–431.
- (2009). „In memoriam Dr. Max Maier, Irsee“. In: *Kaufbeurer Geschichtsblätter* 18 (6), S. 194–200.
- (2011). „Ungeklärte Mordfälle in Irsee und Kaufbeuren“. In: *Kaufbeurer Geschichtsblätter* 19 (2), S. 54–58.

- Resch, Markus (2003). „Vom Irrenwärter zum Krankenpfleger. Die Stellung des Pflegepersonals in der Frühzeit der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren (heute Bezirkskrankenhaus)“. In: *Kaufbeurer Geschichtsblätter* 16 (7), S. 242–264.
- Riecke, Jörg (2008). „Laien-Texte in psychiatrischen Krankenakten. Ein Beitrag zum Sprachgebrauch ‚kleiner Leute‘ am Beginn des 20. Jahrhunderts“. In: *Ditura. Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft* 4, S. 46–56.
- (2016). *Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Riecke, Jörg & Sascha Feuchert (2010). *Die Sprache der Akten. Gießener psychiatrische Krankenakten (1900–1945) als Quelle der Sprachgeschichte*. Gießen: Universität Gießen.
- Romaine, Suzanne (1982). *Socio-Historical Linguistics. Its Status and Methodology*. Cambridge Studies in Linguistics 34. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1988). „Historical Sociolinguistics: Problems and Methodology“. In: *Sociolinguistics: An International Handbook of the Science of Language and Society*. Hg. Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus J. Mattheier. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.2. Berlin: de Gruyter, S. 1452–1469.
- (1998). „Introduction“. In: *The Cambridge History of the English Language. Vol. IV: 1776–1997*. Hg. Suzanne Romaine. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–56.
- Rosenblum, Sara, Patrice L. Weiss & Shula Parush (2003). „Product and Process Evaluation of Handwriting Difficulties“. In: *Educational Psychology Review* 15 (1), S. 41–81.
- Rossin, Jürgen (1985). *Das Poesiealbum. Studien zu den Variationen einer stereotypen Textsorte*. Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 805. Frankfurt/Main: Lang.
- Rössler, Paul (2007). „Makrostrukturen in österreichischen Adelligenbriefen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert“. In: *Textsorten und Textallianzen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Hg. Peter Wiesinger & Claudia Wich-Reif. Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 8. Berlin: Weidler, S. 65–89.
- Roth, Angela (1999). *Würdig einer liebevollen Pflege. Die württembergische Anstaltspsychiatrie im 19. Jahrhundert*. Zwiefalten: Psychiatrie und Geschichte.
- Rotzoll, Maike (2013a). „Ein Blick von innen. Anstaltsgeschichtliche Aspekte in Krankenakten von Opfern der ‚Aktion T4‘“. In: *Abweichung und Normalität. Psychiatrie in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Deutschen Einheit*. Hg. Christine Wolters, Christof Beyer & Brigitte Lohff. Bielefeld: transcript, S. 159–185.
- (2013b). *Gefährdetes Leben. Eine kollektive Biografie von Langzeitinsassen psychiatrischer Anstalten bis zur nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘-Aktion ‚T4‘*. Heidelberg: Universität Heidelberg [Habilitation].
- (2020). „Die Anstalt als Heilmittel und die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert“. In: *„...es muß deshalb die Anstalt selbst in gewissem Sinne als ein Universalmittel bezeichnet werden.“ Theorie und Praxis der Behandlung in der psychiatrischen Anstalt Irsee zwischen 1849 und 1876*. Hg. Gerald Dobler. Bildungswerk Irsee Impulse 16. Irsee: Grizeto, S. 147–155.
- Rowley, Anthony (2018). „Wie schwand das Präteritum im Bairischen?“ In: *Sprachwandel im Deutschen*. Hg. Luise Czajkowski, Sabrina Ulbrich-Bösch & Christina Waldvogel. *Lingua Historica Germanica* 19. Berlin: de Gruyter, S. 407–417.
- Ruch, Martin (1988). „Der Haslachler Maler Carl Sandhaas in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau 1843–45. ‚Die stille Wut hab ich schon lang‘“. In: *Die Ortenau: Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden* 68, S. 495–504.

- Ruisinger, Marion M. (2008). *Patientenwege. Die Konsiliarkorrespondenz Lorenz Heisters (1683–1758) in der Trew-Sammlung Erlangen*. Medizin, Gesellschaft und Geschichte 28. Stuttgart: Steiner.
- Russi, Cinzia (2016). „Introduction“. In: *Current Trends in Historical Sociolinguistics*. Hg. Cinzia Russi. Warschau, Berlin: de Gruyter Open, S. 1–18.
- Rutten, Gijsbert & Marijke van der Wal (2012). „Functions of Epistolary Formulae in Dutch Letters from the Seventeenth and Eighteenth Centuries“. In: *Journal of Historical Pragmatics* 13 (2), S. 173–201.
- (2014). *Letters as Loot. A Sociolinguistic Approach to Seventeenth- and Eighteenth-Century Dutch*. Advances in Historical Sociolinguistics 2. Amsterdam: Benjamins.
- Rutten, Gijsbert & Rik Vosters (i.E.). *Historical Sociolinguistics. Key Topics in Sociolinguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Safley, Thomas M. (2010). *Kinder, Caritas und Kapital: Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des frühmodernen Augsburg. Bd. 2: Die Waisenkinder. Übersetzt von Christine Werkstetter*. Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft. Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 39.2. Augsburg: Wißner.
- Sahmland, Irmtraut (2004). „Das Anstaltsleben im Landeshospital Hofheim in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Einblicke und Einsichten anhand von Krankenakten“. In: *Haltestation Philipppshospital'. Ein psychiatrisches Zentrum – Kontinuität und Wandel. 1535–1904–2004*. Hg. Irmtraut Sahmland, Sabine Trosse, Christina Vanja, Hartmut Berger & Kurt Ernst. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 10. Marburg: Jonas, S. 91–113.
- (2007). „Briefkultur und psychische Krankheit. Patientenbriefe im Landeshospital Hofheim (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts)“. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 13, S. 67–99.
- (2016). „Eine Interessengemeinschaft im Hospital Haina zur Abwehr der anatomischen Sektion. Akteure und ihre Protestbereitschaft gegen strukturelle Zumutungen“. In: *Patientengeschichte in Hospital, Heilstätte und Krankenhaus (Schwerpunkthema des wissenschaftlichen Teils)*. Hg. Gunnar Stollberg, Christina Vanja, Florian Bruns & Fritz Dross. *Historia Hospitalium* 29. Münster: Lit, S. 12–45.
- Säily, Tanja, Arja Nurmi, Minna Palander-Collin & Anita Auer (2017). „The Future of Historical Sociolinguistics?“ In: *Exploring Future Paths for Historical Sociolinguistics*. Hg. Tanja Säily, Arja Nurmi, Minna Palander-Collin & Anita Auer. Advances in Historical Sociolinguistics 7. Amsterdam: Benjamins, S. 1–19.
- Salewski, Kerstin (1998). *Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet*. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 99. Stuttgart: Steiner.
- Salm, Heinrich (1976). „Von der Kreisirrenanstalt Irsee zum Nervenkrankenhaus Kaufbeuren. Aus der Geschichte der Psychiatrie in Schwaben“. In: *Hundert Jahre Nervenkrankenhaus Kaufbeuren*. Hg. Bezirk Schwaben. Kaufbeuren: Vereinigte Kunstanstalten, S. 26–64.
- Salmons, Joseph (2018). *A History of German. What the Past Reveals about Today's Language*. 2. Aufl. Oxford: Oxford University Press.
- Sammet, Kai (2003). „Welt und Börse – Ein Hamburger Kaufmann in der Irrenanstalt um 1880“. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 9, S. 225–242.
- Sandner, Peter (1997). „Die Landesheilanstalt Weilmünster im Nationalsozialismus“. In: *Heilanstalt – Sanatorium – Kliniken. 100 Jahre Krankenhaus Weilmünster 1897–1997*. Hg. Christina Vanja. Kassel: LWV Hessen, S. 121–164.

- Sandner, Peter, Gerhard Aumüller & Christina Vanja (2001). „Einleitung“. In: *Heilbar und nützlich. Ziele und Wege der Psychiatrie in Marburg an der Lahn*. Hg. Peter Sandner, Gerhard Aumüller & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 8. Marburg: Jonas, S. 14–19.
- Sankoff, Gillian (2005). „Cross-Sectional and Longitudinal Studies“. In: *Sociolinguistics: An International Handbook of the Science of Language and Society*. Hg. Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier & Peter Trudgill. 2. Aufl. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.2. Berlin: de Gruyter, S. 1003–1013.
- (2018). „Language Change Across the Lifespan“. In: *Annual Review of Linguistics* 4, S. 297–316.
- Sato, Megumi (2015). „„Wegen dem Clavier“. Die Beethovens und der Rektionswandel der Präpositionen *wegen*, *statt* und *während* im Zeitraum 1520–1870“. In: *Muttersprache* 125 (1), S. 23–56.
- (2019). „Zum Normbewusstsein im (ost-)oberdeutschen Sprachraum von 1750–1850. Überlegungen anhand der Kasusreaktion bei *wegen* in Zeitungen und Privatbriefen“. In: *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen. Kontakt – Variation – Wandel*. Hg. Simon Pickl & Stephan Elspaß. Germanistische Bibliothek 67. Heidelberg: Winter, S. 151–170.
- Satzung Irsee (1850). „Satzungen für die Kreis-Irren-Anstalt Irsee“. In: *Intelligenz-Blatt der Königlichen Regierung von Schwaben und Neuburg* 11 (5. Februar 1850), S. 66–75.
- Satzung Kaufbeuren-Irsee (1876). „Satzungen für die Heil- und Pflgeanstalten Kaufbeuren und Irsee“. In: *Königlich Bayerisches Kreis-Amtsblatt von Schwaben und Neuburg* 61 (31. Juli 1876), S. 809–839.
- Schäfer, Armin (2009). „Spur und Symptom. Zur Erforschung der Handschrift in der Psychiatrie um 1900“. In: *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*. Hg. Barbara Wittmann. Berlin: Diaphanes, S. 21–38.
- (2016). „Graphology in German Psychiatry (1870–1930)“. In: *History of Psychiatry* 27 (3), S. 307–319.
- Schäfer, Lea (2019). *Hessisches Jiddisch. Quellen zur Sprache der Juden im zentralhessischen Raum*. Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur 33. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Schäfer, Udo (1997). „Das Patientengeheimnis – ein Hindernis für die Archivierung von Patientenunterlagen“. In: *Akten betreuter Personen als archivische Aufgabe. Beratungs- und Patientenakten im Spannungsfeld von Persönlichkeitsschutz und historischer Forschung*. Hg. Dietrich Meyer & Bernd Hey. Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 25. Neustadt/Aisch: Degener, S. 11–26.
- Schaffer, Wolfgang (1997). „Krankenakten als Gegenstand archivischer Erschließung“. In: *Akten betreuter Personen als archivische Aufgabe. Beratungs- und Patientenakten im Spannungsfeld von Persönlichkeitsschutz und historischer Forschung*. Hg. Dietrich Meyer & Bernd Hey. Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 25. Neustadt/Aisch: Degener, S. 103–110.
- Scharfe, Martin (2001). „Briefe aus dem Irrenhaus. Selbstzeugnisse von Patientinnen aus der Frühzeit der Marburger Anstalt“. In: *Heilbar und nützlich. Ziele und Wege der Psychiatrie in Marburg an der Lahn*. Hg. Peter Sandner, Gerhard Aumüller & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 8. Marburg: Jonas, S. 163–183.
- Schendl, Herbert (2012). „Multilingualism, Code-Switching, and Language Contact in Historical Sociolinguistics“. In: *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Hg. Juan M. Hernández-Campoy & Juan C. Conde-Silvestre. Oxford: Blackwell, S. 520–533.

- Schendl, Herbert (2013). „Multilingualism and Code-Switching as Mechanisms of Contact-Induced Lexical Change in Late Middle English“. In: *English as a Contact Language*. Hg. Daniel Schreier & Marianne Hundt. Cambridge: Cambridge University Press, S. 41–57.
- (2015). „Code-Switching in Early English Literature“. In: *Language and Literature* 24 (3), S. 233–248.
- Schendl, Herbert & Laura Wright, Hg. (2011). *Code-Switching in Early English*. Topics in English Linguistics 76. Berlin: de Gruyter.
- Schiegg, Markus (2015a). „Der flexible Schreiber in der Sprachgeschichte. Grammatische Variation in süddeutschen Patientenbriefen des 19. Jahrhunderts“. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 82 (2), S. 169–205.
- (2015b). *Frühmittelalterliche Glossen. Ein Beitrag zur Funktionalität und Kontextualität mittelalterlicher Schriftlichkeit*. Germanistische Bibliothek 52. Heidelberg: Winter.
- (2015c). „The Invisible Language of Patients from Psychiatric Hospital“. In: *Invisible Languages in the Nineteenth Century*. Hg. Anna Havinga & Nils Langer. Historical Sociolinguistics 2. Oxford: Lang, S. 71–94.
- (2016a). „Code-Switching in Lower-Class Writing. Autobiographies by Patients from Southern German Psychiatric Hospitals (1852–1931)“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 2 (1), S. 47–81.
- (2016b). „Scribes’ Voices. The Relevance and Types of Early Medieval Colophons“. In: *Studia Neophilologica* 88 (2), S. 129–147.
- (2018). „Factors of Intra-Speaker Variation in Nineteenth-Century Lower-Class Writing“. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 119 (1). Hg. Anita Auer & Mikko Laitinen, S. 101–120.
- (2019a). „Patient Narratives as Distorted Mirrors: Letters from a Nineteenth-Century Psychiatric Hospital“. In: *Urban Microcosms (1789–1940)*. Hg. Margit Dirscherl & Astrid Köhler. imlr books 13. London: Institute of Modern Languages Research, S. 239–256.
- (2019b). „Varietätenschichtungen im 19. Jahrhundert. Sprachkontakt, -variation und -wandel in Briefen von Augsburger Patienten“. In: *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen. Kontakt – Variation – Wandel*. Hg. Simon Pickl & Stephan Elspaß. Germanistische Bibliothek 67. Heidelberg: Winter, S. 171–189.
- (2020a). „Briefsteller“. In: *Handbuch Brief. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bd. 1*. Hg. Marie I. Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink & Jochen Strobel. Berlin: de Gruyter, S. 276–290.
- (2020b). „Patientenbrief“. In: *Handbuch Brief. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bd. 1*. Hg. Marie I. Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink & Jochen Strobel. Berlin: de Gruyter, S. 570–581.
- (2021). „Variation and Change in Idiolects: Tracing a Lexical Substitution Inside a Psychiatric Hospital around 1900“. In: *Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association* 9, S. 35–46.
- Schiegg, Markus & Christina Eichhorn-Hartmeyer (2020). „Nieder- und Norddeutsches in Patientenakten des frühen 20. Jahrhunderts“. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 127, S. 40–53.
- Schiegg, Markus & Monika Foldenauer (2021). „Codeswitching bei süddeutschen Schreibern des 19. Jahrhunderts“. In: *Historisches Codeswitching mit Deutsch. Multilinguale Praktiken in der Sprachgeschichte*. Hg. Elvira Glaser, Michael Prinz & Stefaniya Ptashnyk. Studia Linguistica Germanica 140. Berlin: de Gruyter, S. 367–401.

- Schiegg, Markus & Sabrina Freund (2019). „Intraindividuelle Variation auf lexikalisch-semantischer Ebene bei unroutinierten Schreibern des 19. Jahrhunderts“. In: *Linguistik Online* 99 (6), S. 51–76.
- Schiegg, Markus & Katharina Gunkler-Frank (2021). „Konzentration als Faktor intraindividuellere Variation im Textverlauf. Graphematische Untersuchungen an historischen Patientenbriefen“. In: *Historische Schrift- und Schriftlichkeitsforschung*. Hg. Paul Rössler, Peter Besl & Anna Saller. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 12. Berlin: de Gruyter, S. 26–48.
- Schiegg, Markus & Judith Huber, Hg. (in Bearbeitung). *Intra-Writer Variation in Historical Sociolinguistics*. Historical Sociolinguistics. Oxford: Lang.
- Schiegg, Markus & Konstantin Niehaus (2017). „Trotzdem als Subjunktion in Geschichte und Gegenwart“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 45 (1), S. 73–107.
- Schiegg, Markus & Lena Sowada (2019). „Script Switching in Nineteenth-Century Lower-Class Handwriting“. In: *Paedagogica Historica* 55 (6). Hg. Lukas Boser, Marcelo Caruso & Michèle Hofmann, S. 772–791.
- Schiegg, Markus & Deborah E. Thorpe (2017). „Historical Analyses of Disordered Handwriting: Perspectives on Early 20th-Century Material from a German Psychiatric Hospital“. In: *Written Communication* 34 (1), S. 30–53.
- Schikorsky, Isa (1990). *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘*. Reihe Germanistische Linguistik 107. Tübingen: Niemeyer.
- Schilling, Natalie (2013). „Investigating Stylistic Variation“. In: *The Handbook of Language Variation and Change*. Hg. Jack K. Chambers & Natalie Schilling. 2. Aufl. Oxford: Wiley, S. 327–349.
- Schmidt, Gerhard (1983). *Selektion in der Heilanstalt. 1935–1945*. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Martin, Robert Kuhlmann & Michael von Cranach (2012). „Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren“. In: *Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1993 und 1945*. Hg. Michael von Cranach & Hans-Ludwig Siemen. 2. Aufl. München: Oldenbourg, S. 265–325.
- Schmidt, Mathias, Saskia Wilhelmy & Dominik Gross (2020). „Retrospective Diagnosis of Mental Illness: Past and Present“. In: *The Lancet Psychiatry* 7 (1), S. 14–16.
- Schmiedebach, Heinz-Peter & Monika Ankele (2013). „Die Irrenanstalt Langenhorn um 1910 – Heilanstalt oder landwirtschaftliche Produktionsstätte?“ In: *Außereuropäische und europäische Hospital- und Krankenhausgeschichte – Ein Vergleich*. Hg. Gunnar Stollberg, Christina Vanja & Ernst Kraas. *Historia Hospitalium* 28. Berlin: Lit, S. 255–268.
- Schneider, Edgar W. (2013). „Investigating Historical Variation and Change in Written Documents. New Perspectives“. In: *The Handbook of Language Variation and Change*. Hg. Jack K. Chambers & Natalie Schilling. 2. Aufl. Oxford: Wiley, S. 57–81.
- Schneider, Frank & Petra Lutz (2014). *erfasst, verfolgt, vernichtet. Kranke und behinderte Menschen im Nationalsozialismus. Ausstellungskatalog*. Berlin: Springer.
- Schneider, Jan G. (2016). „Nähe, Distanz und Medientheorie“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 333–356.
- Schnierer, Sabine (1996). *Verwahrt, verlegt, vergessen. Die Einbeziehung der Landes-Siechenanstalt Hoym in das ‚Euthanasie‘-Programm des Nationalsozialismus*. Berlin: Freie Universität Berlin [Dissertation].

- Scholl, H., Hg. (7. Mai 1927). *Bayerisches Ärztliches Correspondenzblatt* (19).
- Hg. (14. Juli 1928). *Bayerisches Ärztliches Correspondenzblatt* (28).
- Scholz, Susanne & Reinhard Singer (1986). „Die Kinder in Hadamar“. In: *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945*. Hg. Dorothee Roer & Dieter Henkel. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 214–236.
- Schott, Heinz & Rainer Tölle (2006). *Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen*. München: Beck.
- Schröter, Juliane (2016). *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Reihe Germanistische Linguistik 307. Berlin: de Gruyter.
- Schulze, Dietmar (2019). „Auch der ‚Gnadentod‘ ist Mord“. *Der Augsburger Strafprozess über die NS-, Euthanasie‘-Verbrechen in Kaufbeuren und Irsee*. Bildungswerk Irsee Impulse 15. Irsee: Grizeto.
- (2021). „Es wäre doch die verdammte Pflicht und Schuldigkeit der Anstalt, die Angehörigen des Patienten zu verständigen...“. *Familien von ‚Euthanasie‘-Opfern und ihr Schriftwechsel mit der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee*. Bildungswerk Irsee Impulse 18. Irsee: Grizeto.
- Schulze, Dietmar & Wiebke Janssen (2015). „Biographische Skizzen. Die Krankenakte als Quelle“. In: *Das Irseer Totenbuch. Chronologisches Toten-Register der Heil- und Pflegeanstalt Irsee 1849 bis 1950*. Hg. Magdalene Heuvelmann. Bildungswerk Irsee Impulse 9. Irsee: Grizeto, S. 349–421.
- Schuster, Britt-Marie (2010). *Auf dem Weg zur Fachsprache. Sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939)*. Reihe Germanistische Linguistik 286. Berlin: de Gruyter.
- (2011). „Orientierung an der sich durchsetzenden Norm oder Beibehaltung des individuellen Schreibusus? Beobachtungen zu grafischen Varianten in Tagebüchern um 1900“. In: *Historische Soziolinguistik des Deutschen X. Historisch-soziolinguistische Forschungen als Beiträge zur Optimierung der deutschen Sprachgeschichtsschreibung. Internationale Fachtagung, Pécs 02.–05.09.2010*. Hg. Gisela Brandt. Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 454. Stuttgart: Heinz, S. 173–186.
- Schweizer-Martinschek, Petra (2018). „Die Behandlung von psychisch erkrankten Soldaten in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee während des Ersten Weltkriegs“. In: *Psychiatrie im Ersten Weltkrieg*. Hg. Thomas Becker, Heiner Fangerau, Peter Fassl & Hans-Georg Hofer. Irseer Schriften, Studien zur Wirtschafts-, Kultur und Mentalitätsgeschichte NF Bd. 12. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 351–364.
- Schweizer-Martinschek, Petra & Michael von Cranach, Hg. (2021). *Die Befreiung der Anstalt am 2. Juli 1945. Das Ende der nationalsozialistischen NS-, Euthanasie‘-Verbrechen in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee*. Schmidt: Neustadt a. d. Aisch.
- Scrimgeour, David (2015). *Proper People. Early Asylum Life in the Words of Those Who Were There*. York: Scrimgeour Yorkshire.
- Searle, John R. (1969). *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Selig, Maria (2017). „Plädoyer für einen einheitlichen, aber nicht einförmigen Sprachbegriff. Zur aktuellen Rezeption des Nähe-Distanz-Modells“. In: *Romanistisches Jahrbuch* 68, S. 114–145.
- Selig, Maria & Roland Schmidt-Riese (2021). „Noticias sobre inmediatez y distancia: Esbozo de situación, dispositivos mediales y variación conceptual“. In: *Was bleibt von kommunikativer*

- Nähe und Distanz? Mediale und konzeptionelle Aspekte sprachlicher Variation*. Hg. Teresa Gruber, Klaus Grübl & Thomas Scharinger. ScriptOra 144. Tübingen: Narr, S. 145–169.
- Selting, Margret & Volker Hinneken (1989). „Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik“. In: *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Hg. Margret Selting & Volker Hinneken. Linguistische Arbeiten 235. Tübingen: Niemeyer, S. 1–23.
- Sheffer, Edith (2018). *Aspergers Kinder. Die Geburt des Autismus im ‚Dritten Reich‘. Aus dem Englischen von Stephan Gebauer*. Frankfurt/Main: Campus.
- Shepherd, Jade V. (2013). *Victorian Madmen. Broadmoor, Masculinity and the Experiences of the Criminally Insane, 1863–1900*. London: Queen Mary University of London [Dissertation].
- (2016). „I am very glad and cheered when I hear the flute“. The Treatment of Criminal Lunatics in Late Victorian Broadmoor“. In: *Medical History* 60 (4), S. 473–491.
- (2017). „I am not very well I feel nearly mad when I think of you“. Male Jealousy, Murder and Broadmoor in Late-Victorian Britain“. In: *Social History of Medicine* 30 (2), S. 277–298.
- Sieberg, Bernd (2014). „Gesprochenes Deutsch und Portugiesisch im Vergleich: Analysen im Rahmen des Modells des Nähe- und Distanzsprechens“. In: *Kontrastive Linguistik und Fremdsprachendidaktik Iberoromanisch – Deutsch. Studien zu Morphosyntax, Mediensprache, Lexikographie und Mehrsprachigkeitsdidaktik (Spanisch, Portugiesisch, Katalanisch, Deutsch)*. Hg. Daniel Reimann. Romanistische Fremdsprachenforschung und Unterrichtsentwicklung 2. Tübingen: Narr, S. 83–109.
- (2018). *Gesprochenes Portugiesisch aus sprachpragmatischer Perspektive*. Romanistische Fremdsprachenforschung und Unterrichtsentwicklung 11. Tübingen: Narr.
- Siebers, Lucia (2019). „[T]his is all answer soon“. African American Vernacular Letters from the Eighteenth and Nineteenth Centuries“. In: *Keeping in Touch. Emigrant Letters across the English-Speaking World*. Hg. Raymond Hickey. Advances in Historical Sociolinguistics 10. Amsterdam: Benjamins, S. 213–237.
- Simon, Horst J. (2003). *Für eine grammatische Kategorie ‚Respekt‘ im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina*. Linguistische Arbeiten 474. Tübingen: Niemeyer.
- Sirl, M. Benigna (2011). „Ansprache bei der Feier am ‚Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus‘ in Schönbrunn am 27. Januar 2011“. In: *Die Assoziationsanstalt Schönbrunn und das nationalsozialistische Euthanasie-Programm*. Hg. M. Benigna Sirl & Peter Pfister. Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising 15. Regensburg: Schnell & Steiner, S. 141–165.
- Smith, Leonard (2008). „Your Very Thankful Inmate“. Discovering the Patients of an Early County Lunatic Asylum“. In: *Social History of Medicine* 21 (2), S. 237–252.
- Söhner, Felicitas (2016). „Familiäre psychiatrische Versorgung an der Schwelle vom langen 19. Jahrhundert zur Moderne“. In: *Entgrenzungen des Wahnsinns. Psychopathie und Psychopathologisierungen um 1900*. Hg. Heinz-Peter Schmiedebach. Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 93. Berlin: de Gruyter, S. 95–129.
- (2017). „Sprachliche Darstellung und Wahrnehmung des Patienten in medizinischen Aufzeichnungsverfahren. Zu psychiatrischen Krankenakten sog. ‚Ostarbeiter‘“. In: *Pamięć o przeszłości w prywatnych narracjach i historiografii*. Hg. Anna Warakomska. Warschau: Universität Warschau, S. 50–78.

- Sokoll, Thomas (2001). *Essex Pauper Letters, 1731–1837*. Records of Social and Economic History. New Series 30. Oxford: Oxford University Press.
- Söll, Ludwig (1974). *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. Grundlagen der Romanistik 6. Berlin: Schmidt.
- Sommer, Robert (1899). *Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungs-Methoden*. Berlin: Urban & Schwarzenberg.
- (1901). *Diagnostik der Geisteskrankheiten für praktische Ärzte und Studierende*. 2. Aufl. Berlin: Urban & Schwarzenberg.
- (1903). „Vorwort“. In: *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Handschriftenproben*. Hg. Rudolf Köster. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Sommer, Robert & Humphry Osmond (1960). „Autobiographies of Former Mental Patients“. In: *The Journal of Mental Science* 106 (443), S. 648–662.
- Sonnenberger, Franz (1984). „Studien zur Verwirklichung der allgemeinen Schulpflicht in Oberbayern 1802–1850“. In: *Regionale Schulentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. Lenz Kriss-Rettenbeck & Max Liedtke. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 45–63.
- Specht, Gustav (1906). „Modernpsychiatriesches vom alten Hagen“. In: *Festschrift J. Rosenthal zur Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres gewidmet*. Hg. Schüler Freunde Verehrer. Leipzig: Thieme, S. 165–180.
- Spitzmüller, Jürgen (2009). „Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource“. In: *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamische Gestalt*. Hg. Angelika Linke & Helmuth Feilke. Reihe Germanistische Linguistik 283. Tübingen: Niemeyer, S. 459–486.
- Stahnke, Johanna (2017). *Konzeptionelle Nähe und sprachliche Routinisierung. Konversationelle Selbstreparaturen im Französischen*. Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 414. Berlin: de Gruyter.
- Stargardt, Nicholas (2006). „Elterliches Vertrauen in die Anstalten und die Ermordung von Kindern“. In: *Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum*. Hg. Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner & Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 12. Marburg: Jonas, S. 259–266.
- Steger, Florian (2005). „Kinder als Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee. Die ‚Kinderfachabteilung‘ in den Jahren 1941–1945“. In: *Sudhoffs Archiv* 89 (2), S. 129–150.
- Steinig, Wolfgang (1976). *Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen*. Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache 40. Düsseldorf: Schwann.
- Steinlechner, Gisela (2002). „Sprachnotwendigkeiten. Texte aus der Sammlung Prinzhorn“. In: *WahnWeltBild. Die Sammlung Prinzhorn. Beiträge zur Museumseröffnung*. Hg. Thomas Fuchs, Inge Jádi, Bettina Brand-Claussen & Christoph Mundt. Heidelberger Jahrbücher 46. Berlin: Springer, S. 169–184.
- Steinwascher, Gerd (2018). *Beständeübersicht des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Oldenburg*. Oldenburg: Niedersächsisches Landesarchiv.
- Stolberg, Doris (2019). „Canadian Heritage German across Three Generations: A Diary-Based Study of Language Shift in Action“. In: *Journal of Historical Sociolinguistics* 5 (2), S. 1–35.
- Stolt, Birgit (1964). *Die Sprachmischung in Luthers Tischreden. Studien zum Problem der Zweisprachigkeit*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.

- Streit, Volker & Michael Letter (2005). *Marketing für Arztpraxen: Individuelle Gesundheitsleistungen (IGeL) organisieren, kalkulieren und verkaufen*. Berlin: Springer.
- Tebben, Karin (2009). „Sie wissen nicht, was sie tun? Zur Intentionalität der Texte aus der Sammlung Prinzhorn“. In: *Surrealismus in der deutschsprachigen Literatur*. Hg. Friederike Reents. spectrum Literaturwissenschaft. Komparatistische Studien 21. Berlin: de Gruyter, S. 251–294.
- Thelen, Hedwig (2011a). „„Der Staat hat kein Geld – gebt euch zufrieden.“ Patientenbriefe aus der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen 1933–1945“. In: *NS-,Euthanasie‘ und Erinnerung. Vergangenheitaufarbeitung – Gedenkformen – Betroffenenperspektiven*. Hg. Stefanie Westermann, Richard Kühl & Tim Ohnhäuser. Medizin und Nationalsozialismus 3. Münster: Lit, S. 155–168.
- (2011b). „Patientenbriefe als Quelle historischer Forschung – Der Alltag in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen aus der Perspektive von Patienten“. In: *NS-,Euthanasie‘ und lokaler Krankmord in Oldenburg, Klingenmünster und Sachsen. Erinnerungskultur und Betroffenenperspektive*. Hg. Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen Euthanasie und Zwangssterilisation. Berichte des Arbeitskreises 6. Münster: Klemm und Oelschläger, S. 101–114.
- Thorpe, Deborah E. (2015). „„I Haue Ben Crised and Besy‘. Illness and Resilience in the Fifteenth-Century Stonor Letters“. In: *The Mediaeval Journal* 5 (2), S. 85–108.
- Thorpe, Deborah E. & Jane E. Alty (2015). „What Type of Tremor Did the Medieval ‚Tremulous Hand of Worcester‘ Have?“ In: *Brain* 138 (10), S. 3123–3127.
- Thorpe, Deborah E., Jane E. Alty & Peter A. Kempster (2020). „Health at the Writing Desk of John Ruskin: A Study of Handwriting and Illness“. In: *Medical Humanities* 46 (1), S. 31–45.
- Thorpe, Deborah E., Nathan Melson & Jane E. Alty (2016). „Dystonia in a Prolific Medieval Scribe“. In: *The Lancet Neurology* 15 (9), S. 907.
- Thorsen-Vitt, Susanne, Wolfgang Rütter & Karl D. Vitt (2007). *Der Patientenbrief: Nachhaltige Information zur Verbesserung des Heilerfolgs*. Frankfurt/Main: Mabuse.
- Thumm-Kintzel, Magdalene (1905). „Die Handschrift der Geisteskranken“. In: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 62 (4), S. 647–650.
- Tieken-Boon van Ostade, Ingrid (2011). *The Bishop’s Grammar. Robert Lowth and the Rise of Prescriptivism*. Oxford: Oxford University Press.
- Tobia, Paul (2017). *The Patients of the Bristol Lunatic Asylum in the Nineteenth Century*. Bristol: University of West England [Dissertation].
- Tophinke, Doris (2016). „Sprachgeschichtsforschung im Horizont von Nähe und Distanz“. In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 299–331.
- Tremel, Manfred (2006). *Geschichte des modernen Bayern: Königreich und Freistaat*. 3. Aufl. München: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.
- Tröger, Gert P. (1979). *Geschichte der Anstalten der geschlossenen Fürsorge im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben insbesondere während des 19. Jahrhunderts*. Miscellanea Bavarica Monacensia. Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München. 88. München: Wölfe.
- Tsapos, Nicolas (2002). „Die Konstitution von Patientenbildern in Krankenakten betretener Patientinnen der Anstalt Bethel 1898–1945“. In: *Krankheit verstehen. Interdisziplinäre Beiträge zur Sprache in Krankheitsdarstellungen*. Hg. Gisela Brüner & Elisabeth Gülich. Bielefelder Schriften zur Linguistik und Literaturwissenschaft 18. Bielefeld: Aisthesis, S. 301–317.
- (2012). *Wie Frauen zu Patientinnen werden. Soziale Kategorisierungen in psychiatrischen Krankenakten der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel (1898–1945)*. Frankfurt/Main: Mabuse.

- Ude-Koeller, Susanne (2007). „Dass der Patient [...] selbst der Meinung sei, nur in der Heimat gesund werden zu können“ – Die Behandlung von Zwangsarbeitenden in der ‚Staatlichen Universitäts-Klinik für psychische und Nervenkrankheiten Göttingen‘. In: *Leiden verwehrt Vergessen. Zwangsarbeiter in Göttingen und ihre medizinische Versorgung in den Universitätskliniken*. Hg. Volker Zimmermann. Göttingen: Wallstein, S. 229–256.
- Ulbrich, Christiane & Alexander Werth (2021). „What Is Intra-individual Variation in Language?“ In: *Intra-individual Variation in Language*. Hg. Alexander Werth, Lars Bülow, Simone E. Pfeningner & Markus Schiegg. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 363. Berlin: de Gruyter, S. 9–43.
- Ullrich, Heinrich (1904). *Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren. Jahres-Bericht von 1903*. Kaufbeuren: Handschriftlich, unveröffentlicht. Archiv des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren.
- Urbach, Anna (2015). „Heilsam, förderlich, wirtschaftlich“ – Zur Rechtfertigung, Durchführung und Aneignung der Arbeitstherapie in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt Uchtspringe 1894–1914“. In: *Arbeitsrhythmus und Anstaltsalltag. Arbeit in der Psychiatrie vom frühen 19. Jahrhundert bis in die NS-Zeit*. Hg. Monika Ankele & Eva Brinkschulte. Stuttgart: Steiner, S. 71–102.
- (2017). „Auf leisen Sohlen das Fallen fixieren. ‚Epileptikeranstalten‘ als Wegbereiter einer spezifischen Qualifizierung von psychiatrischen Pflegekräften um 1900“. In: *Geschichte der Pflege im Krankenhaus*. Hg. Karen Nolte, Christina Vanja, Florian Bruns & Fritz Dross. *Historia Hospitalium* 30. Berlin: Lit, S. 65–87.
- van Hattum, Marije (2018). „Home and Away: Dialect Divergence in Nineteenth-Century Irish English Emigrant Writing“. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 119 (1), S. 39–69.
- Vandenbussche, Wim (1999a). „‚Arbeitersprache‘ in Bruges during the 19th Century“. In: *Beiträge zur historischen Stadtsprachenforschung*. Hg. Helga Bister-Broosen. *Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft* 8. Wien: Ed. Praesens, S. 49–65.
- (1999b). „Arbeitersprache: A Fiction?“ In: *Belgian Journal of Linguistics* 13, S. 87–103.
- (2002). „Dutch Orthography in Lower, Middle and Upper Class Documents in 19th-Century Flanders“. In: *Standardization. Studies from the Germanic Languages*. Hg. Andrew R. Linn & Nicola McLelland. Amsterdam: Benjamins, S. 27–42.
- Vanja, Christina (1993). „Leben und Arbeiten in einer Heil- und Pflegeanstalt Ende des 19. Jahrhunderts“. In: *Psychiatrie in Heppenheim. Streifzüge durch die Geschichte eines hessischen Krankenhauses 1866–1992*. Hg. Landeswohlfahrtsverband Hessen. *Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen* 2. Kassel: Landeswohlfahrtsverband Hessen, S. 42–62.
- (1997). „‚eitel Lust und Freude herrscht wirklich nicht darin‘ – Die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Weilmünster 1897–1921“. In: *Heilanstalt – Sanatorium – Kliniken. 100 Jahre Krankenhaus Weilmünster. 1897–1997*. Hg. Christina Vanja. Kassel: LWV Hessen, S. 15–60.
- (2001). „Landleben als Therapeutikum. Zur Gründung des Waldkrankenhauses als ‚agricole Colonie‘“. In: *In waldig-ländlicher Umgebung ...‘. Das Waldkrankenhaus Köppern: Von der agrikolen Kolonie der Stadt Frankfurt zum Zentrum für Soziale Psychiatrie Hochtaunus*. Hg. Christina Vanja & Helmut Siefert. Kassel: Euregio, S. 36–75.
- (2003). „Das ‚Feste Haus‘ – Eine Institution zwischen Strafvollzug und Psychiatrie“. In: *Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung*. Hg. Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke, Irmtraut Sahmland & Christina Vanja. *Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen* 9. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 125–153.

- (2008). „.....Sie können indessen wegen ihrer Religion keine eigene Einrichtung darin fordern‘ – Jüdische Patientinnen im Landeshospital Merxhausen im 19. Jahrhundert“. In: *An der Wende zur Moderne. Die hessischen Hohen Hospitäler im 18. und 19. Jahrhundert*. Hg. Arnd Friedrich, Irma Traut Sahmland & Christina Vanja. Petersberg: Imhof, S. 245–270.
 - (2011). „Arbeits-therapie und Außenberatung im volkswirtschaftlichen Wohlfahrtsstaat – Die Landesheilanstalt Herborn in der Zeit der Weimarer Republik“. In: *100 Jahre Psychiatrie in Herborn. Rückblick, Einblick, Ausblick*. Hg. Christina Vanja. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 16. Marburg: Jonas, S. 72–99.
 - (2013). „Arme Hessen in Kurbädern des 18. Jahrhunderts“. In: *virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 12, S. 11–25.
- Vanja, Christina & Martin Vogt, Hg. (1991). *Euthanasie in Hadamar. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in hessischen Anstalten. Begleitband zur Ausstellung des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen*. Kassel: Landeswohlfahrtsverband Hessen.
- Villasante, Olga (2018). „Monitoring the Correspondence of the Mentally Ill in Spanish Psychiatric Institutions: From Care to Censorship, 1852–1987“. In: *História, Ciências, Saúde – Manguinhos* 25 (3), S. 1–15.
- Voeste, Anja (2015). „Tired Mind or Tired Hand? Linguistic Changes in the Private Letters of a Baltic German Nobleman“. In: *Language Development. The Lifespan Perspective*. Hg. Annette Gerstenberg & Anja Voeste. Impact. Studies in Language and Society 37. Amsterdam: Benjamins, S. 167–188.
- von Beyme, Ingrid & Sabine Hohnholz (2018). *Vergissmeinnicht – Psychiatriepatienten und Anstaltsleben um 1900. Aus Werken der Sammlung Prinzhorn*. München: Springer.
- von Cranach, Michael (1999). „Menschenversuche in den bayerischen Heil- und Pflegeanstalten“. In: *Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945*. Hg. Michael von Cranach & Hans-Ludwig Siemen. München: Oldenbourg, S. 405–411.
- (2011). „Die Auseinandersetzung mit den Krankenmorden in Kaufbeuren-Irsee – 1945 bis heute. Ein persönlicher Bericht“. In: *Den Opfern ihre Namen geben. NS-„Euthanasie“-Verbrechen, historisch-politische Verantwortung und Erinnerungskultur*. Hg. Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen Euthanasie und Zwangssterilisation. Ulm: Klemm + Oelschläger, S. 33–44.
- von Cranach, Michael, Annette Eberle, Gerrit Hohendorf & Sibylle von Tiedemann (2018). *Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde*. Göttingen: Wallstein.
- von Cranach, Michael, Petra Schweizer-Martinschek & Petra Weber (2020). *Später wurde in der Familie darüber nicht gesprochen. Gedenkbuch für die Kaufbeurer Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen*. Neustadt a. d. Aisch: Schmidt.
- von Cranach, Michael & Hans-Ludwig Siemen, Hg. (1999). *Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945*. München: Oldenbourg.
- von Engelhardt, Dietrich (2019). „Ärztliche Schweigepflicht aus historischer und ethisch-rechtlicher Sicht“. In: *Imago Hominis* 26 (2), S. 47–56.
- von Polenz, Peter (1996). „Die Ideologisierung der Schriftarten in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert“. In: *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet*. Hg. Karin Böke, Matthias Jung & Martin Wengeler. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 271–282.

- von Polenz, Peter (1999). *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter.
- (2013). *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert*. Hg. Claudine Moulin & Dominic Harion. 2. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Wagner, Suzanne E. & Isabelle Buchstaller, Hg. (2018). *Panel Studies of Variation and Change*. London: Routledge.
- Wagner, Suzanne E. & Gillian Sankoff (2011). „Age Grading in the Montréal French Inflected Future“. In: *Language Variation and Change* 23 (3), S. 275–313.
- Walkden, George (2019). „The Many Faces of Uniformitarianism in Linguistics“. In: *Glossa: A Journal of General Linguistics* 4 (1, 52), S. 1–17.
- Walton, Judie (1997). „Handwriting Changes Due to Aging and Parkinson’s Syndrome“. In: *Forensic Science International* 88 (3), S. 197–214.
- Wang, Hongzhi, Qiping Yu, Mónica M. Kurtis, Alicia G. Floyd, Whitney A. Smith & Seth L. Pullman (2008). „Spiral Analysis-Improved Clinical Utility with Center Detection“. In: *Journal of Neuroscience Methods* 171 (2), S. 264–270.
- Wankerl, Sebastian, Elmar Nöth & Stefan Evert (2016). „An Analysis of Perplexity to Reveal the Effects of Alzheimer’s Disease on Language“. In: *ITG-Fachbericht: Speech Communication* 267, S. 254–259.
- Wannell, Louise (2007). „Patients’ Relatives and Psychiatric Doctors: Letter Writing in the York Retreat, 1875–1910“. In: *Social History of Medicine* 20 (2), S. 297–313.
- Webersik, Julia (2015). *Gesprochene Schulsprache in der Primarstufe. Ein empirisches Verfahren zur Evaluation von Fördereffekten im Bereich Deutsch als Zweitsprache*. DaZ-Forschung 9. Berlin: de Gruyter.
- Wehde, Susanne (2000). *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69. Tübingen: Niemeyer.
- Weinreich, Uriel, William Labov & Marvin I. Herzog (1968). „Empirical Foundations for a Theory of Language Change“. In: *Directions for Historical Linguistics. A Symposium*. Hg. Winfred P. Lehmann & Yakov Malkiel. Austin: University of Texas Press, S. 95–195.
- Wernli, Martina (2014). *Schreiben am Rand. Die ‚Bernische kantonale Irrenanstalt Waldau‘ und ihre Narrative (1895–1936)*. Bielefeld: Transcript.
- Werth, Alexander (2020). „Klisen in frühneuzeitlichen Hexenverhörprotokollen“. In: *Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Fallstudien zur Erschließung der frühneuzeitlichen Schriftsprache*. Hg. Renata Szczepaniak, Lisa Dücker & Stefan Hartmann. Reihe Germanistische Linguistik 322. Berlin: de Gruyter, S. 177–210.
- Werth, Alexander, Lars Bülow, Simone E. Pfenninger & Markus Schiegg, Hg. (2021). *Intra-individual Variation in Language*. Trends in Linguistics. Studies and Monographs 363. Berlin: de Gruyter.
- Weyermann, Hans (1900). *Geschichtliche Entwicklung der Anatomie des Gehirns*. Würzburg: Paul Scheiner’s Buchdruckerei [Dissertation Würzburg].
- Wiese, Heike & Niglin T. Polat (2016). „Pejoration in Contact: *m*-Reduplication and Other Examples from Urban German“. In: *Pejoration*. Hg. Rita Finkbeiner, Jörg Meibauer & Heike Wiese. Linguistik Aktuell/Linguistics Today 228. Amsterdam: Benjamins, S. 243–267.
- Wiesinger, Peter (2004). „Österreichische Adelsbriefe des 16. bis 18. Jahrhunderts als Textsorte“. In: *Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhun-*

- derts. Hg. Franz Simmler & Claudia Wich-Reif. Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 6. Berlin: Weidler, S. 289–310.
- Wilbraham, Lindy (2014). „Reconstructing Harry: A Genealogical Study of a Colonial Family ‚Inside‘ and ‚Outside‘ the Grahamstown Asylum, 1888–1918“. In: *Medical History* 58 (2), S. 166–187.
- Williams, Kristine, Frederick Holmes, Susan Kemper & Janet Marquis (2003). „Written Language Clues to Cognitive Changes of Aging. An Analysis of the Letters of King James VI/I“. In: *Journal of Gerontology Series B* 58 (1), S. 42–44.
- Winslow, Forbes L. (1898). *Mad Humanity, its Forms Apparent and Obscure*. London: Pearson.
- Winteler, Jost (1876). *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt*. Heidelberg: Winter.
- Winter, Bettina, Hg. (1991). *„Verlegt nach Hadamar“. Die Geschichte einer NS-„Euthanasie“-Anstalt*. Kassel: Landeswohlfahrtsverband Hessen.
- (1993). „Die Heil- und Pflegeanstalt Heppenheim von 1914–1945 – Von der Krise in die Katastrophe“. In: *Psychiatrie in Heppenheim. Streifzüge durch die Geschichte eines hessischen Krankenhauses 1866–1992*. Hg. Landeswohlfahrtsverband Hessen. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen 2. Kassel: Landeswohlfahrtsverband Hessen, S. 63–96.
- Wolff, Eberhard (1998). „Perspektiven der Patientengeschichtsschreibung“. In: *Medizingeschichte: Aufgaben – Probleme – Perspektiven*. Hg. Norbert Paul & Thomas Schlich. Frankfurt/Main: Campus, S. 311–334.
- Wright, David (1996). „‚Childlike in his Innocence‘. Lay Attitudes to ‚Idiots‘ and ‚Imbeciles‘ in Victorian England“. In: *From Idiocy to Mental Deficiency. Historical Perspectives on People with Learning Disabilities*. Hg. David Wright & Anne Digby. London: Routledge, S. 118–133.
- Wübben, Yvonne (2010). „Pathos und Pathologie. Ewald Heckers psychiatrische Briefektüren (1871)“. In: *Pathos. Zur Geschichte einer problematischen Kategorie*. Hg. Cornelia Zumbusch. Berlin: Akademie Verlag, S. 139–152.
- (2012). *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Zeller, Gerhart (1981). „Von der Heilanstalt zur Heil- und Pflegeanstalt. Ein Beitrag zur Geschichte des psychiatrischen Krankenhauswesens“. In: *Fortschritte der Neurologie – Psychiatrie* 49, S. 121–127.
- Zeman, Sonja (2010). *Tempus und ‚Mündlichkeit‘ im Mittelhochdeutschen: Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und ‚Historischer Mündlichkeit‘ im mittelhochdeutschen Tempussystem*. *Studia Linguistica Germanica* 102. Berlin: de Gruyter.
- (2013). „Historische Mündlichkeit. Empirische Erörterung einer theoretischen Problemlage“. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 41 (3), S. 377–412.
- (2016). „Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. Oder: Wie ‚nah‘ ist ‚Nähesprache‘?“ In: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. Helmuth Feilke & Mathilde Hennig. Reihe Germanistische Linguistik 306. Berlin: de Gruyter, S. 259–298.
- Ziehen, Theodor (1908). *Psychiatrie für Ärzte und Studierende*. 3. Aufl. Leipzig: Hirzel.

B.5 Archivquellen: Patientenaktenregister

Dieses Register listet alle in der Arbeit erwähnten Patienten nach dem Ort der ehemaligen psychiatrischen Einrichtung und der heutigen Aktennummer auf. Angehörige erhalten ein ‚A‘-Kürzel nach der Aktennummer. Bei britischen Institutionen wird nach Casebook sortiert.¹ Zuvor erfolgt eine Zuordnung der Orte zu den ehemaligen psychiatrischen Anstalten mit Hinweisen zur archivalischen Aufbewahrung der Patiententexte:

- *Ansbach* = ab 1902: Kreisirrenanstalt Ansbach; ab 1911: Heil- und Pflegeanstalt Ansbach -> Nürnberg, Staatsarchiv (Außenstelle Lichtenau), Bestand: Patientenakten (getrennt nach Frauen und Männern)
- *Erlangen* = ab 1846: Kreisirrenanstalt Erlangen; ab 1910: Heil- und Pflegeanstalt Erlangen -> Nürnberg, Staatsarchiv (Außenstelle Lichtenau), Bestand: Patientenakten; bestehend aus 6 Teilbeständen: ‚Frauen/Männer, in der Anstalt verstorben‘; ‚Frauen/Männer, aus der Anstalt entlassen‘; ‚Abgabe 2009‘; ‚Abgabe 2015‘. Die Akten tragen meist keine Aktennummer, daher wird hier die Kartonnummer angegeben.
- *Gießen* = ab 1911: Landes-Heil- und Pflegeanstalt -> Kassel, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, LWV-Archiv, Bestand 11
- *Gütersloh* = ab 1919: Provinzial-Heilanstalt Gütersloh -> Münster, LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, Best. 661/K.
- *Hamburg* = ab 1893: Landwirtschaftliche Kolonie für Geisteskranke (Hamburg Friedrichsberg); ab 1905: Irrenanstalt Langenhorn; ab 1918: Staatskrankenanstalt Langenhorn; ab 1938: Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn -> Hamburg, Staatsarchiv, Bestand Staatskrankenanstalt Langenhorn (352-8/7, Abl. 1995/2)
- *Kaufbeuren-Irsee* = ab 1849: Kreisirrenanstalt Irsee; ab 1876: Heil- und Pflegeanstalten Kaufbeuren-Irsee -> Kaufbeuren, Archiv des Bezirkskrankenhauses
- *Lippstadt* = ab 1882: Provinzialheil- und Pflegeanstalt Lippstadt-Eickelborn -> Münster, LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, Best. 656
- *Mainkofen* = ab 1911: Heil- u. Pflegeanstalt Mainkofen -> Mainkofen, Archiv des Bezirksklinikums
- *Marburg* = ab 1876: Irrenheilanstalt Marburg; ab 1901: Landesheilanstalt Marburg -> Kassel, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, LWV-Archiv, Bestand 16
- *Menston, West Yorkshire* = ab 1888: High Royds Hospital (1888) -> Wakefield, West Yorkshire Archive Service; C488: High Royds Hospital, Menston, Records; C488/7: Patients; C488/7/2/1–84: Additional Case Books 1888–1918 (Nr. 1–40: Male Casebooks; Nr. 41–84: Female Casebooks)

¹ Vgl. Kap. 3.2.3 zum Aufbau und Inhalt von Patientenakten und Casebooks.

Ansbach

- 34: Johann G. A., 125, 126
- 63: Johann L. A., 87, 141
- 902: Bernhard F. S., 226
- 2863/3905: Friedrich P., 91

Erlangen

- 9: Wilhelmina B., 226
- 10: Babette B., 91
- 58: Johann K. M., 141, 226

Gießen

- 35: Emma I., 53

Gütersloh

- 4882: Heinrich H., 26

Hamburg

- 13736: Emma T. S., 223
- 15401: Walter S., 59, 135
- 15555: Erich S., 154
- 16424: Käthe E. G., 143
- 16454: Karl R., 226
- 16588: Heinrich P., 143
- 19976: August W. A., 185, 186, 212, 223
- 20082: Amanda M. R., 136, 223
- 20087: Friedrich W. S., 55, 59

Kaufbeuren-Irsee

- 1: Ludwig Y., 98
- 3: Johanna M., 135, 520
- 12: Georg P., 98
- 13: Maria K., 93
- 28: Bertha B., 53, 54, 108, 110, 267, 521, 522
- 35: Katharina W., 110, 259, 268, 331, **348–350**, 476, 532, 539
- 52: Babette P., 98
- 77: Maria C. J., 104
- 80: Hans A., 40, 98, 104, 119, 121, 125, 129, 142, 145, 223, 259, 325, **371–374**, 520, 522, 537, 538
- 88: Joseph B., 104
- 98: Ulrich K., 365

- 102: Friedrich von M., 45, 47, 56, 126, 259, 325, **436–442**, 451, 478, 503, 532, 537

- 102-A: Caroline K., 259, 328, **442–444**

- 120: Anna H., 47, 123, 133, 259, 268, 329, **408–414**, 451, 532, 538, 539

- 120-A: Anna S., 259, 329, **414–416**, 495, 504, 507

- 147: Genovesa B., 104

- 149: Magdalena F., 98, 180, 181, 183

- 160: Josefa L., 98

- 160: Ludwig L., 108

- 174: Rosette R., 47, 70, 219, 227

- 175: Isidor E., 108

- 217: Afra L., 110

- 264: Karl R., 224

- 265: Samuel G., 108

- 267: Johann A. W., 98

- 268: Kreszenz L., 86, 110, 120, 228

- 299: Joseph S., 113

- 322: Lorenz W., 104

- 337: Peter E., 120

- 341: August von S., 45

- 343: Johanna R., 48, 50

- 355: Maria W., 46, 58, 60

- 363: Xaver M., 45

- 373: Wilhelm N., 123, 142, 226

- 416: Moritz von E., 45, 110

- 418: Karl S., 98

- 427: Louise M., 227, 259, 329,

403–408, 478, 504, 506, 532

- 450: Magdalena S., 125

- 451: Augusta von H., 45, 55, 142, 228

- 457: Anton H., 140

- 509: Theresia D., 71

- 518: Franz O., 126

- 519: Wilhelmine von L., 45, 110

- 529: Gustav H., 56, 57

- 533: Wilhelm H., 103

- 536: Josef R., 110

- 548: August M., 103

- 569: Georg D., 121

- 647: Jakob B., 184, 185

- 659: Karl R., 45, 110
 694: Jakob V., 108
 696: Clement W., 121, 142
 702: Adolf A., 528
 730: Elisabetha W., 55
 752: Josef A., 103
 775: Johann V., 126
 781: Dominikus M., 224
 789: Johann H., 124, 126, 137
 816: Ferdinand S., 53
 825: Ida G., 113, 115
 844: Crescenz H., 54, 71, 135, 192,
 223, 258, 259, 331, **344–346**,
 451, 470, 478, 532, 537, 538
 845: Anton K., 110
 846: Karolina H., 259, **398–401**, 451,
 504, 506, 531, 532, 537, 538
 846-A: Katharina S., 259, 329, 332,
401–403
 908: Jakob S., 48, 50, 55, 85, 111, 124,
 136, 137, 523
 935: Maria Z., 135, 496, 497, 503
 936: Pius G., 25, 26, 37, 48, 52, 53,
 87, 112, 113, 121, 134, 144, 263,
 264, 496, 498
 940: Heinrich U., 44
 966: Georg B., 39, 50, 121, 224, 259,
 281, 284, 290, 312, 314, 328,
 330, 331, 389, 392, **426–431**,
 504, 506, 537
 994: Maria R., 104, 115
 997: Sofie H., 103
 1005: Elisabeth K., 71, 532
 1026: Hans P., 97, 124, 214
 1053: Sabine von E., 45
 1092: Anna M., 86, 110
 1095: Josef M., 110
 1128: Crescenz H., 111
 1133: Maria N., 110
 1145: Ignaz L., 110, 206, 221, 222,
 258, 259, 325, 328, 331, 365,
444–450, 480, 538
 1148: Veronika G., 355
 1205: Hanna A., 54, 56, 108, 109, 184
 1208: Johann G., 110
 1218: Melchior K., 110
 1243: Gregor R., 97
 1261: Moritz S., 158, 160, 172, 173
 1269: Josef B., 47, 50, 134, 226, 521,
 525
 1275: Felicitas A., 56
 1276: Caritas S., 259, **375–376**, 451,
 473, 474, 504, 506
 1298: Viktoria S., 126
 1307: Crescenz F., 56, 60
 1342: Josef R., 107
 1354: Johann W., 57, 60, 110, 226
 1356: Josef B., 27, 110
 1362: Katharina F., 71, 172, 173
 1365: Anna S., 54
 1366: Friedrich V., 104, 159, 171, 174,
 175, 180, 182
 1391: Barbara D., 103
 1410: Frieda H., 110
 1419: Sigmund G., 110
 1465: Lorenz H., 56, 104
 1478: Anton M., 142, 146
 1480: Karl G., 133, 137
 1483: Michael Z., 139, 142
 1484: Barbara S., 111
 1486: Frederike B., 110
 1491: Engelbert L., 502
 1495: Carl S., 49
 1540: Therese L., 57
 1596: Johann W., 111
 1600: Salomon B., 108
 1621: Martin B., 25, 27, 55, 60, 71,
 134, 137, 178, 179, 181, 215,
 229, 233, 258, 260, **273–320**,
341, 389, 392, 427, 451, 465,
 466, **482–494**, 496, 498, 510,
 532, 534, 538–541
 1621-A: Karolina B., 58, 94, 260,
342–344, 467, 468, 537
 1623: Johannes G., 58, 127, 142, 149,
 260, 284, 312, 314, **388–392**,
 427, 504, 506, 532, 538, 539
 1628: Lorenz S., 137
 1630: Xaver G., 55, 394
 1634: Lucie B., 48

- 1640: Johannes B., 136
1659: Kaspar A., 48
1676: Benedikt K., 66, 173
1686: Georg L., 129
1703: Franziska H., 227
1720: Georg W., 25, 57, 60, 120, 125
1725: Joseph B., 111, 158, 161
1728: Andreas P., 260, 328, **381–384**,
451, 495, 532
1728-A: Georg P., 260, 328, **384–385**
1728-A/1901-A: Joseph P., 260,
385–388, 496, 504, 507
1729: Ernst B., 110
1750: Leonhard Y., 177
1760: Marie Z., 159, 160, 172
1762: Philipp P., 226
1763: Georg S., 35, 51, 52, 105, 112,
113, 134, 136, 137, 146, 148,
149, 223, 260, 325, **392–396**,
452, 477, 503, **508–518**, 524,
525, 532, 537, 542
1780: Therese H., 134, 136, 159, 167,
173–175, 182, 183
1785: Creszenz M., 110
1792: Therese F., 502
1809: Konrad A., 150
1810: Therese E., 105
1818: Christina R., 268
1822: Johann A., 46, 502
1850: Karl S., 185
1876: Marie H., 159, 172
1877: Karl S., 267, 519
1878: Kreszenz W., 110, 159, 160,
164, 165, 172, 175
1889: Johanna K., 502
1901: Vitus P., 136, 260, **378–380**,
495, 537, 538
1916: Magdalena K., 105
1918: Mathilde G., 111
1933: Maria S., 105, 113
1940: Xaver B., 110
1952: Magdalena G., 137
1956: Xaver E., 104
1969: Michael M., 502
1971: Sofia N., 142
1989: Felicitas P., 68, 502
1996: Balbina H., 496, 499, 503
1998: Johanna R. D., 159, 172, 175
2032: Albert F., 68, 502
2047: Albert B., 110, 134
2052: Christine H., 159, 172, 175
2058: Franz J. W., 142, 523
2083: Deochar G., 124, 127
2085: Richard S., 56
2087: Ludwig F., 47, 118, 181
2087-A: Marie F., 520
2091: Therese W., 57, 268
2108: Cosmas R., 56, 57, 260,
367–371, 451, 496, 499,
503–505
2115: Xaver P., 27, 108, 110, 293, 523
2132: Josef K., 141, 158, 172, 175
2204: Alois J. W., 121
2211: Josefa M., 121, 126
2214: Katharina B., 53, 57, 105, 159
2221: Anna S., 159, 168, 172, 173,
175
2226: Maria V., 375, 376
2233: Luzie A. D., 104
2235: Regina G., 184
2245: Anna R., 55, 104
2266: Josef S., 142
2267: Bertha L., 108
2268: Anna K., 110
2275: Josefa K., 158, 172, 175
2283: Maria W., 158, 172, 175
2287: Josephine S., 55, 56, 58
2312: Eugen R., 119
2323: Friedrich B., 53, 104, 120
2325: Anna S., 107, 134, 260, 284,
326, 332, **422–426**, 504, 506
2361: Leopold E., 521
2362: Johann W., 110
2406: Hugo A., 56, 110
2409: Sebastian A., 268
2426: Edmunda B., 104
2452: Carl Graf von B., 45, 226
2530: Karl H., 57, 136
2543: Wilhelm H., 223
2553: Franz von H., 45

- 2585: Anna K., 70, 110, 140
 2586: Elfride M., 104
 2657: Theresia M., 93
 2661: Johann K. M., 142, 227
 2686: Simon R., 104
 2748: Elisabetha S., 85
 2756: Karl S., 104
 2797: Ludwig S., 93
 2802: Karl S., 110
 2803: Caroline U., 108, 109
 2812: Josef B., 111
 2817: Maria E., 52, 54, 135, 192, 197,
 206, 215, 216, 219, 233, 260,
 265, 325, 326, **360–367**, 496,
 501, 503, 510, 537–539
 2827: Maria C. G., 223, 260, 325,
355–360, 504, 505, 522, 524,
 525, 537
 2830: Johanna M., 105
 2834: Julius B., 108
 2848: Viktoria H., 66, 502
 2861: Ernst R. H., 103
 2871: Mathilde W., 25, 44, 50, 53,
 113, 258, 260, 274, **416–421**,
 426, 480, 496, 502, 504, 507,
 532, 537
 2876: Luise K., 136
 2891: Friedrich W., 111
 2895: Caroline B., 520
 2912: Josef B., 121
 2922: Christine M., 105
 2925: Margaretha S., 110
 2930: Josef Z., 110, 159, 172
 2936: Urban S., 39, 111, 137, 139,
 142, 144, 216, 229
 2939: Mathilde D., 159, 175
 2950: Magdalena R., 54, 58, 133, 260,
 268, **351–354**, 360, 450, 453,
 454, 503, 505, 538, 540
 3041: Ludwig P., 150
 3085: Katharina S., 523, 528
 3129: Johann B., 110
 3164: Franz J. F., 158, 172, 174
 3230: Konrad M., 163
 3327: Bernhard B., 104
 3342: Alois E., 107
 3349: Jakob F., 39, 54, 60, 126, 182
 3411: Karolina M., 120
 3421: Rupert M., 177
 3465: Georg S., 110
 3469: Josef T., 158, 163, 172, 175
 3470: Jakob T., 159
 3471: Josefine T., 108
 3627: Kreszenz R., 158, 173, 175
 3629: Konrad R., 158, 164, 172, 175,
 502
 3667: Michael V., 110, 158, 175
 3688: Rudolf B., 115, 142, 145, 146,
 149
 3713: Julius E., 121, 139, 142
 3727: Theresia F., 110
 3796: Albert R. M., 44, 104, 260, 330,
 335, **432–434**, 478
 3842: Joseph S., 50, 107, 142
 3897: Adelinde D., 107
 3907: Benedikt B., 50, 136
 3938: Balthasar G., 159, 171, 172
 3952: Christine H., 107
 3990: Johann M., 107
 4001: Hermann P., 137
 4462: Ignaz M., 119
 4478: Josef O., 120
 4494: Maria R., 120, 159, 172
 4610: Betty B., 109
 4872: Margareta V., 159, 167, 175
 5588: Josef H., 159
 5601: Hermann H., 159
 5605: Fritz H., 159
 5964: Aron W., 109
 6008: Arthur S., 121
 6008-A: Gertrud S., 122
 6270: Joseph R., 111, 523
 6270-A: Emma R., 521
 6369: Katharina V., 56, 135
 6434: Max B., 119
 6973: Julius N., 109
 7021: Emil W., 109
 7557: Anna G., 159, 169
 7710: Lotte W., 109
 7782: Franz M., 170

7783: Eugen M., 170	Mainkofen
7784: Matthäus M., 172	267: Marie V., 140
7785: Bonifaz M., 170	702: Adolf A., 528
7790: Johann N., 172	1328: Otto A., 137, 223
8662: Frieda W., 109	Marburg
10608: Elisabeth H., 111, 135	1696: Johanna N., 109, 527
14288: Richard S., 510	Menston, West Yorkshire
	C488/7/2/1, S. 349: Patient 1, 155, 156
Lippstadt	C488/7/2/1, S. 541: Patient 2, 155, 156
1914: Gustav L., 53	C488/7/2/2, S. 221: Patient 3, 155, 156

Postskriptum

aus einem abgesendeten Brief der Privatiers Anna S. (kfb-2325)
vom 20.04.1913 an die Staatsanwaltschaft München (vgl. Kap. 6.2.2.14)
(als Abschrift in der Patientenakte aufbewahrt):

- (157) P. S. Nun möchte ich noch die Fragen aufwerfen: Kann man die Zeit, die man mir von meinem Leben förmlich abgestohlen hat, zurückkaufen?
Kann man die entsetzlichen, maßlosen, unsagbaren, namenlosen Qualen, die ich durch das Internirtsein in diesem Irrenhaus erdulden mußte, ungeschehen machen?
Wie will man das Verbrechen, das an mir begangen wurde, sühnen? wie u. durch was?
Wenn man so mit den Menschen umgeht, so wie man mit mir jetzt umgegangen ist, darf man sich nicht mehr wundern über die zunehmenden Selbstmorde, man zwingt die Leute förmlich zu allen möglichen Untaten. Es gehört ein starker Geist dazu, um nicht zu unterliegen.

Act

der

Kreis-Heil- und Pflegeanstalten bei Kaufbeuren

SCHIEGG

Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte

Patientenbriefe bilden eine Textsorte, die der Sprachwissenschaft bislang unbekannt war. Diese Untersuchung basiert auf einem neu erschlossenen Korpus historischer Patiententexte der süddeutschen psychiatrischen Einrichtung Kaufbeuren-Irsee, die mehrere tausend Egodokumente des 19. und frühen 20. Jahrhunderts von Schreiberinnen und Schreibern aus einem breiten sozialen Spektrum überliefert.

Im Fokus der sozio- und variationslinguistischen Analysen dieser individuenzentrierten Arbeit stehen nahe- und distanzsprachliche Merkmale in 191 privaten und offiziellen Briefen von 28 Personen (22 Patienten, 6 Angehörige), die allesamt eine beachtliche sprachliche Flexibilität und Varietätenkompetenz aufweisen. Dies wird gestützt durch detaillierte Untersuchungen intraindividuelle Variation innerhalb von Texten sowie in der Diachronie. Die Arbeit rückt den Sprachgebrauch marginalisierter Personen ins Zentrum des Interesses und ermöglicht die Etablierung einer ‚inklusive‘ Sprachgeschichte.

ISBN 978-3-8253-8575-0



9 783825 385750

No.

2950

1. Eingetreten: 10. Juli 1923.
Ausgetreten: 1925 in Japan
2. Eingetreten: 20. 7. 1925
Ausgetreten: 1. November 1928
3. Eingetreten: 10. Juli 1933
Ausgetreten: 23. 8. 1936
4. Eingetreten:
Ausgetreten:
5. Eingetreten:
Ausgetreten: